Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

Band 2 / I

Leipzig 1915

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1969

Reprinted by permission of the original publisher

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

ZWEITER JAHRGANG 1915
ERSTES QUARTAL
JANUAR/MÄRZ

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG 1915

INHALTSVERZEICHNIS

I.
AUFSÄTZE

	Heft	Seite
Franz Blei, Über eine Literatur	II	186
Else Hadwiger, siehe Kriegsberichterstatter		
Wilh. Hausenstein, Für die Kunst	I	37
Annette Kolb, Die Internationale Rundschau und der Krieg. Ein Vortrag	III	269
Kriegsberichterstatter:		
Leonhard Adelt, Die Schlacht steht	III	295
Luigi Barzini, Der Tod von Ypern ⟨übersetzt von Else Hadwiger⟩	III	317
Valery Brjussow, Hinter der Schlacht ⟨übersetzt von H. Stein⟩	III	329
Robert de Lezeau, Die Schlacht bei Reims ⟨übersetzt von Else Hadwiger⟩	III	307
Aage Madelung, Zu den Karpathen	III	299
Ulrich Rauscher, Das zerstörte Dorf	I	30
H. Stein, siehe Valery Brjussow ⟨Kriegsberichterstatter⟩		
Josef Luitpold Stern, Dichter	III	337

II.
GEDICHTE

Ernst Blass, An den Leutnant F. H. S.	III	265
Walter Hasenclever, Tod und Auferstehung	I	1
Else Lasker-Schüler, Saul	II	215
Franz Werfel, Freunde sind wir auf der Erde alle	I	62
Hohe Gemeinschaft	I	60
Ode	I	61
Paul Zech, Der Flug in die Sterne, siehe Dramatisches		

III.
DRAMATISCHES

Carl Sternheim, 1913. Schauspiel in drei Aufzügen	II	137
„ Unveröffentlichte Szene aus Bürger Schippel	I	69
Paul Zech, Der Flug in die Sterne. Fragment einer Szene	III	286

IV.
EPISCHES

Gottfried Benn, Gehirne	II	210
Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott. Roman	I	73
„ „ „ ⟨Fortsetzung⟩	II	216
„ „ „ „	III	349

	Heft	Seite
Friedrich Burschell, Vom Charakter und der Seele	I	3
Norbert Jacques, Das Vogelnest in der Marienkrone	II	197
Andreas Schreiber, Der Knabe Peiaho	I	48
Arnold Zweig, Quartettsatz von Schönberg ⟨Op. 7 D-Moll⟩	I	63

V.
GLOSSEN

Adolf Behne, August Macke	III	380
Franz Blei, Gobineau	I	134
H. Daul, Das Gastmahl der guten Europäer	I	121
Kasimir Edschmid, In Memoriam Ernst Stadler	I	122
Albert Ehrenstein, Georg Trakl	I	132
Emil Faktor, Der Ferndrucker	II	258
S. Friedlaender, Der Allgemeingeist	II	252
Christian Heinold, Der erlöste Feuilletonist	I	127
Richard Hill, Das Symptom Helfferich	II	242
Siegfried Jacobsohn, Der Kritiker Brahm	II	253
Gustaf Kauder, Der National-Liberal-Club	I	128
„ Zeitungskorrespondenten	II	256
Hans Koch, Auf der Suche nach eines Freundes Grab	II	260
Medard Ottenhayn, »Absterbende Nationen«	I	131
Otto Pick, siehe Fráňa Šrámek		
Max Scheler, Europa und der Krieg	I	124
„ „	II	244
„ „	III	376
Marga Schwarz, Meine Freundin	II	264
Fráňa Šrámek ⟨Deutsch von Otto Pick⟩, Die Großmutter	III	382
Peter Wülfrath, Erinnerung	III	375
Ganz niedrig hängen, ⁂	II	249
R. S., Kammermusik	I	133

VI.
ANHANG VON HEFT I: DIE BÜCHERFREUNDE

Dr. Julius Zeitler, Kriegsbibliophilie.

ZEICHNUNGEN

Rudolf Großmann, Ernst Stern, Zeichnungen zu Carl Sternheim, 1913.
Max Oppenheimer, Fünf Zeichnungen zu einem Streichquartett.

Walter Hasenclever:

TOD UND AUFERSTEHUNG

Die Lagerfeuer an der Küste rauchen.
Ich muß mich niederwerfen tief in Not.
Leoparden wittern mein Gesicht und fauchen,
du bist mir nahe, Bruder, Tod.
Verworren zuckt Europa noch im Winde
von Schiffen auf dem fabelhaften Meer,
und durch die ungeheure Angst bricht her
Schrei einer Mutter nach dem kleinen Kinde.
Es starb mein Pferd heut Nacht in meiner Hand,
wie hast du mich verlassen, Kreatur!
Aus dem Kadaver steigt das fremde Land
hinauf zu einer andren Sonnenuhr.

*

Gib, daß ich ganz in meiner Schuld dich nenne,
ein Mensch zu sein und deines Geistes Kind,
am Abgrund, wo ich mein nicht mehr erkenne,
in Schmerz zerfallen und in Tränen blind.

Gib, daß die eitle Lust von mir entschwindet,
der in Verzweiflung unter Sternen wohnt,
der alle Marter dieser Welt empfindet
und auf der Schlange Leib liegt, die ihn schont.
Daß ich in Sünde bin und Gutes werde
und aus der Finsternis dein Antlitz seh:
Strahl meines Geistes auf vergangner Erde,
Erfüllung, Opfer und Gethsemane.

*

Ihr Fraun, ich möchte euch rufen aus euren Betten
wie Don Juans letzte Parade vor seinem Tod.
Du in der Ferne, Geliebte, wer wird dich retten!
An welchem Brunnen stehst du, wer schenkt dir Brot!
Wirst du in einer fremden Familie enden?
Bald mit deinen kleinen zärtlichen Händen
beten bei einem Kind im Abendrot?
Du Letzte, die ich geliebt, ich will mich verschwenden.
Ich kenne die Schmerzen alle, und nahe ist mir der Tod,
sieh, es steht ein Stern über dunklen Hallen!
Ich glaube, auch du wirst bald auf die Kniee fallen,
und Gott wird dir helfen in deiner Not.

*

So folg ich wieder dem Gebot des Geistes,
Geschöpf, hier endet deine irdsche Spur.
Geliebtes, bald vergangen und Verwaistes:
erkenn ich dich, bist du mein Schatten nur.
Wenn je ein Mensch in seiner kalten Größe
zusammenstürzt an der verhaßten Zeit,
erhebe ihn das Schauspiel seiner Blöße —
es bleibt ein Wort von ihm in Ewigkeit.
Er eile hin und such, es zu erringen
mit neuem Mut des auferstandnen Tags,
und wieder, jetzt im schmerzlichsten Vollbringen,
wird ihm die Stimme rufen: nimm und trags!

Mai 1914.

Friedrich Burschell:

VOM CHARAKTER UND DER SEELE

EIN GESPRÄCH

Erwin, ein junger Deutscher,
Leo, ein junger Slawe.

Leo:

Ich habe einmal sehr klar und so, daß ich seit dieser Zeit ein Zeichen davon an mir trage, erkennen dürfen, daß ich, so wie ich da bin, Mensch voll Nachdrucks und voller Wünsche, daß alles starr an mir sei und ein Bild und daß ich in die Ruhe komme mit den anderen ruhenden Dingen, ich habe doch einmal an mir spüren dürfen, daß ich ein Leben bin und hinfließe und es ist gleichgültig, ob ich der und der bin und mich viel bemühe; das war, als ich einmal sehr krank war an einer recht unglücklichen Liebe zu einem Wesen, das immer in einem großen Stuhle lag und auch im Sommer immer einen Pelz um sich haben mußte, und dieses Wesen war unerschütterlich; denn soviel man auch in sie hineingoß und so sehr man sich um sie herum verwandelte und seine Leidenschaft in noch so schönen Launen vor ihr verschwendete, so schrieben ihre Finger doch immer dieselben Kurven auf ihrem Pelz und ihre Augen blieben immer feucht von denselben Tränen, die sie aus keinem erkennbaren Grunde weinte. Ich rieb mich damals so sehr an diesem Wesen auf, daß meine Freunde es merkten und einer schrieb mir dann einen eindringlichen Brief voller Ermahnungen, worin es hieß, daß ich doch viel zu wertvoll sei, um mich so zu vergeuden, und ich solle bedenken, daß das Mädchen sehr nichtig sei, wenn man sie gegen mich halte. Weil ich nun diesem Mädchen alles zeigte, so zeigte ich ihm auch diesen Brief, sie konnte Handschriften nicht gut lesen und ich half ihr beim Entziffern so, daß sie immer eine Zeile in fragendem Tone las und ich bestätigte dann oder verbesserte. So kam es, daß alles laut gesagt wurde, und als sie dann fertig war

und schwieg, war das Schweigen sehr eindrucksvoll, und in dieser Stille war es, wo ich merkte, wie die Worte in die Luft gebaut sind und sich nicht halten können vor dem Leben, das immer gleich ist und weitergeht. Ich will sehen: die Bedeutung dieses Augenblickes könnte Ihnen vielleicht klarer werden, wenn ich Ihnen sage, daß in ihm ganz die christliche Gewalt der Buße war, der reinen Buße, verstehen Sie, die nicht wegen dieses oder jenes, nicht nach der greifbaren Deutlichkeit der Sünde den Menschen ergreift, sondern er hat sie in sich, und er lebt und nährt sich von ihr, und sie hat auch nichts gemein mit den Gefühlen der Reue und der Zerknirschung, denn die bedürfen erst der Vergangenheit und sind trotzig und voller Selbstsucht. Die reine Buße jedoch ist demütig und hängt an nichts, sie ist wie das Leben selber, sie ist das, was uns von der Christlichkeit über geblieben ist. Ich will sie die arme Seele nennen, ich habe sie gefühlt und sehen Sie, ich glaube seit der Zeit: alles, worauf wir vermeinen stolz sein zu können, ist doch nur der Charakter, das leere Zeichen unserer Person, das uns die äußere Gestalt und die Erkennbarkeit gibt, aber im Grunde sind wir das nicht, im Grunde sind wir arme Seelen, entblößt vor Gott, und alles andere ist eine falsche Sonderung.

Erwin:

Ich glaube zu verstehen, warum Sie mit einem Male so ohne Rücksicht und auch so schamlos sprechen. Sie sind, lieber Leo, sehr heftig und immer darauf aus, Ihre Leidenschaft für sich spielen zu lassen. Sie freuen sich — man sieht das sehr an Ihren Händen und an den Bewegungen Ihres Kopfes —, daß da etwas ist, was Sie gleichsam entlastet. Sie wollen alles sagen, was Sie zu sagen haben, Sie wollen sich ganz gehen lassen, und doch spricht nur Ihre Leidenschaft, und die verantwortet Sie nicht, nein sicherlich, die verantwortet Sie nicht, denn Sie sind in dem Augenblick ganz leicht und ohne jedes Gewicht, und wenn ich auch sage, daß Sie getragen werden, so will es nicht viel heißen, denn es geschieht ohne Mühe und ist mit nichts erkauft. — Lassen Sie mich weiter sprechen, Sie haben angefangen und sind zu einem Ende gekommen, ich will zu keinem Ende kommen, aber vielleicht, daß ich Sie überführen kann.

Sie haben gut daran getan, sich an ein Erlebnis mit einer Frau

zu halten, denn die Frauen sind, wenn sonst nichts anderes, gewiß die höchste heuristische Idee, die es gibt. Wenn sie sonst nichts anderes tun, so bringen Sie uns doch auf alles, und ich glaube nicht, daß man seine Zeit mit Frauen verschwenden kann, oder eben die Verschwendung ist etwas sehr Wichtiges, in ihr wird vieles mit einer solchen Helligkeit klar, die der Mensch, der an sich hält, nie erfahren wird. Auch ich will, so gut ich kann, von einem Erlebnis mit einer Frau sprechen und Sie werden bald dahinterkommen, wie ich es Ihnen entgegensetze. Sie wissen, ich komme viel herum, ich bewege mich gern unter Menschen, meine Arbeit wird anerkannt, und man spricht mit Achtung von mir. Es fehlt nicht an Frauen, die mir zuhören und mich vor den andern auszeichnen. Ich war in der Zeit, aus der ich Ihnen erzählen will, ein wenig abgespannt, und so ließ ich mir es wohl gefallen, als ich merkte, daß eine Frau, die von einer seltenen und wirklich frauenhaften Schönheit war, mir eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte. Sie schien überdem von einer großen Weichheit des Gemüts, die zarten und dauernd innigen Gefühle, die der Liebende erst nach vieler Überwindung oder nach einer gewaltigen Überrumpelung an sich erfährt, schienen alle gleichsam vom Anfang an in ihr da zu sein und auf dem Sprunge zu liegen, und man brauchte nur als ein Empfindsamer in ihre Nähe zu kommen, so strömten sie mit einer sehr wohltuenden Sanftheit von ihr auf den andern, und ich hatte nur einen Abend mit ihr nötig in einer sehr lauten Gesellschaft, wo sonst alles tanzte, und ein abgelegenes Zimmer, durch das ab und zu Leute kamen, die uns, die wir sehr eifrig miteinander sprachen, mit dem schnellen Blick einer höflichen Zurückhaltung betrachteten, ich hatte nur diesen Abend nötig, um so in sie verliebt zu sein, daß es nichts Aufregendes an sich hatte und wie die Erfüllung einer sehr langen und sehr warmen, zukunftsgewissen Hinneigung war. Und alles andere war ebenso, wie lange vorbereitet, und vollzog sich sicher und mit einer schönen Mildheit, eines nach dem andern. Sehen Sie, Leo, ich will Ihre Worte gebrauchen, es schien hier alles von den Namen abgelöst zu sein, es schien alles in dem wahren seelenvollen Fluß hinzugleiten, wo es gleichgültig wird, wer sie ist, und wer ich bin, und Sie müssen zugeben, daß es in diesem Fall auch ganz gleichgültig ist, daß Sie in

einer, wie man zu sagen pflegt, unglücklichen Liebe das erfuhren und ich es in einer — glücklichen. Und auch das ist gleichgültig, ob Sie Ihre arme Seele in dem Zustand der reinen Buße erlebten und ich etwas anderes; denn hier, in der Namenlosigkeit, hören alle Differenzen auf, und Sie sagten sehr richtig, daß alle Sonderung da falsch wäre; und ob ich in einem warmen und vielleicht beglückenden Aufgehobensein lebte und Sie vielleicht im Gegensatz dazu waren, so verflüchtigen sich doch die Gegensätze, wenn sie beide sich von diesem ungeheuren Gefühl überwölben lassen, daß eins wie das andere ja wie das Leben selber war, ganz rein und unbekümmert, daß in beide gar kein Inhalt hineinragte; denn Sie sagten, Sie standen entblößt vor Gott, und ich sage, alles war vorbereitet und ohne mich und nahm mich mit sich, und ich hatte nichts dabei zu tun, auch ich war arm und bloß und fortgezogen von einer ebenso reinen Gewalt, wie es die christliche Buße ist, von dem Zuzweisein.

Ich weiß, was Sie mir jetzt einwerfen wollen, Sie wollen mich mit mir selber widerlegen; Sie wissen, daß es mein Glaube ist, wo zwei Menschen innig zusammenseien, sei auch die Gnade da, und Sie wollen mir jetzt sagen, daß die Buße doch nur immer der Weg zur Gnade sei; aber hören Sie zu, jetzt komme ich zu dem Wichtigen. Wie hat der Meister gelehrt: »Wo zwei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen«, und denken Sie daran, daß vorher noch geschrieben ist: »Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren.« Sie sehen schon, warum ich das hier anführe, Sie sehen, wohl ist die Natur des reinen Lebens mächtig, wohl führt sie uns den Weg, wo wir nackt und bloß und arme Seelen werden, und auch das Zuzweisein ist solch ein Weg; denn er führt uns tief in die Bedürftigkeit hinein, wir bedürfen einander und so werden wir, die wir zwei sind, zu einem; aber dabei ist noch nicht die Gnade, das will ich nie behauptet haben, so wenig wie in der Buße schon die Gnade ist. Sondern dies alles ist erst die Reinigung von dem Viel zu Vielen der Irdischkeit. Die Buße ist die Reinigung, da hat der Mensch alles von sich weggeräumt, und das Zuzweisein ist die Reinigung, nur in ein Symbol gewickelt und nicht so durchschaubar; denn da hat der Mensch den Trotz seiner Selbstischkeit fahren ge-

lassen und ist aufgegangen in dem Höheren, daß zwei gleich einem sind. Aber die Reinigung bleibt noch, wenngleich sie das Äußerste ist, in der Macht der Natürlichkeit befangen, da ist noch keine Freiheit, da ist noch alles Getragensein, ja, sie ist selber die höchste Anerkennung des Zwanges. Wo aber die Gnade ist, da ist Freiheit, und die Gnade ist nach den Worten des Meisters im Namen. Hören Sie rasch meine Geschichte zu Ende, hier komme ich wieder auf sie. Was sagte ich Ihnen? Es war ein schönes Beieinandersein im reinen seelenvollen Fluß, es schien so sehr über alle Namen erhaben, daß ich nicht wagte, irgendeinen Namen zu nennen. Wenn wir uns die Hände gaben und sie beisammen behielten, so schlugen wir ineinander, und gleich war ein Drittes da und herrschte über uns, und da galt die ewige Mythologie, daß Mann und Frau verworren untereinander sind und keines weiß, wer den andern besitzt, und ihr Gott lebt über ihnen und nicht in ihnen. Ich kann Ihnen hier nur andeuten, wie mich dies stumme Ineinandersein allmählich körperlich peinigte, und ich weiß noch sehr gut, wie ich eines Tages den Kopf hob und der Frau den Namen des Gottes in die Augen sprach, damit wir freier an ihm trügen. Glauben Sie mir jetzt oder glauben Sie mir nicht, halten Sie meine Geschichte für übertrieben, wenn Sie wollen und nehmen Sie alles für eine einfache und alltägliche Sache, in die nur ich zuviel hineinlege, es ist gleichgültig, — aber ich habe noch vor mir die Ernüchterung, die das Gesicht der Frau plötzlich glatt und dumm machte, ich fühle auch noch, wie ich plötzlich auf meinen Füßen kräftig stand, und ich merkte mit einer hohen Freude, daß der Name wie ein feuriges Schwert ist und alles in einem Nu verzehren kann, was nicht mit der Gnade sich gegürtet hat. Und meine Freude überwog um vieles die Trauer und die Beschämung darüber, daß der Mensch sich aufheben läßt, und es war doch umsonst. Das will ich Ihnen entgegensetzen, Leo, und damit bin ich erst zu einem Anfang gekommen, solange das Zuzweisein noch im Fluß des Lebens bleibt und an der Natürlichkeit hängt, ist es noch nichts, und solange Ihre Buße noch wie das Leben selber ist, und sei sie noch so rein, ist sie noch nichts, denn die Freiheit fängt an, wo der Mensch den Namen über sich stellt und bittet, daß ihm etwas gewährt werde, und da widerfährt ihm die Gnade. Was

Sie vom Charakter und der Seele sagen, ist treffend und schön, aber nur auf einer unteren Stufe, und es gilt nur als Propädeutik und Vorbereitung. Und darum sagte ich, daß es mit nichts erkauft sei und nur aus einer leeren Leidenschaft käme, die Sie nicht verantwortet.

Leo:

Und wollen Sie mir sagen — ich bin begierig darauf — wie Sie es höher hinaufwandeln sehen? Denn ich merke wohl, daß Sie an einem Anfang sind.

Erwin:

Ich will Ihre Worte aufnehmen, ich kann es jetzt. Sie nennen den Charakter das leere Zeichen unserer Person, das uns das Äußere der Gestalt und die Erkennbarkeit gibt, aber die Seele, was sagen Sie von ihr? Es ist tief von Ihnen gefühlt, daß Sie von ihr als der armen Seele sprechen, denn Sie können von ihr nichts aussagen, Sie können sie nur fühlen. Rein haben Sie sie nur im Zustand der Buße, aber wie kamen Sie dazu? Sie sagten, indem der Charakter, das leere Zeichen von Ihnen wegfiel, und Sie standen nackt und bloß und waren wie das Leben selber. Die Seele hat also keine Bestimmung, es sei denn diese negative, daß sie nicht das Äußere des Charakters ist. Das ist wahrhaftig arm und demütig geredet, aber wenn uns nur das von der Christlichkeit über geblieben wäre, dann wäre es nicht eben viel. Doch sagen Sie mir einmal, Leo: ist wirklich der Charakter das leere Zeichen unserer Person, und wenn er es wirklich ist, woran liegt es, daß er sich nicht füllen läßt, daß das Leben nicht wahrhaft hineindringt? Haben Sie hier eine Antwort?

Leo:

Ja, Erwin. Sie wollen zwar, daß ich Ihnen an die Hand gehe und Sie unterstütze. Aber ich will es wahrhaftig nicht tun, denn jetzt merke ich erst, wie ich von Ihnen angegriffen werde. Von mir kann man sagen, daß ich recht habe oder daß ich unrecht habe, und ich habe recht, denn das Leben hat immer recht. Aber Sie stecken voller Zweideutigkeiten, man kann von Ihnen nicht sagen, ob Sie recht haben oder unrecht, denn es kommt Ihnen nicht darauf an. Wenn man Ihnen sagt, das ist das Rechte und das Wahre, dann sagen

Sie: ja, das ist es, aber es gibt ein Höheres — dann sagen Sie: es gibt den Namen und die Gnade, kurz und gut, es gibt das Wunder. Am Ende wollen Sie immer triumphieren und in der Herrlichkeit sitzen, und immer sind Sie bereit zu sagen, daß Gnade vor Recht gehe. Aber ich verstehe nichts von Wundern und halte mich nur an mein Recht.

Erwin:

Warum also nennen Sie den Charakter das leere Zeichen?

Leo:

Weil nur in der Seele die Wahrheit ist. Aber ohne Trotz gesprochen, Erwin: wie wäre im Charakter die Wahrheit zu finden, wie wäre das wohl möglich? Denn der Charakter ist das Zeichen, das den Menschen nur nach außen hin erkennbar macht, der Charakter will heraus aus dem engen und dunklen Leben, das er als ein Stück Natur, als ein Angeborenes im Menschen führt. Aber geben Sie acht, Erwin, der Mensch vermag sich darüber zu beruhigen, daß die Stirn, die ihm angeboren ist, so und so gewölbt ist, er vermag sich darüber zu beruhigen — er hat es sogar in seiner Gewalt —, daß seine Hände so und so beim Sprechen sich bewegen, aber da ist noch kein Mensch gefunden, der darin ausruhen könnte daß er solch einen Charakter hat, kein Mensch kann das nach innen bringen, warum er beispielsweise alles ins Lächerliche verdrehen muß, oder warum er geizig ist, oder warum er sich bei allem aufhält, oder warum er sich über alles hinwegsetzt und so weiter. Darüber kann sich niemand Rechenschaft geben, denn das Eigentümliche des Charakters ist es, daß er als eine dunkle, enge und unerkennbare Natur im Menschen darin ist und nur außen sichtbar wird, nur für die anderen, denn das Außen ist immer das Andere. Am Menschen selber zeigt es sich, daß sein Charakter das Falsche ist, das, worin keine gewußte Wahrheit ist, denn der Mensch kann seine gesonderte Existenz nie wahrhaft sehen, es ließe sich nur denken, daß er dann stürbe, es ist überhaupt ungereimt, daran zu denken, und darum ist es sehr tief, daß die Heiligen und Asketen, die sich ganz einsam vor Gott stellen, den Charakter als die Sünde und das Ungemäße meiden und daß sie immer das ganz Allgemeine sein müssen: einsame Seelen

vor Gott. Und auch daran läßt es sich sehen, daß im Charakter keine innere Wahrheit ist, sondern daß er nur für die anderen sich unterscheide, an dem Menschen meine ich, der seinen Charakter spielt, der glaubt, er wisse von seinem Charakter, sein Charakter sei der und der, und der auf dieses eingebildete Wissen trotzt und seinen Trotz überall herumträgt und zu verstehen gibt: ich bin nun einmal so, ich habe mich erkannt, ihr müßt mich nehmen, wie ich bin. Ist dieser Mensch nicht durchaus ekelhaft, eine Fratze, ganz von jeder Menschlichkeit verlassen? Denn dieser Mensch hat das Unwißbare wissentlich gemacht, dieser Mensch glaubt etwas, was nie zu bewältigen ist, bewältigt zu haben, aber die Natur ist nie zu bewältigen, und daß sie nie zu bewältigen ist, dafür ist die Buße der starke Ausdruck. Der Charakter ist nur dafür da, daß im Vielerlei der Mensch sich behaupte und ein Besonderes bilde, aber das ist ganz eitel, das sieht man klar daran, daß der Charakter sogleich selber zum Vielerlei wird, daß in ihm keine Einheit ist, daß er als das Besondere nie vom Besonderen gefaßt wird, sondern daß er als das Besondere nur für die vielen anderen da ist. Der Charakter vermischt sich sogleich, er ist nie rein da, er ist im Vielerlei des Hinüber und Herüber, er ist eine schlechte Antithese, wo er nicht gefragt wird, antwortet er mit seinem »So bin ich«, und er meint es da gewiß ganz ehrlich, und wo er antworten soll, weicht er aus mit seinem »So bin ich«, er ist eine falsche Sonderung, er ist ohne Wahrheit und ohne Verstand, er ist verdammt, das Besondere zu sein, durch das der Mensch sich ausdrückt, doch wenn der Mensch auf sein Besonderes sich zurückziehen möchte, hat er da nicht Blasen und Schaum, und wird vor der Seele das alles nicht zunichte, vor der Seele — denn das ist der Mensch, der wahrhaft in sich findet — gibt es nur die erstaunte Frage: wie bleibt dies Ungemäße möglich? Ich bin doch arm und fließe hin, und eine Spannung ist zwischen mir und Gott, und die Erlösung ist meine einzige Sorge.

Erwin:

Wahr und schön, lieber Leo, wenn es so ist, wie Sie sagen, wenn der Charakter im Vielerlei und im Hinüber und Herüber bleibt, dann ist er wirklich das leere, äußere Zeichen der Erkenn-

barkeit, eitel und nichtig, ohne Wahrheit und Tiefe. Aber ich will Sie daran erinnern, daß Sie vorhin sagten, Sie hätten recht, denn das Leben habe immer recht. Wenn aber das Leben recht hat, Leo, wie kommen Sie dann zu Ihrer Buße? Denn das ist doch das Leben, dächte ich, daß der Mensch so und so ist und es nicht nach innen bringen kann, warum er soviel Bestimmtes in soviel bestimmter Wiederholung tut, das ist doch das Leben, daß der Charakter sogleich im Vielerlei vermischt wird und nie rein da sein kann. Wie kämen Sie anders zur Buße, als durch die Erkenntnis solcher Ungemäßheit?

Leo:

O, ich habe es nur noch nicht hart und entschieden genug gesagt: das Vielerlei, darin der Charakter befangen ist, hat keine Wahrheit und kein Recht, die großen Lehrer sagen alle nichts anderes, Fichte nennt's den Schein und Platon das Nichtseiende. So meine ich es auch, so habe ich es auch erfahren, dieses Leben hat kein Recht, es hat nicht einmal Unrecht. Aber das Leben, das in der Seele spielt, der reine Fluß, das büßende Verhalten, das ist das Recht, von dem ich spreche, hier kenne ich mich aus.

Erwin:

Ja, wohl kennen Sie sich da aus, Leo, ich glaube es Ihnen aufs Wort. Aber Sie sind in allem zu rasch bei der Hand. Weil das Vielerlei nicht zu bewältigen ist, wie Sie sagten, ist es darum abgetan mit den Worten vom Schein und vom Nichtseienden? Sie nennen Fichte und Platon, aber sehen Sie sich vor, die Philosophen haben dafür etwas einzusetzen, was die unendliche Fülle der Lebendigkeit klein und elend macht, Fichte hat das selige Leben schon auf der Erde möglich gemacht, und der Tod hat seinen Stachel verloren, und Platon, Lieber, fuhr auf dem Sonnenwagen in das Reich der Wahrheit. Entschuldigen Sie, ich will Sie damit nicht treffen, ich will Ihnen sogar gestehen, daß Ihre Buße mir lieber ist, als alle Vollkommenheit in den Philosophien. Denn Sie sind näher bei der Demut, beim Glauben und der Liebe, den großen Tugenden, die vor Gott genannt werden, als die Philosophen, die gerne das Gericht überschlagen und sich schon hienieden als die Selbstgerechten,

als sei alles in der Ordnung, ein wenig zu sicher betragen. Nein, Leo, so einfach ist es wahrhaftig nicht, das Vielerlei ist unendlich da, in ihm sind wir allezeit, es hat uns in der Gewalt, und das ist alles nicht umsonst so schmerzlich hergerichtet. Es ist nicht so einfach, daß der Charakter nur dafür da sei, wie Sie sagen, damit der Mensch im Vielerlei sich behaupte und ein Besonderes bilde, Sie sagen, das sei ganz eitel, weil das Besondere vom Besonderen nicht gefaßt werde, und ein weiterer Grund wäre in Ihrem Sinne noch der, daß das Besondere im Vielerlei herrenlos ist und keine Stelle hat, denn das Vielerlei kann nicht zur Qualität des Allgemeinen durchdringen. Soweit, lieber Leo, ist zwar alles gut, und hier haben wir auch eine Antwort gefunden auf meine Frage, warum der Charakter sich nicht füllen lasse, und warum das lebendige, wahrhafte Leben nicht in ihn hineindringe. Aber Sie haben dabei etwas überschlagen, Sie sind an etwas vorbeigegangen, wohin ich Sie jetzt führen will. Ich komme zu meiner Entwicklung, es ist schwer, hier ganz verständlich zu werden, denn ich will versuchen, Ihnen zu sagen, wie das Gute möglich ist, ich will versuchen, den Weg zur Gnade mit Worten zu bezeichnen, ich will, was ich jetzt sage, bis zur Unsagbarkeit treiben, denn ich verstehe kein Wort von den schönen, beruhigten Reflexionen der Ethiker, die sind mir alle völlig unfaßbar, ich weiß nicht einmal, ob, was ich hier sage, zur Ethik oder zur Psychologie oder zu sonst etwas gehöre, ich weiß nur, daß es einen Prozeß und eine Entwicklung des Geistes gibt, der der Mensch in Demut zu folgen hat, ich weiß nur, daß aus einer tiefen Schmerzlichkeit voller Widersprüche der Triumph der Überwindung möglich ist. Ich rede von einem Wissen, das ich in mir habe, ich rede von dem Guten, das ich angeschaut habe, und ich sage nur so, daß es das Gute ist, denn ich habe kein anderes Wort. Und wie das Licht da ist und alles hell macht und zur sichtbaren Gestalt bringt, der Ursprung aber, wenn er rein und für sich betrachtet werden wollte, dem Menschen die Augen verdunkelt und weiter in ruhiger Unbeschreiblichkeit strahlt, so bleibt das Gute in seiner unerschöpflichen Kraft nicht zu sagen und nicht auszudrücken, und nur das lebendige Gefühl, daß es da ist und alles an sich ziehen und rein machen möchte, ist zu begreifen, und wie das Licht die Finster-

nis begreift, die Finsternis aber nicht so das Licht, so leuchtet das Gute in alle Welt, an der Welt aber liegt es, ob sie im Licht oder in der Finsternis leben will.

Was Sie vom Charakter sagen, lieber Leo, ist nur von der Buße begriffen, die Buße aber, das sagte ich Ihnen schon, hat keine Kraft und keine Bewegung in sich, sie ist nur gegen die schlechte Unbestimmbarkeit und die eitle Unbegreiflichkeit des Charakters gespannt, an dieser Spannung nährt sie sich, sie selber fließt hin arm und ohne Inhalte, und wenn sie auch auf die Erlösung wartet, so tut sie es nur, um noch ärmer zu erscheinen, denn die Seele weiß wohl, daß in der Buße kein Verdienst sein darf, — sonst wäre sie nicht mehr die Buße, die Seele weiß wohl, daß ein Höheres da sein muß, darum reinigt sie sich, aber sei die Buße noch so rein, sie kann nichts bedeuten, wenn der Glaube nicht da ist. In der Buße zeigt sich die Tugend der Demut, aber die Demut ist voller Gefahr, wenn sie rein und in sich bleibt, denn da der Demütige die Gewohnheit hat, in sich gekehrt und arm zu leben, und da seine Augen scharf und unerbittlich durch die schwere Übung der langen Kasteiung der Seele um sich sehen und gleich und überall die Eitelkeit, die Geilheit und den Dünkel der Welt treffen, so wird ihm die Gewohnheit immer inniger, und seine Armut weiß bald nicht mehr, wo sie die Kraft hernehmen soll, um gegen die neuen und furchtbaren Feinde in der eignen Brust, gegen den Trotz und die Verbitterung, zu bestehen. Die Demut, da sie die unterste der drei großen Tugenden ist, soll nicht in sich bleiben, an dem Zwiespalt hat sie zu tragen, daß in ihr keine Stimme lebt und nicht leben darf, aber daß sie immer offen sein muß und gerüstet und der wahren Stimme gewärtig. Die Demut, die nicht Bereitschaft ist, hat keinen Rang und ist umsonst geschehen.

Leo:

Ich verstehe nichts vom Rang der Tugenden, lieber Erwin, ich will mir alles von Ihnen sagen lassen, ich bin gespannt darauf. Aber vorher muß ich Ihnen noch etwas erzählen, vielleicht kommt es Ihnen recht. Sie sagen, ich würde den Charakter nur von der Busse her begreifen, wohl, das tue ich, ich kann nicht anders. Ich habe vorhin,

als ich anfing, vom Charakter als von dem Ganzen der äußeren Person gesprochen, von diesem Menschen, der da sichtbar ist. Ich will nun bestimmter und mit Prädikaten sprechen, damit Sie noch einmal sehen, was ich meine. Ich weiß von mir nicht, ob ich ein guter oder ein schlechter Mensch bin, das weiß ich nicht, und ich habe auch das Gefühl, daß es gleichgültig ist; ich käme sehr in Verlegenheit, wenn ich vor die Notwendigkeit gestellt würde, beichten zu müssen — wo es sich zeigen würde, wieviel ich gut und wieviel ich schlecht bin, wo es sich schließlich aber erst recht zeigen würde, daß dies ganz gleichgültig ist; denn nicht mein Charakter würde Vergebung finden, sondern meine Sünden, das ganz Allgemeine. Ich habe aber nicht das Bewußtsein irgendeiner Sünde, doch das will nichts heißen; denn ich habe dafür durchaus und sehr stark das Bewußtsein der Unvollkommenheit, und so muß es allen Menschen gehen, die heute leben und ehrlich sind. Was ich sagen will, ist dies: es ist gleichgültig, ob der Mensch gut oder schlecht von Charakter ist; der Mensch, der es in seinem Charakter hat, gut zu handeln und Gutes zu tun, wird es selber stark empfinden, aber der Mensch, der Schlechtes tun muß, hat alle verfügbare Kraft nötig, um sich etwas vorzumachen. Der Mensch, der gut handelt, hat gewissermaßen einen Überschuß an Kraft; denn alles, was er tut, fällt ihm seinem Charakter nach leicht, er tut es instinktiv, während der Mensch, der schlecht handelt, dies zwar auch instinktiv tun kann, — und meistens ist es so —, aber er hat vorher und nachher das erstaunliche Kunststück fertig zu bringen, sich und die Welt zurechtzurücken, im Augenblick des Handelns ist es dunkel in ihm. Der gute Mensch dagegen hat im Augenblick einen Überschuß an Kraft, er kann ihn benutzen, wozu er will. Er kann heiter und strahlenden Gemütes sein und bei sich denken: Es ist schön und ich freue mich, daß ich als ein guter Kerl geboren bin; denn die Menschen haben mich gern deswegen, und ich fühle mich regsam an Herz und Gliedern. Oder er kann ernst sein und einen Stachel in sich spüren und bei sich denken: Ich möchte, daß mir etwas Schwereres aufgegeben wird als dies Leichte, ich möchte gern sehen, ob ich auch Anfechtungen bestehen könnte. Die erste Art des guten Charakters ist recht häufig zu finden, dieser Mensch ist meist in guten Verhältnissen und ohne

eigentliche Sorgen, er ist ganz weltliche Form und ohne Tiefe, er ist ohne Seele, er ist im Charakter befangen, er tut, was er tun muß, er hat nie etwas freiwillig getan, er hat den Fluß nicht begriffen, und alles steht für ihn fest. Die zweite Art, seltener auffindbar, ist die ahnende Natur, der Charakter im Überschuß der Kraft ahnt, daß über ihm Dinge sind, die ihn in seiner Natur erschüttern können, die nicht an ihn als den einzelnen Soseienden ergehen, die seinen Charakter beiseite lassen und verlangen, daß seine Seele offenbar werde und er nicht handle, als ob er der und der sei, der sich in dieser Lage gerade ebenso verhalte, sondern, daß er handle als das geschaffene Wesen, an das ein Gebot ergeht. Die ahnende Natur wird gleichwohl nie oder höchst selten in Versuchung kommen, denn sie versteht es gut, sich dabei zu beruhigen, daß die Dinge über ihr eben das Höhere und ihr Fremde sind, und sie weiß noch nicht, daß die Anfechtung Sache der Würdigkeit ist, denn wer die Anfechtung nicht bloß ahnend fühlen, sondern ernsthaft haben will, hat sie wirklich alle Tage. Ich will aber von einem Menschen erzählen, den ich kenne, und der unzweifelbar gut von Natur ist, an ihm habe ich die höchste Art des guten Charakters kennen gelernt, ich habe von den anderen Typen nur darum gesprochen, damit das ganz klar werde. Dieser Mensch benutzt den Überschuß, den ihm sein gutes Handeln läßt, dazu sich zu schämen, vor Scham sterben zu wollen, vor Scham kaum zu wissen, was er tut. Ich saß einmal mit ihm beim Wein, und da erzählte er von sich, vielmehr er erzählte nicht, sondern ich kam dahinter, ich erriet alles. Er sprach davon, wie es nicht auf Gedanken und Meinungen und Vorgefaßtes ankäme, wie das alles sich zerschlage vor der Schwere und Dichtigkeit des furchtbaren Augenblicks, er sagte, keine Beschreibung käme heran an die Unerträglichkeit des hellseherischen Zustandes, den die gelebte Unmittelbarkeit über den Menschen bringe, ich weiß noch, daß er das Wort Situation gebrauchte, und daß er vor diesem Wort zitterte. Ich konnte mir daraus und aus früherem, was ich schon wußte und von ihm gehört und gesehen hatte, alles ergänzen und ich habe das klarste Bild von ihm. Er ist ein solcher Mensch, der, wo er nur kann, Gutes tut und er erreicht das Höchste darin, er hilft nicht nur mit äußeren Dingen, und zwar nicht bloß so obenhin auf Bitten und

Verlangen, er ahnt die Bedürftigkeit und kommt ihrer Bitte zuvor, es genügt auch sein bloßes Dasein, um Unglückliche zu trösten und heiter zu machen, er bringt es fertig, daß Menschen in seiner Gegenwart, ohne daß er direkt zu ihnen spricht, bloß nach einem Blick in seine Augen von ihren schlechten Gewohnheiten lassen und sich Besserung geloben. Sein Gutsein ist wie ein Hauch, der von ihm ausgeht und in die Herzen der Menschen dringt. Aber er selber sieht seine Wirkung, er sieht, daß ein Unterschied da ist zwischen ihm und den andern, um mit Worten das Schwere zu sagen, er kann diesen Unterschied nicht halten und nicht auf sich nehmen, er sieht den Unterschied, er muß ihn sehen, er, seine Gesten, seine Haltung, alles an ihm drückt den Unterschied aus, — verstehen Sie mich, er muß den Unterschied spielen, er muß den Unterschied von sich wegrücken, er ertrüge ihn sonst nicht, und da kommt die Scham über ihn, die brennende, große Scham, er muß sich aufspielen, er muß sich geben, er muß Worte sprechen, er muß Bewegungen machen, und er sieht es, die Augen der andern sagen es ihm: die Worte sind gute Worte, die Bewegungen sind schöne, milde Bewegungen, o wie er sich haßt, wie er sich verachtet, wie er vergehen möchte. Er tut das Gute, weil es schön ist, Gutes zu tun, es ist schön, weil es sichtbar gespannt ist gegen die Sehnsucht der andern, es ist schön, weil es vom Unterschied lebt. Dieser Mensch ist zum Höchsten gekommen, er ist im höchsten Augenblick zur Buße gekommen, der Unterschied, das hat er ganz lebendig eingesehen, ist nicht von ihm, er kommt nicht aus seiner Wahrheit, er wird ihm aufgedrückt, er muß ihn spielen. An diesem Menschen zeigt es sich, daß in der höchsten Form die Moral des Charakters zur Ästhetik werden muß, zu einer Sache für die Dichter, zur schönen Situation, er aber wendet sich ab, die Scham ist seine Buße, er macht sich freiwillig arm und ohne Unterschied, die Spannung, die seinen Charakter gegen die anderen Charaktere in Anspruch genommen hat, wendet sich, da sie als das Eitle erkannt wird, als das Selbstverständliche, bei dem keine Bewährung ist, als das, was man so wie so zu tun gezwungen ist, — die Spannung wendet sich dem Höchsten zu, und da ist es wahr von Ihnen gesagt, Erwin, da wird er in Demut bereit sein, der Stimme zu gehorchen. Es fällt mir jetzt ein Satz dieses Men-

schen ein, den er auch damals beim Wein mir sagte, er ist mir sehr im Ohr geblieben, er hieß: »Gutes zu tun ist eine Plage und kein Glück, denn wer berechtigt mich so zu handeln, wie ich es tue, wer hat mich berufen, ich tue es aus mir — o schöne Eitelkeit! Jesus Christus, — lieber Herr, begreifen Sie das? — hat es nötig gehabt, Gottes Sohn am Ende der Bahn, die Augen zum Himmel zu heben und zu sagen: Vater, die Stunde ist hie, daß du deinen Sohn verklärest, auf daß dich dein Sohn auch verkläre. Zuerst, verstehen Sie, vor allen Dingen, hat er für sich gebetet, daß sein Beruf klar werde, und dann erst für die andern, für die Jünger und für die Menschen.« In diesem Satz habe ich das Tiefste gehört, das es gibt, in diesem Satz habe ich den Propheten und den Heiland mit einem Schlag begriffen. Ich habe gesagt, daß es gleichgültig ist, ob der Mensch gut oder schlecht von Charakter ist, und es hat sich gezeigt, warum es gleichgültig ist, denn gut oder schlecht von Charakter heißt gut oder schlecht für die anderen, heißt den Unterschied. Für sich selber ist der Charakter nichts, da bleibt er eng und unerkennbar, denn gut oder schlecht heißt es draußen, drinnen aber lautet es anders, da ist ein anderes Leben, in der Seele ist nichts gut oder schlecht, da ist das Fließen und die Spannung zum Höchsten. Hat nicht dieser Mensch das Tiefste gemeint, als er sich der Eitelkeit des Handelns aus der bloßen Natur beschuldigte, freilich, er kann nicht anders handeln, aber er kann zugleich sich schämen und Buße tun, und hier ist er, scheint es mir, an die Wahrheit herangekommen. Hier hat er den einzigen Ausdruck, den es gibt, für Menschen, die nicht in der Wahrheit sind, aber die Wahrheit sehen, ich meine den Ausdruck des Propheten. O lieber Erwin, wie bin ich froh, daß ich mich so sehr bestätigt fühlen darf: der Prophet — und auch dieser Mensch hat mit prophetischer Zunge gesprochen — kann noch nicht aus sich heraus, der Prophet muß noch die Moral des Charakters haben, die vom Unterschied lebt, er muß beispielsweise noch sagen: wer zween Röcke hat, gebe dem, der keinen hat, aber wenn er gefragt wird, ob das die Wahrheit sei, die Wahrheit, die in sich selber Bestand hat, wie ist dann seine Antwort, wie steht es dann geschrieben? Das ist es, was ich meine: ist dann nicht Buße und Demut und die Predigt der Buße seine ganze Antwort? Die

prophetische Wahrheit ist Buße und Demut, weiter ist nichts zu wissen, denn wer ist da, daß er Gott verklären könnte?

Erwin:

Sie zählen zu den sehr ehrlichen Menschen, Leo, die von der Christlichkeit nur das Negative für sich nehmen, den Fluß ohne den Inhalt, das Armsein ohne die Verheißung, die Erniedrigung ohne den Glanz. Sie nehmen in allem nur die Vorbereitung, aber die Vorbereitung will doch heißen, daß die Gnade nahe herangekommen ist, sonst hat sie keinen Sinn. Sie haben das helle Gesicht des Demütigen, Sie sehen alles, aber Sie sind mir unverständlich in Ihrer dunklen Resignation, und daß Sie auf Ihrem Gesicht beharren und nicht zur Einkehr kommen wollen, zum ganzen Leben, zum Guten, das doch da ist. Ich kann mir nicht denken, daß jemand schärfer über die Unwahrhaftigkeit im Charakter spreche, als Sie es tun, und doch muß ich Ihnen entgegenhalten, daß Sie die Unwahrhaftigkeit jetzt eben in anderer Bedeutung gebraucht haben, als beim ersten Mal. Wenn ich Ihnen meine Meinung darüber sage, so komme ich nicht von dem ab, was ich Ihnen entwickeln wollte, sondern ich bin dann im Gegenteil mitten im Aufstieg, hören Sie zu. Ich sagte Ihnen, daß es nicht so einfach sei, die Unerkennbarkeit und das Hinüber und Herüber, darin der Charakter befangen ist, als das Eitle und das Nichtseiende abzutun, ich sprach von der Schmerzlichkeit des Prozesses und von der Notwendigkeit der Widersprüche. Wir stehen unter einem anderen Gesetz als der ruhende Stein und die sinnvolle Pflanze und der gemessene Umschwung der Sterne, und man hat noch keinem Tier richtig in die Augen gesehen, wenn man noch nicht gefühlt hat, daß das dumpfe Leiden der Kreatur am Menschen sich zum hellen Schmerz erlöst hat, und daß das dunkle und unbestimmte Harren der tierischen Natur im höheren Bruder zur kräftigen und gewissen Sehnsucht geworden ist. Es geht aufwärts, Leo, und wenn Sie jetzt um einen Schritt weitergekommen sind, so sollen Sie nicht von neuem etwas abtun und mit einem negativen Vorzeichen versehen, was doch schon im Geist geschehen ist, und was schon als Überwindung zu gelten hat. Sie haben ganz plötzlich von der Moral des Charakters gesprochen, Sie haben sich aber dabei nicht auf-

gehalten, sondern gleich gesagt, daß sie zur Ästhetik werden müsse und zu einer Sache für die Dichter. Ich weiß, Sie lieben die Dichter nicht, und Sie sagen gern, daß Dostojewski gerade darum so unermeßlich groß sei, weil er, von wahrhaft und unerbittlich antipoetischer Gesinnung beseelt, dem poetischen Menschen, dem Menschen des Abstands, das notwendig verlogene, verkrampfte und uneingestandene Nichtbewältigenkönnen der Aufgabe zeigte, die das Weiterfließen des lebendigen Lebens ihm wie den andern allen auferlegt hat. Aber ich habe Ihnen immer gesagt, daß mich die antipoetische Gesinnung Dostojewskis nicht kümmere, denn ich könnte nur das Eine bei ihm sehen, das Größte, die Gesinnung der Liebe. Und die Liebe umfaßt alles, sie umfaßt auch den Abstand, er ist ihr nicht im Wege, er ist die Sinnlichkeit, an der sie sich versuchen muß, er ist das Kleid, in das sie sich hüllen muß, ich will noch anders davon sprechen. Aber jetzt will ich von dem Charakter sprechen, der seiner Natur gemäß zur Moral kommt, und das soll doch heißen, daß er in seiner Natur ein Prinzip findet, nach dem sich alle seine Handlungen bestimmen lassen. Sie sagen, auch das sei eitel und gleichgültig, hier hänge alles am Unterschied und nicht am inneren Leben, hier werde alles zur Ästhetik, deren man sich schämen müsse. Sie haben für den Augenblick recht, Leo, und das könnte Ihnen genug sein, aber mir genügt es nicht, denn ich will vom Augenblick los und weiterkommen. Im Augenblick ist wirklich die Moral des Charakters gleichgültig, denn das Prinzip, aus dem er handelt, stammt aus ihm selbst, da ist es klar, daß er so handeln muß, wenn dieser Augenblick nun noch besonders moralisch betont wird, so, daß der Mensch sagt: ich will Gutes tun, da muß es wirklich zu dieser Szene kommen, die Sie sehr gut beschrieben haben. Aber weiter, Leo, weiter, Sie haben etwas Wundervolles gesagt, ich meine, was Sie den Überschuß nennen, die vom einzelnen Tun nicht aufgezehrte Kraft. Da haben Sie den Punkt gefunden, von dem aus die große Wendung möglich ist, aber Sie wenden alles wieder nach unten, Sie lassen den Punkt der Freiheit da stehen und bleiben im Trotz der armen Seele. Ich nenne den Punkt den Punkt der Freiheit, Sie sagen recht, der Mensch kann ihn benutzen, wozu er will: aber Sie haben zu rasch an die Inhalte gedacht, an den Punkt selber will ich mich halten. Denn was auch

immer geschieht, ob der Mensch im Behagen der Natürlichkeit bleibt, ob er zur ahnenden Natur wird, ob er zur büßenden Seele sich wandelt, all das ist gleichgültig vor dem hellen Licht, das mit einem Schlag im Menschen zu brennen beginnt, vor dem Licht des Bewußtseins über sich selber, dem Licht der Freiheit. Damit fängt alles an, damit tritt der Mensch aus der Natürlichkeit und dem in sich befangenen Leben heraus, da beginnt die Arbeit des Geistes, da beginnen die Verwandlungen und die Verzauberungen, da wird alles anders, da wird alles genannt mit richtigen Namen. Aber warten Sie, ich bin zu sehr in der Hitze, sehen wir doch einmal zu, wie ist das eigentlich, wie kommt es zur Freiheit? Ich habe Ihnen schon gleich am Anfang gesagt, daß Freiheit und Gnade dasselbe Eine sind, und die Gnade, sagte ich, ist nach dem ewigen Wort im Namen. Ich will aber sehen, daß ich es eins nach dem andern, so gut ich kann und weiß, und es erfahren habe, auseinanderlegen. In Wahrheit führen alle Wege der Besinnung zu dem Punkte, ich nehme den lebendigsten und den von der Christlichkeit am strengsten vorgezeichneten, und ich sage: der Mensch beginnt zu sein, was er ist, im Schmerz oder im Wissen um die Schwere der Welt. Der Mensch beginnt seine Menschlichkeit zu fühlen, wenn er es mit Leidenschaft und zornigem Weinen nicht länger dulden will, daß alle Dinge schwer sind und ihre leere Bahn laufen und nichts anders wird und alles dasselbe ist, Gehen und Vergehen. In der Schmerzlichkeit zuerst, in der tiefen Wärme dieses Gefühls, geht dem Menschen seine Bestimmung auf im Kampf und in der Überwindung der schweren Welt nichts sein zu lassen, wie es ist, und die Starrheit der bloßen Folge und die Qual des harten Zugleichseins aufzulösen, damit Inhalt und Fülle da sei, und der Wechsel möglich werde, der anders und besser macht, und damit die heimatlichste und feinste Kraft ihre Nahrung finde, die Sehnsucht der Heimkehr. Nun aber ist ein Wort gesagt, das heißt: Wer sein Leben verliert, der wird es finden. Und wer den Schmerz aufs höchste treibt, wird der Schwere der Welt immer gleichgültiger sich zeigen, und er wird nur seinem Schmerz anhangen und sich in ihn verbeißen, und es zeigt sich — und ich kann mir einen Menschen nicht denken, der das nicht so oder so an sich durchgemacht hat — es zeigt sich dann: die Welt ist wirklich

das völlig Gleichgültige, wie oft hat der Schmerz sich, um sich zu erproben, an ihr verloren, aber er kam immer tiefer auf sich zurück, und in der reinen Tiefe des Schmerzes beginnt es zu leuchten, und ich kann die namenlose Freude nicht beschreiben, mit der der Mensch endlich aufwachen muß, und mit der er sich und sein Gefühl abtastet und sich sagen muß: er ist frei von dem allem, in ihm liegt der Überschuß, der über die Welt wachsen wird und das Wunder vollbringt. Ah, ich sage das Wunder, und ich sage es nicht bloß so, mein Lieber, etwa weil Sie mir gegenübersitzen und nicht an das Wunder glauben. Nein, es ist dieser Gedanke, der, als er zugelassen wurde, einen Riß in die Welt machte: daß im Menschen wirklich die Möglichkeit des Wunders ist, daß er, hineingeboren in diese Welt und bedürftig dieser Welt, dennoch völlig frei von ihr ist, daß er herausspringen kann und sich sein Gesetz machen kann, und daß er so leben kann, nicht als sei er von dieser Welt, sondern als gelte es schon vorzuschmecken, was in der Heimat der Seelen; in der Seligkeit, erst wahrhaft kommen soll.

Leo:

Darf ich Sie hier unterbrechen, Erwin? Ich sehe, wie Sie alles zum Aufstieg und zur Heiterkeit vorbereiten, ich kann Ihnen nichts in den Weg legen, denn Sie beweisen nichts, sondern Sie weisen an. Ich will mir nur aus Ihrem reicheren Leben mein Teil herausnehmen, ihn verstärken und Ihnen wiedergeben. Denn hier, an diesem Punkt, habe auch ich ein Wort zu sagen. Sie wagen mehr als ich, denn Sie sagen es laut: wer sein Leben verliert, der wird es finden. Und Sie haben an dem schmerzlichen Menschen ein deutliches Argument, denn der Schmerzliche ist sichtbar und bleibt nicht einsam und müht sich nicht umsonst, er hat die Inhalte und die Aktualitäten, die an ihm waren, zerbrochen und fortgeworfen, er ist in seinem Schmerz zu Hause, da findet er sich und lebt seine Freiheit und freilich muß es stark zur Freude umschlagen, denn der Schmerzliche hat alle Dinge lieb, und mit welcher Wonne muß er gar das Neugeschaffene begrüßen! Mit dem Büßenden ist es schwerer, denn er bleibt dunkel und einsam, er hat die Dinge nicht entschieden fortgeworfen, sie sind immer da und beugen ihn aufs neue, und es soll so sein, denn die

Dinge sind nicht der Seele zuliebe getan, die Dinge betreffen den Charakter, wie er ist, und halten ihn in Spannung und im Unterschied; und wie der Büßende nichts gegen den Charakter kann als eben büßen, so kann er auch nichts gegen die Dinge; denn diese beiden sind unzertrennlich und nicht auseinanderzuhalten. Ich rede von dem inneren, wahrhaftigen Leben, und da sage auch ich, daß Freiheit möglich ist; draußen aber kann sie nicht sein. Wenn ich annehmen will, was Sie Tugend nennen, so muß ich hinzufügen, daß Tugend wesentlich Begabung ist, und daß sie Sache der Leidenschaft ist und es darauf ankommt, durchdringend zu sein und sich ganz versenken zu können. Die Schmerzlichkeit zählen auch Sie nicht zu den wahren Tugenden; denn sie will immer das andere, sie begehrt die Freude, und sie kommt auch zu ihr. Die Demut aber ist Tugend in jedem Betracht, sie ist mir die Tugend schlechthin, und wenn ich Ihnen in Ihrem Aufstieg folgen will, so tue ich es nur soweit, als ich sehe, daß auch der Glaube die Demut in sich hat und an ihr stark wird, und daß die Liebe erst recht den Demütigen fordert. Sie haben mir gesagt, daß im Zustand der Demut, in der Buße, die Freiheit noch nicht sein könne, daß in ihr erst die Reinigung sei und daß erst im Namen die wahre Freiheit komme. Aber ich sehe nur, daß die Freiheit an der Armut hängt, und daß sie aus der Abstraktion kommt, und ich würde den Namen wohl annehmen und mich einer höheren Freiheit freuen, wenn der Name nur zu mir käme; denn Sie sagen ja, daß hier die Gnade im Spiele ist. Ich will Ihnen nur dies Eine anheimstellen: die Freiheit muß doch wohl auch gegen den Charakter gerichtet sein; denn im freien Menschen kann nicht das zwischenmenschliche Sosein, das im Unterschied ist, bestehen bleiben; der Freie ist ohne Unterschied, der ganz Unvergleichliche, und von der fließenden Kraft der Seele allein muß das Schauspiel der Wandlungen seine Gesten und Worte hernehmen. Ich begreife Sie darin vollkommen, Erwin, daß Sie die Freiheit nicht an dem gefährlichen, abstrakten Punkte stehen lassen wollen, an dem ich stehe — nur will ich eben diese Gefährlichkeit — und zu dem ihn auch, nur ohne die Folgen zu sehen, die Idealisten geführt haben; wie hat sich Fichte durch seine ganze Philosophie mit ihm herumschlagen müssen! Die idealistische Philosophie war eigennützig, die

Tugend der Demut mangelte ihr ganz; sie brauchte diesen Punkt nur, um aus ihm das a priori des vollendeten Wissens deduzieren zu können, und da sie den Punkt rein formal sein ließ, reine Theorie vom Überwissen des Wissens, mußte sie ihn umschlagen lassen, konnte ihn an der Individualität nicht messen, und so kam es zur Transzendenz und zum absoluten Subjekt, und da mußte freilich die Sache von vorn beginnen. Die Freiheit des Idealisten starb an ihrer gleichsam nicht zustellbaren Fülle, sie war gleich die ganze Welt, und es sollte nichts Fremdes geben, sie war darum bald zur schlechten Tautologie degradiert und mußte sich im Glauben retten. Gibt es eine schlimmere Vorstellung vom Glauben als die, daß er eine Rettung sei oder eine Versorgung oder gar ein bequemer Anlaß zur Verfettung wie bei dem unglückseligen Friedrich Schlegel?

Erwin:

Lassen wir die Idealisten, ich kann sie alle miteinander nicht recht leiden; es muß bei ihnen unter allen Umständen gut gehen, es muß bei ihnen unter allen Umständen zur Metaphysik kommen. Sie sind gewiß bewunderungswürdig und sehr brav und womöglich auch sehr tief; aber geben wir es nur zu, daß sie langweilig sind. Sie philosophieren nicht, weil diese Welt dunkel und problematisch ist, und weil man Lichter anzünden muß, damit man etwas sehen kann und vorwärts kommt, sondern sie philosophieren, weil es ein Denken und ein Bewußtsein gibt, und weil man es darin wie in allem zur Vollkommenheit bringen muß. Sie sind da genau wie Künstler; der Philosoph ist aber kein Künstler, sondern er redet, um zu überreden, er läuft den Dingen und den Menschen voran und heißt sie ihm nachkommen, und sein Werk ist über allen Werken und will doch zerschlagen sein. Aber was sagten Sie: der freie Mensch ist der Unvergleichliche, er ist aus dem Unterschied gehoben, und seine Freiheit muß auch den Charakter hinter sich gelassen haben. Es ist gut, daß Sie das hier gesagt haben; denn wir sind mit diesem Satz bei der Erfüllung unseres Gesprächs und es wird sich jetzt alles zeigen können. Die Freiheit ist nicht der abstrakte Punkt; auch bei Ihnen nicht, Leo; denn Sie nennen ihn nur darum abstrakt, weil er von aller Sicherheit absieht, Ihr inneres Leben soll aber doch ein wahr-

haftes Leben sein. Ich sagte, Freiheit und Gnade seien eins, und das bedeutet: der Mensch ist nur insofern frei, als er fühlt, daß in ihm die Möglichkeit ist, neu geboren zu werden, zum Wunder, zum Sprung und zur Wandlung zu kommen, die Sicherheit dieses Gefühls kann nur Gnade sein, und darum ist Freiheit noch ein vorläufiges, bloß negatives, gegen das schlechte Andere gerichtetes Wort, und der eigentliche Name ist Glaube. Der Glaube ist die hohe Tugend, er ist Kraft und Leidenschaft im Gefühl, dieser Möglichkeit zu leben, er ist Leidenschaft zum Unendlichen, denn die Wiedergeburt ist das möglich gemachte Unendliche. Es ist klar, daß alles, was Sie gegen den Charakter und die Moral des Charakters sagen, wahr ist, aber Ihre Wahrheit geht noch zu sehr auf den Augenblick. Es ist ja ganz deutlich: die Buße ist dies starke, vorläufige Gefühl, daß der Mensch für sich allein nicht aus sich heraus kann, daß ihn jeder Augenblick daran erinnert und daß jeder Augenblick gleichsam noch etwas zurückläßt, weil der Charakter das Schwere ist und nicht leicht genug, im Augenblick aufzugehen. Aber sehen Sie, die Unvollkommenheit des Charakters ist es gerade, die den Menschen zur Besinnung treibt, zum Insichgehen, und da ist plötzlich die Unvollkommenheit ausgelöscht, Sie sagen selber, da ist nichts gut oder schlecht, da ist nur das Fließen und die Spannung zum Höchsten. Das Schwere, das Natürliche und Kreatürliche, das den Charakter als den Bestimmungsgrund des Handelns so unerkennbar und unberufen und unerleuchtet machte, wird als Charakter, als bloße Distinktion, als irrationale Einmaligkeit, fallen gelassen, und da zeigt es sich, was der Mensch im Grunde ist, und was seine Seele, sein Innerstes, bedeutet: der Stoff der Wandlungsmöglichkeit. Der Charakter ist das Unwandelbare, der Mensch ist so, wie er ist, der Charakter distinguiert den Menschen und macht ihn zum Einzelnen. Der Charakter bringt es zu einer Moral, deren höchste Idee die Gerechtigkeit ist, denn hier muß alles ausgeteilt und zugemessen sein, und am Unterschied muß festgehalten werden. Das andere ist aber schon da, oder soll wenigstens vorgeahnt werden, lieber Leo, wenn diese Moral als Ästhetik aufgezeigt wird, als bloße Form, die sich auf bloße Formen bezieht, denn der Charakter ist ohne Inhalt, — die volkstümliche und gut deutsche Auffassung, daß

Charakter haben inhaltlich sein heiße, ernst und prinzipienfest, so, als wenn es darüber nichts gäbe, ist eine recht heidnische Meinung und ohne alle Versenkung, bloß einer schönen Ordnung des Ganzen zuliebe ausgedacht — der Charakter ist wesentlich Form der Beziehung, er ist da und dort und überall verzettelt, und dennoch ist er nicht das völlig Eitle, da ja zu ihm etwas ist, was mehr ist, als der Augenblick, dennoch ist er nicht ganz ohne Wahrheit, da er ja den Schein der Wahrheit haben muß. Aber nur der Gläubige begreift dieses Mehr als der Augenblick und diese scheinende Wahrheit vollkommen, er begreift, wohin es führt, und wie listig es hier zugeht. Der Charakter ist die ständige Ausdrucksweise des einzelnen Menschen, gegründet auf eine dunkle und fragwürdige Natur, und der lichte Punkt muß kommen, wo der Mensch die Würde der Frage sieht, und wo er auf den Grund gehen will, aber sehen Sie, da hat ihn schon die List ergriffen, da wird er schon vom Geist geführt, denn wie er auch nach einer Substanz oder nach einem Grund suche, er kann es nur auf dem Wege der Innerlichkeit, und da hat ihm schon die Unendlichkeit in ihren Fängen, und der Weg führt plötzlich anderswo hin, und die Frage nach dem Grund, der den Charakter als Folge begreiflich machte, kann gar nicht mehr gestellt werden, denn nun ist der Mensch ins wandelbare Element getaucht, in den Strom der Seele, und wenn er auch wie Sokrates die ganze Nacht hindurch und bis in den hellen Morgen hinein versunken dastünde und in sich herumsuchte, er wird nicht finden können, warum er so, wenn er dann doch schließlich weitergehen muß, einen andern begrüßt und mit ihm spricht und dies und dies und das mit ihm austauscht. Wohl aber wird ein solcher Mensch den Glauben in sich finden und das starke Gefühl, daß die Spannung Fließen seiner Seelen vom Charakter her eine Richtung bekommt, die Richtung zum Unendlichen, wohl wird er sehen, daß der Charakter und das charaktervolle Tun das ist, was das wahre Gute und die eigentliche Ethik zum Wunder macht, denn der Mensch kann nicht aus sich heraus, und wenn es die absolute Forderung ist, daß der Mensch wiedergeboren werde, so muß sie zu erfüllen ein Wunder geschehen, und dieses Wunder geschieht im Namen. Die ziehende und lockende Kraft des Namens ist in Jesu Christo offenbar geworden, und es ist der Name der christlichen Liebe, in

dem Weisheit und Tugend sich zur Seligkeit verflochten haben, und über den hinaus es nichts mehr gibt. Der Name ist in Jesu offenbar geworden, und das heißt: vor Jesus war die Welt schwer und alle Dinge einzeln und die Liebe auch etwas Einzelnes, eine endliche Befriedigung; vor Jesus war das Schicksal der höchste Begriff, und alles stieß und drängte sich in einem leeren Raum; vor Jesus war es dem Menschen besser, daß er gar nicht geboren werde; vor Jesus, lieber Leo, war kein Mensch größer als der Prophet und der Prediger zur Buße. Seit aber das Kreuz aufgerichtet ist, ist auch der Kleinste, der im Namen lebt, größer als er.

Leo:

Ich sehe, es kommt alles auf den Sprung an; dies begreife ich durchaus, der Büßende tut sein Leben lang nichts anderes, als auf ihn zu warten, auf die große Überraschung, auf den Ruf, der an ihn ergeht. Nur will er ihn ja um des Himmels willen nicht verdient haben, nur will er nichts dazu getan haben, daß er komme. Sie wissen, wie merkwürdig und durchaus einer möglichen Kirche zuwider der entsprechende Punkt in den synoptischen Evangelien dargestellt wird. Es läßt sich gar nicht verheimlichen, daß Jesus Angst hat, von sich und seiner Wahrheit offen zu sprechen; denn er weiß zu gut, daß sich die Menschen dann in aller Hast und ohne einen Augenblick der Besinnung bekehren würden und von ihm begeistert wären, genau wie Leute, die an Himmelszeichen einen Weltuntergang vorhersehen und, die nun rasch und auf irgendeine Weise alles, was sie haben, verjubeln, weil es ja doch bald keinen Sinn mehr haben wird. Jesus weiß das sehr wohl, er scheut nichts so sehr, als die Menge, die sich an der Tür drängt, wenn drinnen der Glanz sichtbar wird, und die gern alle Scham beiseite setzt, nur um ja hereingelassen zu werden. »Wer da nicht hat, dem soll auch noch genommen werden, was er hat«. Darum spricht Jesus in Gleichnissen und bedroht die Dämonischen und Besessenen, die das Göttliche wittern, und heißt sie schweigen. Seit Jesus, lieber Erwin, ist die Wahrheit verborgen, und wer sie sucht, findet sie nicht. Denn das Suchen ist Mühe und Gewaltsamkeit und will sich als Verdienst ansehen lassen, seit Jesus ist die Wahrheit verwickelt und geht in kein Symbol mehr ein. Der

Mensch ist dieser Mensch, beschlossen in seinem Charakter, aber er findet sich hier nicht, wenn er sich sucht, so findet er das andere, die Seele, die nur das Unendliche kennt. O ja, Erwin, ich bin da schon in allem mit Ihnen einverstanden, nur in Ihrem Lob des Stadiums des Glaubens und der Gnade nicht, wo der Sprung als das möglich gemachte Unendliche im Glanz der Erreichbarkeit strahlen soll. Der Sprung ist entweder ein Geschenk, das der Mensch selber nicht fühlt, so sanft ist es zu ihm gekommen, nur an den Dingen und Menschen, die ihn verwandelt und höher ansprechen, merkt er, wie er wiedergeboren wurde. Oder er ist der unwiderstehlich ziehende Ruf. Aber ich habe ein heftiges Mißtrauen gegen alles, was sich dazwischen legen möchte, und was als Annäherung in irgendeiner Form gelten will. Ich liebe die Abenteurer, die Zerknirschten und die ganz Verlorenen, ich ahne, wie prachtvoll sich in ihnen die Erleuchtung vollziehen muß, und mit welcher Leidenschaft sie im Unendlichen untertauchen werden, ich liebe alles Unvermittelte. Aber ich sehe in dem Zwischenreich des Glaubens und der Gnade alle Geister der Halbheit sich ansiedeln und ihre fromme Unzucht treiben. Wie verführerisch lockt auch hier die Selbstbefriedigung und die träge, buhlerische Ruhe! Der Mensch hat den Charakter und seine eitle, laute Moral hinter sich gelassen, er hat im Punkt der Freiheit sich zur seelenvollen Innerlichkeit gekehrt, und im Glauben hat er sich das Wundervolle versprochen, die Wandlung in der Liebe und das Niemehrgetrenntsein vom Unendlichen. Wohl freut sich der Gläubige seines seligen und verzückten Lächelns, aber wenn die Leidenschaft auch nur einen Augenblick bei ihm aussetzt, wenn er vergißt, daß er in der Gnade ist um der großen Verpflichtungen willen — und wie menschlich ist es, daß er vergesse —, dann wird bald alles starr und blind an ihm werden, voll faulen und dumpfen Geruches. Der Gläubige ist, weil er am nächsten an der wahren Lebendigkeit sein soll, auch am nächsten daran, sich ihr zu entziehen, sich am Traum der ungelebten und unwirklichen Idealität genug sein zu lassen und die größte Sünde zu tun, die ich mir denken kann: zu versäumen und zu überhören.

Erwin:

Je höher es geht, desto schwerer ist der Weg. Die Buße hat es

schwer, in der Reinheit zu bleiben, der Glaube hat es schwerer, wach und wirklich zu bleiben. Was Sie sagen, ist wahr, aber es sagt nichts gegen den Glauben. In der Buße sind manche beständig, im Glauben verharren sehr wenige, ohne sich der bösen Lust der Mystik zu ergeben. Das soll sein, denn die Liebenden sind gewogen und gezählt. Im Glauben tritt am heftigsten die Versuchung an den Menschen, stehen zu bleiben oder sich zur Ruhe zu setzen, der Gläubige sieht die erhellte Zukunft und ihre ganze Seligkeit, der Augenblick ist ausgelöscht, und in sein überwältigtes Auge gießen sich die Strahlen der anderen Welt. Und so, wie es die Gefahr des Büßenden ist, der wesentlich das Vergangene betrachtet, daß er sich die Gegenwart verbittere und unfruchtbar mache, so ist es die Gefahr des Glaubenden, der in die Zukunft sieht, daß er die Zukunft ganz in der Gegenwart aufgehen lasse und die verpflichtungsvolle Zeitlichkeit zur stillen Zeit mache, zur ewigen Dauer des bloßen Anschauens. Aber dazu hat der Mensch nicht den Weg der Innerlichkeit angetreten. Die Abstraktion vom Charakter, die Freiheit der Seele und die Aussicht auf das unendlich Gute müssen wieder mit der Gegenwart verschlungen werden, der gelebte, unmittelbare Augenblick muß mit dem Reichtum angefüllt werden, den die Seele auf ihrem Weg nach innen fand. Dies ist die große Bewährung der Menschlichkeit, dies ist der Triumph der Liebe, dies das wahrhaftige, lebendige Leben. Nur der Liebende vermag hier zu bestehen, nur wer den Sprung wahrhaft getan hat und neugeboren mit der Wahrheit des Guten sich wieder unter die Dinge mischt, kann den Augenblick verwandeln und in die Ewigkeit heben. Die Nacht der Liebenden will ewig sein, aber die trunkenste Erotik reicht nicht an die Seligkeit des christlich Liebenden heran, der in der leeren Welt des Charakters, in der schweren Einzelheit und in dem vermeintlichen Ernst der vorgeschützten Geschäfte unablässig mit der Leidenschaft des Unendlichen die Arbeit der Verwandlung tut.

Leo:

Aber wie schwer ist es, ein Liebender zu sein, und starb nicht Jesus mit dem Schrei auf den Lippen!

Erwin:

Aber wie beschämend ist es, wie bübisch und weiberhaft, sich lieben zu lassen und immer der nur Geliebte zu bleiben. Von der Person Jesu aber und der Liebe für jetzt nichts weiter, es bedarf anderer Formen, es würde meine Stimme übersteigen, und wir waren, denke ich, enthusiastisch genug. — Wir wollen heute Abend etwas unternehmen, unter Menschen gehen und uns an ihrem Abstand nicht ärgern, nicht wahr?

Ulrich Rauscher:
DAS ZERSTÖRTE DORF

ALS der dreißigjährige Krieg zusammenfiel — er hatte längst die Heldengestalt gefesteter Heere verloren, die Gewalthaufen mieden einander, sie gedachten nicht mehr zu kämpfen, nur noch zu existieren, es gab keine Schlachten mehr, wohl aber ihre Folgeerscheinungen, Requirierung, Brandstifterei, Standrecht Aller gegen Alle, ein Zustand, der an Münchhausens Arm erinnerte: er hatte so lang, so unermüdet auf den Feind eingehauen, daß er in einer unwillkürlichen Bewegung des Hauens blieb, als der Feind längst über alle Berge war, und nach der Schlacht den siegreichen Kameraden gefährlich wurde. Neue Heere neuer Gegner waren aus neuen Gründen in den Krieg eingerückt wie in eine verwüstete Gegend, die seit Menschengedenken zwischen den bewohnten Ländern lag — als dieser Krieg zusammenfiel, waren zwischen den Vogesen und dem Böhmerwald hunderttausend Dörfer zerstört und verschwunden. Wald war aufgeschossen, wo vor Jahren ein Dorf gestanden hatte, häufig fanden sich in Urkunden und Geschlechterbriefen Dorfnamen, die schon für den Enkel des Vertragsschließenden nichts mehr benannten. Die Wölfe kamen über Land bis an die Stadttore, weil ihnen der Raub auf den Dörfern ausgegangen war. Aber noch im Jahre des westfälischen Friedens wurden die Felder geflügt und bestellt, trotz wilden Menschen und Tieren, der Bauer säte und die Erde trug, sie beide konnten ihrem Bund nicht untreu werden, wenn auch Sommer auf Sommer keine Frucht reif geworden war. Ob Krieger oder Fürsten oder Standesherrn den Bauer brandschatzten, er konnte seinen Boden nicht vergessen, er war hineingeschweißt in den Umlauf der Jahreszeiten, aus dem ihn keine Mißernte oder böse Zeit löste. Die Weiber gebaren und der Bauer bestellte seinen Acker: im Wetterschein des Bibelworts, mit dem die Menschheitsgeschichte beginnt.

*

Früher, als die Kriege ausschließlich im Willen eines Einzelnen entstanden und das Volk und Land sie als selbstverständliche Fügung hinzunehmen hatten, als sie die standesgemäße Beschäftigung eines frischen Fürsten waren, als sie die Eroberung eines begehrenswerten Landstrichs oder die Beschäftigung eines Söldnerheeres, ohne sonstige historische oder nationale Beschönigung, zum Ziele hatten, als nach jedem Sieg die Erlaubnis zum Plündern gegeben wurde: damals war der Krieg wirklich ein zweckentsprechendes Mittel, ein Schwert mit den zwei Schneiden: Besitz zu erringen und Besitz zu vernichten. All diese Voraussetzungen sind heute keineswegs abhanden gekommen, sie stecken immer noch zwischen den wirtschaftlichen, machtpolitischen, idealen Gründen und haben eine rücksichtslose Gefolgsmannschaft. Aber sie sind aus der Öffentlichkeit verschwunden, eine kulturelle Schamhaftigkeit oder Rücksicht auf den Scheinkonstitutionalismus, der, wie die Entstehungsgeschichte dieses Krieges gelehrt hat, in all den kämpfenden Ländern besteht, umkleidet Kriegsursache und Kriegsführung gleichermaßen mit vorgeschriebenen Formeln und mildernden Abmachungen. Sie beschönigen und mildern zwar kaum, zeigen aber umso stärker den unversöhnlichen Widerspruch auf zwischen dem unlösbar in sich verketteten, auf jedem Quadratkilometer mit Kulturworten bestellten, seiner ganzen internationalen Gestaltung nach nur auf Frieden eingerichteten Europa und seinem plötzlichen Gewaltmittel, dem Krieg. Völkerrecht heißt der Kodex der Gewissenbisse des 20. Jahrhunderts, Krieg heißt das Ereignis, das alle Gewissensbisse verstummen macht, so daß sich die Tatsache herausstellt, daß Völkerrecht in Kriegszeit am nötigsten wäre und am ohnmächtigsten ist.

*

Die Menschen fühlten das Unerträgliche des Kriegs und machten Paragraphen. Ihre Urheber halten sich heute den Bauch vor Lachen, so daß die Empfindung aufkommt, sie hätten schon bei der Abfassung gelächelt. Einen Wolkenbruch an Vorschriften binden zu wollen! röcheln sie atemlos. Mit Verlaub, es handelt sich um ein mechanisch hergestelltes Gewitter, in Entstehung und Umfang an Menschenwillen gebunden, jeder Einzelzug von Menschenhand bewirkt, in seiner kleinsten Erscheinung Menschenantlitz tragend. Dagegen läßt

sich nur sagen: daß der Krieg trotz allem unmenschlich ist, weil er, aller Kulturphilologie zum Trotz, Vernichtung heißt. Man kann nicht mit Mäßigung zerstören, man kann nicht mit Zurückhaltung töten, man kann nicht hygienisch vernichten. Man kann nur den Krieg abschaffen, weil er unser ganzes Friedensgehabe Lügen straft. Beim Einzelnen kommt dieser Protest der Menschheit mitten im Weltuntergang zum Ausbruch. Da liegen die Landwehrmänner im Schützengraben und erfinden sofort eine Anbiederung mit dem Feinde drüben. Sie tauschen Tabak und Zeitungen, sie bestimmen Ruhepausen und haben Zusammenkünfte. Sie beerdigen einträchtig Gefallene und rufen sich Witze zu. Im Quartier helfen sie den Frauen und geben sich mit den Kindern ab. Sie haschen, im blutigen Dunst der Zeit, nach dem Zipfelchen Menschlichkeit, das durch die Zerstörung streift, um nicht völlig zu Tieren zu werden. Sie suchen, jeder einzelne für sich, das Gegengewicht, gegen eigene Triebe und gegen den Wahnsinn des Ganzen. Sie negieren den Krieg, in dessen Hand sie gegeben sind, sie betreiben ihn mit allen Kräften, solange sie Masse sind und streifen ihn erschrocken ab, wenn sie einmal zu ihrer Einzelperson erwachen dürfen. Wie wir daheim: das Ganze in seinem stählernen Glanz reißt uns mit, aber vor jedem zerstörten Einzelleben klagen wir uns schaudernd an.

*

Nur der Bauer hängt, in unserer Welt, noch vom Wohl und Wehe der Naturereignisse ab. Was für uns Begleitumstände oder Stimmungsursachen sind, Regen und Sonnenschein, Kälte und Hitze, sind für ihn Lebensfragen. Rings um ihn ist, trotz Dampfpflug und Dreschmaschine, die Welt stehen geblieben. Was vor Jahrtausenden dem Land gut war, ist ihm heute noch gut, der Schwung der säenden Hand hat an Stetigkeit nur in den Bewegungen der Himmelskörper seinesgleichen. Der Bauer ist nicht zurückgeblieben, er hat sich nur dem Unabänderlichen verschrieben, der Erde. Wir haben Natur und Erde aus unsern Städten vertrieben, wir stehen auf ihrer Asphaltschicht wie auf einem Isolierschemel. Der Bauer aber ist wie hineingezeichnet in den Ablauf der Jahreszeiten, die kein Verweilen oder Abweichen dulden, sondern sich um die Erde drehen wie das Himmelsgewölbe des Ptolemäus. Wehrlos liegt das Dorf

inmitten unbekannter, segnender und zerstörender Kräfte, unbewehrt und unmittelbar steht es dem Krieg, dem Bestandbruder der Naturkräfte, gegenüber, wie zu Tillys oder Melacs Zeiten.

Das Dorf ist der Schauplatz der Schlachten oder das Opfer willkürlicher Streifzüge. Was von Völkerrecht etwa noch gehalten wird, kommt der Stadt zugute: die unbefestigte von einiger Bedeutung bleibt als achtungsgebietende Erscheinung meistens verschont, die befestigte nach der Einnahme ebenso. Das Dorf ist leichte Beute oder heißumkämpfter Stützpunkt. Keine Gebäude mahnen durch Pracht und Stattlichkeit zur Schonung, so wie im Bauern eigner Wille und der Zwang der zu bestellenden Erde, so geht auch Dorf und Land unmerklich ineinander über: es gibt keine Tore, keine Vororte, nichts was den Anlauf hemmte, plötzlich ist man drinnen. Die Schlacht stößt schonungslos vor, weil nichts Hervorragendes zu schützen ist, der Streifzug sieht die Wehrlosigkeit und den Augenblick raschen Zugreifens, dem fast kein Riegel wehrt. In die Städte rücken die festen Heeresverbände, mit verantwortungsvollen Führern, in die Dörfer die Patrouillen, die der Aufsicht entzogen sind. Über das Dorf geht der Krieg mit allen Bränden der Vernichtung. Gehäuftes Feuerfutter liegt in den Scheunen, aufgestapelter Vorrat in den Kammern, Leinwand, Milch, Geräuchertes, Branntwein. Keine hochstöckigen Häusern mit Schlössern und Sicherheitsketten, sondern zu ebener Erde drei Stuben, im einem Haus wie im andern, am gleichen Ort jedwede Beute griffbereit. Von den Männern kaum einer zu Haus, von den Weibern keine, vor der den gemeinen Mann Scheu ergriffe. Was Roheit, was Raub, was Vergewaltigung: für das Dorf allein gilt die Strafe, daß Krieg Krieg ist, der für die Heimat oder die eroberte Stadt Zwangseinquartierung, Kontribution, wirtschaftliche Schädigung, Mutter- und Weibestrauer, vaterländische Erhebung oder Verzweiflung heißt. Im Dorf schwehlt und verwüstet er noch trotz dem Großen Krieg, zerstreut er die Asche einer ganzen Ansiedlung, schafft er Einöde, schlägt er Menschen und Vieh, Weib und Kind. In den zerstörten Dörfern hebt der Krieg die Wurzeln eines ganzen Volkes aus der Heimaterde.

*

Entlang den Landstraßen liegen die Dörfer und ziehen die Heere. Ich bin über eine gefahren, die führte schnurgerade nach der russischen Grenze, in den Feind. Unter dem östlichen Horizont brannte Wirrballen und schlug flammend in den Abend hinauf. Das Land war verwüstet, die Äcker von Schanzgräben zerrissen und die Höfe verkohlt. Man wußte, bei Eydkuhnen kämpften die deutschen Regimenter gegen eine ungezählte Übermacht, die vor kurzem erst zurückgeströmt war und wie eine Springflut wiederkommen konnte. Man fährt durch Gegenden, aus denen der Krieg abgeflossen ist, wie durch ein Land nach Deichbruch: Leblosigkeit liegt wie Schlamm über der Erde, jeder Acker und jedes Feld ist tot, wenn das Dorf in Trümmern steht. Manchmal ragt ein bäuerliches Gerät zwischen den Stoppeln wie ein Denkmal der fernen Zeit, in der hier Menschen wohnten. Katzen schleichen wie Raubtiere durch die Furchen.

Das Land wartete wieder auf den Feind. Unser Wagen hallte über die Ebene. Manchmal stand ein niederes Lehmhaus überm Straßengraben, schwärzlich in dem Lotterzaun. Wenn unser Wagen dröhnte, kam aus der geduckten Haustür der Mann und die Frau, kamen Kinder, standen in dem Dämmer am Zaun und sahen uns an und blieben stehen, bis wir in die Nacht verschwunden waren. Sie hatten ganz leere, unbewegte Gesichter und rührten sich nicht, wenn sie erst am Zaun lehnten. Sie winkten nicht und riefen nicht, sie fragten nicht nach der Schlacht. Sie staunten das Leben an, das stürmisch vorüberknatterte und waren in ihre Wehrlosigkeit so verschnürt, daß sie nicht einmal mehr den Ruf der Schiffbrüchigen ausstießen. Die Nacht, die kalt und unmerklich zunahm wie Leichenstarre, war von Kosakenschwärmen durchtrabt, der Menschenwall an der Grenze konnte brechen, Tag und Nacht zogen Flüchtlinge auf unförmigen Fuhren nach Westen: aber immer wieder, die Straße entlang, standen unbewegliche Menschen am Zaun, die ihrem Erdenplatz so verschworen waren, daß kein Strudel sie wegriß. Sie hatten kein Pferd, keine Kuh, keine Ziege mehr, nur noch das bißchen verwüstete Land, gegen dessen Zugehörigkeit kein Gedanke aufkam. Die Städte hängen am Schienenstrang, leeren sich bei drohender Gefahr in einer Stunde in die Notzüge. Dörfer und Hütten liegen an der Landstraße, Erde führt an Erde vorbei, Erde hält und fesselt.

Die Zeit ist nicht gleichmäßig wie etwa eine Luftzone um die Erdkugel gespannt. Sie hat Täler und Höhen, hier steigt sie blitzschnell auf wie ein vulkanisches Gebilde und dort wächst und wandelt sie sich langsam wie Schiefer zu Staub und Humus. Über den großen Städten ragt sie mit den Fühlern der Schornsteine hoch ins 20. Jahrhundert, sie wirft den Schein ihrer allnächtlichen Feuersbrunst über ferne Begebnisse vor sich her. Über den Dörfern glänzt immer noch eine für uns versunkene Zeit, die uns sehnsüchtig macht. Man könnte eine Stufenleiter aufstellen, von der brausendsten Weltstadt, wo jede Stube Bureau und jeder Schritt nach dem Gewinn zu gerichtet ist, wo niemand mehr wohnt, außer Fürst und Armenhäusler, niemand geboren wird und niemand stirbt: zurück über den Kranz von städtischen Dörfern, denen Leben zuströmt vom Zentrum, zurück über die breiten, nahrhaften Ortschaften, den Speisekammern von Weltstadt und Gefolge, bis zu den Dörfern am Berghang, Weinbergen und halsbrecherischen Weiden, die Höhen hinauf, zu den Fernen mit Wald und Gebirgsmatten, bis zur letzten dürren, steinigen Siedelung, die nicht anders war, als sich ein Friedloser vor dem neuen Christengott in die Einöde flüchtete. Aber über dem zerstörten Dorf zwielichtet die Urzeit, wo ein Einzelner gegen wilde Menschen und Tiere den Stein warf. Nichts steht zwischen ihm und dem Verderben und jedes Feuer zerstört sein ganzes Hab und Gut. Was immer das bäuerliche Land im Frieden in unsere Zeit einbezog, ist verflogen. Die Vernichtung geht wie die wilde Jagd über Dorf und Flur, Pferdehufe und Kanonenräder zerstören ein Jahrzehnt, im sprühenden Saatkorn verfliegen die Kommenden. Ich habe, an einem verlassenen See Ostpreußens, einen Hügel aufwärts, ein zerstörtes Dorf gesehen. Das Wirtshaus stand noch, nur dort wohnten und gingen noch Menschen. Aber alle andern Häuser waren zerstückt, kein Dach mehr zu sehen. Und aus den Schuttstätten stiegen verwittert, mit breitem Lehmunterbau, die Kamine, als ständen sie über den Feueressen von Höhlen. In den Wäldern ringsum schrieen die Hirsche, der Herbsttag schimmerte blaß über den kalten Kaminen dieses zerstörten und scheinbar in die trümmerbesäte Erde verkrochenen Dorfes. Hier fuhren einst Erntewagen, in jedem Haus wurden seit Jahrhunderten Menschen desselben Namens geboren,

das hügelige Land war wie von mehrfarbigen, saubern Flächen, von Acker und Feld überzogen; Straßen mit Peitschenknall und trabenden Gespannen führten nach allen Seiten, entlang den Furchen schritt der Säer und aus seiner Hand fuhren die hellen Körner, jetzt und jetzt und jetzt, wie ein schimmernder Fächer.

Wer das Dorf tötet, tötet das Land. In jedem zerstörten Dorfe lockern sich die Wurzeln des Volks. Was am stärksten ist, die Bauernschaft, unterliegt wehrlos dem Krieg, weil es ihm in der blutigen Glorie seiner wahren Gestalt begegnet. Die Natur hat sich verkleinert und gezähmt, Wälder lichteten sich und Tiergeschlechter schrumpften: Nur der Mensch Vernichter ist gleich unerbittlich geblieben, wie am ersten Mordtag.

Wilhelm Hausenstein:

FÜR DIE KUNST

DAS Ereignis, das sich vollzieht, ist ungeheuer. Wir versuchen, seine Tragweite auszumessen. Des Ungeheuren, das uns mit der Wucht eines Naturereignisses anfiel und uns inmitten unserer Erregung bewußtlos machte, wollen wir bewußt werden. Wir vermögen es kaum. Einigermaßen läßt sich begreifen, was der Krieg in seiner unmittelbaren Gestalt — als Strategie und Schlacht — bedeutet. Doch auch hier bleibt vieles verschlossen. Was der Krieg politisch ausmachen wird, wenn er beendet ist, kann nur in allgemeinsten Linien konstruiert werden, und auch dies ist nur möglich, weil wir unbedingt, gleichsam dogmatisch, an die Logik weltgeschichtlicher Entwicklung glauben. Vollends aber ist unausdenkbar, wie der Krieg das innere Antlitz Europas und damit der Menschheit ändern wird. Wissen wir, ob er einer jener Kriege gewesen sein wird, die Epoche machen wie der dreißigjährige und wie die Kriege Napoleons? Wir denken ihn vielleicht so. Wird er dann eine neue Restauration und eine neue Nationalromantik bringen? Bringt er eine Zukunft der Religiosität? Bringt er eine Zukunft autoritärer Ideale? Erzwingt er rationelle Ideale der Politik und des Lebens oder erfüllt er Europa mit Keimen künftiger barocker Daseinsformen? Wird er die Welt zuletzt ernüchtern? Wird er die Quelle eines lange überschwänglichen Lebensgefühls sein, wie es das Zeitalter der napoleonischen Kriege für Géricault, Delacroix und Beethoven war? Vollendet sich nach Jahren in aller Breite und Einfachheit, ohne Attribute, jene demokratische und internationale Entwicklung Europas, die uns vor dem Krieg einverleibt schien? Ist dieser Krieg überhaupt der letzte der westeuropäischen und zentraleuropäischen Völker miteinander, oder wird England eine Ära europäischer Kriege in Szene setzen wie jener jüngere Pitt, der zwischen den Kulissen aller

napoleonischen Kriege der Regisseur gewesen ist? Wird dieser Krieg uns lehren, die politischen Ereignisse künftig besser zu regulieren? Wird das organisatorische Reich des Geistes wachsen und der Diplomatie das Schwergewicht einer Exekutive geben? Oder wird der Instinkt auch der Europäer nun für lange Zeit auf das entsetzlich ursprüngliche Mittel des blutigen Kampfs gestimmt sein?

Niemand kann sagen, daß er die Antwort auf diese Fragen weiß.

Klar ist dies: wenn der gegenwärtige Weltkrieg psychologisch noch möglich war, wird er psychologisch immer möglich sein, und wenn er physisch möglich war — ja physisch gewaltiger ist als je ein Krieg, dann wird er physisch immer möglich sein, aber damit ist nicht entschieden, daß er politisch immer und überall notwendig oder möglich sein wird und daß wir die Hoffnung aufgeben müssen, je für den Krieg auf politischem Weg Ausschlußzonen zu schaffen. Wohl hat der Krieg uns widerlegt, wenn wir glaubten, daß die Seele und die Sinnlichkeit des Menschen durch eine Art kultureller Anpassung die Möglichkeit des Krieges ausscheiden würden, ohne darum übrigens im mindesten schwächer zu werden. Wir waren hochmütig auf den Kreis unserer Zeitideale beschränkt. Dieser Hochmut kam vor dem Fall. Psychologisch und sinnlich wird der Krieg durch Rassen und Geschichte hindurch nun immer möglich sein. Nur dies kann im Verhältnis der europäischen Nationen zum Krieg geschehen, daß künftige politische Zusammenstellungen ihn politisch überflüssig machen. Mehr läßt sich von heute aus nicht absehen.

Es ist wenig und es ist viel, denn es ist immerhin allgemein. Weil aber der lebende Mensch ein Verlangen nach dem Besonderen hat, werden wir, soweit wir immer unsere Überlegung und unsere Sehnsucht dehnen, zuletzt doch zu kurz kommen, wenn wir fragen, was der Krieg bringen wird.

Das ist zumal sicher, wenn wir uns unterstehen sollten, müßig über die Kunst von heute und morgen zu spekulieren. Wir werden, wollen wir es auch künftig mit der Kunst zu tun haben, die eigentlich die Formel des Lebens ist, sicher zu kurz kommen, wenn wir heute oder morgen fragen, was der ungeheure Krieg für die Kunst bedeute. Ein gewisser Chorus sagt, die Frage sei sehr einfach: die Kunst werde wiedergeboren werden, und die Wiedergeburt werde

national sein. Aber dieser Satz ist nichts als eine inhaltslose Redensart. Keiner, der ihn ausspricht, würde stichhaltige Antwort auf die Frage wissen, was dieser Satz bedeute. Er würde kaum eine ernste Erwiderung finden, wenn man den Leichtsinn hätte, zu antworten, die Kunst habe es gar nicht nötig, wiedergeboren zu werden.

Indes wäre es nicht um ein bißchen klüger, wenn heute oder morgen einer in Spekulationen über die Tragweite des Kriegs für die Kunst behaupten wollte, die Kunst müsse wiedergeboren werden, und die Wiedergeburt werde unvergleichlich international sein. Beides kann wahr werden. Beides kann Sinn erhalten. Beides ist heute falsch, weil es heute verkündet wird. Beides ist heute nichtig, weil es heute noch notwendig ohne sinnlichen Inhalt ist.

Vielmehr weiß heute kein Sterblicher konkret, was der Krieg ergeben wird. Kaum vermögen wir eine Abstraktion, die das Kommende ideell deutlich anzeigt. Wir können nicht ermessen, welche Bedingungen der Krieg eines Tages der Kunst gestellt haben wird. Je sinnlicher die Vorstellungen sind, die sich notwendig immer mit dem Wort Kunst verbinden, desto weniger wird uns mit jener Abstraktion gedient sein. Es wäre sogar denkbar, daß der Krieg der Kunst eines Tages überhaupt keine merkliche Bedingung gestellt haben wird. Der französische Impressionismus wurde vom Jahr 1870 nicht berührt, obwohl dies Jahr für Deutschland mehr bedeutete als für Frankreich, weil es für uns etwas Positives war, hat es kaum auf den deutschen Realismus des Leiblkreises und auf den deutschen Impressionismus eingewirkt. Der Vergleich mit 1870 wird vermutlich nicht stimmen. Er wird hier nur gemacht, um eine äußerste Möglichkeit nach der negativen Seite anzudeuten. Heute gehen die Erschütterungen anders in die Breite und in die Tiefe. Für heute liefert vielleicht wirklich nur die napoleonische Ära Vergleichsmaßstäbe, und es ist kein Zweifel, daß diese Ära einen Stil und mehr als einen bildete. Wir führen diesen Krieg mit allen Mitteln des Willens, des Gefühls, der Nationalökonomie und der Technik. Wir wollen und erwarten den deutschen Erfolg ohne trivialen Optimismus, aber mit der Zuversicht, daß wir im Ganzen nicht sinken können, weil wir im Ganzen geschichtlich steigen. Diese Zuversicht gibt uns Aufgaben und Haltung. Aber sie gibt kein faßbares Programm für die Kunst der Zeit und

der Zukunft. Unnötig zu sagen, daß es überhaupt keine Kunstprogramme geben kann, weil Kunst Vegetation ist. Gesetzt, es gäbe Kunstprogramme: wie sollte das Programm heute oder morgen beschaffen sein, da allein schon der so entschiedene und produktiv anmutende Begriff Sieg im Grundsätzlichen wie im Konkreten und Besonderen je nach unberechenbaren Wandlungen der Verhältnisse und Aufgaben notwendig seine eigene Basis verschiebt und damit seine Art ändert?

Wir müssen, wenn es uns darum zu tun ist, ehrlich zu sein, noch gründlicher fragen. Bringt der Krieg überhaupt Kunst hervor? Kein Krieg bringt Kunst hervor. Das ist nicht seine Sache. Seine Sache ist es, handgreifliche Siege und sehr materielle politische Macht hervorzubringen. Er ist der andere Pol des Lebens. Sein Gegenpol ist die Kunst.

Bisher brachte der Krieg eine Anzahl von Novellen, von literarischen Manifesten und von Zeichnungen hervor. Aber dies war weder eine neue, noch überhaupt eine besondere Kunst. In den meisten Fällen war es sogar eine schlechte Kunst. Die Kriegszeitung, in der Liebermann, Trübner und andere für Cassirer zeichnen, ist so beelendend nichtig, daß sie nichts Besseres tun könnte als aufhören.

Weshalb ist das meiste, das mit künstlerischem Anspruch aus dem Krieg und für den Krieg gezeichnet und geschrieben wird, so belanglos? Schwerlich liegt es an den Persönlichkeiten, denn es wäre nicht einzusehen, weshalb Künstler, die sonst Bedeutung hatten, plötzlich aus persönlichen Voraussetzungen Wertloses tun müßten. Die Ursachen sind unpersönlich. Wie kam es, daß ungefähr alle europäischen Dichter und gerade die Dichter Schwaches oder baren Unsinn geschrieben haben, als sie vom Krieg zu reden anfingen — wobei Inhalt und Form gleich unwert waren? Es ist kaum zu glauben, daß Verhaeren jählings ein Chauvinist und ein Formidiot geworden sein sollte, daß Rolland plötzlich rein persönlich versagen, Hauptmann aus persönlichen Voraussetzungen gerade in einem Wort über den Krieg noch bedeutungsloser sein müßte als in seinen letzten Dichtungen, daß der gewohnte Shaw plötzlich ganz persönlich aufhören sollte und France mit einem Schlag talentlos geworden wäre. Es ist vielleicht nicht einmal richtig zu sagen, daß ihre Worte über den Krieg — Worte, die überall, innerhalb und außerhalb der Mauern, immerhin

vom Standpunkt eines empfindlichen Kulturgefühls gemeint waren — deswegen so ganz des Sinns und der Form entbehrten, weil einfach die Übersicht über die Tatsachen fehlte. Was Dichter und Bildner — mit Ausnahme vielleicht Rodins, der angesichts des Untergangs ihm teurer Denkmale der Vorzeit eine erstaunliche Ruhe wahrte — halb politisierend und halb ästhetisierend vom Krieg gesagt haben, war deshalb nach Form und Sache so leer, weil sich ein so grenzenloses, so unübersehbares und so ganz unmittelbares Ereignis wie dieser Krieg überhaupt nicht fassen läßt. Er entzieht sich jeder Form, ja beinahe jedem wägenden Urteil. Früher, als Heer und Krieg noch aus dem gemeinen Leben der Menschen als etwas Besonderes, fast Standesmäßiges gleichsam ausgeschieden waren, mochte es möglich sein, ihn zu überschauen. Heute ist es unmöglich, denn der Krieg von heute — das sind wir selber. Heute gibt es für den einzelnen keine Entfernung vom Krieg: auch nicht für den Nichtkombattanten.

Wir müssen, wenn wir von diesen Dingen sprechen wollen, endlich begreifen lernen, was Krieg heißt und was Kunst heißt.

Der Krieg ist das stärkste Ereignis, das sich denken läßt. Er ist ganz Ereignis. Er ist ein Exzeß von unmittelbarer Wirklichkeit. Er bedrängt Leib und Seele des Menschen aus einer Nähe, die beinahe jedes bewußte Verhältnis zu ihm aufhebt und den Menschen selber aus einem gestaltenden Gefühl und Willen zu einem unartikulierten Ereignis, die bewußte Initiative des Subjekts zu einem dinglichen Stück des Lebens macht. Deshalb ist der Krieg und sicherlich der Krieg von heute formvernichtend, nicht formbildend. Er schafft zwar eine Luft, in der die Menschen einer seltsamen Überhobenheit fähig werden. Aber diese metaphysische Überhobenheit ist nicht der Zustand, in dem man die Dinge beim Namen nennt. Diese Objektivität ist Einswerden mit dem Ereignis. Darum ist sie wortlos wie das Ereignis selbst. In der Zeit des Krieges fühlt man, daß man geschieht, nicht daß man etwas tut. Deshalb ist der Krieg das Gegenteil des Augenblicks, in dem Kunst entsteht. Kunst setzt, so drängend sie sein mag, irgendwie Ablösung vom erlebten Ereignis voraus. Sie fordert den Abstand, aus dem man etwas sieht. Auch die Passion in der Kunst bedeutet ein Stärkersein des Künstlers. Aber in der Zeit des Kriegs ist kaum ein Sterblicher stärker als der

Krieg. Er, der vernichtende, ist in seiner Zeit der einzig Produktive. Er erdrückt jeden Ehrgeiz, der sich bewußt auf ihn beziehen möchte. Er ist stärker als jeder subjektive Affekt. Das begrenzte Persönliche und das bewußte Bilden ist in seiner Zeit aufgehoben. Er ist in seinem Wesen und als Ganzes gesehen über alle Maßen unpersönlich. Er macht distanzlos. Er streicht jede individuelle Geltung und jede Gestaltung, die von einer besonderen und bewußten Kraft ausgehen könnte, bedingungslos aus. Er ist nicht zu erfassen. Er ist so sehr Ereignis, daß er nur dem eigenen Willen oder vielmehr der eigenen Logik gehorcht, und daß zu seiner Zeit Männer die genialsten Geister genannt werden müssen, die es gelernt haben, diese Logik zu ahnen, ihr ein Stück zu entreißen und so als Strategen ein Ereignis bewußt zu verwirklichen.

Es wäre nicht anders, auch wenn wir stärkere Dichter hätten. Kein Dichter hat die napoleonische Ära geformt. Was sind die Bilder des David, des Gérard, des Gros und selbst des Prudhon, ja des Géricault im Verhältnis zum Ereignis? Vielleicht gab nur die Eroica einen Widerschein der ganzen Naturgröße des Ereignisses. Goethe hat die Ära der napoleonischen Kriege nie mit seinem Wort geformt, wenn nicht im zweiten Teil des Faust etwas von der chaotischen und zugleich organisatorischen Universalität des Zeitalters enthalten ist.

Ist der Krieg die Zeit der positivsten Wirklichkeit, so kann er nicht die Zeit der Kunst sein. Darum ist es im besonderen auch unmöglich, die Forderung der nationalen Kunst aufzustellen. Cézanne vermied Paris, weil er nicht von Ereignissen bedrängt sein wollte. Marées ging darum nach Rom. So taten also die größten Bildner des Jahrhunderts. Vor dem Krieg mochten wir denken, daß die Kunst inmitten der Ereignisse stehen müsse und wir zitierten allzuoft das Manetsche »il faut être de son temps«. Heute wissen wir, wie sich das Unvermittelte des Ereignisses und das Vermittelnde der Form miteinander vertragen.

Wir haben erlebt, daß sich französische und belgische und italienische Dichter, auch Künstler anderer Nationen zu fanatischen Protesten hinreißen ließen, als Baudenkmäler Belgiens und Frankreichs durch den Krieg Schaden nahmen oder fielen.

Die Proteste sind für das Verhältnis von Krieg und Kunst interessant. Man muß etwas länger bei ihnen verweilen, als man zu tun pflegt.

Durch den Krieg war künstlerische Pietät gekränkt. Der Schmerz, den die Deutschen wahrlich nicht minder ehrlich empfanden als die örtlich näher Betroffenen, war künstlerisch berechtigt. Aber der Protest war töricht, weil zwischen Kunst und Krieg im Grund überhaupt kein Verhältnis bestehen kann. Das ist nicht erst seit heute so. Das war nie anders und wird nie anders sein. Gegen den Untergang von Denkmälern — denn vom Standpunkt der Geschichte ist Untergang, nicht Vernichtung das rechte Wort — kann man nur protestieren, wenn man den naiven Versuch macht, einen Krieg, der entfesselt ist, zu leugnen. Daß dieser Versuch unternommen wurde, ist menschlich. Kein Empfindender lebt, der ihn nicht einen Moment unternommen hätte. Er ist zumal beim Künstler begreiflich. Die Funktion des Künstlers hört im Krieg auf. Weil aber sein Dasein nach wie vor der Grundlage bedarf, die einem Leben Halt und Sinn gibt, bezieht er sich konvulsivisch auf das Künstlerische, das vorhanden ist. Er fühlt das Antiformale und gänzlich Reale des Kriegs. Er fühlt, wenn er einigermaßen ehrlich ist, daß es zum Krieg kein sogenanntes ästhetisches Verhältnis gibt. Ist der Krieg der Feind der Form, der Künstler aber ihr Freund, so muß der Künstler gerade im Krieg Kunst überall, wo sie sich behauptet hat, leidenschaftlich lieben — und desto leidenschaftlicher, je weiter sie von der gegenwärtigen Bedeutung des Kriegs entfernt ist. Mit anderen Worten: gerade im Krieg, dessen Wirklichkeit ihm die Affekte chaotisch durcheinanderwirbelt, muß er die historische Kunst am meisten lieben. Krieg bewirkt Spannung. Es ist unmöglich, daß einer im Krieg tragischen Kontrasten entgehe. Ist der Künstler des politischen Erlebnisses fähig wie des künstlerischen, wiewohl dies selten geschehen mag, so wird sein Leben in diesem Augenblick von einem krassen Trauerspiel zerrissen. Er beweint als Künstler das Ende alter Schönheit und begreift als Politiker, das heißt als Mensch, der um die ersten Elemente des materiellen und gesellschaftlichen Lebens kämpft, die positive geschichtliche Notwendigkeit dieses Untergangs. Freilich wird ihm dieser klaffende Zwist in einer Rücksicht Ruhe geben: er wird es ver-

schmähen, philologisch zu untersuchen, wer und was an den Einzelheiten einer Zerstörung schuld ist. Er wird das Unvermeidliche des Ganzen sehen und dies wird ihm genug Schmerz und endliche Fassung geben.

Wir freilich in Deutschland können das alles leichter sagen als die Romanen. Denn uns sind die Wirklichkeiten, wie immer von Tag zu Tag die Würfel des Kampfes fallen, hoffnungsvoller als ihnen. Wir sind überzeugt, daß der Augenblick gekommen ist, in dem die Logik der Weltgeschichte beginnt, uns emporzuheben. Wir ahnen inmitten alles namenlosen Elends mit beglücktem Gefühl, daß uns von nun ab etwas wie die Bedeutung bevorsteht, die das Italien der Renaissance, das Spanien und das Holland des Barock, das Frankreich des Barock, des Rokoko, der Revolution und des Empire, das England des neunzehnten Jahrhunderts im europäischen System nacheinander gehabt haben. Der Vergleich gelte sachlich, ohne Überschwänglichkeit. Er gelte vor allem auch mit der zeitgeschichtlich notwendigen Einschränkung, da heute einer einzelnen Macht das unverhältnismäßige Hervortreten, das ihr ehemals möglich war, schwerlich mehr möglich sein wird. Wie dem sei: wir ahnen erschüttert die Möglichkeiten unserer geschichtlichen Jugend, die angefangen hat, ihre Sehnen zu fühlen. Wir ahnen, daß die Zeit unserer Klassik beginnt. Von diesen deutschen Wirklichkeiten sehen die Fremden die andere Seite. Was für uns positiv ist, das ist für sie, auch für den Ruhm und die Monumente ihrer Vergangenheit, notwendig in gewissem Maß negativ. Sie haben uns keine steigenden Wirklichkeiten entgegenzustellen — Rußland und Japan etwa ausgenommen. Sie müssen konservativ sein, als Konservative aber sind sie notwendig in allem empfindlich, was gewesene Macht und gewesene Schönheit betrifft. Um so krampfhafter halten sie sich an sinnenfällige Symbole alter Bedeutung, als diese Bedeutung selber fragwürdig zu werden begann und wenigstens in diesem weltgeschichtlichen Moment keiner Erneuerung entgegensieht. Weil aller gebildete Konservatismus — und wer wollte ihn den Romanen und den Engländern ernstlich absprechen? — stark auf Form gestimmt ist, sieht er mit Hochmut und zugleich mit Entsetzen in den Ereignissen des Kriegs vor allem den Einbruch einer neuen, noch nicht durchgeformten Wirklich-

keit in seine alten, traditionsschweren Formen. So sehen Belgier, Franzosen, Italiener, auch Holländer und Engländer diesen Krieg. Sie sehen ihn, so hoffnungslos paradox es sein mag, vom beleidigten Standpunkt ihrer Gotik, ihrer Renaissance, ihres Barock, ihres Rokoko — mit einem Wort vom Standpunkt der Zeit, in der sie die klassischen Nationen waren. Welches andere Interesse sollen sie an Wirklichkeiten haben, die ihnen, wiewohl absichtslos, die feinsten Sublimierungen ihrer vergangenen wirklichen Bedeutung, ihre alten Kunstformen, bedrohen? Sie denken nicht daran, daß diese Bedrohung unabsichtlich, daß sie naturgeschichtlich ist. Sie sehen nur die Lücke. Wie sollten sie das Ende unvergleichlicher Schönheiten in alten Städten wie Löwen, Mecheln, Ypern, Furnes und Niewport nicht betrauern, wo sie fühlen, daß ihnen keine neuen Wirklichkeiten aufsteigen, deren naturwüchsige Produktivität eines Tages neue Formen reifen müßte? Diesen Zustand drücken sie nun freilich erbarmungswürdig töricht aus: sie protestieren gegen den Krieg, der ihre Denkmale verletzt, und sind so kindlich, eine besondere Verantwortlichkeit der Deutschen aufzustellen, die sie Barbaren nennen. Sie werden so töricht, daß sie unvereinbare Dinge wie alte Kunst und gegenwärtigen Krieg zusammenreimen wollen, und werden so ungroß, daß sie individuelle Schuld feststellen möchten — Barbarismus der Deutschen. Es ist gar nicht nötig, diese spezialisierende Anklage zu widerlegen. Es ist gar nicht nötig zu sagen, daß sie selbstverständlich falsch ist. Es genügt zu sagen, daß es grundsätzlich unmöglich ist, mit solchen Anschuldigungen zu arbeiten, wo der Krieg und ein beispielloser Krieg Ereignis wird.

Immerhin wird dabei eines deutlicher: man muß, soweit man im Krieg den Gedanken der Kunst überhaupt denken kann, kunstkonservativ sein. Auch wir müssen es sein. Wir müssen es, weil wir für den währenden Krieg keine Form finden können, und weil wir in ihm für kein Erlebnis einen neuen Ausdruck erreichen. Wir müssen es, weil es unmöglich ist, die Form des Lebens und der Kunst abzusehen, die eines Tages aus der Ära des Kriegs aufsteigen wird. Wir müssen es, weil wir heute unmöglich die Orientierung der Instinkte besitzen können, die es uns erlauben würde, die kommende Form bewußt zu suchen. Denken wir an Kunst, so

kann es nur die Kunst sein, die uns mit gestern und vorgestern verbindet. Wir sollen die Tradition nicht abreißen wollen. Aber von selbst hält sich das Kunstgefühl an die vorhandene Form, und unbewußt wird es die Wandlung erleiden, die das Zeitalter des Kriegs ihm aufprägt.

Was wird aus der Kunst werden? Trotz allem wagt man, einen Augenblick darüber nachzudenken.

Der Krieg ist etwas ungeheuer Gegenständliches. Nur die im Gegenständlichen wirken können, sind jetzt Künstler: Militärs, Politiker, Techniker, Organisatoren. Die Kunst, mit der wir bis an die Schwelle des Kriegs gegangen waren, war nicht gegenständlich. Wir lebten im Sommer 1914 in einem Augenblick, in dem die Kunst zu einer unerhört abstrakten Formalität gediehen war. Die Erlebnisse des Künstlers waren wahrlich nicht minder heftig und minder innig als je. Aber diese Erlebnisse wurzelten ganz in der von allem Substanzartigen fast losgelösten spekulativen Formanschauung. Ruhe und Fanatismus, Zärtlichkeit und Gewalttat, Bewegung und Stillstand, jeder Affekt, jede Situation übersetzte sich so unmittelbar wie vielleicht nie in reine formale Äquivalente. Die Kunst war eine Spirale geworden, die von sich selbst ausging und in sich selber mündete, und diese Spirale war wertvoller, als die Kritiker wußten, denn sie war nicht von der Dekadenz, sondern von einer freudigen Kraft gezogen. Wird der Krieg die Überlieferung aufheben? Wird er den Künstlergeist der Zukunft neu auf die unmittelbare Schönheit des massiv Gegenständlichen lenken? Wird das Formerlebnis direkter als gestern bei der sichtbaren Natur einsetzen? War die Kunst von gestern das Letzte an Abstraktion und bedeutet der Krieg auch eine Stilscheide? Oder wird der Krieg aus Ursachen, die wir heute nicht sehen können, die Linie der Entwicklung ebenmäßig weiterlaufen lassen? Wird er sie steigern und stärken? Wird er einfach das Temperament schwellen, wie das Zeitalter Napoleons es bei Géricault und Delacroix tat? Wir wissen es nicht. Man muß mitunter auch darüber nachdenken, daß der große Krieg keinem von denen, die ihn körperlich mitmachen, als Ereignis immer sichtbar wird, so sehr er sinnliches Ereignis ist. Die Maler sagen, man könne ihn nicht darstellen, denn das moderne Schlachtfeld sei ein Vakuum. Die

Mechanik des Krieges von heute ist unheimlich unindividuell. Sie ist unheimlich anonym, ja apokryph. Es ist heute nicht wie in den Kriegen des Barock, wo die Schlacht sinnenfällig war und wo sich individuelle Tapferkeit in jedem einzelnen Fall sichtbar als ausladendes Barock heroischer Gebärden dem Gesicht des Künstlers aufdrängte. Könnte man heute auch nur eine Parallele zu den napoleonischen Reitern Géricaults malen? Materiell wäre es möglich, aber nicht geistig. Das Schema des Kampfbildes der Romantik und des Barock — etwa des Barock des Rubens — ist heute geistig nicht mehr wahr.

Sicherlich: die Kunst ist heute in der Verbannung. Sie wäre lächerlich, wenn sie sich darüber beklagen wollte. Sie wäre aber erbärmlich, wenn sie sich aufgäbe.

Zuletzt können wir nicht vergessen, was uns die Kunst je und je gewesen ist, und der Augenblick kommt, wo der Geist und die Sinnlichkeit des Menschen, mit unmittelbarer Wirklichkeit über und über gesättigt, sich auf die Gestalten des Daseins in bedeutender, endlich bewußter Anschauung wieder besinnen und eine neue Form dichten, die für den Moment und die Zeit, die von ihm ausgeht, klassisch sein wird. Es gibt Banausen, die Kunst für Dekoration halten. Mit ihnen ist nicht zu reden. Sie werden nie etwas von der Dringlichkeit der Kunst begreifen, die die Kunst schließlich selbst zu einem Ereignis macht. Sie haben überhaupt nie Wirklichkeit erlebt, darum können sie auch die Wirklichkeit der Kunst nicht erleben. Die Kunst löst sich vom Erlebnis. Aber diese Lösung ist ein Akt. Diese Lösung ist eine einschneidende Tatsache des Daseins, und insofern gibt sie der Wirklichkeit des Krieges nichts nach.

Andreas Schreiber:
DER KNABE PEIAHO

IN der Nacht hörte der Knabe Peiaho durch das dünne Geflecht der Wand gebrochene Schreie der Mutter, die Scheltworte seines Vaters und das, was eine eifersüchtige Frau von der Liebe der Mädchen auf den Blumenbooten sprach, und er erschrak, daß er bis Sonnenaufgang schlaflos lag. Dann lief er in den Garten, harrte seiner Spielgefährten und befragte sie alle nach dem Wesen der Liebe. Die Jüngeren von ihnen wußten nichts, doch sein Altersgenosse, der dreizehnjährige Yunpo, zog ihn später in ein Gebüsch und eröffnete ihm mit scheuen, fahrigen Blicken ein Geheimnis, das zwischen Mann und Weib bestand.

Dieses Geheimnis fand Peiaho sehr arg und er glaubte anfangs in einer Welt, die er solchen Dingen untertan fand, nicht mehr leben zu können, bald aber gewährte es ihm eine eigentümliche Lust, darüber Tag und Nacht nachzudenken. Er ging wie zwischen Traum und Wachen umher und wenn er ein Weib sah, folgte er ihm und flehte die Götter an, sie möchten seine Kleider in Schleier verwandeln. Da sein Freund Yunpo ihm nicht sagen konnte, was es gerade mit der Liebe derer auf den Blumenbooten für eine Bewandtnis habe, fragte er eines Tages hochmütig und bang zugleich seine alte Amme danach.

»Herrchen«, erwiedrte diese, als ihr der Atem wieder zurückkam, und Erstaunen und die Röte aus ihrem breiten Gesichte gewichen war, »was fragt Ihr da schon! — — So gut ein gelernter Schuster bessere Stiefel macht als ein Pfuscher, verstehen diese Mädchen von der Liebe mehr als andere. Aber sie ist ihnen nur Geschäft und ohne Herz. — Fragt mich nicht weiter, ich müßte es der Herrin melden.«

Peiaho zog sich zurück. Sein Chinesengehirn begriff, daß man das, was ein Geschäft war, mit Geld kaufen konnte, und diese Erkenntnis kühlte seine Begeisterung für die Blumenmädchen etwas ab.

Aber handelte man nicht auch Rubine und noch wertvollere Dinge ein, und wie tröstlich für ihn, wenn diese Liebe käuflich war, denn dann war es gleichgültig, ob man dreizehn Jahre zählte oder mehr. Er hatte dafür seine Erfahrungen. Wie war es mit dem Dolche gewesen, den er haben wollte und von dem seine Mutter sagte, er dürfe ihm nicht verkauft werden, wie mit dem Gifte, um einen lästigen Hund zu beseitigen? Die Händler forderten, er bezahlte und erhielt. Geld hatte er als der Sohn eines Hong-Kaufmannes im Überfluß. Aber wie sollte er das Ganze in Szene setzen, wie zu den Mädchen auf den Blumenbooten hinkommen. Er brauchte einen Vermittler, einen Führer.

In seiner Not wandte er sich an den Diener Chou. Sein Instinkt sagte ihm, daß dieser in solchen Dingen Erfahrung haben müsse und daß er, bekam er Geld, willfährig sein und wohl auch den Mund halten würde.

Der Sklave Chou saß gerade vor dem Gewächshause im Garten und spülte seinen Rücken, den ihn der Vater Peiahos hatte zerbläuen lassen, mit Reisbranntwein. Er ächzte unter den Schmerzen, die ihm diese Prozedur bereitete, und spie, als er den Knaben auf sich zukommen sah, auf die Erde.

»Verdammtes Gewächs eines üblen Baumes«, murmelte er und vernahm die ersten Reden, welche damit anfingen, »Chou, ich frage dich Etwas« ohne ja oder nein zu sagen.

Aus Peiahos Hand fielen ein paar Kupferstücke vor seine Füße. Er bückte sich danach und wie er sich erhob, zuckte ein bedenklicher Blitz aus seinen rotgefleckten Tigeraugen auf den vor ihm stehenden Knaben, dann griff er in die Tasche, nahm die Horndose heraus, biß ein Stückchen von dem gelbglänzenden Opiumkuchen ab, der darin war, und vernahm das Weitere mit Interesse. Bereits begann er an einem Plan zu arbeiten.

»Hast du genug Geld, um das Mädchen zu bezahlen?« sagte er, zum erstenmale sprechend, rauh.

Triumphierend ließ Peiaho eine Hand voll Silberpiaster sehen.

»Gut, mein Herrchen,« erklärte Chou, »übermorgen, nachmittags, werden wir von da dort« — er deutete auf eine Ecke der Straße gegenüber dem väterlichen Hause Peiahos — »weggehen zu den

Mädchen. — Doch schweige über jedes, was wir sprachen, zu jedermann — sonst . . .«

* * *

Peiaho hatte schon ein prachtvolles Gewand und die Atlasstiefelchen mit dem orangenen Nankingfutter angelegt, als er erfuhr, daß Chou nach einer erneuten Züchtigung für einen gewaltigen Opiumrausch mit Tagesanbruch entwichen sei. Er zog sich in eine einsame Kammer zurück, weinte, stampfte den Boden, raste. Wie er zur bekannten Stunde Chou trotz allem an der Ecke stehen sah, glaubte er vor Vergnügen zu vergehen. — Ohne sich Zeit zu nehmen, die Kordeln seiner Stiefel, die sich gelöst hatten, zu binden, rannte er zum Hause hinaus.

Chou sprang aus seiner dunklen Nische hervor. Seine Hand schloß sich wie eine Klammer um den feinen Arm des Knaben, und er riß ihn mit sich fort. Erst als sie die Pagoden und das Mandschuhviertel hinter sich hatten, glitten seine Strohschuhe langsamer über die Granitschwellen der breiten Straße dahin, welche die Altstadt von Kanton von Ost nach West durchzieht.

»Wie lange werden wir brauchen, bis wir zum Flusse kommen?« forschte jetzt Peiaho.

»Liebes Herrchen, das ist gleichgültig, denn vor morgen früh wirst du niemals zurückkommen.«

»O weh, oh, oh Chou, das darf ich nicht wagen . . . . . der Vater . .?«

»Ja, die Väter wollen eben nicht, daß die Söhne tun, was sie gern tun« zischte Chou.

»Du, Chou, ich muß umkehren« schluckte Peiaho atemlos.

»Unsinn, Erhabener, deine Spielgefährten werden dich verlachen, und die Mädchen, mit denen ich schon verhandelt habe, was sollen die denken von dir?«

Und unwiderstehlich zog Chou die schrecklich lange Straße gegen das Osttor zu.

Vor der Energie seines Begleiters zerrannen Peiahos Bedenken und bald sah er vergnügt auf die Karren und Schleifen, die mit Reis, Zuckerrohr und Häuten beladen vorüberknirschten, spähte in die Sänften, lachte über ihre schwankenden Träger, setzte über die

Kohlenkörbe der Barbiere, die allerorten hockten, und glitt noch flinker als Chou durch das Gewühl des sich stoßenden und schiebenden Menschenstromes. Oft wollte er an einem der Kaufläden stehen bleiben, aber Chou schleppte ihn weiter.

»Macht fort, Herr,« schrie er stets, »sonst schließen sie die Tore, und wir kommen nicht mehr hinaus!«

* * *

Der Mond sandte seinen linden Glanz über die Wellen des Perlflusses, als Chou und Peiaho bei ihm anlangten und mit einem Schiffer der Überfahrt wegen zu feilschen begannen. Peiaho war in eine große Matte eingehüllt, die ihm der Sklave übergeworfen hatte, um seine kostbare Kleidung zu verdecken, die hier Aufsehen erregen mußte. Seine weiche und dann wieder schrille Stimme tönte weithin und kämpfte siegreich gegen die des Fährmannes an, mit dem er um den Preis stritt wie ein kaum flügger Rabe mit einem alten um einen saftigen Knochen. Sein von der Nachtluft leicht gerötetes Gesichtchen schimmerte wie das eines jungen Mädchens unter den lohfarbenen Köpfen der Matrosen, Lastträger und Fischer, die sich neugierig um die Gruppe geschart hatten, und kontrastirte seltsam mit seinen gierigen Blicken und jähen Gesten.

Endlich glitt der Nachen in die Strömung hinaus. Peiaho klopfte das Herz vor Erwartung.

Der Gesang der Schiffzieher war verhallt. Es herrschte die tiefe Ruhe der Nacht. Kein Schiff lief mehr ein, und nur die Wächterboote schossen blitzschnell auf und ab. Soweit das Auge blickte, gewahrte man nichts als die Reihen der verankerten Schiffe. In unmeßbarer Ferne begannen sie stromaufwärts, zogen sich am gegenseitigen Ufer den Vorstädten Fati und Honan entlang, teilten sich bei der winzigen Kupferinsel und den Eilanden, die ihr folgten, in zwei Stränge und verloren sich stromabwärts mit ihrem Gewirr von Spieren und Masten und ihren Laternen, die zu Sternen wurden, ins Ungewisse.

Man hielt gegen die Kupferinsel zu, die fast senkrecht gegenüber lag, erreichte sie. Der Schiffer lüpfte sein plumpes Mattensegel und steuerte in die Gassen der Schifferstadt hinein. Auf einem Kahn

blies ein Schifferweib die Flöte, während ihr Mann, dessen Umrisse scharf gegen den Mond sich abhoben, den Kamoran, der auf der Kante des Kahnes hinstolzierte, neckte, daß er mit den Flügeln schlug und die Kette, welche ihn fesselte, klirrend hin und herschleuderte. Peiaho brach in gezwungenes Gelächter aus. Man kam an den Schiffen der Entenzüchter vorbei, an denen der Wäscherinnen, an den schwimmenden Landhäusern der Vornehmen, und war noch immer nicht, wo er zu sein wünschte. Langsam fiel sein Körper Chou in den Schoß. Er schlief ein.

Der Bambusdocht sprizte und knisterte in der Laterne, die auf dem Schnabel der Barke thronte, die Hälfte des Segels schleppte im Wasser, und der Fährmann blickte blöde auf den Mond, die Sterne und die Gassen, die er abfuhr, indeß Chou den Knaben auf den nassen Schiffsboden sinken ließ. Sein eckiges Gesicht zierte das ihm eigentümliche Grinsen, und seine Augen blieben halbgeschlossen, bis der spitze Basthut des Schiffers in die Höhe fuhr, und er knurrte »Wir sind da«.

Da erhob sich Chou, dehnte sich wie ein alter Kater und rüttelte Peiaho unsanft. Schlaftrunken öffnete Peiaho die Augen und sah in einer Wolke des höchsten Entzückens den Schwarm Frauen auf dem Dache des Frauenschiffes durcheinander wirbeln.

Die Frauen hatten das Kommen der Barke wahrgenommen und überboten sich in der Schaustellung ihrer Reize. Diese zeigte ihre kleinen Füße, jene ließen die Ärmel zurückfallen und wießen im bläulichen Lichte des Mondes schlanke, weiche Arme. Und dabei verstreuten die Laternen ihre bunten Scheinchen über ihre glänzend geschminkten Antlitze und machten die Blüten in ihren Haaren glühend, lodernd. Der Knabe preßte beide Hände auf sein Herz.

Der Nachen legte an. Schon stürmten ein paar Dienerinnen zur Schiffstreppe herab und tauchte ein altes, häßliches Weib zwischen den Schnitzwerken des feenhaft beleuchteten Portikus auf, winkte. Schon wollte Peiaho hinan, da hielt ihn Chou zurück.

»Laß mich die letzten Verabredungen treffen, Herr« sagte er kriechend. »Du wirst gewiß zufrieden sein. Ich werde die schönste für dich auswählen. Vertraue meiner Erfahrung. Gib mir das Geld«.

Peiaho nickte und reichte ihm die Börse hin, doch während Chou

samt dem Troß, der ihm hündischen Respekt zollte, im Innern des Schiffes verschwand, reute es ihn bereits. Er wird mich betrügen, dachte er, er wird mich betrügen. Geduld! Er soll dafür noch die Peitsche kosten. Ich hätte das alles selbst tun können. Und er warf mißtrauische Blicke auf die von Schlingpflanzen übersponnenen Fenster, dann äugte er wieder nach den Frauen, die oben auf den Galerien und Balkonen schwatzten.

»Süßer kleiner Mann, komm herauf,« schrie eine.

Er errötete und wandte sich an den Fährmann, um ihm den Lohn zu geben. Der sollte ihn keineswegs betrügen. Der Fährmann fand den Lohn zu niedrig und murrte etwas von ungewöhnlichen Verhältnissen, daß Peiaho zu jung sei, strafbar sei, daß das Schweigen zu bezahlen sei. Sehr ärgerlich, weil Chou solange mit seiner Rückkehr zögerte, biß Peiaho die Zähne zusammen, zischte:

»Du Bursche höre! Mir kann nie etwas geschehen, denn mein Vater ist mächtig, wohl aber dir!«

Er zog einige Piaster, die bereits auf der Hand des Schiffers lagen, wieder zurück und steckte sie ein. Der Schiffer begann zu lärmen, doch in diesem Augenblicke kam Chou zurück und winkte Peiaho. Peiaho sprang an Bord. Chou flüsterte ihm ins Ohr:

»Alles ist bereit, doch hüte dich irgendwie deinen Namen zu verraten. Es könnte Folgen haben. Du bist klug — ich weiß es — also achte darauf.«

Hochmütig nickte Peiaho und sagte befehlend:

»Du wirst mich abholen, Chou!«

»Keine Sorge! Es ist alles in Ordnung,« lächelte Chou.

Er stand schon im Boote, hatte den Schiffer beiseite gedrängt und ruderte mit Macht vom Schiffe weg.

* * *

»Die schöne Tschao hat deinen Preis angenommen und ist dir zu willen, Herr!« riefen zwei Dienerinnen. Peiaho verbeugte sich tiefer als sonst vor dem Altare, der am Eingange errichtet war, und folgte ihnen. Die Kurtisane Tschao genoß als die schönste und am meisten begehrte auf diesem Schiffe die Ehre des Prunkgemaches am Buge. Blaß und atemlos sah Peiaho den Vorhang auseinanderweichen.

Tschao stand am Ende des Gemaches. Hinter ihr öffnete sich die Wand, und man gewahrte den Fluß, den mächtigen Himmel und die Sterne. Ihre Lippen, an denen ein großer blutroter Schminktropfen hing, wölbten sich küssend vor, und ihr Gesicht war ein strahlendes Lächeln. Kleine, runde, kindliche Brüste spannten bei jedem Atemzug den engen, meergrünen Spenzer, den sie trug. Vom Fluß kam ein frischer, feuchter Hauch und bewegte die samtenen Tapeten und die seidenen Bilder an den Wänden und die Wolke von Wohlgerüchen, die von den Räucherpfannen und Blumen in die Luft fluteten.

Regungslos verharrte der Knabe an der Schwelle.

»Junger Mensch,« sagte die Kurtisane, die selbst noch blühend jung war, mit fremdem und unendlich weichem Dialekte, »warum bist du so schüchtern, da du doch so hübsch bist?«

Peiaho senkte seine Lider vor den lebhaften Blicken ihrer dunkelbraunen Augen, und nun schritt sie auf ihn zu, schwebend — ihre Füße waren nicht verkrüppelt wie die anderer Chinesinnen, weil sie aus dem fernsten Norden des Reiches stammte — kaum den Boden berührend. Ihre zarte Gestalt schien wie ein Myrtenstrauch im Winde zu wehen, und ihre Hände streckten sich Peiaho durch den Raum entgegen gleich weißen Blütensträußen. Sanft führten sie ihn zu dem Tische in der Mitte des Gemaches, betteten ihn in einen Stuhl mit Daunenpolstern.

»Ich will dir ein Mahl bereiten lassen,« fügte sie hinzu. »Du sollst dich freuen, und dein Herz wird sich mir öffnen.«

Mit Inbrunst rief Peiaho, dem der Schweiß auf der Stirne perlte: »Ach Tschao, es steht dir offen!«

Gierig zog die Kurtisane diese junge feurige Begeisterung in sich auf. Sie schmeichelte ihr um so mehr, als sie von dem Sklaven Chou gehört hatte, der Knabe habe, um bei ihr Gnade zu finden, sein ganzes Vermögen, das er besaß, geopfert. Ihre feinen spitzen Finger, welche den Blättern einer Chrysanthemumblume ähnelten, flogen auf ihn zu, ihn zu liebkosen, da sie aber seinen ratlosen Blick bemerkte, begriff sie sofort, daß er vor ihrer zärtlichen Liebkosung noch die unbestimmte, wilde Angst des Unerfahrenen hatte, zog ihre Hände zurück und sagte nur leichthin:

»Wie gefällt es dir hier, mein Liebster? Sieh um dich! Ist es so schön, wie du es wolltest?«

»Wunderbar!« seufzte Peiaho, indem er langsam, wie wenn er es für sein ganzes Leben im Gedächtnis behalten wollte, jegliches Ding beschaute, die porzellanenen Ruhebänke, den ungeheuren tönernen Bottich, worin Goldfische schwammen, die riesigen Vasen auf durchbrochenen Marmorsokeln gefüllt mit scharlachener Amaranth, Orchideen, Tuberosen, Jasmin und Nelken, lilafarbenen Azaleen, die Päonienbäume, den bunten Papagei im Reif. Dort aber, wo elfenbeingerahmte Spiegel blendeten, silberne Schminktiegel und die Kämme aus Bernstein schimmerten, breitete sich das wollüstige Lager der Kurtisane aus. Das wird das Letzte in dieser Nacht sein, erwog der Knabe mit einer Phantasie und mit einer Tollkühnheit, die fähig war, einen kochenden Geiser zu umarmen.

Inzwischen hatten Dienerinnen, um die kühle Nachtluft fernzuhalten, einen Vorhang vor die Pforte gegen den Fluß gezogen, das Räucherwerk erneuert. Das Mahl nahm seinen Anfang. Durch Tschao angestachelt stürzte sich Peiaho auf die blumenverzierten Körbchen aus Narwalzahn, welche sich den Tischkanten hinzogen gleich kleinen Gebirgen und nur so überquollen von winzigen Orangen, die der Schale beraubt in ihrem Safte schwammen, Aprikosen, Pfirsichen, Äpfeln und Ananassen. Er richtete eine arge Verwüstung unter den Früchten an und knaberte wie eine Maus an den gezuckerten Pflaumen und den Haselnüssen aus Petscheli. Vergnügt sah ihm Tschao zu, während sie an den Muscheln, die sie vor allen Gerichten liebte, schlürfte. Plötzlich fragte sie:

»Wie heißest du?«

Der Knabe errötete, dann erbleichte er. Es dünkte ihm eine fürchterliche Sache, jemand wie Tschao zu belügen, jedoch behielt seine List die Oberhand, und er sagte: »Laopo«.

Mit instinktiver Allwissenheit ahnte Tschao, daß er log.

»Du belügst mich . . . Du liebst mich also wahrlich nicht . . .« flüsterte sie, beugte sich nahe zu ihm hin, beäugte ihn, denn es machte ihr Spaß, ihn noch mehr in Verwirrung zu setzen. Der Wohlgeruch, der bei der hastigen Bewegung, die sie machte, dem Knaben zuwirbelte, benebelte ihn fast. Er war im Begriff, seinen

wahren Namen zu gestehen, aber er beherrschte sich doch noch und stotterte: »Ich heiße wirklich so, wirklich so . . .« Und dabei griff er aufs Geradewohl nach dem, was ihm zunächst stand, und schob zwei Stücke gezuckerten Ingwers in den Mund, die ihn schrecklich brannten und zum Husten reizten, daß er sie unter gewaltigen Peinen hinabwürgte. Die Kurtisane lachte, daß ihre Ohrgehänge funkelnd hin- und herschlugen und die weißen Zähne in ihrem Munde blinkten.

»Du bist nicht dumm, Laopo, aber das Lügen verstehst du doch noch nicht recht!« rief sie und sich zu den Dienerinnen wendend: »Macht ein wenig Musik, aber sanfte, daß er sich erholt, mein Liebling!«

Während die Dienerinnen den Befehl ausführten, fand Peiaho Zeit seinen Schrecken zu vergessen, und bald fing er an, Tschao mit geschickt verhehlten Blicken zu betrachten. Er bewunderte die glänzend-schwarzen Haare und die Augenbrauen, die schmal waren wie das Blatt der jungen Weide.

»Gefällt dir die Musik?« fragte ihn Tschao.

»Nein!« sagte er. Diesmal hatte er nicht Not zu lügen.

»So hört auf,« sagte Tschao, »und bringt den Rest des Mahles! Oder soll ich sie tanzen lassen?«

»Sie haben nicht deinen göttlichen Schritt, Herrin,« erwiderte Peiaho schmeichelnd. Tschao hob die Tasse voll heißen Reisweins mit beiden Händen empor und trank dem Knaben zu, kehrte ihm deren innere Seite zu, um ihm zu zeigen, daß kein Tropfen mehr in ihr sei. Der Knabe zögerte, ihr zu erwidern. Sie gab ihm einen leichten Schlag mit dem Fächer.

»Laopo,« sprach sie mit verstelltem Ernste, »du willst ein Mann sein und getraust dir nicht einmal zu trinken. Aber, Laopo, sieh doch, mein Papagei wird sogar böse, weil du es nicht tust.« Und sie deutete auf den Vogel, der sich aus irgend einem Grunde wütend aufblusterte.

»Ach, das ist der Musik wegen, die ihm Bauchgrimmen machte,« rief Peiaho, der allmählich seine ganze Keckheit, die seine Hausgenossen stets an ihm ergötzt hatte, zurückgewann, und trank den scharfen Samtschuh in einem Zug hinab und wies seiner Partnerin triumphierend die Schale.

»Nun bist du so, wie ich dich wünsche,« sagte Tschao. Ausge-

lassen ergriff sie den Stuhl, auf dem Peiaho saß, bei der Lehne und neigte ihn schaukelnd zu sich her. Der Knabe sah die goldenen Flammen des Diadems auf ihrer Stirne wanken, dann flog ihm eine duftende Haarwelle in die Augen und er verspürte die Küsse, die sie ihm auf Wangen und Ohren preßte, und als sie ihn für einen Moment frei ließ, sah er auffällig nach abwärts blickend, ihre Wade, welche die ungestüme Bewegung von dem Gewande entblößt hatte. Lange, golddurchwirkte Bänder liefen an ihr wie Schlangen entlang. Dieser Anblick machte ihn ganz fassungslos. Ohne daß er wußte warum, traten ihm Tränen in die Augen. Mit seinem Arme suchte er Tschaos Schulter zu erfassen. Er streckte sich und küßte sie die Augen schließend ins Gesicht, blindlings, wohin er traf.

Wie er aus seiner Berauschung erwachte, vermied er, sie anzusehen, er sah aber dennoch ihre Augen. Sie waren jetzt dunkel, wie die Wasser der Teiche im Herbste, von einer Art, daß er bis ins Innerste erschrak. Auch ihre Stimme dünkte ihm anders als zuvor, wie sie befahl: »Löscht die Laternen! Es ist Zeit zu ruhen.« Eine wütende Angst ergriff ihn, während der Raum in Dämmerung versank. Nachdem die Dienerinnen neue Räucherkerzen für die Nacht aufgesteckt hatten, schlichen sie knixend und lautlos von dannen. Er verwünschte seine Neugier, seine Begierden, seinen Mut, er hätte fliehen mögen. »Zu spät!« murmelte er.

Mit einer grandiosen Gebärde lud ihn die Kurtisane, die bereits neben dem Lager stand, zu sich, doch er blieb regungslos in seinem Stuhle sitzen und betrachtete vor dem unabwendbar Kommenden zu eisiger Trägheit erstarrt die sonderbaren, verästelten Schatten, welche die Schlingpflanzen auf den vom Monde erhellten Perlmutterfenstern zeichneten, horchte die letzte Galgenfrist bis zum Rest auskostend dem Geplätscher der Wellen des Stromes, den Schritten, die über seinem Haupte die Decke erschütterten, den Klängen einer fernen Musik, die aus dem Bauche des Schiffes drang.

Tschao hatte ihren Schmuck abgelegt. Es lauerte etwas Bösartiges in ihren Mienen, wie sie nun den dummen Jungen maß, der nicht kommen wollte und ihr so die Freude verdarb, denn dieser Junge forderte ihre Lüsternheit mehr heraus als je ein Liebhaber.

Sie brach los:

»Bist du so jung schon so kalt und meiner überdrüssig? Und ich habe dich empfangen, obwohl ein zügelloser und schrecklich eifersüchtiger Mann mir gedroht hat, mich zu ermorden, wenn ich einen andern liebte!«

Unter den schneidenden Tönen dieser Stimme, welche bisher schmelzend wie der Gesang einer Nachtigall gewesen war, duckte sich Peiaho. Er war so glücklich etwas zu finden, was sein Schicksal verzögern konnte. Eine Räucherkerze war umgefallen und drohte den seidenen Lichtschirm, der ihr vorgesetzt war, zu entzünden. Er richtete sie gerade. Auch diese Beschäftigung mußte ihr Ende haben, und er machte schließlich ein paar Schritte auf die Kurtisane zu und blieb dann wieder stehen.

Tschao hatte sich auf das Ruhebett niedergelassen und warf die Kissen durcheinander, daß die Wohlgerüche stäubten. Plötzlich löste sie ihr Kleid von den Schultern. Blendend weiß, wie der zerbrechliche Schaft einer Blüte schoß ihr Rumpf aus den Falten des Gewandes hervor. Peiaho ergriff der Schwindel, alles drehte sich um ihn. Er biß sich auf die Zunge, um nicht ohnmächtig zu werden. Die Augen der Kurtisane funkelten gleich denen einer Schlange, da sie sah, wie ihm endlich die Gier alle Bedenken und Hemmungen zersprengte. Ach, das Gebaren dieses Kindes war eine wunderbare, unbekannte Wollust für sie! Sie erhob sich. Ihr Gewand sank zu Boden. Da stieß der Knabe einen furchtbaren Schrei aus.

»Tschao, Tschao!« schrie er und sprang ihr mit einem Satze wie ein Panther um den Hals. Sie drehte ihn mit erstaunlicher Kraft um seine Achse, riß ihn in das Chaos der Kissen und Decken hinein, und während sie sein Fleisch wie sterbend erzittern fühlte, biß sie ihn ganz behutsam, ein klein wenig in den Hals. Er lallte sinnlos sein »Tschao! Tschao!«

* * *

Die flackernden Räucherkerzen und der milde Schimmer des Mondes beleuchteten das schlafende Paar. Das Gesicht des Knaben hatte sich in das Haar des Mädchens eingewühlt. Er selbst lag mit der Hälfte seines Leibes auf ihrem, und sein rechter Arm streckte sich steif über ihre Brust weg gegen die Wand.

Zwischen den Falten des Vorhanges, der das Gemach gegen den Fluß

zu abschloß, tauchte ein Mann auf, und zu einem Fenster blickte das Gesicht eines zweiten Mannes herein, der sich freute. Es war Chou.

Der Mann, der aus dem Vorhang kam, schlich auf den Zehen zu dem Lager und knirschte aschbleich: »Oh, oh?« Alsdann griff er hurtig in den Busen und stieß durch die Schulter des Knaben der Kurtisane ein langes Messer ins Herz. Nach kurzem Röcheln verschied sie, ohne auch nur die Augen zu öffnen, aber der Knabe, erweckt durch den großen Schmerz, der im Schlaf über ihn gekommen war, drehte sein Gesicht dem Mörder zu, während er zugleich krampfhaft zuckend den blutigen Schaum, der aus seinen verletzten Lungen stieg, hervorspie: »Oh, oh!« schrie der Mörder wiederum in hohlem Ton wie ein tragischer Schauspieler, schleuderte verzweifelt die Arme in die Höhe und floh den Weg, den er gekommen war. Man vernahm das Geplätscher von einem schweren Gegenstand, der ins Wasser fiel.

Peiaho starrte wirr um sich. Chou sprach aus, was der Knabe sich vergeblich zu denken abmühte, da seine Gedanken völlig verfinstert waren von seinem Schmerze und dem Willen sich von dem Dolche zu befreien, der ihn an die Brust der Kurtisane heftete.

»Dein eigener Vater hat dich getötet,« sagte er. »So wollte ich es, ihr Verfluchten.« Und mit einem höhnischen Gelächter: »Ich sagte es dir schon einmal: Die Väter wollen eben meist nicht, daß die Söhne das tun, was sie selbst gerne tun.«

Peiaho begriff, daß Chou ihn irgendwie verraten hatte, suchte zu erwägen, warum sein Vater ihm das getan hatte, aber der rasende Schmerz unter den Rippen, Todesangst und die beginnende große Mühe des Sterbens gaben allem nur mehr die Realität eines wüsten Traumes. In die Ohnmacht, welche ihm ein Blutverlust brachte, versinkend, nahm er als die letzten Dinge wahr, daß von der Hand Chous flammende Wergballen auf ihn herabfielen und von dem nächsten Päonienbaum glühendrote Blätter. Der Ruf »Feuer!« drang nicht mehr zu ihm.

Franz Werfel:

DREI GEDICHTE

HOHE GEMEINSCHAFT

Nimmer, nimmer vergiß, wenn leicht
Du in vielen Gelächtern weilst,
Wie doch jedes Leben zuletzt
Weh wird, und mühsam ein jeder stirbt.

Mehr als Gemeinschaft von Worten und Werk
Bindet uns alle der brechende Blick,
Bindet uns alle das letzte Bett,
Und die Not, und die Not, wenn das Herz ausgeht.

Beugst du dich tief vor des Mächtigen Schritt,
Bebst du dahin vor der süßen Gestalt,
Spähst du dem Feind ins eiserne Aug,
Kniest du vor unerreichbarem Bild,

Ahne du, ahne doch schwindenden Blick,
Schrecklichen Atem und trockenen Mund,
Die Hand, die sich krampft, und das letzte Allein,
Und die Stirn, wie sie feucht wird von Elend und Schweiß.

Und daß dir gebührt, was Allen gebührt,
Und du verwandt bist zum endlichen Tag!
Du bist nicht verkürzt um den Adel des Leids.
Und schon weil du bist, bist du gleich. So sein stolz!

Nimmer vergiß, und fühle, wie groß
Zärtlichkeit, Güte, dein Antlitz ertränkt.
Zartsein ist Weisheit, und Milde ist Sinn.
Stets deinem Mund ist ein Zauber vergönnt.

ODE

Vollkommenheit, Vollendung!
Deinetwillen grüße ich
Die Sünde, grüß ich
Das Arme, Endliche in mir!

Ist es nicht gut,
Daß immer Himmel ist, daß
Wer niedrig
Und tief im tiefsten Brunnen steht,
Die Sterne sieht,
Die edlen Stern' sieht über sich bei Tag.

Und daß ich weinen kann,
Und bin zerrissen ganz
Unter den süßen Bäumen hier!

Empfindung des Entfernten,
Gutes, nie erreichbar mir!
Und greifbar dennoch,
Faßlich, wie der Kinderhand
Ein naher
Himmel des Nachmittags.

Und daß ich blühen darf
Die Blüte der Bewunderung
Zu besseren Menschen,
Daß ich fühlen darf,
Den guten Gang von immerguten Frauen!

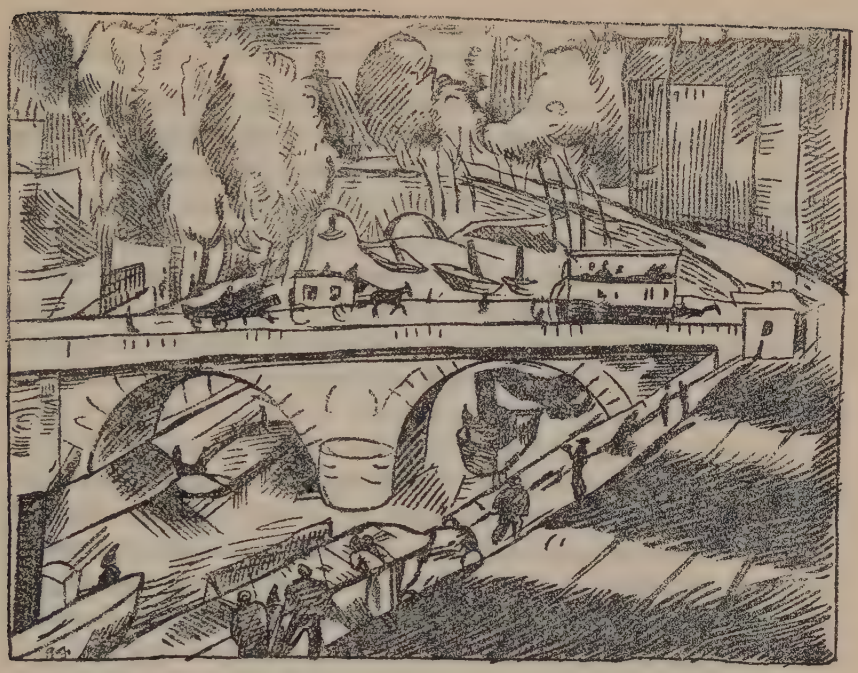
FREMDE SIND WIR AUF DER ERDE ALLE

Tötet euch mit Dämpfen und mit Messern,
Schleudert Schrecken, hohe Heimatworte,
Werft dahin um Erde euer Leben!
Die Geliebte ist euch nicht gegeben.
Alle Lande werden zu Gewässern,
Unterm Fuß zerrinnen euch die Orte.

Mögen Städte aufwärts sich gestalten,
Niniveh, ein Gottestrotz von Steinen!
Ach es ist ein Fluch in unserm Wallen . . .
Flüchtig muß vor uns das Feste fallen,
Was wir halten, ist nicht mehr zu halten,
Und am Ende bleibt uns nichts als Weinen.

Berge sind, und Flächen sind geduldig . . .
Staunen, wie wir auf und nieder weichen.
Fluß wird alles, wo wir eingezogen.
Wer zum Sein noch Mein sagt, ist betrogen.
Schuldvoll sind wir, und uns selber schuldig,
Unser Teil ist: Schuld, sie zu begleichen!

Mütter leben, daß sie uns entschwinden.
Und das Haus ist, daß es uns zerfalle.
Selige Blicke, daß sie uns entfliehen.
Selbst der Schlag des Herzens ist geliehen,
Fremd sind wir auf der Erde Alle,
Und es stirbt, womit wir uns verbinden.



Arnold Zweig:

QUARTETTSATZ VON SCHÖNBERG

⟨OP. 7 D-MOLL.⟩

WIE beim Eintritt gehöriger Kälte eine Glaskugel gefüllt mit Wasser von selbst zerspringt, so erwachte Eli Saamen, Chemiker aus Rußland, erzogen in Deutschland, gelandet in Frankreich, am 12. Oktober mit dem gefaßten Entschluß, Paris zu verlassen, Europa, in dem er sich schließlich fühlte wie ein stiller Leser in einer Maschinenhalle, einem Warenhaus, einem Irrensaal und einem Lazarett, und sich nach Kleinasien zu retten, nach Palästina, ob sich dort nicht Inhalt finde für das Leben eines unerträglich amtlosen Juden. Er begann an demselben Morgen, der doch sanftbunt und herrlich aufstieg über dem Parc Monceau, seinen Koffer zu rüsten, und am nächsten Tage fuhr er, die hebräische Grammatik, das Wörterbuch und den Pentateuch zum Lernen vor sich, von Erwartung schon halb belebt, halb noch müde wohl davon, daß er sich von niemand zu verabschieden brauchte, nach Deutschland, nach Berlin,

das er ohnehin durchqueren mußte, um auf billigste Art über Odessa — über Rußland, dachte er mit haßunterhöhltem Gleichmut — Jaffa zu erreichen. Die Berliner Geschäftsstelle der Zionisten gab ihm die nötige Auskunft: mit seinen 200 Franken monatlicher Rente konnte er dort bestehen, wie überall sonst. Am fünfzehnten abends hatte er keinen Grund mehr, in Berlin zu bleiben, er telegraphierte seinem Bruder Leo, der in Leipzig studierte und mit dem er seit einem Zank vor ungefähr zwei Jahren weiter keinen Verkehr unterhalten hatte, damit man einander noch einmal sehe, ehe er einem so fremden Lande angehörte.

Am nächsten Mittag gegen zwei kam er in Leipzig an. Da er seinen Bruder erst um 5 Uhr aufsuchen sollte, bestieg er, die leise spannende Erwartung mit Begebnis zu überdecken, am Bahnhof, dessen großgeschwungene Halle aus Eisenrippen ihm ein angenehmes Staunen geschenkt hatte, eine Straßenbahn und landete aussteigend dicht bei dem Denkmal, das vaterländische Geschäftigkeit dem Gedächtnis der großen Napoleonschlacht gewidmet hatte, und dessen pomphafte Weihe unmittelbar bevorstand. Er umschritt das massenhafte Bauwerk, nannte es ein enormes Nippes, indem er es in der Vorstellung neben Straßburgs Münster stellte und plötzlich mit bildhaft gestaltender Sehnsucht die Pyramiden sah, die auch eine Schlacht Bonapartes schweigend überragt hatten, und denen er bald um soviel näher wohnen sollte.

Bis 5 Uhr besah er sich die anbefohlenen Bemühungen lauwarmer Bürger, einen schön gebreiteten Platz durch Löwenhäupter aus goldenem Gips und antikische Säulenpaare blaugold bemalten Holzes auf kostbare und triumphierende Art zu zerschmücken, dann hatte er dreiviertel Stunden lang jenes Gespräch, von dem er sich unterirdisch soviel versprochen hatte: eine mühsame und kalte Unterhaltung über dies und das, ein Hin und Her, zerfahren und fast blöd, Langeweile mit Worten verdeckt, und sein Bruder sah älter, aber ganz unreif aus, begriff nichts vom Entscheidenden dieser Auswanderung, die er obenhin billigte — beide schienen gegen Ende das krampfhafte Gähnen nicht mehr bewältigen zu können. Eli ging. Noch einmal gaben sich die beiden jungen Fremden die Hand, Stirn gegen Stirn gekehrt, ähnlich und ganz getrennt, im kahlen Lichte dieses wahllos möblierten Zimmers: dann schloß sich zwischen ihnen

eine Tür aus guten Bohlen. Ein zarter Ekel, in Melancholie gehüllt, zerflog im kalten Hauch der Straße, er lächelte ein wenig, weil er sich vorher darauf eingestellt hatte, den Abend mit Leo zu verschwatzen — nun mußte er bis zur Abreise sieben Stunden überwinden. Die Anschlagsäule meldete ihm auf gelbem Plakat für 8 Uhr das Konzert eines französischen Quartetts, das er in Paris hatte Beethoven spielen hören, obgleich musikalisch nicht eigentlich ein Kenner, erregte ihn Musik mehr als seine Kühle sonst zuließ, gab ihm Bilder und träumendes Gesicht, befruchtete die Tage hinterdrein, und darum suchte er sie liebend. Zwei Stunden bis zum Anfang verlas er im Café.

Der Konzertsaal, so anonym, daß er hernach nicht wußte, welcherfarb seine Wände, füllte sich langsam mit mißratenen Frauen in Röcken und Blusen ohne Schnitt oder in Kleidern von muffiger Farbe, viele trugen auf kleinen, eingedrückten Nasen schwarzgerandete Klemmer aus Horn oder Brillen, gefaßt in Nickel. Man sang von allen Stühlen sächsisch, auch die wenigen Jünglinge taten es, so daß Eli alsbald vermittels eines heiteren Dekrets anordnete, sein Platz habe in diesem Raum nicht enthalten zu sein und befände sich vielmehr auf der Plattform eines Turmes, umgeben von einer Atmosphäre reinen Wasserstoffs, atembar ihm allein, den Eindringling aber mit Tod lohnend, und er gab eine Umwelt erst wieder zu, als die charakteristischen und bärtigen Antlitze der vier Musiker ihm vertraut, wenn auch vom anderen Ende des Saales her, und heimatlich auftauchten. Sie stimmten, sie begannen, das Programm des Nachbarn bestätigte: Haydn — eine junge und geballte Musik, klar gebaut und jubelnd, Singen, das ihm gegenüberstand wie Wiesen voll von Blumen und Bienen, windbewegt besonnt und duftend, er lauschte lächelnd, innerlich einstimmend in alles Einfach-Schöne. Ihm fiel ein, daß diese Landschaft ihm bald fern sein sollte, aber er blieb froh: überall sind elfische Götter und Bäume blättervoll. Er trauerte erst, als es schwieg, vom Kommenden hatte er sich nur gemerkt: heutige Musik, und der Rhythmus eines unbekannten, nicht erinnerten Namens bewegte sich in seinem Ohr, sein Nachbar hielt das Blatt jetzt unzugänglich, und was am Ende lag an Namen?

Nach Applaus und Pause begann es von Neuem: und diese Musik

griff nach ihm, griff, riß ihn hinein in eine strömende Glut, schüttelte ihn. Erst klang's herb, aber gleich merkte er die Herbheit einer neuen Süße, wie das Grau einer bewegten Straße vor dem gesammelten Blick in alle Farben zerfällt: da ist brauner Kot und grüner Rasenstreif, Häuser weiß und rosa, Menschen in Dunkelblau und Trambahnen gelblich. Stimmen sprachen, lockten und verklangen in der Bratsche, auferstanden triumphierend in den Geigen, angebetet vom Cello, Stimmen waren wie Haut, duftend wie Haar, geschieden wie Finger, geballt wie Faust, wehend und fallend wie Atem und Puls. Es floß, ja so fließt es, dachte er aufgerührt, so herb ist's, so verworren, so neu, er fühlte dumpf das ganze Leben dieses Erdteils unter dem unablässigen Tönen einer kämpfenden Melodie, so zieht's einen an sich und bettet ihn, wie das Hören selig aufgeregt gebettet ist in die Vielfalt neuer Harmonie. Da steigen Campaniles in eine perlmutterne Luft, sie zittern im Spiegelbild von Kanälen und der Lagune, da rauscht die Mitternacht von den Glockentürmen und taumelt trunken von allen Sternen durch die Wipfel des halbgeleerten Parkes, da brüllen tiefstimmig wie schwere Saiten elektrische Wagen unter dem Asphalt von Straßen voll trommelnden Gefährts, und die Geige singt, die Geige — der Geist singt in einsamen Lampen von Petrol und Gas, und das Licht fällt auf Stirnen, die sich furchen, auf mathematische Zeichen und Zeilen von Zahlen, auf Zeilen von Worten gedruckter Bücher, und in den Hirnen bilden sich die Sätze, die das Logische tragen, Erkenntnis, Wahrheit, da schweift das Cello im Schwellen auf und ab wie Bogen von Brücken über alle Flüsse, Brückenbogen aus Stahlnetz auf steinernem Fuß, und die Eisenbahn dröhnt von Ufer- zu Uferland voll Guts und Menschen, die in Schiffe steigen, wie ich in ein Schiff steigen will, da meißelt ein Greis am Turm der Arbeit, da kreisen elektrische Wellen und werden im Fernsten zum hörbaren Wort und die Geige singt, die Geige. Da werfen die Wälder ihr Laub von sich und stehen nackt wie Gerichtete, und Richter mühen sich überall um neue Gerechtigkeit aus totem Recht, und in den Feldern keimt die Saat. Da sitzen die Klassenbänke reihenvoll von Jugend in abertausend Räumen. Da stehen bemalte Menschen Nacht für Nacht vor satten Menschen, und das Wort toter Dichter pocht von Herz zu Herz. Und das

Volk rührt verschlafen Fittiche, die noch rascheln, die noch nicht rauschen, und hinter jeder Krankheit sucht ein Arzt, daß er sie töte, mit Reagenzglas, Messer und Erz, das in Geheimnis strahlt, und die Geige singt, die Geige. Von Kanzeln her in halbleere Kirchen sprechen sie halbleere Worte vom alten Gott, und die Jungen suchen den neuen Gott und das neue Jauchzen. Überall sind sie ein wenig Affen und halb voll Scham und etwas müde und schnell im Ekel. Aus lebenden Fichten mahlen sie schlechtes Papier, Myriaden Seiten voll toter Worte schleudern sie in den Tag zu schneller Wirkung und schnellstem Vergessen. Mit allem zu handeln sind sie bereit, Geld zu ziehen aus Geld rüsten sie sich. Metallne Insekten werfen sie in die Luft, darauf zu schweben, in Schiffe von Metall strömt Gas und siehe, sie fliegen, und die Geige singt, die Geige. Da fallen sie brennend aus dem Raum, da zerschellen sie knirschend auf Gras, aber andere überfliegen das Meer. Ihre Weisen raten um den Sinn des Seins, ihre Mengen hasten am Leben entlang, und die Städte fressen den Acker: in ihnen schnellt die Luft an Mauern und erstickt in Rauch. Es fliegt und flieht, das Leben bricht herein über alle Saiten, schlägt kaskadisch von Geige zu Geige, dauert ohne Pause, ohne Ende, ohne Schlaf, springt über Abgründe vom Cello zur Bratsche — nun singen alle vier, singen Eintracht und Hilfe, singen Zwietracht und Gier, und das Herz brennt, auf Oberflächen geht's dahin, blind vor Zweck, und die Frauen erwachen. Jauchzt, Klänge, atmet ihr Lungen, gebt die Rhythmen der Arbeit, verwirrt die Eile des Vergnügens! und das Echte rührt sich in achtzig Herzen. Ihre Toten scharren sie in den Leib der Erde, verbrennen sie in der Seele der Flamme, sie gießen Kanonen zu Kriegen, aber die Völker lauschen noch aufeinander friedlich. Aus den Geweiden der Finsternis schlagen die Knappen Kohle, die bunten Feuer entwischen lachend den Schloten hingedehnter Hütten. Die Dichter formen neues Schauen aus der Sehnsucht, und über den großen Städten kämpfen Maler um die Einfachheit der Dinge. Bücher flattern überall, es gibt nichts Neues mehr, Worte schallen überall, es gibt kein Schweigen mehr, Jagd eilt überall, es gibt kein Langsam mehr. In den großen Städten steht jeder allein, aber neue Seelen plagen sich durch sieben Häute und werden einander finden, und es fließt und tönt. Da

werfen sie von sich die Überhelle, da tauchen sie sich ins Einfach-Dumpfe, da nehmen sie Räusche von Trank und Spiel und Lüste von Mädchen. Da sind sie Kluge, Arme und Tiefe, Blöde und Bunte, Einfältige, Dumpfe, da treiben sie hin, da wehen sie her, da stehen sie fest und graben sich ein, Lust und Elend, Gier und Pein und die Geige schweigt.

Das Aufhören der Triebkraft, der Stoß jäher Stille warf ihn aus dem Saal, er schritt durch das ratlose Schweigen wie nichts sehend, und trieb nichts sehend durch die fremde nächtige Stadt, deren Pflaster feucht lag von unwirtlicher Luft. Nichts als dies eine Wort: Europa war in ihm. Und wenn er vor einer Stunde noch als Verachtender gegangen war, überlegen, weil seine wahre Existenz, seine Wiedergeburt oder sein Tod, vor ihm im Zukünftigen stand, dieweil unterdeß ein dämmerndes Warten sein Dasein ausdrückte — ein noch im Mutterleib Beschlossener, dessen erster Atem noch ungesogen und dessen Glieder noch ungelöst ruhten: so hastete er jetzt in brennender Helle, unsicher, geworfen, preisgegeben und ohne Schwerpunkt an Laternen vorbei, an Häusern entlang, über Plätze, ohne Richtung, ohne Weg. Wenn er lauschte, vernahm er in seinem Innern einen unabreißenden, gestaltlosen Nachklang von Musik, und dieses Hinhören in dieser Stunde hieß: was tue ich, was soll ich tun, wie kann ich das alles aufgeben, warum ist hier meine Stelle nicht, warum spricht's dann so gierig zu meiner verwandten Seele — Europa, Europa? Gegenwart, warum will ich die Zukunft?

Aber die Sehnsucht und der innere Zwang, allzuzäh gewachsen aus dem Kern seines Ichs, beharrten. Er fand den Weg zum Kaffeehaus wieder, in zwei Stunden erst mußte er im Bahnhof sein. Aber er erkannte jetzt, daß er nur auf Probe in die Ferne ging, nur zur Wahl beurlaubt, nicht endgültig entlassen. In der Nähe mußte die Säule stehen, die zuerst von dieser Musik gemeldet hatte, er kam nicht darauf, eine der benachbarten, näheren zu beachten und stand vor ihr mit dem Gefühl: ein Jahr nach heut' werde ich dieses westliche Europa wiedersehen, um im Ernst zu wählen, er lernte, um ihn nie zu vergessen, den Namen des Musikers Arnold Schönberg.

Zwei Stunden später saß er im Zug und hörte im Takt seines Stampfens das Wort: O Wiederkehr! O Wiederkehr!

Carl Sternheim:

UNVERÖFFENTLICHTE SZENE AUS BÜRGER SCHIPPEL

Schmale Stube Schippels. Bett an der Hinterwand. Abend.

(Krey und Schippel treten auf.)

Krey: Wir gingen Wolke durch die Lappen.

Schippel (zündet eine Lampe an).

Krey: Keine unnütze Helligkeit, habe Spiritus reichlich in mir. Bin wirklich illuminiert.

Schippel: Sie sind ein Feind des Alkohols, machen ihm den Garaus.

Krey: Ich vertilge ihn. Alter Witz. (Setzt sich lachend aufs Bett.)

Schippel: Wollen Sie bleiben? Gehen Sie heim, schlafen Sie aus für morgen.

Krey: Bleiben. Schwätzen. Alle Quartale mal Redefluß, bin sonst wortkarg.

Schippel: Und morgen früh verderben Sie uns das Quartett.

Krey: Ich singe vor meinem Fürsten wie ein Gott. Schippel, Mensch! Von Zeit zu Zeit schätze ich solchen Zustand, wo des Fleisches Starrheit sich löst gewissermaßen.

Schippel (sitzt auf dem Stuhl neben seinem Bett).

Krey (kichert): Wolke wird mich suchen.

Schippel: Ärgern Sie ihn gern?

Krey: Leidenschaftlich.

Schippel: Er ist wie ein Vater für Sie.

Krey: Auch meinen Vater habe ich leidenschaftlich gern geärgert. Jetzt verheiratet mich Wolke. Habe mich gesträubt, kannst mir glauben. War nichts zu machen.

Schippel: Wen denn?

Krey: Wissen doch schon: Thekla Hicketier. Es ist eine Kombination.

Schippel ⟨erhebt sich⟩: Thekla —

Krey: Drollig, wie die Welt geht! ⟨Er hat sich der Länge nach ins Bett gelegt.⟩

Schippel ⟨steht ganz im Dunkeln⟩.

Krey: Ich lebte so gemütlich, Schippel, können mir glauben. Mein Amt, der Singsang. Hatte auch eine Art Fräulein hier und da, Sie wissen schon, war für alles gesorgt. Wolke aber — lieber Gott, dieser Wolke!

Schippel: Krey also mein Nebenbuhler, wenn ich will.

Krey: Er hat mir schwarz auf weiß bewiesen, sie liebt mich bis zum Irrsinn. Der Mensch, botanisch beschlagen wie er ist, mit Majoran und Pechnelke, weiß der Himmel. Und eine Mitgift von rund achtzigtausend.

Schippel: Achtzigtausend!

Krey: Er hat mirs ausgerechnet. Die Person, von der ich sprach, bekommt zu Weihnachten ein Kleid von mir — und auch hier und da, es läppert sich.

Schippel: Nimmst du das Weib, sparst du das Fräulein und hast eine Rente dazu.

Krey: Gewissermaßen. Und hat man sich an Thekla gewöhnt — es läßt sich schließlich denken. Ich lebte nur so gemütlich. Aber Wolke — botanisch beschlagen, wie er ist —. Vielleicht sagt Hicketier noch nein. Die Entscheidung ist auf morgen früh verschoben. Irgendwas ist nicht im Lot. ⟨Er schläft ein.⟩

Schippel ⟨beugt sich über ihn⟩: Wie solche Laus über dieselbe Frage kriecht, die mir nächtelang leidenschaftlich die Brust zerriß.

Mit Zähneknirschen war ich endlich entschlossen, nein zu sagen. Behalte, Hicketier, das Mädchen. Ich habe diese einzige Gelegenheit, all seine Erwartung von mir zu übertreffen, seiner natürlichen Mißachtung einen Dreh zu geben, ihm den ungerührten Blick des Auges zu brechen. Aber Krey für Thekla? Und achtzigtausend? O mein Gott, es geht die ganze Qual von neuem an.

Krey: Weiber, Freund, sind!

Schippel ⟨höhnisch⟩: Gewissermaßen.

Krey: Sie hat, hahaha, auch schon mit Naumann getechtelmechtelt.

Schippel: Ah!

Krey: Hicketier deutete an. So ein Wink mit dem Zaunpfahl.

Schippel: Was sagt Wolke dazu?

Krey: Er hat mir ausgerechnet . . ⟨großer Seufzer⟩. Gegen Wolke und seine Botanik ist nicht aufzukommen. ⟨Er richtet sich auf.⟩ Aber ich will nicht heiraten!

Schippel: Und hat sie getechtelmechtelt — —

Krey: Mit Naumann.

Schippel: Vielleicht auch sonst.

Krey: Dafür freilich, sagt Wolke, ist sie die beste Familie der Stadt. Würden Sie sie heiraten an meiner Stelle, lebten Sie so gemütlich? ⟨Er hat sich wieder gelegt.⟩

Schippel: Zu überlegen: Gute Familie.

Krey: Beste.

Schippel: Man wäre mit einem Schlag in der Assiette.

Krey: Und achtzigtausend.

Schippel: Onkel und Tanten, Mütter, Großmütter dazu.

Krey: Doch hatte Hicketier, als er von dem Bewußten sprach —

Schippel: Hatte er doch?

Krey: Ein fades Lachen. ⟨Er liegt wieder ausgestreckt.⟩ Wolke sagt, bei einem jungen Mädchen dürfe man mit Fragen nicht neugierig sein, und achtzigtausend, und sie liebe mich zur Raserei — morde sich, Liebster, wenn ich nicht — ⟨Er schläft ein.⟩ Von mir aus. ⟨Er schnarcht.⟩

Schippel: Das Lachen, das im Augenwinkel aufblitzt, das fade. Ich muß! ich muß!

Es gibt im Augenblicke Menschenleben, heißt es von meiner Geburt. Durch Erziehung muß es mir vergönnt sein, zu spüren: Es gibt im Menschenleben Augenblicke!

Und so will ich vor dem Wettsingen morgen zu Hicketier hintreten und in seine stürmische Erwartung meine Entscheidung fällen: Ich mag das Mädchen nicht. Das Mädchen aus bestem Stall mit achtzigtausend mag ich nicht, weil meine Ehre bäumt.

Und sagt er: es ist nichts bewiesen, kaum zu glauben, so hebe ich mich, erwidere: Auch der kleinste Verdacht ist für mich ein un-

überwindliches Hindernis. Und wankt die eherne Säule, schlägt ihm sein Auge um vor stiller Hochachtung — dann verrecke ich in Wollust und Wonne.

⟨Mit erhobenen Händen.⟩

Helft mir, himmlische Mächte, fest zu bleiben!

⟨Er setzt sich aufs Bett.⟩

Wie ich, sitzt er jetzt auf seines Bettes Rand. Duldet, bangt um meine Entscheidung — —
schön ist das Mädchen, Rasse hat sie!

Nein, nein. ⟨Er schreit⟩ nein!

Krey ⟨im Schlaf⟩: Wolke . .

Schippel: Schlaf Paul, bis zu seligem Erwachen. ⟨Zu Krey⟩ Rück, Ratze! ⟨Er streckt sich neben ihm im Bett aus.⟩

Max Brod:

TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT

ROMAN

Meinem Freunde Franz Kafka

»Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte einbrach. Und er sprach: Laß mich gehen, denn die Morgenröte bricht an. Er aber antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.
»Er sprach: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob.
»Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel, denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft, und bist obgelegen.
»Und Jakob fragte ihn und sprach: Sage doch, wie heißest du? Er aber sprach: Warum fragest du, wie ich heiße? Und er segnete ihn daselbst.
»Und Jakob hieß die Stätte Pniel, denn ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen.« I. Mos. 32.

I.

MIT immer dringenderen Briefen hatte der große Tycho Brahe, sobald er nur selbst am Prager Hofe bei Kaiser Rudolf II. festen Stand fühlte, den jungen Astronomen Johann Kepler zu sich eingeladen. Die Korrespondenz wurde schon einige Jahre lang geführt. Kaum war nämlich Keplers Name mit seinem ersten kosmographischen Werk, dem bescheiden so genannten »Prodromus«, in der Sphäre gelehrter Bestrebungen aufgetaucht, so fühlte sich Tycho, der verbannte, vielumhergetriebene, alternde Mensch, sofort von tiefer Hingezogenheit zu dem neuen Forschergeist bewegt; es war ihm, als habe er nun von dorther allein Bestätigung und Widerlegung, Verständnis und Kampf zu erwarten, als müsse er von diesem frischen Kopf das Schicksal seines weiteren Lebens empfangen. Von Anbeginn beobachtete er daher Kepler so, wie etwa der müde Vater auf den heranwachsenden Sohn sieht, voll Angst und froher Erwartung zugleich. Jede Zeile, die aus Graz kam, war ihm bedeutungsvoll, und

obwohl die Erlebnisse seiner letzten Jahre, die ihm oft als eine ununterbrochene Kette von Fehlschlägen erschienen, ihn reizbar, mißtrauisch, heftig gemacht und ein angeborenes hochfahrendes Wesen verstärkt hatten, war sein Benehmen gegen den jungen Gelehrten von seltsamer Sanftheit, ja Demut. Oft mußte er über sich selbst lächeln und sich fragen, ob er nicht bezaubert oder verblendet sei, daß er einen Anfänger, den er nie von Aug zu Aug gesehen hatte, von dem er eigentlich nur wenig wußte, gar so höflich entgegenkomme. Nach solchen Zweifeln aber gab sich in ihm verstärkt und deutlicher, als er sie je gehört hatte, eine innere Stimme kund: — Mein ganzes Leben war einsam, ich habe Nachbeter und blinde Schüler, Untertanen, Sklaven gehabt. Muß ich mich nicht freuen, wenn mir ein liebender Stern zu guter Letzt nun einen Ebenbürtigen, einen Helfer, einen Erben meiner Kunst heraufführen will, muß nicht jedes Bedenken der gelehrten Sitte, all dieser Unfug von Meisterei und Anfängerei zu Pulver zerstauben vor dem einzigen großen Gefühl: Ein Freund! Ein erster würdiger Genosse und Bruder! — Und indem er sich so aus einer Welt irdischer Rangordnungen und Hemmnisse, an der er genugsam litt, in ein Dasein rückhaltsloser Geistesherrschaft emporzündete, fühlte er sich ganz durchdrungen von Kepler, hatte Teil an ihm, entzückte sich so feurig an dem bloßen Vorhandensein des großen, ihn und den Freund umschlingenden Weltgenius, daß ihm seine eigenen begeisterten Briefe, in denen er Keplers elegante scharfe Dialektik, seine Gelehrsamkeit, seine ingeniose Spekulation, seinen runden Stil pries, nur noch als ein matter Abklatsch dieser Hingabe erscheinen mußten. Er war ja entschlossen, ganz aufrichtig zu sein, nach so vielen halben, unerquicklichen, nur eben zweckentsprechenden Beziehungen in diesem neu sich anknüpfenden Verhältnis nichts Falsches und Vorsichtiges zu dulden, und so hielt er auch damit nicht zurück, daß er die Lobesworte Keplers auf das Kopernikanische Weltsystem bedaure, daß er aber hoffe, ihn einmal noch zur eigenen, zur Tychonischen Konstellation zu bringen. Dies schrieb er gleich im ersten Brief, stand nicht an, sofort das Vertraulichste zu äußern. »Nur komme«, hieß es in einem andern Schreiben, in dem durch das Latein erlaubten kollegialen Du-Tone »komme, Du wirst in mir einen Freund finden, der Dir auch in bösen Läuften mit Rat

und Hilfe nicht fehlen wird. Ich wünschte aber, daß Dich nicht Deine ungünstige Lage zu mir heranzwänge, sondern Dein eigenes freies Urteil und zu unserer gemeinsamen Wissenschaft die Liebe und Überschwänglichkeit.«

Kepler befand sich damals wirklich in ungünstiger Lage. Sein Amt eines Universitätsprofessors und »Landschaftsmathematikers der Steiermark« war bedroht, ja sein bloßer Aufenthalt im Lande brachte Gefahr denn Kepler war Protestant, und der Erzherzog Ferdinand hatte unlängst bei einer Wallfahrt gelobt, alle Ketzer in seinen Gebieten auszurotten, ging auch ernstlich daran, dieses Versprechen durch Ausweisungen und Haftbefehle wahrzumachen. Kepler mußte seine junge Frau in Graz zurücklassen und nach Ungarn fliehen. Einige Jesuiten, die sein wissenschaftliches Wirken mit Interesse verfolgten und ihn schließlich noch zum Katholiken zu machen hofften, setzten seine Rückberufung durch. Kaum aber war er in der Stadt, so begannen die Anfeindungen von neuem. Vergebens bemühte er sich um eine Anstellung in seiner württembergischen Heimat. So blieb ihm nichts übrig, als seine Blicke nach Prag zu richten. Und Tycho rief unermüdlich in seinen herzlichen Briefen: »Nicht als Gast, als erwünschtesten Freund will ich dich halten und als liebsten Genossen meiner himmlischen Kontemplationen, so weit eben die Instrumente ausreichen, die ich gegenwärtig zur Hand habe. Und wenn Du bald kommst, so finden wir wohl auch eine Stellung, in der für Dich und die Deinen für alle Zukunft besser als bisher gesorgt sein wird.« — So schrieb denn Kepler, Tychos Ansturm mit Gemessenheit beantwortend, zunächst an einige gut Bekannte in Prag, an Johann Homelius, an seine Gönner, den Geheimen Rat Baron Hofmann und andere, und als alle ihm zurieten, sich in Prag zu zeigen und bei Kaiser Rudolf eine dauernde Anstellung anzustreben, wagte er die große Reise. Weib und Stieftochter ließ er in Graz zurück.

In Prag traf er Tycho nicht mehr, denn diesem war durch des Kaisers Gunst eben das Schloß Benatek an der Iser zum Wohnsitz und zur Einrichtung einer Sternwarte überlassen worden. Auch der Kaiser war nach Pilsen abgereist, ein unerwartetes Ereignis, das mehrfache unsichere Deutung erfuhr. So meldete sich denn Kepler von Prag aus bei Tycho an, der ihm sofort seinen westfälischen Ge-

hilfen, den Junker Franz Tengnagel, mit einem guten großen Reisewagen entgegenschickte.

Dieser Wagen stand an einem trüben Februarmorgen des Jahres 1600 vor dem Gasthof »Beim goldenen Greif« auf dem Hradschin, wo Kepler logierte, zur Abreise bereit, als ein älterer schlanker Mann, vom Schloß heranreitend, sichtbar wurde. Es war des Kaisers Leibarzt, Thaddäus Hagecius, in der Landessprache Hajek geheißen, der den beiden Reisefertigen lebhaft Zeichen machte. Beide erkannten ihn denn auch, begrüßten ihn freundlich, und als er die Absicht äußerte, mit ihnen nach Benatek zu fahren, luden sie ihn gern ein, sofort einzusteigen. Namentlich Tengnagel freute sich, einen so munteren Plaudermenschen für die sechsstündige Fahrt gewonnen zu haben, denn aus dem schweigsamen Kepler war wenig herauszubringen. Tengnagel, der in dem neuen Schüler einen sehr gefährlichen Nebenbuhler in Tychos Gunst witterte, mochte ihn überhaupt von Anfang an nicht leiden.

»Ich muß doch einmal sehn,« schwatzte Hagecius gleich los, »wie die Landluft dem malefizischen Blasenleiden des alten Herrn anschlägt. Und mich an die aulam Caesaris nach Pilsen zu begeben, würde ich gar nicht wagen, ohne die neuesten Referenda über des Tychonis Wohlbefinden mitzubringen. Also mächtig ist dieser berühmte Mann in den favorem unseres Herrn gekommen, das mögt ihr mir fest glauben, und keiner Sache begehret der Kaiser schärfer, denn daß dem Tychoni zur Exerzierung seines Studii und artis astronomicae alles auf das bequemste zur Hand sei und eingerichtet werde.« —

Unter solchen Reden fuhr der Wagen die steile Hauptstraße der Kleinseite hinab, rollte über die lange steinerne Brücke und dann in die Alte Stadt hinein, deren Häuser, recht anders als die in der Umgebung der Burg auf dem Hradschin und der Kleinseite, nur aus Holz und Lehm erbaut waren. Manche Wände schienen nur aus den eben gefällten Baumstämmen, noch mit der Rinde, in Eile zusammengeschlagen. In den engen schmutzigen Straßen herrschte ein fürchterlicher Gestank, aber glücklicherweise war man bald am Festungswall angelangt. Die Wache am Tor wollte nicht gleich passieren lassen, und Hagecius mußte erst seinen Kopf, der stadtbekannt war, zum Fenster hinausstecken, ehe man die Kutsche freigab.

»Die Posten haben strengen Reskript erhalten,« erläuterte Hagecius, sobald man auf der offenen Landstraße war, »niemanden ohne Testimonium passieren zu lassen. Ist nämlich durch Hofastrologen eine große Pest über die Stadt Prag vorausgesagt worden. Ja, manche wollen durch ihre spectationes coeli geradezu wahrgenommen haben, daß diese erschreckliche Pestilenz schon in der Stadt sich extendiere. Weshalb auch der Kaiser sich nach Pilsen begeben hat und ich auf dem Weg ebendahin bin. Es solle aber zur Vermeidung einer größeren Perturbation der Gemüter nicht publice davon gesprochen werden.« Die faltigen Augenlider des lustigen Gesichtes fielen bei diesen Worten blinzelnd über die Augen nieder, aber das Lächeln seiner Mundwinkel konnte er nicht beherrschen. »Des Kaisers Majestät haben nicht gern diese Interruption aller Gewohnheiten auf sich genommen, dermaßen sie auch nicht glauben, daß die Pfeile solcher Krankheit auf ihr Haupt gerichtet seien. Es ist solches nämlich gleichfalls horoskopiert worden . . .«

»Dieses Horoskop hat mein Lehrer Tycho selbst gestellt,« unterbrach Tengnagel gewichtig die skeptische Rede des Arztes, »daß Rudolfus Secundus durch keinerlei Krankheit sterben, sondern wie Heinrich III. von Frankreich von einem Mönch würde ermordet werden. Und die Wahrheit davon wird sich zeigen.«

»Was haltet Ihr, Professor, von der Sterndeutekunst?« wandte sich in diesem Augenblick Hagecius mit einem Ruck an Kepler, der bisher stumm, in seinen grauen Mantel gehüllt, dagesessen war, und gab damit einer Frage Ausdruck, die alle Gemüter jener Zeit, die wissenschaftlichen wie die der Laien, aufs innigste beschäftigte.

Kepler schwieg noch eine Weile und es schien, als habe er die Frage gar nicht gehört. Als aber der Wagen an einer Biegung scharf aufschüttelte, brach es aus einer Ecke hervor: »Lauter Lug und Trug! Schade, die Luft mit dergleichen Worten zu erschüttern und die Zeit dabei müßig auszugeben. Ich erachte das Astrologieren für nichts denn eine Epidemiam, welche nicht bloß einzelne, sondern den größten Teil des Menschengeschlechtes erfaßt hat. Mit ihren Triangulis, mit ihren Häusern und Örtern des Firmamenti, mit ihren qualitatibus und dignitatibus der Sterne, als da sind: Wärme, Feuchtigkeit, Kälte der Planeten und deren Einfluß auf Krieg, Hungers-

not, Dürre, und mit allen Dingen solcher Gestalt haben unsere wohlfeilen Prophetlein jedesmal nur eine einzige zutreffende Vorhersagung machen können: daß man ihre nichtigen einbildnerischen Traktätchen in Massen kaufen werde. Denn das ist ihnen jedesmal eingetroffen.« Er lachte hart auf und warf seinen Rücken an die Kutschwand zurück; noch lange nachher riß er ärgerlich an seinem Schnurrbart.

Tengnagel sah ihn erstaunt und feindselig an; eine solche entschiedene Rede über einen strittigen wissenschaftlichen Gegenstand hatte er noch nie gehört, denn Tycho pflegte selten eine scharf abgegrenzte Meinung zu äußern und behandelte namentlich Dinge, die mit dem Zeitgeschmack verknüpft waren, nur äußerst versichtig. Aber auch dem witzigen Arzt kam so viel Offenheit sichtlich ungelegen. Er gehörte zu jenen unruhigen Köpfen, die alles anzweifeln, die aber ebensowenig wie eine starre Lehre die endgültige Verneinung gelten lassen wollen, da sie eben nur in dem ewigen Belächeln und unernsten Achselzucken die rechte Lust ihres Verstandes finden. So bemühte er sich denn sofort, Keplers schlichte Worte zu verwässern und zu verstricken. Alle opera der Astrologie dürfe man solchen Narrenspossen denn doch nicht gleich halten, man müsse unterscheiden zwischen den elenden Destillierern, Wettermachern, hermetischen Künstlern, fahrenden Adepten, wie sie der Hof Rudolfi leider in viel zu reichen Mengen herberge, und etwa jenen ersten Weisen, die vorzeiten auf der tabula smaragdina ihre gewiß tiefen Kenntnisse niedergelegt hätten. So habe doch auch Tycho Brahe selbst den Tod des großen Sultans Soleiman seinerzeit richtig vorhergesagt. — Kepler schüttelte den Kopf. — »Und doch war es so,« fuhr ihn Tengnagel jetzt schon wütend an und faßte unwillkürlich mit der Hand ans Degengehenk.

Hagecius aber glaubte nun wieder dem Kepler etwas mehr Recht geben zu müssen, um die Wage gleichzuhalten; daher legte er dem Tengnagel die Hand begütigend auf die Schulter und erinnerte ihn an die beiden englischen Schwindler, Dee und Kelley, die am Hofe, der eine mit seinem heiligen Kristallstein, der andere mit seinem trinkbaren Gold und Lebenselixier, so viel Aufsehens gemacht und jeder gar als ein neuer Hermes Trismegistos gepriesen worden seien, worauf sie doch zum Schluß, ihrer Laborationen überwiesen, ein klägliches Ende gefunden hätten. — Der alte ironische Herr war nun in

seinem eigentlichen Bereich, indem er Hofklatschgeschichten bissig preisgab, auch seiner selbst am wenigsten schonte als eines, der in den alchymisten Küchen gläubig mitgearbeitet und gar eine »Prager Zeitschrift der Magier« herausgegeben habe. Hierbei wandte er sich vornehmlich an Kepler, denn er hielt es für seine angenehme Pflicht, den Fremden über die Verhältnisse, in denen er sich nun zu bewegen haben würde, aufzuklären. Über kurz oder lang werde er ja gewiß auch in Audienz beim Kaiser erscheinen. Der Kaiser, der Kaiser!... Hagecius lächelte zweideutig bei diesem Ausruf und seine Miene, die schon bei kleineren Anlässen sich wichtigtuerisch genug zusammenfaltete, wurde nun vollends geheimnisvoll und zerknittert wie ein altes Pergament: der Kaiser, ja das sei ein schwieriges Kapitulum. Die einen hielten ihn gar für krank im Geist, insania captum, das müsse man aber wohl durchaus als Ausstreuung der spanischen und katholischen Partei ansehn, die darauf sinne, dem Kinderlosen ‹er habe freilich sechs uneheliche Kinder› schon bei Lebzeiten einen päpstlich gesinnten successorem und coadjutorem zu ernennen. Für etwas seltsam aber dürfe wohl auch der Getreue dem Herrn es anrechnen ‹hier fuhr wieder ein Lächeln über die grauen Wangen und man wußte nicht, sollte es zeremoniösen Respekt ausdrücken oder eine Bosheit›, daß der Kaiser so unverbrüchlich ruhig und zurückgezogen lebe und nun gar auch in seinem Garten gedeckte Gänge habe aufführen lassen, um bei seinen kargen Spaziergängen nur ja von niemandem erblickt zu werden. Monatelang habe man ihn bitten müssen, zur Huldigung der Landstände nach Mähren zu reisen. Und in letzter Zeit verlasse er das Schloß überhaupt kaum mehr. Kein Reiten, kein Ballspiel. Hie und da ließe er sich noch die herrlichen spanischen und italienischen Rosse, Geschenke des Königs von Spanien, unter den Fenstern vorbeiführen und freue sich an ihrem schön bewegten Anblick, aber das sei auch alles. Zumal in rebus politicis lasse er alle Dinge laufen und nur sehr unregelmäßig und mit äußerster Unlust wohne er einer Sitzung seines Geheimen Rates bei weshalb denn auch die Wirren mit dem Türken und Siebenbürger, ja mit dem eigenen Bruder Mathias zu keinem Ende kämen... »Nun, Ihr werdet ja solcherlei Unbilden noch genugsam am eigenen Leibe spüren,« schloß er und sah dabei Kepler mit einem recht zufriedenen Blick an.

»Wir Musenjünger haben indes zu einer Lamentation keinen Grund,« erwiderte der Junker. »Für uns nennt man es nicht mit Unrecht ein goldenes Zeitalter. Die kaiserliche Majestät gewährt uns benevolenter alles, dessen unsere Wissenschaften Not haben. Ihr werdet eure Augen großmachen, Meister Hagecius, wenn ihr seht, wie wir das Jagdschloß Benatek schon zu einer Hohen Schule der Urania, zu einem zweiten Uranienburg umgerüffelt haben. Es wird allda auch bereits observieret, einen großmächtigen Sextantem haben wir aufgestellt.« Lebhaft fiel Hagecius ein und stellte sofort einige Fragen, aus denen man sah, daß die Neugierde, Tychos neue Einrichtungen und Erfindungen zu sehn, ihn nicht minder als die Sorge um dessen Befinden auf diese Reise getrieben hatte. Der Junker antwortete mit Behagen, seine Schilderungen steigerten sich in ihrer Großartigkeit, und nachdem er Tychos Ruhm, Einsicht und unbegreifliche Arbeitskraft verherrlicht hatte, vergaß er auch nicht, sich selbst ins protzigste Licht zu stellen, indem er schließlich andeutete, daß Tycho auch in weltlichen Dingen, wie bekannt, stets einen guten Griff bewiesen und so auch zu allerletzt einen wackern Schwiegersohn sich ausgewählt habe: Herrn Franz Tengnagel. — »Was! Was! Ausgezeichnet!« rief Hagecius und beglückwünschte, vom Sitz emporhüpfend und durch den Gang des Wagens wieder zurückgeworfen, den jungen Bräutigam, der mit selbstgefälligem und sichtlich schon oft wiederholtem Witz vorbrachte, daß er in letzter Zeit vom Spekulieren auf den Martem und Jovem sich habe entbinden lassen und nur mehr um seine irdische Venus, genannte Elisabeth Brahe de Knudstrup, sich beschäftige. Sodann setzte er seine prahlerischen Schilderungen fort und konnte gar nicht genug über den Glanz und die Macht der Tychonischen Familie, in die er natürlich sich selbst schon mit einbezog, sagen. Aufgeblasen und rot im dicken Gesicht saß er steif da, die Hand auf den Degenknauf zwischen den Knien gestemmt, wie es aber beschränkten Menschen seiner Art geht, daß sie manchmal genau das Gegenteil dessen beweisen, worauf sie ausgegangen sind, so machte sich Tengnagel plötzlich daran, wie im Schwung der durch die Erzählung aufgestauten hohen Bedeutung und Kraft, einen gewissen Kaspar von Mühlstein zu beschimpfen, den Brandeiser Hauptmann, dem auch das Schloß Benatek unterstehe. Diese böh-

mische Bestie hatte sich unterfangen, trotz eines Briefes von Geheimsekretär Barvitius, dem Tycho sein kaiserlich versprochenes Gehalt nicht auszuzahlen, mit der Begründung, daß er keinen Befehl vom Kaiser und von den Ständen besitze. Wegen jedes Stubenumbaus, wegen jedes Ofens, wegen jeder Fuhre Holz müsse man mit dem Menschen auf das Erbittertste verhandeln und neulich habe er dem Tycho ins Gesicht geschrien: die Rentkassen seien leer, und wären sie gefüllt, so wüßte er das Geld auch eher zur Verbesserung der Deiche und zum Einkauf von Pferden und Kühen anzuwenden.

»Da habt ihr euer goldenes Zeitalter,« sprang Hagecius listig ein. »Die Schatzkammer ist leer und ganz Europa rüstet wider uns. Heißt es nicht, daß der französische Heinrich, eben erst Katholik geworden, mit der deutschen evangelischen Fürstenschaft einen eidlichen und bellicosen contractum wider uns gemacht hat? So sind uns die Lutherischen wie die Römischen gram und Prag selbst halten die aufrührerischen Stände, die Calviner, die Brüderunität, die Utraquisten, die alten Hussiten und malkontentes Volk jeden generis wie im Kriegszustand. Da darf man sich denn nicht wundern, wenn ein braver kaiserlicher Offizier gegen einen hergereisten Doktor, und sei er noch so groß, den Mund aufreißt.«

Scheinbar vermittelnd wandte sich Hagecius an den Junker, aber man fühlte, daß es ihm nicht um eine gerechte Ausgleichung zu tun war, vielmehr darum, wie zuvor dem Bilde des Kaisers, so nunmehr dem eben durch Tengnagel verherrlichten Tycho eine recht andere Schilderung anzuhängen. Einen kranken, gebrechlichen, müden, bedauernswerten Pilger nannte er ihn, einen schweren Mann, der sich mit seiner sechsköpfigen Familie, mit Begleitung von Studenten, Dienerschaft, Hausgeistlichen, mit seinen riesigen kostbaren Instrumenten und Sammlungen, die man nirgends aufstellen könne, mit seiner Bibliothek, ja mit seiner eigenen Druckerpresse sogar durch Europa wälze und nirgends Ruhe finde, überall anstoße und in seinen natürlichen Ansprüchen auf ein fürstlich großzügiges Leben allen Plackern und Quälgeistern nur tausend Angriffspunkte biete, welche überdies auch seine cholerische Affektion, seine Zanksucht und Ungeduld nur vermehre.

Tengnagel widersprach und bramarbasierte, seine Eitelkeit wollte

im weitesten Umkreis keinen Mangel zugestehen, der zweiflerische Arzt stach dagegen und zerstörte. So ging es noch lange weiter. Aber alle diese Gespräche, die eigentlich gar nicht als Auseinandersetzung zwischen den beiden Männern, sondern als Belehrung Keplers gedacht waren, verfehlten in seltsamer Weise ihren Zweck, denn Kepler, den sich die beiden aufgeregt und der neuen Zukunft gespannt entgegenharrend vorstellten, konnte mühelos zwischen dem Großsprecher und dem Klugredner seine würdige Ruhe bewahren: sie war von Anfang an nicht in Frage gestellt gewesen. In diesem hageren Manne mit dem kleinen, wie unreifen, unentwickelten Gesichtchen lebte eine Beharrlichkeit sondergleichen, eine ganz einfache Richtung aller angespanntesten Geisteskräfte, die ihn nach außen hin völlig absperrte, ihn unverletzlich, aber auch für alles, was nicht seine Wissenschaft betraf, aufnahmsunfähig machte. Seine ganze Begabung und, damit übereinstimmend, seine ganze Leidenschaft war nur auf ein Ziel gerichtet, auf die wissenschaftliche Bewältigung der Welt, als deren nächsten Schritt er die Erforschung der Sternengesetze so ausschließlich vor Augen hatte, daß ein Freund einmal äußern konnte: Gäbe es von einem bestimmten Moment an keine Sterne, so werde es auch keinen Johannes Kepler mehr geben. — Wirklich war nichts imstande, ihn von dieser einzigen Richtung seines Daseins abzubringen, für die gleichsam all das unendliche Feuer, alles Große und Lebendige seiner Seele aufgespart dalag (jeder Anstoß konnte es hell auflodern lassen, wie sein Ausbruch gegen die Astrologie den Reisegenossen schon gezeigt hatte), für alle übrigen Tätigkeiten des Lebens hingegen dienten nur kärgliche Schlacken und trübe Rückstände seines Geistes, so daß er im gewöhnlichen Verkehr oft sogar kalt und nüchtern, pedantisch, kleinlich vorsichtig, streitsüchtig, ja ganz unbedeutend erscheinen konnte. Er tappte nicht etwa, wie andere geniale Naturen, mit liebenswerter Naivität und Kindlichkeit in den Alltag hinein, dazu hätte doch noch eine gewisse Frische und Munterkeit des Herzens gehört. Kepler aber verbrauchte sein ganzes Ich, Kopf wie Herz, in wissenschaftlicher Arbeit und für den menschlichen Umgang blieb nur ein grämlicher undeutlicher kleiner Schatten seines Wesens übrig. Indessen wurde diese Widernatürlichkeit dadurch beinahe ganz aufgehoben, daß er selbst sich in dieser Entstellung nicht

zu mögen schien, und eben nicht länger, als unbedingt nötig war, im Zustand des gewöhnlichen Lebens verblieb. Es galt ihm nur, die unumgänglichsten Bedürfnisse zu decken; im übrigen gab es für ihn nichts als Arbeit, heiße, befreiende, aufsteigende Arbeit. Dann überließ er sich mit beinahe bewußtloser Zuversicht seiner geistigen Stimme, die ihn an den Zacken der Außenwelt vorbei mit Nachtwandlersicherheit, ohne Aufregung und Anstrengung weiterführte, so daß seine ganze Nervenkraft für die großen Aufgaben frei blieb; dann, in der großen Arbeit, kam alles über ihn, was ihm sonst mangelte, Feuer, Frische, Kindlichkeit, Witz, Ahnung und Herzlichkeit, der große Zug, die sorglose Hingabe. Eine solche Hingabe führte ihn nun zu Tycho, aber nicht zu dem dunklen schicksalsvollen Menschen, sondern nur zu dem originellen und staunenswert exakten Beobachter der Kometen, des neuen Sterns, der Marsbewegung. Was ging ihn der ermüdete Körper, die unsichere Vermögenslage, die Familie des Mannes an! Was scherte er sich um Böhmen und den Kaiser? Seinen eigenen äußeren Verhältnissen maß er ja aus innerster Wahrheit nicht die geringste Bedeutung zu: was sollte ihn die Lebensnot anderer Menschen kümmern! Das waren Besorgungen, die man möglichst schnell abmacht, aber keine Sorgen. Nicht dem verworrenen Manne Tycho, einer klaren Lehre und einem Arbeitsplatz reiste er getrost entgegen und hörte daher kaum, was die Gefährten sprachen. Solche Ruhe konnte von außen beinahe wie Gedankenlosigkeit, wie Gleichgültigkeit oder Leichtsinn aussehen; sie hatte ja gar nichts Überirdisch-Heiteres, Überwältigendes, Auffallendes; war aber dennoch nicht mehr und nicht minder als eben sein natürlicher Zustand, der Ausdruck dafür, daß er wieder einmal im richtigen Geleise war und daß es in ihm arbeitete, mochte es anderen scheinen, wie es wollte. — Als ihn nun Hagecius mit seinen kritischen Befürchtungen, Tengnagel mit seinen Aufschneidereien genugsam in Wallung gebracht zu haben glaubten und endlich eine Weile schwiegen, nahm er das Wort und fragte mit seiner reinen, etwas hohen Stimme: wie lange Fahrt man noch bis Benatek habe.

Nicht ohne Erstaunen antworteten ihm die Reisenden und setzten dann etwas ärgerlich ihr Gespräch fort, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. So kam es, daß Kepler, unbeachtet, sich eine bequemere

Stellung aussuchen und bald darauf, noch ermüdet von den Strapazen der kürzlich überstandenen Fahrt nach Prag, richtig einschlafen konnte. Im Schlaf wurde sein kleines Gesicht, mit leicht geöffneten Lippen, vollends kindlich heiter und ruhig. Sein Atem war rein und regelmäßig, kein böser Traum schien ihn anfechten zu können. Er empfing wohl in balsamischer Stille den Lohn für sein unablässiges, zuchtvoll geleitetes, arbeitsreiches Wachsein. Und wie sein Antlitz friedlich, offen, leicht zu enträtseln dalag, so breitete sich rings um die Fahrenden jetzt die liebliche Ebene des Elbeufers aus. Niemand beachtete, wie die Freundlichkeit dieser Gebüsche in der Nähe, dieser sich um die Kutsche drehenden seichten Hügel, dieser blauen und bleigrauen fernen Wälderreihen, weiß durchnebelt längs des Flusses, wie all diese Ruhe und Frische zu dem glücklichen Daliegen des zarten Menschen paßte, ja wie der gesunde Schlaf diese Dinge gleichsam traumartig aus sich heraus zu bilden, bei jeder Wegbiegung bis auf Sehweite zu verteilen und dann wieder in sich einzuziehen schien. So waren diese beiden, der schöne Schlaf und die schöne Gegend, von den Reisegenossen unbeachtet, nur füreinander da, spiegelten sich ineinander und hielten, ganz für sich und ohne eines Menschen Zustimmung, ihre stummen Formen einander entgegen.

Der Wagen war an die Elbe gelangt, wurde samt den Pferden auf eine große Fähre gesetzt und über den reißenden Strom gerudert, auf dem ein scharfer nasser Wind einherflatterte. Eben wollte das Gefährt, auf dem anderen Ufer angelangt, sich wieder in Bewegung setzen, da trat hinter einem der ersten Obstbäume an der Landstraße eine weibliche Gestalt hervor, die offenbar dort gewartet hatte, lief auf die Reisenden zu und schwang sich mit einem großen Sprung an ihre Seite, in den schon fahrenden Wagen herein. Sofort warf sie sich auf Tengnagel, küßte ihn heftig, schrie wie wahnsinnig auf, drückte zugleich seine Hand, seinen Arm und bewies auf jede unbändige Weise, auch durch schnelles überlautes Reden, ihre Freude, ihn wiederzusehen.

»Meine Braut,« keuchte Tengnagel aus den Umarmungen auf und streckte in recht komischer Weise den Arm aus, als ziehe er einen Vorhang weg und mache die Anwesenden erst jetzt auf das Mädchen aufmerksam.

Elisabeth schrak auf, ließ von dem Geliebten ab, schien aber wirklich erst jetzt zu bemerken, daß sie nicht allein waren. Eine edle Natürlichkeit lag in der Bewegung, mit der sie den Kopf senkte. Ihr Gesicht färbte sich blutrot, so daß die hellblonden Haare und ganz lichten Augenbrauen inmitten dieser Röte wie weißglühend erschienen.

Hagecius begann sofort ohne Verlegenheit die übliche Gratulation und ging in einen lustigen Wortschwall über. Nun lächelte Tengnagel selbstgefällig, und da die Sache wieder in Ordnung gebracht schien, wandte er sich auch dem Mädchen zu, begrüßte sie gleichsam erst jetzt. Sie aber, immer noch außer sich, sah von Tengnagel zu Hagecius, von Hagecius zu Tengnagel und stammelte, als begreife sie der beiden gleichgültiges Gerede nicht, mit leiser Klage: »Ich habe schon geglaubt, daß er nicht wieder zu mir zurückkommen wird.«

»Was sprichst du?« fuhr Tengnagel sie an.

Sie lachte ihm ins ärgerliche Gesicht und machte Miene, ihm sofort wieder um den Hals zu fallen, ohne jede Rücksicht auf die Umstände. Er aber runzelte die Stirn und wies jede Zärtlichkeit ab. Vielmehr wandte er sich wieder, als sei das Mädchen gar nicht vorhanden, mit ungezwungen gleichgültiger Miene an Hagecius und führte eine Erzählung weiter, die der Zwischenfall unterbrochen hatte.

»Du kümmerst dich aber gar nicht um mich,« rief das Mädchen nach einer kleinen Weile. Ihr schönes rosiges Antlitz verzog sich weinerlich, doch eine sprudelnde Lebhaftigkeit darin, die immer wieder hervorbrach, milderte die Trauer in den jungen Zügen. Und die zügellose, förmlich unbewußte Offenheit, mit der sie sprach, paßte wunderlich zu diesem Aprilwettergesicht.

»Ja, junge schöne Frauen wollen immer beachtet sein,« erklärte Hagecius mit trockener Galanterie.

»Du fragst mich gar nicht, wie es mir ergangen ist, seit du weggefahren bist.«

Mit bärenhafter Stimme wußte Tengnagel nichts anderes zu erwidern, als: »Nun, wie ist es dir also ergangen?«

»Schlecht, sehr schlecht,« seufzte Elisabeth. »Ich habe immer an dich gedacht. Und du?«

»Auch, auch,« sagte Tengnagel, sah sie einen Moment lang wirklich ausdrucksvoll mit seinen großen treuen Hundeaugen an und schob

sie dann weg. Sichtlich hatte er von diesem Gespräch genug, er nahm diese Dinge wohl überhaupt nicht so wichtig. Aber Elisabeth fuhr fort: »Ich hatte solche Angst vor dir. Ich dachte wirklich, du willst mich schon verlassen.«

»Ein kleiner vorehelicher Streit?« erkundigte sich jetzt Hagecius.

»Wir streiten leider sehr oft,« seufzte Elisabeth und sah mit ihren hellblauen Augen sehnsüchtig den Bräutigam an. Und auch ihre Lippen, voll und rot, schienen nach ihm zu blicken, derselbe Ausdruck der Sehnsucht lag in ihnen wie in den Augen.

»Wobei man aber wissen muß, was bei solch einem empfindlichen Weiblein schon Streit heißt. Wenn man bloß zwinkert...« Aber der tyrannische Blick, den er ihr nun zuwarf, schien ihn Lügen zu strafen.

»Es ist eben eine schwierige Sache: dieses Heiraten,« bestätigte der Arzt nach beiden Seiten hin und begann nun in derselben zweideutigen, unter dem Vorwand der Unparteilichkeit bissigen Art, wie vorhin auf den Kaiser und Tycho, ein allgemeines Lied auf die Ehe anzustimmen, von dem man nicht wußte, ob es loben oder tadeln sollte. — Da er alter Junggeselle war, hatte er über diesen Gegenstand viel nachgedacht und hatte eine Fülle von Späßchen und Exempeln in Bereitschaft. Tengnagel lachte oft derb auf, mischte sich mit gröberen Ausdrücken ein. Elisabeth widersprach ungeduldig, sie dachte sich die Ehe als eine ewige Liebe, ohne die sie nicht leben wollte und konnte, sie hätte gern mehr darüber gesagt... aber sooft sie den Mund auftat, sah Tengnagel sie mit einem eigentümlich ängstlichen, unwilligen und beherrschenden Blick an, als erwarte er etwas über seine Fassungskraft Hinausgehendes, Widerstrebendes, ihn Beschämendes zu hören. Mehrmals setzte sie ganz fröhlich ein, jedesmal wies er sie durch solche finstere Blicke oder ein geflüstertes Wort zur Ruhe, wie dies manche Männer in Gewohnheit haben, wenn sie mit ihren Frauen in Gesellschaft erscheinen. Das Lächerliche dabei war, daß Elisabeth ja immer nur Hingebungsvolles, Sanftes sagte. Er aber schien schon jede selbständige Äußerung von ihr als strafbar und gefährlich zu empfinden, zumindest als unbequeme Störung seiner Ruhe, als etwas, worauf sich einzulassen er nicht nötig hatte. Elisabeths ganzes Wesen prickelte ihn und das mußte er irgendwie abstellen. Wie einer, der mit seinem eigenen Leib und seinen

vielen Kleidern eine Flamme ersticken will, schien er sich mit seinen plumpen Drohungen und Einschüchterungen über das heißblütige lebhafte Mädchen hinwälzen und ihre aufzüngelnde Feuerseele ersticken zu wollen, und wie ein solcher in Brand Geratener war auch seine Miene schmerzlich angegriffen, wütend, eifrig, die Miene eines Überfallenen, eines Beleidigten...

Der Wagen fuhr durch dichte Nadelwälder, deren schneebedeckter Boden und kaltes Grün in der Mittagsonne frostig-trüb erglänzte. — »Wer ist denn der dritte Herr hier?« rief Elisabeth plötzlich, nachdem sie, zum Schweigen verurteilt, eine Zeitlang im geräumigen Dunkel der Kutsche Umschau gehalten hatte. Ganz klein zusammengeduckt schlief Kepler in seinem Ecklein weiter.

»Niemand,« rief Tengnagel, von neuem gereizt.

»Seid Ihr aber eifersüchtig!« spottete der Arzt.

Sofort wandte sich das Mädchen ganz glücklich an ihn: »Meint Ihr wirklich, daß es Eifersucht ist? Wenn ich das glauben könnte, daß Franz eifersüchtig ist. Manchmal scheint es mir doch ganz sicher, daß er meiner schon überdrüssig ist...«

»Eifersüchtig, nein, nein,« stieß der Junker hervor und hielt sich den Kopf. »Eifersüchtig, das fehlte noch, das würde dir passen.«

»Ich glaube, mein Fräulein, er ist es.«

»Nun also, sage mir doch, wer der Herr ist. Es ist ein sehr schöner Herr, ein hübscher Mann, sicher auch ein kluger Mann,« neckte Elisabeth, ihren Vorteil lustig wahrnehmend.

»Schweig du, schweig!«

Hagecius neigte sich an ihr Ohr, doch so, daß es Tengnagel hörte: »Und wenn ich nun noch hinzufüge, daß es auch ein berühmter Mann ist, der große Astronom Johannes Kepler?«

»Ah der! Der soll ja jetzt bei uns in Benatek wohnen. Für lange Zeit, nichtwahr? O, ich freue mich!«

Ratlos sah der schwerfällige Tengnagel auf die beiden, die sich über seinen Kopf hinweg zu verständigen schienen. Er ballte die Faust, als sei Elisabeth in ihr drinnen, in Gestalt eines kleinen Vögleins etwa, das ihm davonfliegen wolle. Immer fester krallte er die Finger zu, sein Gesicht verzerrte sich in Verzweiflung. Von Anfang an hatte er ja gewußt, daß dieser hergelaufene Kepler ihm

Beunruhigung und Unglück bringen werde. Als nun Elisabeth gar sich ganz weit vorneigte, um den schlummernden Fremdling aus der Nähe zu sehen, wobei sie launig verliebte Augen machte, hielt sich der Junker nicht länger zurück und schrie ihr einen kurzen Satz in dänischer Sprache zu, der sie sofort erblassen machte und in den Polster zurückwarf. Große Tränen standen in ihren Augen, von nun an sprach sie kein Wort mehr. Auch Tengnagel schwieg verstimmt und des Arztes Gewandtheit mochte gleichfalls zu Ende sein. Erst nach einer Weile schien Elisabeth die ganze Schwere der zugerufenen Worte zu fühlen, sie begann zu schluchzen, lehnte sich mit dem Gesicht an die Wand des Wagens, so daß man es nicht sah. Am ganzen Körper bis zu den Fußspitzen hinab zitterte sie.

Glücklicherweise war man bald am Schloß angelangt. Man fuhr schon an einzelnen Gehöften der Herrschaft vorbei, dann durch Weingärten einen Hügel empor, zwischen zwei langen Mauern, und endlich ins mächtige Hoftor ein. Der Wagen hielt. Schlaftrunken taumelte Kepler aus dem Sitz. Obwohl man ihn schon geweckt hatte, sobald das Schloß in Sicht kam, hatte er ohne jedes Zeichen von Neugierde friedlich weitergeduselt. So kam es, daß er beim Aussteigen beinahe über den vor ihm stehenden Tengnagel hinuntergestolpert wäre und sich an dessen Schulter festhielt. Der aber, händelsüchtig von Natur aus, nun gar noch durch den Zank mit seiner Braut aufgebracht, war nicht geneigt, die Entschuldigungen des ungeschickten, noch halb verschlafenen Gelehrten anzuhören. Er schüttelte ihn ab, brüllte auf und warf sich mit drohenden Fäusten über Kepler, hätte auch sofort zugehauen, wäre nicht in demselben Augenblick ein junger starker Bursche, vom Rollen des Wagens angelockt, aus dem Haus gelaufen, der den Bedrohten sofort an sich riß. Es war Tychos älterer Sohn. Freundlich begrüßte er die beiden Gäste und lud sie ein, mit ihm zu kommen. Dem Tengnagel warf er nur ein paar leise, verächtliche Worte hin und ließ ihn im Hof stehen, wo eine Schar von Frauen mit allen Zeichen des Schreckens um ihn und die weinende Elisabeth sich ansammelte.

II.

Ob es nun diese unerwartete Szene gleich beim Eintritt war oder ob ihn die Erwartung des großen Tycho doch aufregte: jedenfalls zitterte Kepler ein wenig, als er die große Holztreppe mit ihren alten Stufen emporstieg. Sie führte nach ländlicher Art frei an der Außenseite des Schloßgebäudes empor und endete als eine geräumige, verandaartig überdachte Plattform in der Höhe des einzigen Stockwerks. Von hier aus durchschritten die Gäste mehrere Zimmer, in denen eifrige Tischlerei am Werke war. Drehbänke schnurrten, Hobel klangen scharf auf, der Geruch frischgeschnittenen Holzes, wie man ihn auf sonnigen Waldrodungen einatmet, durchdrang das ganze Haus und ein dichter Pelz von weißen gekräuselten Sägespänen lag überall in den kahlen halbfertigen Räumen. Es folgte ein Laboratorium, dessen eine Hälfte von einem Ofner in Besitz genommen war, der daselbst seine Gerätschaften und Kacheln zum Aufbau eines chemischen Herdes ausgebreitet hatte, während an der Fensterwand ein junger Mann über einem provisorischen offenen Feuer schon an der Arbeit schien und mit seinen Glasröhren so vertieft umging, als sei ringsumher alles in bester Ordnung. Tychos Sohn führte durch eine geräumige ganz leere Halle weiter, öffnete die Türe zum nächsten Zimmer, nachdem er angeklopft hatte, und wich dann zur Seite aus. Hagecius trat ein, ihm folgte Kepler, während der Jüngling sich entfernte.

In dem durch Vorhänge etwas verdunkelten Zimmer hob sich über Stöße von Büchern und Schriften wie über Mauerzinnen empor ein kahlgeschorener Kopf, darunter ein dickes, mit Backenknochen und Stirnknollen hervortretendes Gesicht, das vom Schnurrbart bis über den Mund hinweg graublond bewachsen war. Es war Tycho, der sofort lebhaft aufsprang und den kaiserlichen Leibarzt begrüßte.

»Dies ist —« wollte Hagecius, mit einer Handbewegung auf Kepler weisend, sagen, aber Tycho unterbrach ihn sofort: »Das braucht mir niemand zu melden. Dies ist der junge Hipparch, mein Benjamin, auf den ich lange genug gewartet habe.« Und ohne einen Laut des erstaunten Kepler abzuwarten, warf sich Tycho mit seinem ganzen großen stämmigen Greisenkörper über den um vieles kleineren Gast,

dreimal schlug er seine Arme um ihn, dreimal zog er ihn an seine Brust und küßte ihn dabei jedesmal auf den Mund, indem er ausrief: »Gesegnet, gesegnet diese Stunde!«

»Ich begrüße in aller Verehrung den Phönix der Astronomie,« erwiderte Kepler, indem er ehrerbietig zurückwich.

»Phönix magst du mich wohl nennen, Kepler,« rief Tycho, »denn verbrannt und vernichtet hat man mich und alles, was mein ist. Ob ich mich aber aus meiner Asche je wieder emporschwingen werde, wie die Dichter von jenem wunderbaren Vogel sagen, das wird erst das eben begonnene Jahr zeigen, das freilich mit einer noch nie gesehenen Konjunktion zweier heller Sterne eröffnet wird.« Dabei zog er Keplers Hand wieder in die seine und an sein Herz. »O nein, wir sind einander heute nicht zum erstenmal nahe, mein großer Freund! Wie ich es einmal an meinen Gutgesellen Pratensis schrieb: Am glänzenden Himmel begegneten sich unsere Blicke, die sich auf Erden nicht begegnen konnten.« Tychos Augen glänzten auf, er begann mit dröhnender Stimme einige Distichen, die er vor Jahren diesem Freunde gewidmet hatte, zu zitieren: »Wenn meine Augen denselben Stern beobachten, dem du gerade deine Aufmerksamkeit zuwendest, dann verbindet uns das Himmelsgewölbe, uns, deren körperliche Verbindung die Erde nicht leidet.« Noch während er deklamierte und mit der linken Hand in großen Bogenschwingungen sich selbst den Takt gab, schob er in gebückter Haltung mit der Rechten einen Sessel zu Kepler hin. Dann verstummte er eine Weile, sah den Ankömmling entzückt ins Gesicht, als bemerke er ihn so richtig erst jetzt, nahm ihm die Mütze aus der Hand, legte sie vorsichtig auf einen Bücherhaufen, stand wieder vor Kepler und stampfte auf, als könnte er seine Freude nicht zügeln. »Dies ist mein erster glücklicher Augenblick seit Monaten, seit vielen Jahren,« rief er aus und wandte sich an Hagecius, in dessen Arm er sich heftig aufstützte. So zurückgelehnt betrachtete er aus der Ferne den nicht ohne Verlegenheit dasitzenden Kepler und seine Miene, sein auffallendes, gleichsam heißes Schweigen, sein Augenzwickern, sein beinahe kokettes Lächeln schien zu sagen: »Nun, ist er nicht lieblich, mein Benjamin?«

Während Tychos lebendiges und sonderbares Gehaben auch weiter

den ganzen Raum ausfüllte, blieb nicht nur Kepler, auch der sonst weltläufige Hagecius befangen. Letzterer sogar etwas enttäuscht, hatte er doch, nach der zierlichen Hipparch- und Phönix-Begrüßung ein sauberes mythologisches Gespräch, wie es unter Gelehrten üblich war, erhofft, — statt dessen vernachlässigte Tycho, dessen natürliche Leidenschaft ausbrach, sogar die unter Gebildeten unerläßlichen lateinischen Einflickungen und seine Rede strudelte wie die eines Taglöhners gewaltsam und ohne Aufputz hin, in einer Reinheit und Einfachheit, die dem Hofmann barbarisch erschien. Tycho aber bemerkte nichts von dem Erstaunen, das er um sich verbreitete. In einem förmlich kindischen Übermut, ein Bein vorstellend, den mächtigen Bauch herausgestoßen, das Gesicht aufgeworfen, beide Hände an seinem dichten Schnurrbart, dessen schräge Enden er noch tiefer herabzog: so schien er schon mit seinem gewaltigen Leibe der ganzen Welt Trotz zu bieten, und was er sprach, waren nun auch höhnische Beschimpfungen seiner Feinde, namentlich des Schotten Craig und des Hofmathematikers Raimarus Ursus, den er ein unreines dithmarschisches Tier nannte. »Jetzt mögen sie aber alle kommen, mit meinem Kepler vereint bin ich unbesiegbar.«

Es klopfte an der Türe. — »Was ist denn,« rief Tycho mit empörter Stimme. Eine hochgewachsene blonde Frau trat ein, Tychos Gemahlin Christine. »Ich bringe nur etwas für die Gäste, Tycho.« Obwohl sie deutlich genug auf eine ihr folgende Magd wies, die eine große Schüssel mit kalten Speisen und Weinflaschen hereintrug, schien Tycho den Zusammenhang nicht verstehen zu können oder zu wollen, verstellte den eindringenden Frauen den Weg und bedrängte sie mit dem unaufhörlich wiederholten Zuruf: »Was denn, was denn, was denn?« so daß sie wieder zur Türe zurückwichen. Die Magd schrie, das Geschirr klirrte, und nun erwiderte auch Tychos Frau mit störrischer, unfreundlicher Miene. »Was ist es?« antwortete er gequält. »Ist es eine schlechte Nachricht?« Seine großartige Haltung war zusammengeschrumpft, man merkte erst jetzt, daß die feurigen Worte und Gebärden vorhin nicht ungebrochener Kraft, sondern einem kurzen Rausch entsprungen waren, den er wie aus Furcht vor der Wirklichkeit gern verlängert hätte. »Hier sind meine Freunde, hier ist mein Musentempel, was stört man mich,« erklärte er der Frau, die sich

nicht viel Mühe gab, ihn zu beruhigen, nur die Schüssel auf einem Bücherhaufen unterbrachte und schnell hinausging. Ihr vergrämtes Gesicht drückte deutlich aus, daß sie dieser Seltsamkeiten endgültig müde sei. »Auch Phöbus muß Wolken dulden,« wandte sich Tycho dann an seine Gäste und bat sie zuzugreifen. Doch es war erstaunlich, wie seine vordem bewegte Miene sich in ein leeres, beinahe listig hartes, totes Gehäuse zurückgezogen hatte, alle Furchen der Begeisterung schienen hinter der glatten steinernen, nun auch blasseren Oberfläche seines Gesichtes verschwunden. Es war förmlich ein anderer Mensch, ein kluger nüchterner Kopf, nicht mehr der schwelgend Leidenschaftliche. Und nun sprach er auch ganz anders, leise und spitz, auch von andern, näheren, kleineren Dingen. So bemerkte er die frische Beule an Keplers Stirn, die ihm Tengnagel geschlagen hatte, fragte ihn scherzhaft, ob er sie aus Liebeshändeln davongetragen habe, und warnte ihn, auf seine eigene Nase weisend: »Ein Andenken an meine Rostocker Studentenzeit. Mein Freund Parsbjerg war mit mir einer Dame wegen zusammengeraten. Wir fochten unsern Streit im Dunkel aus und dabei hieb er mir die halbe Nase unter der Wurzel heraus. Seht nur, jetzt trage ich einen Einsatz von Gold und Silber, er ist recht gut und fest gemacht.« Die Gäste mußten über seinen Wunsch den künstlichen Nasenteil nicht nur besichtigen, sondern auch betasten. Es sei ihm sehr wichtig, rief er aus, als sie nicht gleich zulangen wollten ‹sie sträubten sich, denn das eigentümlich Starre in Tychos Gesicht schien eben von diesem Einsatz auszugehen, wie man jetzt bemerkte, und so mutete diese Stelle etwas unheimlich an›. Es sei ihm sehr wichtig, denn seine Pamphletisten wie der erwähnte Ursus entblödeten sich in ihrer Roheit nicht, von ihm spottweise zu schreiben, er mache seine astronomischen Beobachtungen durch die Nase, die er als Visier benütze. Überdies sei er gerade jetzt daran, gegen diesen Nebulo einen Hauptstreich zu führen. Professor Magini in Bologna habe ihm im Vorjahre versprochen, eine Lobrede auf ihn zu verfassen, daran wolle er ihn jetzt bei der Übersendung seines neuen Werkes erinnern, damit der bübische Verkleinerer durch die Stimme eines auswärtigen berühmten Unparteiischen endlich zum Schweigen gebracht werde.

Mit solchen Reden war Tycho an seinen Schreibtisch getreten, dem

sich nun auch Kepler gespannt näherte. Das erwähnte Werk — Tychos Sternenkatalog — lag eben fertiggestellt, in mehreren sauberen Exemplaren zur Versendung an die hervorragendsten Gelehrten und Gönner bereit. Tycho zeigte die sorgfältigen Begleitbriefe, die er heute geschrieben hatte: an den Kaiser, den Erzherzog Mathias, den Vizekanzler Corraducius, an Wolfgang Theodor, Erzbischof von Salzburg, an den Bischof von Lübeck, den Professor Brucäus in Rostock, Heigel in Augsburg, an den Herzog von Cassel, den Prinzen von Oranien, an Scaliger in Leyden. Kepler geriet in Erstaunen über diese riesenhafte Korrespondenz, doch Tycho fügte bei: dies sei nur ein kleiner Teil dessen, was beinahe jede Woche von Benatek abgehe. Mit jedem durchreisenden Kaufmann kämen Anfragen gelehrter Kollegen, Bitten um ein Gutachten, um Angabe einer Konstruktion von Instrumenten, gar oft auch um weltliche Dinge, wie etwa um Tychos Fürsprache bei einem großen Herrn. Das wolle denn alles gewissenhaft behandelt und möglichst mit der nächsten Postgelegenheit beantwortet sein. Allerdings wachse einem solche Arbeit manchmal bei allem Fleiße über den Kopf, — Tycho wies lächelnd auf die Wandregale, in denen überall Haufen von Briefschaften, ordentlich zusammengebunden, zur Hand lagen. Auch der Fußboden war mit geschichteten Stößen von Flugschriften und Blättern aller Art bedeckt. Ein starker Wille zur Ordnung zeigte sich allenthalben, freilich wurde zugleich klar, wie dieser Schwall kleiner Dinge in seiner Formlosigkeit jeder menschlichen Herrschaft spottete. Mit einigem Stolz legte Tycho eine Liste aller Gelehrten vor, mit denen er in Verbindung stand. »Der Mann der Wissenschaft,« sagte er, »ist Kosmopolit, er sollte womöglich in allen Ländern zugleich sein und überall lehren, er darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, wenn es gilt, der Wahrheit, die er gefunden hat, einen Weg zu ebnen.« Dann aber beklagte er die Schwierigkeit dieser Aufgabe. Man sollte nicht glauben, mit welchen Hemmnissen die selbstverständlichsten Angelegenheiten zu kämpfen hätten! Er brachte ein Aktenbündel, das den Transport seiner Instrumente von der Insel Hveen nach Benatek betraf. Aus der einfachen Übersiedlung wissenschaftlicher Apparate war gar eine politische Sache geworden, indem die Senate von Hamburg und Magdeburg, seit der schmalkaldischen Fehde der österreichischen Regierung

gram, diese Angelegenheit, für die der Kaiser selbst brieflich eingetreten war, mit absichtlicher Lässigkeit betrieben. — »Solches Unglück habe ich in Allem,« seufzte Tycho, »aber was liegt daran! Tu ne cede malis! Man muß seine Pflicht tun und den Zufall verachten.« Ein Bild ernster Tüchtigkeit und Geschäftigkeit bietend, legte er seine Hand, wie beschwichtigend, bald auf dieses, bald auf jenes Päckchen und weidete sich am Erstaunen Keplers, als er gar zum Schluß noch ein Fach öffnete, in dem Abschriften aller abgegangenen Briefe reihenweise geschlichtet lagen.

»Das könnte ich nicht nachmachen,« gestand Kepler in aufrichtiger Zerknirschung. »Da sehe ich erst, wie liederlich ich bin. Ich habe nicht einmal die Kraft, die allerwichtigsten Briefe zu beantworten. Sie liegen bei mir herum und gehen verloren, ich weiß gar nicht wie. Nach Jahren stoße ich auf Fetzen unerledigter dringender Schreiben. Ich bin ein schrecklicher, saumseliger, fauler Mensch.«

»Was unseren Briefwechsel anlangt, so kann ich das bestätigen,« lachte Tycho. »Ein anderer als ich hätte sich über so unregelmäßiges Antworten gewißlich bitter beleidigt. Nun, ich bin duldsam und will jedem in seiner Weise sein Recht lassen. Für mich aber, ganz im stillen, finde ich, daß jede Art von Unordnung im Verkehr mit Menschen, so auch im Briefwechsel, eine Bequemlichkeit ist, die man sich auf Kosten anderer gestattet. Man bedenkt dann nicht, aus Leichtsinn, oder hat gar nicht die Kraft sich vorzustellen, wie sehr man den anderen kränkt und hemmt und seiner Energie beraubt, indem man ihn auf eine Antwort, die zu erwarten er berechtigt ist, Gott weiß wie lange warten läßt. Ich finde das rücksichtslos, ich finde es ungütig. Mag das Schreibwerk auch von der wichtigeren Arbeit im Dienste Uranias beträchtlich ablenken: wir sind eben nicht nur unseretwegen und unserer Arbeit wegen auf der Welt, sondern auch des lieben Nächsten wegen, mit dessen billigen Ansprüchen unsere eigenen Wünsche sich abfinden müssen.« Und scherzend fügte er hinzu, er bitte Kepler, wenn er schon im großen Sternwesen keines Unterrichts mehr bedürftig sei, wenigstens in diesen Äußerlichkeiten sein Schüler zu sein. — Er sagte es als Witz, doch seine funkelnden Augen zeigten, daß diese Schülerschaft, und wohl in viel weiterem Maße, als er es aussprach, sein innerster, vielleicht ihm selbst un-

bewußter Wunsch war. Mit sichtlicher Lehrfreude fügte er hinzu, daß er überhaupt bemerkt habe, auch in Briefen Keplers an andere Personen, die ihm zufällig zu Gesicht gekommen seien, wie wenig ernst Kepler die Titulaturen der unterschiedlichen Adressaten nehme. Auch wende er nicht die nötige Aufmerksamkeit an die Rechtschreibung der Namen: wo es doch jedermann als bitterste Vernachlässigung spüre, den eigenen Namen falsch uud unangelegentlich geschrieben zu sehen. — »Das mußt du dir abgewöhnen!« neigte er sich leise und vertraulich zu Kepler. Daß er das »Du« aus dem Schwung der ersten Ansprache nun auch im gelasseneren Gespräch beibehielt, zeigte, wie tief seine Sympathie für den jungen Gelehrten ging.

»Ich bin so träge in diesen Sachen,« seufzte Kepler, der sich mit einer gewissen Leichtigkeit, ja mit Vergnügen selbst herabzusetzen schien.

»Das träge Blei hat seine besondere Kraft, ebenso der eifrige Merkur,« komplimentierte Hagecius nach beiden Seiten. »Hoffen wir, daß das neue Amalgam dieser zwei uns den Stein der Weisen beschere.« — Er hatte damit nur das auf den ersten Blick so andersartige Temperament der beiden gemeint, aber sein Ausspruch ging viel tiefer, als er es selbst verstand. In Tycho und Kepler waren einander wirklich zwei Geistigkeiten grundverschiedener Art gegenübertreten: der einfache, nichts berechnende, in seiner einzigen Richtung unbehindert weiterstürzende, gleichsam unbewußte Kepler und der zwiespältig veranlagte Tycho, dessen Seele in wildeste Leidenschaft und zugleich nüchternsten, über sich selbst Rechenschaft wissenden Verstand ohne Bindung auseinanderklaffte. In Kepler war trotz seiner Jugend alles ausgeglichen und zu höchsten Leistungen mühelos vorbereitet, während Tycho, unter der Last seiner widerspruchsvollen Natur fast zusammenbrechend, mit Anspannung aller Kräfte nach einer Einheit zu ringen schien. Mochte nun diese von Tycho angestrebte Einheit eine noch höhere sein als die durch Keplers angeborenen Gleichmut bezeichnete, mochte zunächst einfach seine heftigere vielfältigere Menschlichkeit oder gar nur Alter und Erfahrung entscheiden: jedenfalls saß er zunächst in seiner Führer- und Unterweiserrolle ganz sicher, und daß mit dämonischer Kraft das Verhältnis bald umschlagen würde, lag gänzlich außer seinem wie außer

Keplers Blick. Mit Begeisterung sprach Tycho von seiner »herkulischen Arbeit«, die Pflichten des Lebens mit denen der Forschung zu vereinen, andachtsvoll horchte ihm Kepler zu, und als Tycho nun gar die Tür zum nächsten Zimmer öffnete, das als vorläufige Sternwarte eingerichtet war, glaubte sich der junge Mann am Ziel seiner Träume.

Ein großer Saal, der in der Ecke des Gebäudes durch Ausbrechen einiger Wände entstanden war, führte nach zwei Seiten auf überdachte Balkone, auch hier, wie im ganzen Schloß, roch es nach frischen Holzarbeiten, nach feuchtem Mörtel. Beherrschend umschloß die den Eintretenden gegenüberliegende Wand Tychos großer Mauerquadrant, eines seiner berühmtesten Instrumente und das einzige große Stück, das er von Hveen gleich mit sich geführt hatte, da es ihm unentbehrlich war. Es war ein blanker, durch starke Schrauben an die Wand geklemmter Messingbogen von beinahe sechs Fuß Halbmesser. — Sofort eilte Kepler hinzu und wußte nicht, was er zuerst bewundern sollte, die eigenartigen, von Tycho erfundenen Visiere, die verfeinerte Gradeinteilung, die neuen Uhrwerke, dergleichen er noch nie gesehen hatte, die sinnreichen Vorrichtungen, welche Beobachtungsfehler ausglichen. — Plötzlich überströmte der sonst wortkarge Mann von Ausrufen der Verehrung, lief aufgeregt längs der Apparatmauer auf und ab, faßte endlich Tychos Hand und drückte einen langen Kuß auf sie, die all dies Wunderwerk hervorgezaubert hatte.

Gerührt strich Tycho über Keplers Haar. Ihm tat es wohl, von einem, der die ganze Bedeutung seiner getanen Arbeit erfassen konnte wie niemand anderer, anerkannt zu sein. In der Tat war es sein Hauptverdienst, zum erstenmal den Wert sorgfältiger Messungen und regelmäßig fortgesetzter Beobachtungen erkannt und nachdrücklich durchgesetzt zu haben. Denn seine Vorgänger, selbst der große Kopernikus, waren, so seltsam dies klingen mag, gar nicht auf den Einfall gekommen, die aus dem Altertum überlieferten Sternörter zu überprüfen, und hatten sich mit gelegentlichen Beobachtungen begnügt, zufrieden, wenn ihr System allgemein philosophischen und mathematischen Bedingungen entsprach.

Auf einem Tischchen vor dem großen Quadranten lagen Manuskripte, in denen die Bahnen des Mars und anderer Sterne, die Tycho

seit Jahrzehnten tagtäglich aufnahm, aufgezeichnet wurden. »Ein Schatz, würdig, neben den Kleinodien der Fürsten zu liegen,« rief Kepler in höchster Freude aus und begann die Blätter sofort durchzusehen, hätte sich am liebsten gar nicht mehr von ihnen getrennt. — Tycho aber zog ihn mit sich fort und ließ ihn auch nicht bei den anderen Zauberdingen des Saales, den mächtigen Armillen, den Jakobsstäben, den Globen, welche selbsttätig die Bewegung der Sonne und die Mondphasen zeigten. Ihn quälte wohl die Erinnerung an seine Sternwarte auf der Insel Hveen, an diesen einzigartigen Bau, den er ganz nach eigenem Geschmack, mit königlicher Großartigkeit und Eleganz, als ein romantisches Weltwunder seiner Zeit hatte aufführen lassen. Zwanzig köstliche, fruchtbare Lebensjahre hatte er dort verbracht, dann ‹es war vor drei Jahren geschehen› hatte man ihn weggejagt. Und was nun seine Gäste hier in Erstaunen setzte: für ihn war es doch nur ein kümmerliches Abbröckel seiner Großzeit. Lieber mochte er daher seine neuen Arbeiten zeigen, die sich zwar bescheidener ausnahmen, für ihn aber als Bürgen seiner Ungebrochenheit vielemals wertvoller waren.

So verweilte er auch im nächsten Zimmer nicht bei dem beinahe den ganzen Raum ausfüllenden Himmelsglobus, an dem er seit fünfundzwanzig Jahren die Sterne seinen eigenen Beobachtungen gemäß verzeichnete. Kepler hätte diese beinahe sagenhafte Leistung am liebsten durch einige fachmännische Fragen gewürdigt. Tycho aber zog an einer Schnur, eine seidene Hülle schwebte von der Decke herab und legte sich kunstvoll von allen Seiten um die ungeheure Kugel.

Erst im nächsten Gemach, das seine Bibliothek enthielt, ließ er sich's behagen. Er zeigte seltene Bücher vor, mit besonderem Stolz eine Originalhandschrift des Kopernikus, den ungedruckten »Commentariolus«, der nur in wenigen Exemplaren an die zeitgenössischen Freunde des Gelehrten und durch des Hagecius Güte ‹hier kam der von beiden immer weniger beachtete Arzt zu einer vorübergehenden Bedeutung› an Tycho gelangt war. Kepler griff darnach. Ohne die Schrift loszulassen, sah ihm Tycho bedeutungsvoll ins Gesicht: »Du siehst, wie Unrecht man tut, wenn man mich als Gegner dieses Weisen ausgibt. Niemand kann ihn und seine Werke höher in Ehren halten als ich.« Damit stellte er die Blätter wieder an ihren Ort und

machte die Gäste auf eine Armille aufmerksam, die erste und einzige, die er bisher in Benatek hatte anfertigen lassen. Mit besonderer Liebe verweilte er bei ihr und erklärte die vielen kleinen geschnitzten Figuren, mit denen das kunstreich vergoldete Stativ geziert war. An jeder Ecke dieses Stativs thronte einer der Monarchen, welche die Astronomie vornehmlich gefördert hatten: Alphonso von Spanien, Karl V., Rudolf II. und Friedrich II. von Dänemark, die beiden letzten als Gönner Tychos bedeutsam. Unterhalb der Könige waren die großen Astronomen selbst abgebildet, zu den Herrschern emporblickend: Ptolemäus und Albattani, Kopernikus und Apianus, auch Tycho fehlte nicht. Lateinische Epigramme waren auf Metalltafeln angebracht, Tycho las sie vor und fast schien es, als seien ihm diese seine poetischen Werke ebenso wichtig wie seine wissenschaftlichen. — Seltsam angemutet stand Kepler da und schüttelte den Kopf, als nun Tycho auch die übrige merkwürdige Ausstattung des Zimmers mit großem Ernst durchzugehen begann. Sinnsprüche und Symbole bedeckten jede freie Stelle der Wand: Löwen, die sich bäumten und deren über den Rücken hin hochgehobener Schweif, in eine züngelnde Giftschlange ausgehend, mit ihnen zugleich einen Schild ansprang, — dann Tychos Adelswappen mit dem Wahlspruch: »Nicht Macht, noch Reichtum, nur des Geistes Szepter dauern.« Eine Säule trug die Inschrift: »Ich stehe fest und bin beschützt, möge der Wind heulen und die Woge schlagen.« Ein Distichon über der Türe pries Benatek, seiner Schönheit wegen das böhmische Venedig genannt, nicht etwa der häufigen Überschwemmungen wegen, und drückte die Freude aus, hier eine Ruhestätte gefunden zu haben.

Hagecius fand solche Verse und heraldische Anspielungen sehr nach seinem Geschmack. Kepler aber trat von einem Fuß auf den andern und langweilte sich offenbar. Beide freilich, der dürre Hofmann wie der junge kraftvolle Forscher, konnten Tychos Neigung für eine beziehungsreiche Umgebung nicht verstehen. Man mußte wohl erst so viel umhergeworfen und angefeindet worden sein, um eine solche Vergrabenheit der Seele in sich selbst mitzufühlen, eine solche Aufrichtung von Schutzwällen, in der das ganze Ruhebedürfnis des abgehetzten wunden Helden lag und ein so tiefer Wunsch der unheilgewohnten Brust, sich durch Sprüche, geheime Zeichen,

Jugenderinnerungen wie durch magische Beschwörungsformeln immer von neuem aufzurichten, zu ermahnen, zu trösten, sich in jeder Beziehung und der Welt zum Trotz recht wichtig und ernst zu nehmen und jede glückliche Minute als ein Geschenk des ohnedies kargen Schicksals mit allen Fibern festzuhalten, um aus ihr neue Kraft zur Tat zu saugen. — O, keine Spielereien, sondern innerste Notwendigkeiten zur Abwehr und Beruhigung waren diese Verse und Zeichnungen, die Tycho selbst entwarf, bald um sich über die Verbannung aus der Heimat hinwegzusetzen: Überall Himmel über mir, Erde unter mir — bald zur Verhöhnung der adeligen Standesgenossen, die seine Wissenschaft als unwürdige Beschäftigung verworfen hatten: Da stand ein Baum, zur rechten Seite in Früchten, zur linken dürr, mit der Umschrift: »Durch den Geist leben wir, alles andere stirbt.« Unter der grünenden Hälfte saß ein Jüngling mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte, einen Himmelsglobus und ein Buch in Händen, unter dem welken Teil trat neben einen Tisch mit Szepter, Kronen, Karten und Würfeln ein Skelett. — Mit einer förmlich religiösen, heiligen Inbrunst wies Tycho auf dieses Relief, dann auf ein Brettchen mit einigen abgeschabten Bänden; es war die kleine Ausgabe des Ptolemäischen Almagest, das erste astronomische Buch, das er als junger Student verbotenerweise, für schwer ersparte zwei Joachimstaler in Kopenhagen gekauft hatte, statt Rechtswissenschaft zu studieren.

»Das sind ja Dinge von guter Vorbedeutung,« sagte Hagecius mit gezwungener Sanftheit und Scheu.

»Man muß lauter Dinge von guter Vorbedeutung um sich haben,« erwiderte Tycho erregt. »Das Leben ist so bösartig, daß es sich mit allem Bösen in unserer Nähe sofort verbündet und übermächtig wird. Das Beste deshalb, auf einer Insel zu wohnen, die man sich nach eigenem Willen hergerichtet und gesäubert hat. Meer ringsherum und Mauern dazu, kein Eingang.... Damit meine ich nicht meine Insel Hveen,« setzte er sofort erschrocken, wie ertappt hinzu, »ich meine jede Insel im allgemeinen, ein abgesondertes Reich.... Seht her, meine Freunde, wie man das Böse von sich absondern muß. Kann man es nicht ins Meer werfen, so mindestens in einen recht festen Lederbeutel.« Lächelnd zeigte er die Kapsel, in der er den ungnä-

digen Verbannungsbrief Christians verschlossen hielt. Er sollte gleichsam die übrigen Dinge nicht anstecken. Scherzhaft brachte er es vor, doch auch darin lag der abergläubische Ernst des Mannes, der sich, vom Schicksal oft und unvermutet getroffen, jeden Augenblick neuer rätselhafter Unglücksfälle versieht.

Kepler hatte die letzten Reden Tychos nicht mehr mitangehört, er stand an der Bibliothek und fragte, ob er sich einige Werke ausleihen könnte. Bereitwillig reichte ihm Tycho die gewünschten. Als aber Kepler auch den »Commentariolus« verlangte, stutzte er. Es schien ihm unangenehm zu sein, daß Kepler für den Erfinder des gegnerischen Weltsystems so viel Interesse zeigte, und er machte kein Hehl daraus. »Dieses Werk ist veraltet,« sagte er und, indem er ein Register hervorzog, in das er die eben verborgten Bände mit seiner gewohnten Genauigkeit eintrug, murmelte er weiter, daß es wohl für diesmal des Guten genug sei.

III.

Stunde um Stunde des Nachmittags verrann unter solchen Gesprächen. Endlich erinnerte Hagecius daran, daß er eigentlich einer ärztlichen Untersuchung wegen gekommen war. Die Nierenerkrankung, die er neulich bei Tycho vorgefunden, bedürfe wohl einer sorgfältigen Behandlung. — Aber mit einem warmen Blick auf Kepler wies ihn Tycho zurecht: »Nicht Ihr, Herr Doktor, dieser hier bringt mir neue Jugend und Gesundheit.« Und er ließ sich in seinen Darlegungen nicht stören. Längst war es dunkel geworden und nur der wogende Schneefall, der draußen niederging, verbreitete noch einen weißlichen Schimmer im Bibliotheksaal: da klopfte es und zwei Schüler Tychos traten ein. »Ist es eine schlimme Nachricht?« rief er ihnen entgegen und machte unwillkürlich einige Schritte, als wollte er sie wieder hinausdrängen, es war ihm dies in der letzten Zeit zur Gewohnheit geworden. — Nein, sie kämen nur, um ihn zur gemeinsamen Mahlzeit zu bitten. — »So spät ist es geworden?« lachte Tycho und reichte den Gästen auffordernd die Hände. »Dies ist Kepler und dies ist nur Longomontanus und dies nur Johannes Müller aus Brandenburg,« stellte er scherzend vor. Kepler verbeugte sich, beschämt und

auch ein wenig verletzt durch Tychos rasche Art, sein Befremden steigerte sich noch, als er bemerkte, daß die beiden so schroff behandelten Assistenten, die sich immerhin in der wissenschaftlichen Welt schon einen Namen gemacht hatten, dieselben Männer waren, die er in einem der ersten Zimmer mit Tischlerarbeiten beschäftigt gefunden hatte.

Man stieg ins Erdgeschoß hinab, wo in der großen Halle schon eine lärmende Gesellschaft saß, um lange Eichenholztafeln gereiht. Stattlich nahm Tycho an der oberen Schmalseite neben seiner Frau Platz. »Wie Zeus neben Hera,« flüsterte Hagecius, und in der Tat thronte der Gelehrte hier recht götterköniglich als Oberhaupt so vieler Menschen, die von ihm Bedeutung und Würde erhielten, denn nach patriarchalischer Sitte waren neben den Gästen, den Schülern und geringeren Hilfskräften auch noch die älteren Diener der Familie, ferner die Knechte und Mägde des Gutes der Mahlzeit zugezogen, so daß vom obern bis zum untern Ende des Tisches alles, was die Familie durch Arbeit unterstützte, nun auch durch gemeinsamen Genuß sich ihr verbündete. Tycho liebte es so und überschaute gern einen ansehnlichen Kreis der Seinen, mochte ihm auch gerade diese Fülle blühenden Lebens, in der sich mancher widerspenstige Willen gegen seine Herrschaft auflehnte, zuzeiten Sorgen und Zwist verschaffen. Einen nicht geringen Teil seiner Kräfte verbrauchte er, um dieses Regiment zu führen, und doch ließ er es nicht. Recht als Zeichen seiner hausväterlichen Gewalt hatte er nun alle Teller in förmlichen Säulen sowie die gewaltige Schüssel vor sich stehen, aus der er nach vollbrachtem Tischgebet jedem sein Teil Suppe in den Teller zumaß, der dann von Hand zu Hand dem Beteiligten zugereicht wurde. Erst die folgenden Gerichte wurden von Dienern aufgetragen, die feierliche Eröffnung der Mahlzeit aber hatte nach alter Sitte des Hauses vom Hausherrn selbst auszugehen.

»Warum fehlt Elisabeth?« fragte Tycho, zu seiner Frau gewendet. Er hatte den strengen Blick des Fürsten, der seinen Hofstaat nicht vollzählig findet.

»Ihr ist unwohl, sie will nichts essen,« erwiderte Christine.

»Was fehlt ihr denn?«

»Nun denn, sie hat mit Tengnagel Streit gehabt,« fuhr ihn die

Frau leise, doch barsch an. Nun erst bemerkte Tycho, daß sie wie auch die älteren Kinder ein verdrießliches Gesicht hatte, als drohe allen ein Unheil. Tengnagel dagegen saß breit und fröhlich da, zwischen den beiden jüngeren Schwestern, die noch Kinder waren, und unterhielt sie mit seinen Possen.

»Ich sage es wieder einmal,« flüsterte Tycho leise seiner Gemahlin zu, »nach meinem Geschmack war diese Verlobung niemals. Der Junker ist ein roher Mensch ohne Bildung, ohne Liebe zur Wissenschaft und wohl auch ohne Liebe zu dem Mädchen. Eine Hochadelige will er heiraten, eine Brahe de Knudstrup, das ist sein ganzes Gefühl. Diese Verbindung war wohl auch weniger Elisabeths Willen als dein Werk.«

»Mische ich mich etwa in deine Dinge?« erwiderte spitz die Frau. »Dann lasse auch du die Hand von den meinen, die du nicht verstehst. Du bist ja blind, wenn es um deine Kinder geht. Deine Abenteuer haben uns beinahe ins Elend gebracht, das muß ein Ende haben. Diese Ehe wird mein Werk sein, das ist richtig, sie muß und wird auch zustande kommen. Statt sie aber zu fördern, bist du so klug, den Bräutigam, den wir festhalten, nach Prag zu schicken, damit er am Ende nach Herzenslust in die Welt läuft und nie mehr wiederkommt.«

»Ich verstehe dich wirklich nicht,« meinte Tycho arglos. »Den Junker hätte ich leicht verschmerzt.«

Da aber wurde Christine vollends böse: »Du willst es wohl mit Elisabeth ebenso machen wie mit Magdalena?« Tycho erblaßte. — Diese längst vergangene Angelegenheit, von der sonst nie geredet wurde, konnte er nicht verschmerzen. Magdalena, die älteste Tochter, war vor Jahren auch mit einem seiner Schüler, mit Gellius Sascerides, verlobt gewesen, aber ein Streit zwischen Lehrer und Schüler, der öffentlich, sogar bis zur Instanz des akademischen Senates ausgefochten wurde, hatte dieses Band zerrissen. Seither welkte die ohnedies zarte Magdalena hin, sie wollte mit keinem fremden Mann mehr reden, und ihre stumme Gegenwart in dem stets geräuschvollen Hause bildete einen ewigen Vorwurf für Tycho, der nebst vielem äußeren Mißgeschick nun auch dieses häusliche zu tragen hatte. Den unglücklichen Ausgang der Sache glaubte er ja nicht verschuldet zu

haben, dennoch drückte sie ihn im Geheimen, und er empfand es nun als etwas Feindseliges, daß ihn seine Frau unvermutet daran erinnerte. Er verstummte und trank nur Kepler ein ums andere Mal ein volles Glas zu.

Indessen führte wieder einmal Hagecius mit seinen Hofgeschichten das große Wort, Tengnagel und Tychos Söhne waren immer wieder mit Fragen zur Hand, um seine Rede in Fluß zu erhalten. — Tycho oben neigte sein Haupt, sah vor sich auf den Tisch hin und ließ sich recht häufig den Humpen füllen. Als er nach geraumer Weile zu reden begann, war sein Gesicht über der weißen steifen Halskrause purpurrot. Er sprach auch jetzt wieder nur zu Kepler gewendet, aber seine Stimme schwoll bald zu ihrer natürlichen Stärke an, und man mußte ihn hören, obwohl ein ununterbrochenes Summen anderer Gespräche durch den Saal scholl. Der Wein hatte seine Zunge gelöst, hatte seine Zurückhaltung und Rücksicht auf die Umgebung in eine weiche schummerige Halbdämmerung, süßen Überdrusses voll, aufgelöst und ließ ihn nun geradeswegs von dem sprechen, was sein Stolz und zugleich sein größter Schmerz war, von der Insel Hveen, von der ihn der junge dänische König, bösen Ohrenbläsern glaubend, so schmählich verjagt hatte, in übersprudelnder und doch feierlicher Rede, kaum mehr für Zuhörer bestimmt, wie berauscht von seiner Herzenstrauer, schien er förmlich ein Klagelied auf den Verlust dieses köstlichen Besitztums anzustimmen: »Dort hatte ich alles, was meiner Seele lieb war, was ich zur Ausübung meiner Kunst brauchte. Und alles hatte ich selbst erbaut, aus dem kahlen weißen Riff hervorgebracht, mit Hilfe Gottes und des guten seligen Königs. Zwar von meiner Kunst verstand er ebensowenig wie sein Sohn, den Gott bessern möge, in dieser Hinsicht, — in anderen Dingen will ich mich nicht gegen ihn vergehen und nichts tadeln, hört es alle, nichts und nichts bemäkeln — aber der Vater also, der ebensowenig von Astronomie verstand, wie ich schon sagte, dieser königliche Vater liebte mich und vertraute mir, und so förderte er in seiner Weisheit ein Werk, das seinen Namen zugleich mit dem meinen der Ewigkeit überliefern sollte. Mein Werk war es, alles nach meinen Angaben und Plänen errichtet, nach meinen Wünschen und Bedürfnissen, eine wahre Burg meiner Muse Urania, dergleichen vor mir kein Stern-

kundiger besessen. Oh, welch ein ungeheures, nie gesehenes Werk! Ein Schloß erhob sich auf der Insel, in geschmackvoller neuer Bauart, reich verziert, so ganz nach meinem Herzen, es hatte eine große Anzahl von spitzen Dächern, die abgenommen werden konnten, wenn wir die Sterne beobachteten. Das ganze Schloß, mit Ausnahme der Wohnräume, war angefüllt mit meinen herrlichen Apparaten. Jeder einzelne Apparat stand so, wie ich ihn brauchte und am besten benutzen konnte. Jeder Schüler, von denen es im Schlosse wimmelte, hatte seine Arbeit, seine Stunde und sein Zimmer. Welch eine göttliche Ordnung herrschte da, wie wurde tagtäglich etwas Ersprießliches im Dienste der Wissenschaft gefunden, wie wuchsen unsere Ergebnisse an und hätten bald, ruhig sich anhäufend, den Schlüssel der sieben Sphären vom Firmament herabgeholt! Und über dieser emsigen und erhabenen Arbeit leuchtete unser Wahrzeichen, eine goldene Wetterfahne in Gestalt des Pegasus, über den Sund hin bis gegen Helsingör. O mein Hvenna, Venusische Insel, wie ich mit Recht deinen Namen gedeutet habe, Scharlach-Eiland, Stern der nördlichen Meere, wie habe ich dich geliebt? — Dabei ist noch gar nicht erwähnt, daß sich noch ein zweites Gebäude, nur für unsere wissenschaftlichen Zwecke, an der Südseite der Insel befand. Es hieß Stellaeburgum, die Sternenburg, und war durchaus unterirdisch angelegt, nur die Kuppeln ragten wie kleine Hügel über den Boden. Auf diese Art habe ich die Instrumente gegen den Wind geschützt. Ich habe auch eine Inschrift verfaßt, in der ich die Muse ihr Erstaunen über diesen Keller ausdrücken und versprechen ließ, selbst von hier, aus den Tiefen der Erde, den Weg zu den Sternen zu weisen. Aber nicht minder groß, das muß ich sagen, war das Erstaunen des königlichen Schatzmeisters, als die Baumeister ihre Rechnungen für unsere Krypta vorlegten. Trotzdem wurde alles sofort auf das freigebigste bezahlt, der gute König gab mir noch eine Pfründe obendrein, als er sah, daß ich auch mein Privatvermögen zum Ruhm des Landes für diese Bauten aufwandte. Aber unsere Erfolge kamen den ungewöhnlichen Kosten gleich, das sah eben jeder ein. Wir waren Tag und Nacht an unseren Apparaten, für zwanzig Schüler und mehr gab es zu tun. Regenten aller Länder kamen, um dieses ihnen seltsam erscheinende Treiben kennen zu lernen, Könige und Herzoginnen

waren meine Gäste. Dichter und Künstler eilten herbei, um die neuen Weltwunder zu verherrlichen. Oh, es gab viel zu sehen auf meiner Insel. Ich hatte Fischteiche angelegt, eine Vogeljagd gab es, für Zerstreuung nach der Arbeit war gesorgt, eine eigene Papiermühle war in Gang, um Papier für meine und meiner Freunde Bücher zu liefern. Mehr als die Hälfte meines eigenen Vermögens habe ich für Parkanlagen verwendet, denn ich gedachte ja mein Leben dort bis zum Ende zu verbringen und all das Schöne noch meinen Kindern zu vererben. Und nun hat man mich dort alt werden lassen, dann aber plötzlich mir alles abgenommen. Niemand wird fortführen können, was ich so herrlich begonnen habe. O wehe, auf das Werk des Aufbauens und des sinnvoll geregelten heilsamen Schaffens folgt das Werk des Hasses, des Einreißens, der Sinnlosigkeit, der Ungerechtigkeit. O solcher maßlosen Ungerechtigkeit! Warum straft man mich so ungerecht, so hart, so sinnlos. Die Stätte der Kunst verödet, die Hügel der Sternenburg, diese Brüste der Musen, werden von bäurischen Pflugscharen zerrissen und verwüstet. Und niemand, niemand ist da, das Unheil von einem Werk abzuwenden, für das ich meine beste Jugendkraft, mich selbst ganz und gar hingegeben habe ...« Tycho sprach nicht mehr, er sang und schluchzte, er hatte kein Gefühl für die Unschicklichkeit seines Ausbruchs an diesem Orte. Nur Kepler, an den er seine Worte unmittelbar richtete und den er während der Exklamation starr angeschaut hatte, hörte zu. Alle übrigen sprachen unbekümmert laut über den Tisch hinweg, überschrien ihn und lachten wohl gar.

Plötzlich brach Tycho grell ab und wandte sich nun an alle, indem er von seinem Platze aufstand: »Hört zu, ein Gedicht, eine Elegie an das undankbare Vaterland.«

Eine Weile wurde es still, man hörte das mächtige Kaminfeuer und die Fackeln an den Wänden prasseln.

Indem Tycho nun seinen Gefühlen eine vor längerer Zeit schon erdachte und überdies für die Öffentlichkeit bestimmte Form gab, trat er allerdings gleichsam in den Kreis einer Mahlzeit, einer Versammlung zurück, dennoch gehörte eine ziemliche Verblendung dazu, nicht zu fühlen, daß er vor diesen halb berauschten, satten, zu Ungebühr eher als zu Begeisterung aufgelegten Menschen sich bloßstellte, die

zudem teils sein Latein nicht verstanden, teils als Mitglieder seiner Familie sich in einem eigentümlichen Verhältnis von Spottsucht und Respektlosigkeit zu ihm gefielen. Während er nun in gebieterischen Hexametern Dänemark anklagte, erhob sich der Lärm bald wieder und schließlich hörte man von seinen dröhnenden Worten nur noch den Rhythmus. Endlich erkannte er seine Verlassenheit, kam schnell zu einem Schluß und setzte sich, um in einer Aufwallung tiefsten freundschaftlichen Bedürfnisses Keplers Hand zu ergreifen: »Nun erzähle du etwas, sprich du, sprich du uns allen von deinem Leben.«

Kepler aber, der überhaupt zu einem derartigen Auftreten weder Fähigkeit noch Lust besaß, der wohl auch mit richtigem, kühlem Blick das Unziemliche der Lage erfaßt hatte, weigerte sich. Nun drängte ihn Tycho desto heftiger, je mehr in ihm eine halbe Ahnung aufstieg, als habe er vorhin in seiner überquellenden Art nicht das Rechte getan. »Einen Trinkspruch wenigstens, ein paar Worte rede!« — Mit einem Male mischte sich auch Tengnagel ein: »Ja, warum spricht er nicht, der Vornehmtuer? Ich wüßte ganz gern, welcher Wind ihn geblasen und schließlich hergeblasen hat.«

Der immer noch sanftmütige Kepler erwiderte, er sei leider verkühlt und heiser, und um dies darzutun, erhob er seine Stimme etwas stärker als bisher. Er kam aber nicht weit, denn kaum hatte er ein paar lautere Sätze geredet, in die Tengnagel wieder polternd hineinfuhr, so daß ein Wortwechsel schon unvermeidlich schien: da wurde er durch eine grauenhafte Erscheinung, die sich alsbald über die Tischplatte erhob, zum Erstaunen und Verstummen gebracht. Ein halb menschen-, halb hundeartiges Wesen tauchte neben Tychos Sitz empor, wo es bisher auf dem Fußboden gelegen war, ein Zwerg mit braunem, haarüberwachsenem Gesicht, in Schellenmütze und roter Jacke, die sein spitzer Buckel straffte. Es war Jeppe, Tychos Narr, der unter dem Tisch hie und da einen Bissen von seines Herrn Hand zugereicht bekam, ein treues harmloses Tier eher als ein Mensch zu nennen. Selten gab dieses Mißgeschöpf einen Laut von sich. Was es aber sprach, wurde einigermaßen beachtet, denn man hatte es schon erlebt, daß Jeppes dunkle Sprüche in Erfüllung gingen und schrieb ihm daher die Gabe des zweiten Gesichtes zu. — Nun erhob sich der Zwerg, indem er einen trompetenartigen Laut aus-

stieß, Zuckungen liefen durch die Furchen seiner dunklen Gesichtshaut, bis aus dem zugespitzten starren Mund wie in höchster Angst die Worte drangen: »Schützet, schützet den Herrn!«

Alle blickten ihn erstaunt an, denn Tycho saß bequem bei seinem Wein und Braten im Lehnstuhl, allem Streit noch entrückt, während man eher zwischen Kepler und Tengnagel eine unmittelbare Gefahr drohen sah. »Schützen? Vor wem denn!« fragten einige belustigt.

»Vor dem da!« zeterte Jeppe und schlug mit unsicher zitternden Händen um sich, daß seine Kappe rasselte.

»Vor dem da! Vor dem neuen Scholaren! Vor Kepler!« rief Tengnagel, indem er sich den Ausfall des Zwerges zu Nutze machte und dessen bebende Hand wie eine Wünschelrute packte, um sie gegen Kepler hinzulenken. »Ja, das will ich tun!« Und schon stand er zwischen Tycho und Kepler, als wolle er Kepler wegdrängen und damit zugleich den Ehrenplatz an Tychos Seite, den er bis zu diesem Abend innegehabt hatte, zurückerobern. — Tycho aber warf mit einem derben Stoß Jeppes Kopf unter den Tisch zurück. Einen Augenblick lang hatte es zwar ausgesehen, als passe diese absonderliche Figur sehr gut in Tychos geheimnisvolles Schwärmen, als sei sie eigentlich nichts anderes als eines seiner Symbole aus der Bibliothek, nur lebendig geworden, schon aber hatte er seine andere Miene, die nüchterne, überlegende, gewalttätige, und befahl Ruhe ringsum. Es wäre wohl auch alles gut ausgegangen, hätte nicht Tengnagel, wohl auch vom Wein etwas getrübt, neue Schmähungen gegen Kepler ausgestoßen und schließlich gerufen: »Ich dulde es nicht. Einer von uns beiden muß weichen, Kepler oder ich.«

»Dann werdet Ihr es sein,« erhob jetzt Tycho seine Donnerstimme und sprang auf, daß die Teller klirrten.

Verdutzt hielt der Junker ein, im nächsten Augenblick aber hatte er seinen Degen blank gezogen. — Da fiel ihm unversehens seine Braut Elisabeth in den Arm. Die war, als sie vom Nebenzimmer her die laute Rede ihres Vaters über die Insel Hveen gehört hatte, hereingeschlichen und hatte sich, hinter dem Rücken ihrer Amme verborgen, unbemerkt ans unterste Ende der Tafel hingesetzt, wo sie beinahe als einzige von der Tischgesellschaft jedes der Worte Tychos gerührt und aufmerksam in sich aufgenommen hatte, auch gar bald

in ein wehes leises Schluchzen ausgebrochen war, als fühle sie in ihrer Brust ein ähnliches Schicksal von verlorener Schönheit, von Scham und Unglück, als klinge in ihr zu jedem Leidenston des Vaters eine Verstärkung, ein Nachhall auf. Als Tengnagel aufzubegehren anfing, war sie näher geschlichen und stand nun zur rechten Zeit neben ihm. »Was willst du, Franz,« rief sie den Bräutigam an, dann mit einem wie zum Tode getroffenen Tränenblick dem Vater entgegen: »Schicke ihn nicht weg, Vater, schone ihn, schone mich!«

»Sag nur dem Vater alles, so wie du mir es heute gesagt hast,« brach die erzürnte Mutter nun gleichfalls in Tränen aus. »Sag es nur, damit er es endlich einsieht. Er will ja nicht hören, er sieht ja nichts ein.« Und während nun Elisabeth nicht mehr wußte, wie sie diesen dreifachen Angriff abwehren sollte, während sie ihren Eltern weinend zu Füßen sank und zugleich beschwörend die Hände dem tobenden Junker entgegenhob, während Tychos Frau ihre ganze Ruhe verloren zu haben schien und sich wie eine Verzweifelte gebärdete, vom ältesten Sohn mit Mühe eben noch zurückgehalten, blieb Tycho in eiserner Haltung, aber durch die unerwartete und ihm recht unverständliche Szene im Innersten erschüttert, den Arm gegen Tengnagel ausgestreckt: »Sofort verlaßt Ihr als böser Störenfried das Zimmer.« — »Dann gehe auch ich,« rief Christine. »Und auch Elisabeth geht, alle gehen wir. Denn es darf nicht sein.« Und wirklich erhoben sich die Kinder von den Plätzen, alle gegen Tycho einig. Wie ohne Bewußtsein harrte dieser in dem Trubel aus, er konnte kaum mehr erkennen, was um ihn vorging; nur noch eine hilflose Handbewegung machte er gegen Hagecius und Kepler hin, wie eine Bitte um Entschuldigung. »Dann muß ich die Tafel aufheben,« stotterte er, gänzlich erschöpft, und schritt zur Türe. »Ich wünsche, daß man zu Bett gehe,« rief er von da aus, noch einmal mit voller Kraft aufbrüllend, wiederholte es dann leiser und einladend den Gästen, nicht ohne einen letzten Versuch, seine Würde aufrecht zu erhalten. Aber niemand hörte ihn mehr. Die Familienmitglieder stritten gegen oder für Elisabeth, die das Gesicht in den Händen verbarg, und das Gesinde, das sich im Anblick solcher Zerwürfnisse gleichfalls zu einiger Unbotmäßigkeit berechtigt glaubte, blieb gar am Tisch sitzen, auch als die Schüler ihm den Befehl des

Hausherrn wiederholten. Die Knechte trommelten mit den Fäusten auf den Tisch, stießen mit ihren Krügen an, daß es wie Steineklopfen klang, und stimmten einen Chor an, der mit grauenhafter Fröhlichkeit die wüste Zänkerei übertönte. Jede Ordnung schien aufgehoben. An der Türe hielt Christine ihren Mann zurück und gab ihm böse Reden, deren Sinn ihm nicht deutlich wurde. Wild fuhr er sie an und fragte, was das bedeute. Da aber warf sich der älteste Sohn als Beschützer der Mutter auf, stellte sich dem Vater wie ein Klotz in den Weg und redete dem Vernichteten, der ihm nicht zuhörte, leise ins Ohr. Jörgen, der andere Sohn, rang indessen in der Ecke mit Tengnagel und entriß ihm den Degen. Die eisig stille Magdalena, die dem Ganzen mit weitaufgerissenen entsetzten Augen zugesehen hatte, war die erste, die zu sich kam, und, stumm an Tycho vorbeischreitend, die Halle verließ. Nun erwachten auch die beiden Gäste wie aus einer Erstarrung, baten einen Diener, ihnen den Weg in ihre Zimmer zu weisen, und bald war das Getöse, in das sich von Neuem die schrillen Rufe des Narren mischten, hinter ihrem Rücken verhallt.

IV.

»Das ist ja ein rechtes verwunschenes Schloß,« sagte Kepler, als er in dem kalten, finstern Gang vor seiner Zimmertüre sich von Hagecius verabschiedete.

»Hab ich's Euch nicht gesagt,« frohlockte der Alte, »da werdet Ihr aber noch ganz andere tumultus hier erleben.«

In diesem Augenblick erhob sich unten ein wütendes Schreien, dazu Hundebellen und Aufplatschen wie von Schlägen mit der flachen Klinge. — Die beiden stürzten an das Gitterfenster am Ende des Ganges und konnten eben noch sehen, wie die Söhne Tychos den immer noch sich widersetzenden Tengnagel aus der Türe hinaus und in den dunklen Park trieben, wo der Lärm sich verlor.

»Es muß hier nicht leicht sein, die Sterne zu studieren,« sagte Kepler nachdenklich, nach einer langen Pause.

Dann gingen sie wieder an ihre Zimmertüren. Hagecius kicherte immer noch vor sich hin, als habe Kepler mit seiner letzten Be-

merkung einen Witz gemacht. Als er ihm aber zum Gute-Nacht-Gruß die Hand reichte und beim Schein der Kerze Keplers tief ergriffenes, mitleidvolles Gesicht sah, verwandelte sich der Hohn des Arztes wieder in eine gleißnerische Ernsthaftigkeit: »Man muß wahrhaftig den alten Tychonem bewundern, wie er dergestalt allen dissensionibus familiae zum Trotz den Sinn für seine erhabenen opera aufrecht behält und immer wieder die wissenschaftliche Gemeinde durch die Fruchtbarkeit seines ingenii überrascht.«

Kepler nickte nur kurz: »Gute Nacht« und war schon in seinem Zimmer verschwunden.

Hagecius ließ ein gewisses philosophisches Lächeln, auch als er allein in seinem Zimmer stand, nicht fallen. Bald lag er zu Bette und schlief recht schnell ein, in jener leichten und nicht unangenehmen Unruhe oder besser gesagt: Angeregtheit, in die ihn seine schaukelnden, niemals zu greifbarer Festigkeit erstarrenden Gedanken über die großen, aufregenden Schicksale fremder Menschen so wohlig zu versetzen pflegten.

*

Indessen gingen in einem entlegenen Teil des Parkes Elisabeth Brahe und Tengnagel auf und ab, die ganze Nacht lang auf und ab, und was sie einander zu sagen hatten, wollte gar kein Ende nehmen.

Das feurige Mädchen war, kaum waren alle Lichter im Schloß erloschen, ins Dunkel hinausgeschlüpft, um nach Tengnagel zu suchen. Die Brüder samt ihren Hunden hatten ihn nicht aufgespürt. Elisabeth aber lief, wie von einer geheimnisvollen Anziehungskraft gelenkt, geradeaus den Weinberg hinunter, bis zur Mauer an der Landstraße. Dort fand sie denn auch ihren Geliebten, in eine Nische beim Tor gepreßt. Er war in einem kläglichen Zustand, halb erfroren, aus kleinen Rißwunden an Stirn und Händen blutend, mit angstvoll verschüchtertem Gesicht, da er die herannahenden Schritte gehört hatte. Offenbar hatte er die Absicht gehabt, hier bis zum Tagesanbruch zu warten und dann, sobald der Pförtner das Tor aufschloß, sich davonzumachen.

Er erkannte das Mädchen. »Du, du!« stöhnte er, außer sich vor Wut. Sofort gab er sich aber Haltung und herrschte sie an: »Was willst du hier? Was willst du noch von mir?«

»Deinen Mantelumhang und Hut bringe ich, Franz, du sollst dich nicht verkühlen.« Elisabeth war in seltsamer Aufregung, aber gar nicht so besonders verstört und betrübt wie vorher. Im Gegenteil, sie schien förmlich lustig, sie kicherte und lachte gar. Ihre Stimme klang hell und leichtsinnig.

Zähneknirschend blickte er sie an. Wollte sie seiner spotten?

Aber nein, sie legte schon sorgsam das Tuch um seine Schultern, wobei sie auf die Zehenspitzen treten mußte und auch sonst hüpfend und tänzelnd gar nicht ruhig werden wollte. Sie setzte ihm das Barett auf. Und als sie ihm gar noch das Degengehänge reichte, das sie vom Estrich des Speisesaales aufgelesen hatte, da verwandelte sich sein Groll schon halb und halb in Erstaunen: »Was ist denn in dich gefahren? Du bist ja besonders guter Dinge heute.«

»O nein, Franz, das nicht.« Und schon schluchzte sie auf, schon liefen ihr die Tränen über die Backen. Dabei aber fühlte sie sich doch im Herzen glücklicher als jemals in der letzten Zeit, ganz erleichtert war ihr zumute, doch warum sie so fühlte, das konnte sie nicht sagen. Sie streichelte nur immer wieder ihren Geliebten und umschlang ihn immer wieder unter Weinen und Lachen und gab ihm Kosenamen, sie hatte feine Tücher mitgebracht und verband seine Wunden, und er — er ließ es sich gefallen. Das war eben der Unterschied. Tengnagel war jetzt hilfsbedürftig, er war gleichsam von seiner anerkannten Größe und Macht in der Familie gestürzt worden, er war jetzt wieder auf Elisabeth angewiesen, die zu lieben er ja allerdings nie aufgehört hatte. Aber in einem gewissen Sinne war sie doch auch, seit sie sich ihm hingegeben hatte, für ihn erobert und erledigt gewesen. Nach Art einfacher Mannesnaturen, die nach Erreichung eines Zieles nur wieder ans nächste denken, hatte er von da an den Herrscher herausgekehrt und, bei aller inneren Neigung, nicht eben viel zärtliche Umstände mit ihr gemacht. Und daß nun in irgendeiner Weise im Bösen oder im Guten wieder Feuer und Bewegung in ihre Liebe kommen würde, hatte das Mädchen mit dem ersten Blick, ganz unbewußt herausgefühlt, da sie den großmächtigen Bräutigam recht geduckt in der verschneiten Mauernische vorgefunden hatte. Nur ein Weilchen lang war das in ihr klar gewesen, dann von einem beseligenden Schauer sofort wieder

verdunkelt und überschwemmt. Und in diesem Augenblicke war ihr auch der Gedanke gekommen, ihrem Geliebten etwas zu sagen, wozu sie bisher nicht den Mut gehabt hatte. O wie glücklich, ihm das endlich sagen zu dürfen... Zuerst aber mußte sie ihn trösten, für ihn sorgen, und auch das war ja so schön, auch das stellte ja eine neue Verbindung mit der fast entfremdeten Seele des Geliebten her, und sie wußte schon nicht, ob sie den unglückseligen Zwischenfall bei Tisch bedauern oder preisen sollte. Für ihre Angst und ihr Entzücken fand sie nur den einen Ausweg: lange Küsse auf die Hände und Wangen des Liebsten.

So leicht war indes Tengnagel nicht zu beruhigen: »Dein Vater tut mir Unrecht,« rief er ein über das andere Mal, »o bitteres, bitteres Unrecht.« Und er legte, an der Mauer stehend, das Gesicht in den gebogenen Arm und begann, der große finstere Mann, wie ein Kind zu weinen.

Elisabeth zitterte. Sie erschrak, da sie den Riesen so schwach sah, doch zugleich erfüllte es sie mit Wollust. O wie liebte sie ihn, diesen rechten trotzigen Mann, der so gar nicht Verstecken mit seinen Gefühlen spielte, der alles so auf die natürlichste Weise hinausschrie und hinausweinte, was in ihm vorging. Mochte man gegen ihn auch vieles sagen können: falsch und heuchlerisch war er nicht, keiner Verstellung fähig. »Bin ich nicht immer treu gegen Tycho gewesen,« heulte er jetzt und schlug verzweifelt mit den Fäusten an die Wand. »Elisabeth, sage es mir, offen und herzhaft, sage es allen, bin ich nicht treu gewesen?«

»Ja, du bist immer treu gewesen,« sagte sie innig und bezog es im Geheimen auch auf sich.

»Tycho tut mir Unrecht. Er tut mir weh, er beleidigt mich. Um dieses hergelaufenen Menschen willen tut er mir weh, mir, dem erprobten treuen Freund, dem Genossen seiner Wanderschaft. Aber dieser Kepler, das sage ich dir und allen, wird ihm kein Glück bringen, er wird mich nicht ersetzen. Eine Natter hat er sich da an den Busen gelegt, dein Vater, eine Natter, die ihn stechen wird. Und mich verjagt er. War ich nicht... Elisabeth... immer und in allen Stücken, war ich nicht treu?«

Immer wieder mußte sie ihm diese eine Frage beantworten. Wollte

sie von etwas anderem reden, so ließ er sie gar nicht zu Worte kommen. Sie hatte nur immer »Ja« und »treu, sehr treu« zu sagen, nur das schien ihm wohlzutun und nichts anderes. Seine kindische Fassungslosigkeit kam ihr endlich ganz drollig vor, und obwohl sie keinen Augenblick vergessen konnte, wie ernst dies alles war und wie es sich um die allerwichtigsten Dinge für sie handelte, mußte sie doch schließlich, als er eine kleine Pause in seinem Greinen machte, mit schalkhaftem Gesicht herausplatzen: »Nun, mein Vater wird eben erfahren haben, wie du dich heute Vormittag im Wagen schändlich zu mir benommen hast. Und mein Vater hat mich gern, sehr gern. Der duldet es eben nicht, daß man so zu seiner Elis spricht.«

»Unsinn, wie soll er es denn erfahren haben?«

»Nun, das ist doch sehr leicht. Etwas so Außergewöhnliches kann doch nicht verborgen bleiben, zumal wenn es vor Zeugen geschieht.« Ihr Gesicht zuckte nun vor Laune und Verfänglichkeit, während sie still und scheinbar sehr gewichtig sagte »Dirne — Dirne mich zu heißen. Spricht man so zu seiner Braut? Ist das Treue? Zu einer Braut, die so treu war, mehr als treu, dumm und gläubig und verliebt und ihrer Ehre vergessend vor Treue, — so ungebührliche Worte zu führen. Nun, und schämst du dich jetzt nicht und soll das nicht bestraft werden? Findest du es schließlich nicht ganz in der Ordnung, daß man so wüstes Schimpfen bestraft?«

Ihre Sicherheit machte ihn wankend, er glaubte es schon und brüllte zornig: »Auch daran ist nur dieser Kepler schuld. Hättest du ihn nicht so schmachtend angesehen, so hätte ich mich nicht so weit vergessen. Alles hat dieser Vagabund in Verwirrung gebracht!« Plötzlich schien ihm aber doch aufzudämmern, daß Elisabeth scherzte. Ihre Augen blitzten so merkwürdig. Da riß er seine Hand aus ihrer und sah sie so verdutzt an wie bei der Wagenfahrt, wie immer, wenn sie Dinge sagte, die über seine Fassungskraft gingen: »Du lachst mich aus. O ich bin verraten von euch allen. Ich will weg, weg von hier, in ein neues Leben, zu Deutschen! Ihr Dänen seid alle undankbar und verlogen!«

Es schmeichelte ihr förmlich wieder, ein wenig mißhandelt zu werden. Sie hätte sonst ihren Tengnagel gar nicht wiedererkannt. Und seine große braune Tatzenhand, die er ihr entzogen hatte, o wie wünschte

sie, diese brave einfache Hand wieder in der ihren zu fühlen, wie bedauerte sie schon ihren mutwilligen Scherz ... Nun weinte er wieder, stand an der Mauer und war nicht von der Stelle zu bringen, so sehr sie auch an seinen Kleidern zog. Diese besinnungslose Weichheit in ihm, mit brutaler Geradheit, mit schroffen Ausbrüchen des Willens gemischt, war es gerade, was sie so bezauberte, Selbstbeherrschung und Bewußtheit trotz aller Leidenschaft mochte sie wohl in ihrem eigenen Tychonischen Blute zur Genüge verspüren ... Ganz gerührt und ihm hingegeben legte sie ihr Köpfchen an seinen zuckenden Rücken und bat ihn, doch zu sich zu kommen und ihr zu sagen, was er eigentlich wolle und was geschehen müsse, um ihn wieder zu versöhnen ...

Nachher gingen sie dann einen engen Weg zwischen den Weinstöcken auf und ab. Eine Baumreihe schützte gegen den Mond. Der harte Schnee hätte unter ihren Füßen gekracht, so traten sie, trotz der großen Entfernung vom Schlosse, nur vorsichtig auf, möglichst nahe an den Stöcken, wo es schneefreie Stellen gab ... Wenn Elisabeth in ihrem spätern Leben an diese Stunden zurückdachte, so verband sich mit dem Eindruck von Frost und Windschauern stets noch dieses Gefühl des Auf-den-Fußspitzen-Schleichens und eines innigen, dabei schmerzhaften und gespannten Glückszustandes, in dem sie gleichsam das Glück auf Strümpfen beschlichen, überlistet und endlich für eine kurze Zeit wie in der Gestalt eines zuckenden, blutenden, um sich stoßenden Herzens krampfhaft in Händen festgehalten hatte.

»Was geschehen muß? Kepler muß sofort von deinem Vater entlassen werden. Augenblicklich. Oder ich gehe, wenn er mir meinen und seinen Feind vorzieht.«

»Ich begreife nicht, wieso er dein Feind sein soll. Und gar meines Vaters Feind, warum denn?«

Tengnagel verstand sie zuerst gar nicht, es ging nicht in seinen Kopf. Kepler, nicht sein Feind? Ein Mensch, den er erst einen Tag lang kannte, und der ihm vom Anfang an in allem den Weg kreuzte, der ihn aus seiner bevorzugten Stellung bei Tycho verdrängen wollte, der offenbar in seiner Schweigsamkeit die gefährlichsten Pläne barg und jedenfalls darauf ausging, Tycho auszubeuten.

»Aber es ist doch zumindest denkbar, und möglich, daß er meinem Vater ebenso wohlgesinnt ist — wie du selbst?«

»Willst du etwa damit sagen, daß ich deinen Vater ausgebeutet habe?« fuhr Tengnagel das erschrockene Fräulein an. Und obwohl es schwerlich etwas geben konnte, was ihr nicht gefiel, wenn Tengnagel es tat: diese tyrannische Sinnlosigkeit seiner Reden schlug sie ganz besonders in seinen Bann. Sie mochte in ihrem feineren Geiste manche Übertreibung und Unrichtigkeit belächeln, aber die hemmungslose Entschiedenheit seiner Überzeugung riß sie trotzdem hin, wenn er nun in langer Tirade aufzuzählen begann, welche guten Dienste er der Familie Tychos in den letzten Jahren, seit er eben zu ihr gestoßen war, geleistet habe, wie er allerorten als Reisemarschall ohne Murren das Schwierigste auf sich genommen, Quartier gemacht, böse Zungen mit dem Schwerte gezüchtigt und die Partei Tychos befestigt habe, gegen Ehrabschneider, Ränkemacher und Diebskujone. »Tycho hat ja Feinde genug, er ist förmlich von Feinden umringt, und müde und krank, nur noch ein Schatten seiner einstigen Größe, ein bedauernswerter Pilger, wie Hagecius ihn heute genannt hat. Er braucht einen redlichen und unerschrockenen Menschen zur Seite, der gegen jedermann für seinen Ruhm und seine Ehre eintritt. Und das habe ich getan, immer habe ich zu ihm gehalten und zu euch. Beschützt habe ich euch, nur ich, euch, die ihr ja wie Waisen schutzlos und verlassen seid und eines Herrn bedürftig. Ja, der Herr war ich in euerm zuchtlosen Hause und habe auf Ordnung gesehen, wenn euer Hausvater mehr den Dienst der himmlischen Regionen als der irdischen versah...«

»Du Treuer, du Ahnungsloser!« unterbrach ihn Elisabeth entzückt und fiel ihm wieder mit Küssen um den Hals.

»Ist es etwa nicht wahr?« zürnte Tengnagel.

Betreten und unterwürfig stockte sie schon, im Nu verdüsterte sich ihre fröhliche Miene. Ja, alles war ja wahr, was er sagte, es sollte wahr sein für alle Ewigkeit und unerschütterlich bleiben, weil sie ihn liebte und weil sie nur in ihm, auf dem Grunde seiner Seele einen Halt für ihren Charakter von zerflatternder Munterkeit und Schwäche fühlte. Es sollte wahr sein, mochte sie sich auch tausendmal dagegen sagen, daß ihr Vater durchaus nicht so hilfsbedürftig und verfallen

war, wie Tengnagel ihn zu seinem Zwecke darstellte, mochte ihr auch vorschweben, daß Tengnagel die Regierung in gewissen praktischen Dingen des Haushalts durchaus nicht gutwillig von den Familienmitgliedern erhalten, sondern gewalttätig und gegen die Absichten der beiden Söhne, die auch schon ein kräftiges Wort mitreden wollten, an sich gerissen hatte. Einerlei, Tengnagel hatte unbedingt Recht. Und es wäre ja auch eine Schande und Lüge gewesen — und das sagte sie ihm sofort —, seine Liebe und Aufopferung, seine Verdienste um den beschwerlichen Troß der Familie Brahe in Abrede zu stellen.

Er aber fühlte sich noch immer nicht genug gewürdigt, auch von ihr nicht. Er erinnerte sie an einen gewissen Vorfall in Wandsbeck. Sogar mit Geld hatte er ausgeholfen. Und als es in Wittenberg darauf ankam, die aufgehetzten Studenten in Zaum zu halten! Alles mußte sie ihm ausführlich wiedererzählen, er prüfte sie förmlich wie ein Schulmädchen hinsichtlich aller Wohltaten, die von ihm ausgegangen waren. — Nun, das ist wenigstens ein Mann, der sich und das Seine nicht verschwendet, sagte sich Elisabeth dabei, der eben nachgerade alles zum Lob des Bräutigams ausschlug, ja, einer, der das Seine zusammenhält, und so einer ist gerade der Rechte für mich — und auch diesen Gedanken, obwohl er ihrer phantastischen und wetterwendischen Denkart stracks zuwiderlief, oder vielleicht gerade dieses Gegensatzes wegen, fühlte sie als etwas ungemein Beglückendes, als etwas, woran sie sich in ihrer weiblichen Hinfälligkeit anlehnen und anklammern konnte. Ja noch mehr, gerade diesen Gedanken brachte sie in einen ganz wundervollen Zusammenhang mit ihrem Geheimnis, das ihr auf der Zunge brannte und das sie beseligte, mit diesem Geheimnis, das sie, noch ehe die Nacht um war, dem Freunde anvertraut haben würde. — Und wenn er nun immer noch weiterbrauste und tüchtig auftrumpfte und, die Arme gegen die hinjagenden Nachtwolken aufgehoben, den Tycho anflehte, diese ihm erwiesenen Wohltaten und diese Vorzüge doch anzuerkennen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Freundschaft mit Freundschaft, Treue mit Treue und Eigennutz dagegen mit Eigennutz ⟨womit Kepler gemeint war⟩, dann fühlte sich das arme, kluge und doch so verzagte Mädchen von diesen Ausbrüchen förmlich durchdonnert, ganz

lüstern schlang sie diesen Donner in sich und ahnte doch mit einer Art von angenehmem Grausen, daß Tengnagels Treue ja auch recht nahe an Herrschsucht und Eigennutz grenzte und überhaupt viel zu viel nach Vergeltung schrie, daß er das aber nie einsehen und zugeben würde und deshalb eben — nun, es war jetzt nicht Zeit, darüber nachzudenken, und am wenigsten hatte bei all ihrer Überlegenheit Elisabeth jetzt Zeit dazu, da sie eigentlich nur immer an ihr drängendes Geheimnis dachte. — Nun, ein Prachtkerl war er jedenfalls, ob deshalb oder aus anderen Gründen, einerlei, ein Prachtkerl, unbändig, unzerbrechlich, ein Beschützer wie aus Stahl und dort, wo sie vielleicht ganz von fern doch etwas Niedriges, oder besser gesagt: etwas ihr ganz Fremdes in ihm spürte, gerade dort fühlte sie sich eben durch den unbegreiflichen Zauber dieser Fremdheit und Unergründlichkeit an ihn gefesselt.

Endlich hatte er ausgetobt. Wie ein Kind, das lange geweint hat, weil ihm sein Willen nicht geschehen ist, beruhigte er sich plötzlich von selbst. Auf diesen Augenblick hatte Elisabeth gewartet, um ihm vorzustellen, daß sie zwar ganz auf seiner Seite sei und alles tun wollte, um Kepler von ihrem Vater zu trennen, daß dies aber keinesfalls so im Handumdrehen gehen werde, sondern doch wohl erst allmählich einige Tage lang vorbereitet werden müsse.

Neue Zornausbrüche Tengnagels. Was er denn in der Zwischenzeit anfangen solle, fragte er das Mädchen, wie sie sich das vorstelle, hier im Hause sei seines Bleibens nicht, solange Kepler nicht abgeschafft sei, vor dem man ihn heute so gedemütigt habe. — Und plötzlich fiel ihm ein, wie weit ihn das alles von seinem eigentlichen Ziel abdränge. Tengnagel verfolgte nämlich in allem, was er tat, ein besonderes Ziel, er hatte den Ehrgeiz als Diplomat zu wirken, — zu jener Zeit mischte sich ja jeder, der Gelegenheit dazu fand, in die Schicksale der Völker und Glaubensbekenntnisse, außerdem besaß Tengnagel fraglos für das energische Schachspiel der Politik eine gewisse Begabung, die er in kleinen Aufträgen schon bewiesen hatte, bei denen er seinen Mangel an Subtilität durch Eigensinn, Rücksichtslosigkeit und unerschrockenes Auftreten ersetzte. In praktischen Dingen, wo es auf die Tat ankam, zeigte er sogar eine sehr glückliche Hand, jedenfalls eher als in der Astronomie. Nun hatte er den Verkehr

mit dem berühmten Tycho und die Heirat mit Elisabeth stets als Vorstufe für seine Einführung bei Hofe gedacht, hatte auch nie ein Hehl aus diesen seinen Plänen gemacht, da in seiner einfachen, gleichsam urmenschlichen Seele gerade diese Interessengemeinschaft, wie er es nannte ‹er stützte oder beschützte gar den Tycho, der ihn dafür zu fördern hatte›, mit seiner Art von wahrhafter Treue und Anhänglichkeit aufs Beste zusammenstimmte. Und alles das zerstört, zumindest hinausgeschoben! Was sollte er also machen, — und noch dazu ohne Geld, fragte er, zum Schluß ganz kleinlaut werdend. »Ich werde noch in dieser Nacht nach Prag reiten, das ist das Beste.«

Elisabeth weidete sich wieder ein wenig an seinem ohnmächtigen Grimm und sagte dann, indem sie ihm vor Übermut einen kleinen Nasenstüber gab, — nie konnte sie sich zurückhalten, ein wenig mit der Gefahr seines Zornes zu spielen —: »Nein, ich werde dich hier verstecken.«

»Hier im Schloß?«

»Nein, in der Schloßkirche. Im Kirchturm. Dort gibt es ganz versteckte Kammern, nur für alte Geräte und Meßkleider, dort wird dich niemand suchen. — Und inzwischen habe ich den Vater für dich gewonnen und den bösen Geist verjagt.«

»Und inzwischen bin ich verhungert.«

»Nein, mein Bär,« koste Elisabeth, »pflegen werde ich dich, füttern, das Beste aus der Küche sollst du haben. O, es soll ein Spaß sein.«

»Ein Spaß! Ich danke schön. — Nein, ich reise nach Prag ab. Du kannst mir schreiben, wenn Tycho sich besonnen hat. Das ist sicherer. Sonst, wenn mich deine Brüder im Kirchturm finden! Und deine Mutter wird es bald heraus haben.«

»Meine Brüder werden dich eher in Prag suchen als hoch oben bei den Glocken. Und meine Mutter,« jubelte das Mädchen. »O, der sage ich es ja selbst, wo du bist, der Guten. Die wird sich ja nur unendlich freuen, wenn sie weiß, daß ich dich hier behalten habe. Die wird kochen lassen und aus dem Keller für dich holen, was nur ein geliebter Schwiegersohn wünschen kann. . . Denn, weißt du, der habe ich ja heute, als du so lange nicht aus Prag zurückkamst, gestanden. . . Die weiß ja mehr als du weißt, mein Lieber. . .« Elisabeth zögerte, sie konnte es aber nicht länger verschweigen, obwohl im Sprechen

jetzt plötzlich eine fürchterliche Angst sie ergriff. »Ich habe ihr gesagt, daß du schon der Vater eines Kindes bist, das ich bald haben werde.«

Tengnagel sah sie starr an. Dann aber umfing er sie und hob sie in die Höhe: »Meine Frau!« Sein Gesicht strahlte, ein großes Gefühl unverfälschter Freude hatte plötzlich den Mißmutigen ganz erfüllt. Und nun zog er Elisabeth an sich und sie erlebte endlich ihren höchsten Augenblick, um den sie ja tapfer und heiß genug gekämpft hatte: seit langer Zeit zum erstenmal küßte er sie wieder, fühlte sich ehrlich zu ihr hingerissen, küßte sie in seiner knabenhaften, ungeschickten, fast scheuen Art, die sie so liebte. — Und nun hatte er auch nichts mehr dagegen, sich von ihr einsperren zu lassen, wie er es nannte. Ganz innig vertraute er ihr, ließ sich auf Seitenpfaden zum Schloßhof führen, an den die Kirche unvermittelt grenzte, und was lag daran, daß er recht unverhohlen herussagte, er sei nun nicht nur des Kindes wegen glücklich, sondern auch deshalb, weil sich damit ja die ganze Lage beträchtlich zu seinen Gunsten geändert habe: »Nun muß ja dein Vater zu mir halten, ob er will oder nicht, und auch dir, mein liebe Frau, muß jetzt alles daran liegen, ihn für mich zu überreden. Ja, jetzt glaube ich gern, daß du dich anstrengen wirst, so sehr du kannst.« Er klopfte ihr derb auf den Hals und lachte, als sei ihm da ein Meisterstück gelungen. — Sie nahm es ihm nicht übel, sie verstand ihn ja, was bei einem anderen Menschen unvereinbare Gegensätze gewesen wären, reine Liebe und diese Freude am eigenen Vorteil, in seinem schlichten Herzen lebte das ganz bieder und einheitlich beisammen, ohne sich gegenseitig zu behindern. Von derartigen Gewissenskrupeln wußte er glücklicherweise gar nichts, damit mochten sich verzärteltere Seelen abgeben.

*

Eben tönten die ersten Hahnenschreie, als Elisabeth die Mutter aus dem Schlaf weckte und ihr hastig alles, was sie mit Tengnagel besprochen hatte, mitteilte. Die Türe der Sakristei wurde aufgesperrt, dann ging es die alte Wendeltreppe hinauf. Auch Magdalena half gern, dem Schatz ihrer Schwester ein warmes Nest bereiten, die Bitterkeit ihrer Seele war nicht in Neid ausgeartet. — Bald hatten die drei Frauen ein mächtiges Feuer im Herd angefacht und ein vor-

läufiges Lager aus den Vorräten unbenutzter Altardecken bereitet. Sie brachten Licht, Obst und Backwerk, einige Bücher. — Inzwischen saß Tengnagel ruhig auf der Ofenbank und ließ sich bedienen, ohne ein gutes Wort zu reden. Er war wieder mürrisch geworden, nur hie und da murmelte er: nun würde ja eine Sauwirtschaft losgehen, man würde schon sehen, daß man sich ohne ihn nicht behelfen könne, Tycho vor allem würde es nicht aushalten. . . Plötzlich schrie er auf, man würde doch nicht von ihm verlangen, daß er tage- oder gar wochenlang hier im Turm sitzen würde und abwarten, was die andern aus Gefälligkeit für ihn unternähmen. Er wolle selbst für sich handeln. Darauf befahl er, man solle ihm seinen Diener rufen, zugleich ließ er etwas von einem großen geheimen Plane fallen, den er eben gegen Kepler gefaßt habe, und der alles in Schatten stellen werde, was die drei Frauen etwa für ihn tun könnten. — Dann schrieb er Briefe, übergab sie dem Diener und schickte ihn mit heftigen Mahnungen zur Eile weg.

Elisabeth schmeichelte draußen dem Diener die Briefe ab. Sie waren an Tengnagels Bruder und an mehrere Freunde in Wien gerichtet. Ohne seine Lage näher zu schildern ‹sie erschien ihm selbst wohl etwas lächerlich› forderte er sie dringend auf, ihm Geld zu schicken, so viel sie auftreiben könnten. »Es gilt, mich zu befreien und einen gefährlichen Feind zu vernichten,« schloß er jedesmal.

Erschrocken gab Elisabeth die Papiere dem Diener zurück, der sofort davonritt. Nachher fiel ihr ein, es wäre vielleicht besser gewesen, die Briefe überhaupt nicht befördern zu lassen. Doch das wagte sie nicht, sie fürchtete sich vor Tengnagel. — Jedenfalls aber war ihr klar, daß sie sofort ans Werk gehen und mit aller Dringlichkeit den Vater bitten müsse, den Störer ihres Glückes, Kepler, zu verbannen.

Zum Überfluß fuhren auch noch ihre Brüder, als sie gerade in ihr Zimmer gehen wollte, um sich auf ein Weilchen schlafen zu legen, aus ihren Kammern hervor. »Da ist sie. Gewiß weiß sie, wo er steckt.« — »Nein, nein, ich weiß nichts,« schrie sie angstvoll und lief vorbei, so schnell sie ihre Füße trugen. — Kein Zweifel, dieser Zustand war unerträglich, sie mußte sofort handeln.

(Fortsetzung folgt.)

GLOSSEN

Das Gastmahl der guten Europäer.

Da liegen sie neben dem Sessel, deutsche, englische, französische Zeitungen, in einem Haufen beisammen, wie ich sie gerade hinwarf. Welch ein häßlicher Chor, und mit welch teuflischer Dummheit die Stimmen einander zu überschreien suchen. Und hab doch mit dem am selben Tisch gesessen, und der saß gegenüber, und jener hob lächelnd das Glas und trank dem vierten, dem fünften zu, und unser aller Hoffen, unser aller Willen flog im selben Gespann.

Was geschah? Ein Krieg brach aus, den keiner von uns gegen den anderen hätte führen wollen. Er brach aus, fast hinter unserem Rücken, wir sprachen gerade von ihm, Auge in Auge, unsere Achtung voreinander wollte uns nicht erlauben, an ihn zu glauben, da — so erinnert euch doch, wie der Krieg zu uns kam! Die Tür flog auf, jemand schrie: „Krieg!" Wir saßen erstarrt, den Schmerz wie ein Messer im Herzen, und dann — dann hob es uns auf, wir standen, ganz verkehrt innen und außen, und während draußen vor den Fenstern unsere Brüder, unsere Kinder, unsere Freunde ihr Blut vorbeitrugen, nahmen wir die Teller unseres gemeinsamen Mahls, die halbgeleerten Gläser, schmetterten sie uns vor die Füße, warfen die Arme hoch und schrieen einander mit rotem Gesicht Beschimpfungen zu. Millionen Opfer sind, bebend von Leben, draußen vorbeigezogen, unablässig fluten sie, blaß und wund, zurück, und wir stehen noch immer um unseren Tisch und speien einander ins Gesicht.

Schlüge eine Granate ins Zimmer: sie stieße uns durcheinander, wir wären, ausatmend, vermengt, frügen nicht, wer sie hergeschleudert, fühlten nur, mit dem letzten Bewußtsein: „Bruder" . . und ständen, an unserem Ende, wieder nur dort, wo wir eins waren, bevor der Krieg uns trennte. Und wohin wir morgen wieder streben müssen, es sei denn, daß eine Epoche des aufgeklärten Kannibalismus angebrochen wäre.

*

Ein junger Soldat begrub ganz allein einen gefallenen Freund. Später wurde ihm bewußt, daß er dabei fast im Mittelpunkt

der Schlacht stand und, während er das Grab zuschaufelte, unablässig denselben Satz sprach: „Ich glaube an die Auferstehung der Toten und an das ewige Leben, Amen." *H. Dauf.*

In Memoriam Ernst Stadler.

Heute weiß ich nichts mehr von seinem Gesicht. Schmerz und Tränen haben es hinweggeschwemmt. Ich kann die Züge nicht mehr zusammenbringen. Sturm geht über die Dächer meiner Stadt und würgt die letzte Brut der Blätter im Gebüsch.

Gestern Abend kam der Schlag und hieb zu.

Gestern Abend kam dein Sterben über den dunklen Flur zu mir herauf.

Ich hatte, als die Anzeige bei mir war, die Lampe gelöscht. Und nun war nichts in meinem Zimmer als dein Tod.

Da sah ich dein Gesicht: der schmale Kopf, ein wenig vorgebeugt, die schöne Stirn mit knapp hineingescheitelt dunklem Haar, der Mund bitter und froh, der die Worte nach den Seiten hinunterstreute und dem Sprechen etwas wie leises Schlürfen gab, und dann der Augen vergeblicher Versuch, den nervösen Vorhang des Gesichtes zu durchbrechen.

Heute weiß ich nichts mehr von diesem Gesicht. Schmerz und Tränen haben es hinweggeschwemmt. Ich bin erschüttert und traurig allein in meinem Haus.

Die dünne Scheibe von zwei Tagen lag noch vor dem Krieg, als ich in sein Haus kam nach einem wilden Morgengang durch die Gärten seiner und meiner Stadt Straßburg. Noch liegt die kleine Karte mit seinem Namen vor mir, noch zittert die schmale Handschrift seiner Einladung auf dem kalten Weiß: Sleidanstraße 27, eine Straße voll Sonne, eine der letzten Barrieren der Stadt vor der entfesselten Süßigkeit der Orangerie.

Auf der Treppe ein Mädchen, das fragt: »Wissen Sie Bescheid?« Dann der Gang, die Biegung, sein Zimmer mit Büchern, Säbel, halbgepackte Koffer, sein rascher Hereintritt, der schlanke Körper geschnellt, von vielen Spannungen überflutet . . . . — wie dieses Unscheinbare unvergeßlich ist und aus der Zufälligkeit zurücktaucht in ein umschlossenes Sein. O es ist grausam, wie jedes Wort, wie jede Bewegung in unendliche Beziehungen zusammengefaßt nun vorüberzieht und seltsam schmerzt. Wie ist seine Stimme so nah jetzt, ein Deuten zum Fenster, zufälliges Streichen der Hand übers Haar. . . . — und doch nur unfaßliche Leere, an der Zorn und Tränen grenzenlos zerbrechen.

Wir sprachen von den äußersten Peripherien, mit denen wir uns berührten an diesem Tag und zuerst viel von dieser Stadt, die wir beide so über alles liebten. Das Elsaß wird erst später wissen, was es an ihm verloren hat. Es war Selbstverständlichkeit, daß wir von den Herren, die uns nahestehend, schreiben und verlegen, redeten und von der Wissenschaft, die uns stark verband, und es war schön, wie wir von den Rändern unserer Beziehungen hinunterglitten zu den tiefen Brennpunkten innerster Sympathie und aus unzähligen Umwegen zurückschweifend hemmungslos wieder von uns sprachen, ja besonders von uns. Stadlers Leben war in dieser Woche zerrissener, als das der meisten, und die schwere Ungewißheit lähmte ihn da, wo sie ihn später hochriß. Zu viele Dinge, die nebeneinanderlaufend irgendwie in den nächsten Tagen sich vereinigt hätten, stürzten nun fassungslos ineinander.

Er fuhr den Sommer zwischen Brüssel und Straßburg hin und her. Noch in die letzten Tage spielten die Brüsseler Prüfungen hinein. Dazwischen las er in Straß-

burg zwei Kollegs. Für den ersten September bereitete er seine Reise nach Amerika vor, deren unerhörte nun nahe Weite ihn berauschte. Vor diese Wege, die halb getan waren, fast vor der Vollendung standen und wieder schrankenlos lockend vor ihm lagen, schob sich der Schatten des Kriegs, von dem ich ihn lachend wegzuwenden suchte. Er sagte nicht, daß er an ihn glaube, aber eine böse Spannung hielt ihn vibrierend fest und peinigte ihn innerlich. Er freute sich auf seine noch nicht erschienenen neuübertragenen Verse des Francis Jammes, aber in sein Lächeln fiel wieder die Sorge um die noch nicht ganz vollendete graue Uniform.

Er sprach von feinen Dingen schlicht und adlig. Nichts war ihm ferner als Ästhetentum. Es kam, daß er strahlend von der Wanderbühne erzählte, die er besonders schützte: einen wilden jungen Schwarm von Kommilitonen und Studentinnen, die auf Leiterwagen das Elsaß durchbrachen und in Buntheit, Jugend und Kostümen den Bauern feste Sachen vorspielten. Wie gerne hätte er sie noch nach Gebweiler gehabt, wo sein Bruder war.

Es gab eine feine Schar wilder Jungens, die ihn mit knabenhafter Ritterlichkeit verehrten. An den Schützengräben aller Fronten, sie werden einen schweren Augenblick aufzucken vor seinem Tod.

Ich hörte noch seine letzte Rede, den Schluß des den Sommer über dauernden Vortrags über die neue Lyrik, den er von den Naturalisten her in die heutige Zeit hinüberzog. Hier zerteilte er den Strom in dreifaches Geäst: Heym, Werfel, Schickele, von denen der letzte seine besondere Liebe war. So wölbte sich über seine letzte Tätigkeit als Gelehrter das breite Fresko unseres Tages in der Kunst, die ihm teuer war und brennende Geliebte, die neben seinem Herzschlag lag und nahe war der großen Schönheit seines Gedichts.

Am ersten Tage der Mobilmachung sollte Ernst Stadler ausrücken. Ich weiß nun, daß ich dicht an der Schwelle dieses reichen Lebens Gefäß gewesen bin manchen späten Frohseins, eines nicht wiederholten Gedenkens, vielleicht letzter Sorge. Wie dies nun nachklingt . . — selten erreichen wir es, und es kostet selbst dann den tiefsten Schmerz, aber dennoch, manchmal Brüder, stehen wir nah an der Grenze der Unendlichkeit.

Wie nun mein Zimmer atemlos durchflossen ist von den langen silbrigen Kaskaden seiner Verse, den Strophen, die wie singende, strahlend geschliffene Degen hineinsausten ins Herz der Welt. In der dunklen Frühe eines der Tage, die gestaltlos hinschwanken zwischen Herbst und Winter, ist er gefallen, jener Tage, die so ganz Traurigkeit sind.

Traf eine Kugel die Brust oder seine schöne Stirn, oder hat ihn der feurige Schmerz einer Granate ganz hinweggenommen? — Ich weiß es heute nicht, und ich will es nicht wissen. Es ist genug so um die lichte Trauer und nichts soll ihr weh tun.

Denn Sterben ist keineswegs nur Hinweggehen.

Ist Bleiben und Vermächtnis.

Und wer möchte dies Bild ganz ertragen, ohne von ihm beerbt zu sein für unendliches Edele:

Die königliche Schlankheit des jungen Dichters, in fremder und so geliebter Hülle der kriegerischen Geste, den Kopf verschnürt mit Sturmband und gekuppeltem Helm, Säbel und Revolvertasche, grenzenlos verklärt gestorben an einem dunkeln Morgen, als Feuer und blutige Brunst der Schlacht über seinen Traum hinbrach.

Nein, nichts von Blumen oder solchen

Dingen. So allein soll nach dem zornigen Schmerz die seltsame Rührung dieses Bildes über uns sein. Und möge uns helfen in dieser Not und die Traurigkeit lösen von dem Zimmer, das ganz voll ist von Tod.

Ich konnte dich nicht Freund nennen. Wir hatten uns nicht lange genug gekannt.

Du bist, reiche Ernte, reichere Verheissung von Dreißig, zu früh gegangen. Es ist so: ich habe selten Tränen gehabt, ich erinnere mich kaum.

Als der Tod des Leutnants Stadler in mein Abendzimmer kam, habe ich wild geweint.

Nun bist du mein Freund. Lebewohl Ernst Stadler. —

Da . . . als wir Abschied nahmen, damals, auf der Gartentreppe seines Hauses, brach Blau des Himmels in alle Fenster. Wolkenwimpel lagen im Weiten endlos. Täubender Sommer schwoll glänzend gegen das Haus.

Wir standen gegenüber.

„Sie werden mir oft nach Kanada schreiben."

Ich nicke.

Wir sehen uns an. Wir geben uns die Hand.

Doch wie wenig Gegenwart lag auf seinen Lidern.

Kasimir Edschmid.

Europa und der Krieg.

Nicht jeder Krieg, aber mancher Krieg, hat neben seiner politischen hellen Seite noch ein dunkle, seine apokalyptische Seite. Dieser Krieg begann, politisch gesehen, mit dem Ultimatum Österreichs an Serbien. Apokalyptisch aber ist dieser Krieg Gottes Ultimatum an Europa, ist er die letzte Frage, ob Europa sich noch einmal ermannen und zu sich selbst bekennen wolle, der letzte Versuch, ihm die ganze, tödliche Anarchie seines Lebens und Bewusstseins aufzuweisen, die letzte Gelegenheit zugleich, sie aus den tiefsten Wurzeln seines Wesens — vielleicht, vielleicht noch zu überwinden. Dieser Krieg ist entweder der Anfang der Wiedergeburt Europas aus dem Moraste seiner kapitalistischen Versumpfung, oder er ist der Anfang seiner Auflösung und der Beginn einer Weltepoche, in der es der Dienstbote der übrigen Welt, zuerst der Russen, in zweiter Linie der Gelben, werden, vom inspirierenden Genius der menschlichen Kultur zum Werkführer einer zivilisatorischen Unterlage herabsinken wird.

Ein Drittes gibt es nicht!

Nicht erst seit diesem Kriege, schon vorher — am deutlichsten während der Balkanwirren, deren Gang und Ausgang ein einziger Hohn auf die sogenannten Mächte Europas war, gleicht Europa einer zänkischen Familie, deren grollende und wie Fischweiber schimpfende Mitglieder im Banne ihrer Streitwut keine Ahnung haben, welches Bild die ganze Familie der Außenwelt darbietet, keine Ahnung auch, daß jeder momentane Gewinn eines Feindes in diesem Streit, von allen Feinden, einschließlich dieses Gewinnenden, mit einer Verminderung ihres und seines Prestige bezahlt wird, die das Objekt, um das man streitet, immer mehr zusammenschrumpfen läßt. Das Objekt ist die sogenannte Herrschaft über die Welt in der sogenannten »Weltpolitik« der europäischen Nationen. Niemand ist noch unter uns Europäern, der es auch nur zu ahnen vermöchte, wie tief — nicht der Krieg an sich, wohl aber seine Führungsart, die ihn begleitenden Haßausbrüche und der totale Zusammenbruch aller die Nationen umspannenden europäischen Kulturvernunft das Gesamtprestige Europas vor der russischen, der mohammedanischen, der mon-

golischen und amerikanischen Welt auf Jahrhunderte hinaus verletzen wird.

War das Bild des Europäers im Geiste der Japaner, der Chinesen, der Inder, der Mohammedaner, der großen slawophilen Schriftsteller Rußlands in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg schon häßlich und erniedrigend genug, (man lese z.B. Ku Hung Mings Verteidigung Chinas gegen europäische Ideen) so werden diese Vorgänge zusammen mit der Art, wie gegenwärtig die Nationen Europas die schwere Vehemenz russischen Expansionsdranges, das Feuer japanischen Ehrgeizes und den Fanatismus der mohammedanischen Welt vor ihre kleinen Interessen gegeneinander spannen, es so tief in den Staub ziehen, daß selbst die überragenden technischen und ökonomischen Kräfte Europas nicht mehr lange imstande sein werden, die aufgewühlten Leidenschaften dieser fremden Welten soweit zu begrenzen, als es Fortgang und Richtung der europäischen Kulturentwicklung erheischt. Europa gleicht gegenwärtig einem Kinde, das in einem chemischen Laboratorium zur Herstellung von Sprengstoffen nach Spielzeug sucht und bald dies Gefäß, bald jenes sorglos umwirft.

*

Wie der ökonomistisch denkende Sozialist nur der Schatten des Bourgeois ist, so der sogenannte Internationalismus nur der Schatten eines Nationalismus, der aber der Einheitsform der Nation keinerlei positives spirituell-moralisches Prinzip, keine Autorität, keine höhere umfassende geistige Einheit mehr anerkennt. «Internationalismus», der im Gegensatze zur aristokratischen Denkereinheit des Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts, der Schrei des vierten Standes ist, bedeutet nur die Negation zum Nationalen. Seine Triebfeder ist nicht ein neuer positiver Inhalt und eine neue positive Liebe zu einem übernationalen Wertbereich, sondern nur Flucht- und Abwehrreaktion gegen diejenige Nation, in die das Schicksal die betreffende international denkende Gruppe hineinstellte. — Internationalismus ist die moderne Form der Weltflucht. Gemeinsame ökonomische Klassennot unter den Angehörigen verschiedener Nationen kann gemeinsame Verzweiflung, niemals eine gemeinsame Liebe, einen gemeinsamen Geist, gemeinsame Maßregeln gebären. Das völlige Versagen der sozialistischen Internationale in diesem Kriege, deren höchste Leistung nur das Negativum war, daß keine, von Teilen der italienischen, der englischen und französischen Sozialisten gewünschte Erklärung gegen Deutschland zustande kam, beweist obigen Satz. Würden gemeinsame ökonomische Existenzformen einen ihnen entsprechenden gemeinsamen positiven Geist und Willen erzeugen — wo wäre dann jetzt dieser Wille, dieser Geist? Dann wäre dieser Krieg ja überhaupt unmöglich gewesen.

Die Überwindung ebensoerst des ganz leer gewordenen Kosmopolitismus — sein letzter Rest findet sich nur mehr bei einigen ästhetischen Schleckern, die aus allen Kulturen die ihnen zusagenden Rosinen herauspicken — als des Internationalismus als Folge nur gemeinsamen Druckes, gemeinsamen Hasses, die nur opponieren, nicht aber leisten und regieren wollen — kann nur ein neuer positiver Europäismus sein, Wort und Sache in dem Sinne genommen, wie ich sie in meinem Buche »Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg« (Verl. d. W. B. 1915) genauer umschrieben habe. Der »gute Europäer« muß in diesem Kriege als ein neuer Geistestypus des Menschen, den er längst faktisch darstellt, auch zum Bewußtsein seiner Einheit kommen. In der bunten Menagerie der Völker, die in

diesem Kriege sich kurzerhand kennen lernen, wird er sein eigentümliches Wesen gewahren. Zur Einheit aber auch in jedem Betracht: Politisch, ökonomisch, kulturell, im Denken, Lieben, Fühlen, Wollen. Im Europäismus als einer neuen Liebes- und Geistesform, die sich ebenso über Vaterland und Nation auch hinauslebt, als sie sich von allem Außereuropäischen und allem formalen Internationalismus ‹Maß, Gewicht, Post usw.› strenge scheiden lehrt, kann aber auch die Synthese des alten Kosmopolitismus der Denker und des Internationalismus der Massen gewonnen werden. Die Reste des Kosmopolitismus — darunter auch jener der Kirchen und Religionen, müssen lernen, sich auf das Europäische — nicht im geographischen Sinne, sondern dem Sinne einer bestimmten Geistesverfassung — zu konzentrieren, müssen aufhören, Japanisch, Indisches, Gogol und Dostojewsky schlecht nachzuahmen. Die jetzt rein national denkenden geistigen Minoritäten müssen über die Horizonte und Scheuklappen hinaussehen lernen, die einem Weltalter vor dem russisch-japanischen Krieg angepaßt sein mochten. Umgekehrt muß der vierte Stand aller europäischen Nationen lernen, sich unter Preisgabe alles »Internationalismus« auf wahrhafte, schöpferisch demokratische europäische Ziele einzuschränken. Je weniger er bloß leidet und opponiert, je mehr er handelt und leitet, desto mehr wird, muß er auch in diese Richtung gelangen. So nur besteht auch die Möglichkeit, daß jener neue Zusammenschluß von geistiger Führerschaft und der Demokratie erfolge, dem bereits A. Comte ersehnte, der zum Teil sich in der Gestaltung der katholischen Kirche seit der Revolution realisierte, und die auch die allgemeine festgestellte Tendenz des modernen Amerika ist. Im Europäismus allein — nicht im „Nationalen", nicht im „Internationalen", nicht im „kosmopolitischen" — können sich geistige Führerschaft und Demokratie treffen und ihren Kampfspeer gemeinsam gegen das Grundübel wenden, das die Anarchie Europas verschuldet hat: Gegen den „kapitalistischen Geist". Wäre der Kern Europas, wie die Panslawisten und ihre großen Denker sagen, Dostojewsky, Leontjew, Tolstoi, Pobjedonnscew, aber auch viele Japaner und Chinesen, z. B. Ku Hung Ming, wirklich nur der „kapitalistische Geist" — so würde es, so sollte es auch seine bisherige geistige Führerstellung in der Geschichte verlieren. Aber Europäität ist nicht „kapitalistischer Geist", Kapitalisierung, Technizierung, wie sie seit langem die Welt durcheilten und auch weiter durcheilen sollen, sind nicht Europäisierung. Es gibt kein „europäisiertes" Japan, China, Osmanentum, vor allem aber auch kein europäisiertes Rußland. Hinter dieser, nicht reaktionär und „romantisch" rückgängig zu machenden Mechanisierung des Lebensunterbaues der Menschheit behalten die großen Kulturkreise nicht nur ihre eigenartige Geistesstruktur, sie bilden sie sogar erst durch sie vollständiger und reicher aus. Auf dem Hintergrund dieser formalen Rationalisierung und Mechanisierung werden die großen Kulturkreiseinheiten so wenig verschwinden, daß sie vielmehr erst auf ihm plastisch werden. Immer reicher, immer individueller wird das geistige Leben gerade, je mehr das äußere Leben und die äußeren Formen der Bedürfnisbefriedigung gleichförmig und homogen werden. Was Haushofer von Japan sagt: Es habe sich nicht mit europäischem Wesen durchdrungen, sondern sich nur mit Europäischem „bepanzert" — das gilt für alle außerübereuropäischen Kulturkreise, auch für China, Rußland, die mohammedanische Welt. Überall ent-

lastet der Mechanismus den Geist und läßt ihn seiner Wissenstendenz zum Individuellen und Personalen folgen. Im Europäismus muß sich aber auch die Demokratie mit den militärischen Führerschaften treffen und in ihm versöhnen. Eine ganze Kette von Kriegern ist vermöge des sicher zu erwartenden japanischen Vordringens in China und Indien, durch den Druck eines sich langsam militärisierenden China auf Rußland und den hierdurch bewirkten Zwang Rußlands, seine Expansion nach Süden und Westen fortzusetzen, in den nächsten Jahrhunderten zu erwarten; diese Kriege werden folgen, wie immer dieser Krieg zu ungunsten Rußlands ausgehe. Um sie zu führen, muß die Demokratie Europas ebenso sehr die militärisch-nationalen Gegensätze in Europa zur Entspannung zu bringen suchen, als sie sich mit dem Geiste des edlen, anti-kapitalistischen Militarismus neu erfüllen muß. So muß auch der Militarismus europäisiert, nicht vernichtet werden. Wie die Napoleonische Epoche das Heer zum Volksheer gestaltete, so wird die Epoche nach dem Weltkrieg den Geist gemeinsamer europäischer Interessen auch in die Führerschaften der Armeen gießen.

Max Scheler.

Der erlöste Feuilletonist.

Immerhin könnte man sagen: der „Burgfrieden" macht es den Schwätzern, Dummköpfen und Trübwasserfischen um so bequemer, als die anderen Menschen auch ohne Burgfrieden schon immer die bescheideneren, weniger lauten sind. Wenn wir es auch gerne deutlich sehen, was wir schon immer wußten: daß nämlich Karl August Schulze genau so banausisch und grauslich ist wie Herwarth Löwy, so sind wir doch nicht unbedingt für das Einreißen der trennenden Deiche und Dämme und für dieses faulige Friedenswasser im Reiche der Geister. Sind es nicht für uns. Wir dürfen es, und wenn auch nur im Hinblick auf die Nachwelt, nicht ohne weiteres und unwidersprochen hinnehmen, was jetzt aus Schreibstuben und Hörsälen alles politisch dahergeredet wird. Wir können solche Auslassungen nicht hindern, wohl aber sagen, daß wir den Anspruch, für die deutsche Intelligenz und als deren Verkörperung zu reden, durchaus ablehnen. Kenntnisse in einem Specialgebiet schließen politische Reife mit nichten ein, wir wissen ja vom heutigen Wissenschaftsbetrieb, daß er sogar ohne das Denken unauffällig von statten geht. Wer das noch bezweifelt hat, dem geben die Herren Wissenschaftler, welche jetzt öffentlich denken zu müssen glauben, die Beweise.

Was aber die Feuilletonisten betrifft, so hat der Krieg uns und ihnen die Erlösung gebracht. Wenn auch nicht allen. Denn ein Teil der „öffentlichen Meinung" war schon vor dem Kriege immer so weit gewesen, Bloem, Herzog, Ganghofer und wie die Propheten des neuen Bundes sonst heißen, als die deutschen Kulturgüter zu pressen. Aber die andere Seite hatte ein hartes Leben mit der Kunst gehabt, die doch so gegen ihre wirkliche Natur geht. Ihr Herz schlug doch immer für Blohm und Klinger, und da mußten sie, liberal, ihr Hirn mit Wedekind und Cézanne plagen! Der Krieg brachte ihnen die erleichternde Erlösung. Er gab ihnen die Freiheit, ihr deutsches Herz zu entdecken, und sie zögerten nicht. Sie entdeckten schnell auch die wahre deutsche Kunst. Diese in den Niederungen ihrer wahren und eigentlichen Neigungen. Nun herrscht die schönste Ordnung. Rechts, links und in der Mitten ist

man einig, einig, einig, was Großes man an Bloem, Herzog und allen diesen deutschen Dichtern besitzt. Wir hoffen und wünschen, diese schöne Eintracht bleibt über die Zeiten weg und die Strapaze den Herren erspart, daß sie sich, wenn's vorbei ist, wieder anders zurecht legen müssen mit Einerseits und Andrerseits. Von dem Schwindel, auch von dem, möge uns der Krieg befreien, mit dem wir vor allem Deutschland erobern wollen.

Christian Heinold.

Der National-Liberal-Club.

Nehmen wir den Fall, ein anstelliger politischer Journalist wird von seiner Zeitung nach London geschickt. In seiner Seelennot, die der Gegensatz zwischen den vielfältigen Ansprüchen und Voraussetzungen seiner Aufgabe in der Fremde und den eigenen pekuniären und sonstigen Beschränktheiten gebier, in dieser Seelennot trachtet er, möglichst schnell Anschluß an seine „erfahrenen" Kollegen zu bekommen. Die Mehrzahl dieser wird aus Konkurrenzangst den Neukömmiing abfahren lassen. Ein weniger engherziger Amtsbruder gibt ihm schließlich den Rat: Sie müssen in den National-Liberal-Club eintreten.

Von diesem Tage an ist er seiner Sorgen ledig.

Der N.-L.-C. ist einer der größten politischen Klubs in England und unter diesen der einzige, der Ausländer zur Mitgliedschaft zuläßt. Er ist der Klub der liberalen Mehrheitspartei im britischen Parlament, damit aber auch der Klub der kleinen Gruppe englischer Politiker, welche die Annäherung Englands und Deutschlands betreiben. Diese Gruppe hat es durchgesetzt, daß jeder legitimierte deutsche Zeitungsmann in London kraft seines Berufes in den Klub eintreten kann.

Für drei Pfund jährlich gelangt hier der deutsche Journalist mit einem Schlage zum Genuß des denkbar vollkommensten Berufskomforts. Ein glänzend und behaglich eingerichtetes Haus, wo er billig essen und trinken kann, wo er alle Zeitungen findet, wo ihm Schreibmaschine und Schreibfräulein zur Verfügung stehen, wo es ein Postbureau mit telegraphischem und interurbanem Telephonanschluß gibt, wo er die längsten Londoner Regen- und Nebeltage bei Billard, Schach, Domino hinbringen kann, wohin endlich — wie wichtig — der Reutersche Ferndrucker alle, alle Nachrichten fortlaufend in der gleichen Minute wie den Londoner Zeitungen übermittelt. Hier hat er den Kopf frei von der Sorge, irgendeinen sensationellen Schiffsuntergang nicht rechtzeitig genug für die nächste Ausgabe seines Blattes zu erfahren. Und hier findet er die Beruhigung, alle Kollegen zu jeder Zeit vollzählig versammelt zu sehen, so daß er sicher ist, von keinem auf heimlichen Schleichwegen zeitlich übervorteilt zu werden.

Und vor allem: während der Parlamentssession wimmelt es hier von liberalen Abgeordneten, er erhält über die so schwer zugänglichen Sitzungen beider Häuser schnellste und erschöpfende Auskunft, er lernt den berühmten liberalen Parlamentarismus des demokratischen England sozusagen im Kern und von innen heraus kennen. Gibt es eine idealere Gelegenheit für den Korrespondenten einer unerbittlich freisinnigen Zeitung?

*

Er ist Mitglied eines Klubs und eines politischen dazu. Er hat von zu Hause die angelernte aber überlebte Weisheit mit nach London gebracht, daß sich das englische Gesellschaftsleben im Home und im Klub erledigt, wohin ein Ausländer erst

nach mühseligen Jahren eindringen könne. Die eine Hälfte der schwierigen Aufgabe hat er für drei Pfund jährlich schon spielend gelöst. Fragt sein ewig unzufriedener Chef nach seinen angebahnten „Beziehungen", dann weist er mit Nachdruck auf die „Einführung" in diesen führenden politischen Klub hin und kann schon nach vierzehn Tagen mit den Namen der bekannten Deputierten Mr. Tricky Statesman und Mr. Silly Sommonsense aufwarten. Nach längstens vier Wochen hat er auch schon todsicher einem lebenden Minister im Klub die Hand gedrückt und kann authentische, waschecht liberale Äußerungen aus diesem berufenen Munde zu Leitartikeln auswalzen.

Deshalb „amtieren" die deutschen Zeitungskorrespondenten in London fast ausschließlich im N.-L.-C. Es gibt sogar viele Monate im Jahr und viele Stunden am Tage und in der Nacht, wo man nur sie dort antrifft. Die Bequemlichkeit ist verlockend, und der Journalist verzichtet schließlich, zu den Ereignissen selbst hinzugehen. Er bleibt hier und fabriziert nicht mehr aus Rohstoffen, sondern aus Halbfabrikaten, die ihm absichtsvoll gereicht werden.

So schreibt der Korrespondent zwar seine Artikel selbst, aber vergißt, daß sie von fremdem Urteil geformt sind, vergißt, daß ihm parteipolitisch gefärbte Anschauungen hingelegt werden. Sein Unterricht in der inneren englischen Politik ist so gründlich und ausgezeichnet, wie er nur von gewiegten Parlamentariern erteilt werden kann. Bald kennt er sich bis in die letzten Finessen der Parlamentsintrige aus. Damit erwacht seine angeborene Leidenschaft zu politisieren. Er wird Parteigänger, schimpft auf die Oppositionsführer, lebt zitternd die Kampfdebatten mit, fühlt sich ganz als englischer Liberaler. Seine Sicherheit, seine Eingeweihtheit nährt sein Interesse. Schließlich vergißt er alles andere, das er nur noch mechanisch erledigt. Sein Leitspruch ist: nur die Engländer seien wirkliche, großzügige Politiker, und er ist stolz, so sachkundig mithalten zu können. Er fängt an, auf das politische Leben Deutschlands herabzusehen, er ist schon so borniert wie ein Engländer. Gibt es eine bessere Art, deutscher Zeitungskorrespondent zu sein?!

Was ihn aber viel mehr anginge, die äußere Politik des Landes und diese besonders, wo sie sich mit den politischen Interessen Deutschlands berührt, darüber kann er von seinen Lehrmeistern nur sehr wenig erfahren. Denn die meisten Parlamentarier ⟨der ganzen Welt⟩ wissen selbst nichts Rechtes von der äußeren Politik ihres Landes. Und das wenige, das sie wissen, geben sie in der ihrer Parteianschauung genehmsten Fassung von sich.

Die Inspiratoren der deutschen Zeitungskorrespondenten im N.-L.-C. waren aber immer wieder nur ihre prinzipiellen Protektoren von der kleinen Gruppe für deutsch-englische Annäherung. So kam es, daß die Korrespondenten die außenpolitischen Tendenzen Englands so beharrlich in einem deutschfreundlichen Licht sehen konnten.

*

Um ein Beispiel zu geben:

Dieser Krieg und seine Konstellation kam nicht ohne Vorzeichen, die — besser beachtet und richtiger ausgelegt — uns weniger überrascht hätten. Da war das übernormale Aufflammen des Chauvingeistes in der Pariser Presse und die aus heiterem Himmel hervorbrechende deutsch-russische Preßfehde. Und endlich der Pariser Besuch König Georgs, dem man im letzten Augenblick den Charakter einer Staatsvisite gegeben hatte.

Das gab doch zu denken. Schlug sich

nun auch England offen zu unseren erklärten Gegnern? Die Jubelhymnen in der Pariser und Petersburger Presse ließen fast keinen Zweifel mehr daran. Doch die ministeriellen Blätter Londons und die Times brachten „abwinkende" Artikel. Las man diese unvoreingenommen, so konnte man daraus nichts als die berechtigte Verwahrung entnehmen, daß die englische Feindseligkeit gegen Deutschland gerade in Pariser und Petersburger Organen so überlaut angekündigt werde. Allerdings klang es — nach beiden Seiten hin — viel schöner, denn englische Presse und Politik sind die geschicktesten der Welt. Die Pariser Presse verstand den Wink und begann über die Lauheit des englischen Freundes zu klagen.

Aber in einer der großen konservativen Sonntagszeitungen Londons ⟨Observer oder Sunday Times?⟩, die man zwar auf dem Kontinent nicht zu sehen bekommt, die aber drüben mehr gelesen werden, als die meisten Tagesblätter, stand es ganz anders:

Ja, es seien Unterhandlungen wegen einer aggressiven Verdichtung der Entente im Gange. Der Vorschlag sei von russischer Seite ⟨Iswolski⟩ durch französische Vermittlung dem Pariser Botschafter Sir Francis Bertin unterbreitet worden, der eigens deshalb nach London gereist sei. Dort habe ein Kron- und Ministerrat stattgefunden, dessen Ergebnis die Umwandlung des Pariser Königsbesuches in eine, durch die Teilnahme Greys politische Staatsvisite gewesen sei. Also schon eine halbe Zusage auf den russischen Vorschlag. Aber diese Sonntagszeitung war noch offenherziger: zunächst gelte es, in Paris militärische und maritime Abmachungen zu entwerfen, die von Poincaré als Agenten Englands im Juli in Petersburg vermittelt und vervollständigt werden sollten. Danach sei eine abschließende Entrevue zwischen Zar und King im Herbst in Dänemark in Aussicht genommen.

Dazu kam es ja nicht mehr. Aber der Verlauf der Pariser Staatsvisite widersprach dieser Darstellung nicht.

Dieser ganze politische Feldzugsplan stand also offen in der dritten Aprilnummer der Londoner Sonntagszeitung zu lesen. Ein purer journalistischer Schwindel war ausgeschlossen. Wahrscheinlich handelte es sich um einen indiskreten Disziplinbruch. Jedenfalls waren für die Londoner Korrespondenten nie billigere Lorbeeren zu pflücken gewesen.

Aber sie gingen wie gewöhnlich in den N.-L.-C. und befragten ihre Freunde. Die wiesen auf die Erklärungen der ministeriellen Blätter hin, die nur buchstäblich und eindeutig zu verstehen seien. Sie behaupteten apodiktisch, die deutschfreundliche Bewegung sei siegreich geblieben, also kurzum: Pariser Strohfeuer.

Die Londoner Korrespondenten waren aber schon zu lange in der warmen Parteiatmosphäre des N.-L.-C. gesotten, um noch unterscheiden zu können, daß diese Deutschfreundlichkeit weder bei der Mehrheit im Lande noch auch bei der Mehrheit der liberalen Regierungspartei vorhanden war. Oder gar, um einzusehen, daß diese ganze deutschfreundliche Bewegung von der erwähnten kleinen Gruppe so unsagbar ungeschickt, so ganz *gegen* jeden englischen Instinkt gemacht war und so unpopulär blieb, daß sie die zwei, drei alten liberalen Blätter, die sich zu ihrer Förderung hergaben, um tausende und tausende Abonnenten brachte. Und daß überhaupt die deutschfeindliche Oppositionspresse plötzlich über die außenpolitischen Tendenzen der Regierung erheblich besser unterrichtet war, als die sogenannte Regierungspresse.

Das alles konnten sie nicht mehr erkennen, denn sie hatten im N.-L.-C. ver-

lernt, Ereignisse direkt und unbefangen anzusehen, sie hatten es verlernt, Korrespondenten zu sein, und waren parteileidenschaftliche Klubmitglieder geworden.

Deshalb hielten sie in der ganzen deutschen Presse an der Information fest: Pariser Strohfeuer.

Und dann telegraphierten sie wieder mit wirklichem Interesse über die Ulsterkrise, die Suffragettennot oder was uns sonst am allernächsten anging.

*

Es gab dann noch andere Vorzeichen, bei denen der Vorgang der Berichterstattung der gleiche blieb. Das letzte war die monströse Flottenkonzentration auf der Reede von Spithead. Aber damals wehte im N.-L.-C. schon Ferienluft, und so veranlaßte dies nichts als einige plastische Feuilletons, in deren Visionen die Flotte nur an die Türme und Kuppeln eines wieder aufgetauchten Vineta erinnerte.

Unmittelbar danach war Poincaré in Petersburg, und der politische Horizont verdüsterte sich plötzlich. Vergeblich wollten die von Englands Deutschfreundlichkeit felsenfest überzeugten Korrespondenten mit geschlossenen Augen nur über die ergebnislose Königskonferenz in der Ulsterfrage sprechen. Am 31. Juli abends kam Lord Haldane, auch einer ihrer Freunde, in den N.-L.-C. Er sah so grau und verfallen aus, wie ein Mann aussieht, der einen Konflikt zwischen subjektiven Theorien und politischen Praktiken nicht im Sinne seiner persönlichen Neigung gelöst hat. Er gab den verdonnerten Korrespondenten die letzte Information: England werde die Ententepolitik aktiv durch dick und dünn mitmachen.

Da stürzten die Wände des Klubs ein, und die Korrespondenten sahen geblendet in die wirkliche Welt. *Gustaf Kauder.*

„Absterbende Nationen."

In den Redensarten von den absterbenden und aufkommenden Nationen verausgaben sich vornehmlich unsere politisierenden Physik- und Zoologieprofessoren, denen ja auch diese alberne Analogie aus der Naturgeschichte des Einzelmenschen am nächsten liegt. Da spricht man vom sozialen »Organismus« und seinen »Erkrankungen« in nichts als Metaphorie, die man sich aus den, heutigen Tags sinnlos verehrten, biologischen Wissenschaften holt. Spricht von jungen und sterbenden Nationen, als ob eine Nation eine bestimmte und physische Lebenszeit hätte. Danach ist Spanien in die Senilität eingetreten und Albanien eine junge Nation. Man könnte gerade so gut sagen, Spanien hat alle seine Zähne verloren, und Albanien bekommt einen Schnurrbart. Oder man sagt, Australien kommt ins mannbare Alter und wird nächstens eine Literatur haben. Man könnte auch sagen, Australien wird sich nächstens verheiraten. Aus der biologischen Analogie gibt man einer Nation die Einheit und Einfachheit eines Tieres und phantasiert dann Unsinn. Fünfzig Zweifüßler geben zusammen keinen Hundertfüßler: das aber glauben unsere Soziologen, wenn sie in ihrem Jargon von den Nationen sprechen. Eine Nation besteht aus Menschen, die in zehn Generationen nichts und in der elften glänzendes leisten können, oder umgekehrt in der ersten glänzendes, in den elf folgenden nichts. Auch der Machtzuwachs einer Nation ist bei unserm Denken nur ein solcher tierischer Art: im Anwachsen territorialer Besitzungen sehen sie ein Wachsen an Weisheit und göttlicher Einung. Wobei noch zu fragen wäre, ob ein Reich in seiner Jugend umfangreicher wird, oder ob es nicht vielmehr mit dem Alter verfettet — um in ihren Metaphern zu bleiben.

Wir möchten die einsichtigen Menschen darauf aufmerksam machen, daß sie sich durch diese gelehrt klingenden Redensarten weder, noch durch ihre professoralen Aussprecher um ihre gute Einsicht bringen lassen sollen. Frankreich besteht aus Franzosen, die noch keineswegs ins Greisenalter treten, die Spanier haben noch alle Zähne, die Albanier schon lange ihren Schnurrbart und die Deutschen haben gute und schlechte, leistende und nichtstuende Zeiten gehabt, im Auf und Ab eines Lebens, das kein Leben wie das des Einzelwesens ist. Wir werden in politischen Angelegenheiten immer auf toten Gleisen herumfahren, wenn wir von den Nationen in biologischen Metaphern reden. Wir müssen einen Bauch bekommen, weil wir Deutsche ins mannbare Alter treten, sagen da welche, weil nichts als der Bauch zumeist ihre Mannbarkeit ist. Wir wollen aber doch ihren physiologischen Einzelfall menschlicher Art nicht auf das Leben der Völker übertragen wissen, nicht auf unser Volk und nicht auf irgend ein anderes. Wir wollen nicht, daß diese weitverbreiteten billigen Redensarten sich für wohlfundierte Anschauungen oder gar für Tatsachen ausgeben, die unser Handeln bestimmen. *Medard Ottenhayn.*

Georg Trakl.

»Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt,
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,
Schritte durch Blutnebel, schwarzes Eisen schellt,
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen . .«

Georg Trakls Gedichte waren eine Todesahnung, er war ein Dichter der Verwesung, und nicht nur die zitierten Zeilen wußten früh um den zermalmenden Krieg. Eben darum mußte er die wenigen unter den seienden Dingen, die ihm gefielen, immer wieder sagen. Die Farben Blau und Braun, Mond und Mohn, Ölbaum und Amsel kehren wieder in seiner stoischen Landschaft, bis ans Ende. Sein letztes Gedicht »Grodek« ist von den andern kaum verschieden. Er war in einem hohen Sinne unverbesserlich, in den »Gedichten« noch mochte die Qualität variieren von irdischen Anfängen bis zum himmlischen »Helian«.

In »Sebastian im Traum« singt er sein monotones Lied bereits mit so großer Inbrunst, daß qualitative Intervalle nicht mehr vorhanden sind und nur die Prosastücke in diesem ekstatischen Buche einen Weg hinaus über die unübertreffliche Vollkommenheit der Gedichte andeuten. Die düster-pathetischen Prosavisionen lassen eine nun zerstörte Entwicklungsfähigkeit gewaltig ahnen. Aber man ließ diesen Dichter, der mehr Suicid als Cid war, aufs Schlachtfeld.

*

Wochenlang war Georg Trakl, als Leutnant in einer Sanitätskolonne, hin und her durch Galizien gezogen, ohne in Aktion treten zu können. Dann gingen sie freiwillig in Eilmärschen nach Grodek, wo ein Hilfsplatz ohne Ärzte und Verbandzeug war. Nach fünf Tagen »Grodek« wollte er sich töten. Er schluchzte: »Nein, ich kann nicht mehr leben, ich muß mich erschießen«. Kameraden versuchten, ihn zu beruhigen, nahmen ihm den Revolver ab. Aber ein Regimentsarzt machte Meldung beim Etappenkommando, und Wochen nachher, nachdem Trakl bereits längst Herr seiner selbst geworden war und ruhig und unbehelligt Felddienst versehen hatte, erhielt er bei Tarnow Befehl, nach Krakau zurückzugehen. Er glaubte, er käme zur Dienstleistung in die Spitalsapotheke. Zu seinem Schrecken erwies es sich, daß er zur Beobachtung seines Geisteszustandes ins Krakauer Garnisonsspital abkommandiert war. Vom 10. Oktober an konnte Georg Trakl keine Nacht schlafen, aus Furcht, eines

Tages wegen jenes Vorfalls bei Grodek als Verräter aufgehängt zu werden. Trakl schrieb an einen Freund: »Meine Gesundheit ist wohl etwas angegriffen, und ich verfalle recht oft in eine unsägliche Schwermut . . . Telegraphieren Sie mir einige Worte«. Da es nicht möglich war, nach Krakau zu telegraphieren, reiste der Freund von Innsbruck zu ihm. Den Ärzten Trakls waren seine Gedichte (als unklar teils, und teils bedeutend) aufgefallen, sie wollten sie an die »Reichspost« senden. Hätte die grenzenlose Melancholie des in eine Spitalszelle Eingekerkerten durch Entlassung, häusliche, freundliche Pflege geheilt werden können? Ein kleines Fieber, eine Angina veranlaßte die Ärzte, ihn zurückzubehalten, in einem düstern Milieu, das auf Trakl nur den Eindruck machen konnte, er solle nächstens hingerichtet werden. In einem Schreiben vom 27. Oktober traf er letztwillige Verfügungen, schrieb: »Ich fühle mich fast schon jenseits der Welt«. Dann entfloh er der Angina, der Enge der Welt.

Trakls Bursche, den sein Herr stets voll Güte behandelt, mit dem er alle Mahlzeiten geteilt hatte, der Bergarbeiter Matthias Roth, schrieb: »Mir nämlich erbarmt halt mein Herr immer und das werde ich ihn mein Leben nimmer vergessen . . . Ich denke immer und immer an meinen Werthen lieben guten Herrn, daß er so elendig und auf Solche Weise zugrunde gehen mußte! Also den 3. Abends war er noch so gut, und Brüderlich sagte er noch um halb 7 Uhr, bringen sie mir Morgen um 7½ einen Schwarzen und ich soll Schlafen gehn. Und den 4. war's anders, mein lieber Herr, brauchte keinen Schwarzen mehr, denn bei der Nacht hat ihn der liebe Gott zu sich gerufen«.

Der Bursche brachte den »Schwarzen« pünktlich, sah aber durchs Guckloch, wie sein Herr mit geschlossenen Augen tiefatmend auf dem Rücken im Bett lag, und wollte den sonst so Schlaflosen nicht wecken. Als sich Trakl lange nicht rührte, kam der Bursche mit einem Wärter wieder, sie riefen, rüttelten, sprengten Wasser — Trakl lag wie gelähmt, ohne die Augen zu öffnen, nur die Brust hob und senkte sich im Krampf. Ärzte kamen und ließen den Burschen nicht mehr ins Zimmer, die polnischen Wärter stießen den Treuen immer wieder zurück. Hie und da konnte er einen Blick ins Zimmer werfen, spät am Abend lag Trakl noch unbeweglich da, nur das Herz ging stürmisch auf und ab. Am 4. November früh war die Leiche mit einem Leintuch zugedeckt. In der Totenkapelle wiederholte der Bursche sein Verlangen, den Herrn noch einmal zu sehen, so ungestüm drohend, daß man den Sarg öffnete. Er sah eine Schnittwunde an der Schläfe, und eine am Hals (wohl von der Obduktion). Sieben Särge wurden summarisch eingesegnet, durch Zivilisten in den Militärfriedhof getragen, in Einzelgräber versenkt gut zugeschüttet. Beim Begräbnis Georg Trakls war der Bergarbeiter Matthias Roth der einzige Anwesende.

Albert Ehrenstein.

Kammermusik.

Es war der schöne Sommer vor dem Krieg. Voll Rührung denke ich an ihn zurück. Einmal regnete es. Der See war ganz schwarz und jeder Busch tiefgrün, von einem Grün, das ihm durch und durch ging, und auch die Dächer waren so rot, daß man von allen Häusern nur das rote Dach sah, als ob der Himmel das Dach in das Haus hineingeregnet hätte. Es gab viel wahrzunehmen draußen, trotz des Regens. Zwischendurch las ich „Kammermusik". Ein Rokokoroman von Peter Baum,

erschienen im Hyperionverlag, Berlin. Mit klaren Lettern auf reines weißes Papier gedruckt. Man konnte ihn in die Tasche stecken. Vorn auf dem Umschlag waren Tauben, aufgeschlagene Notenblätter, Musikinstrumente zwischen großen Rosen. Sehr hübsch. Gleich auf der ersten Seite stand:

„Ein Gespräch mit seinem Freunde Guilbert von Ariman war z. B. solches: „Wenn wir es also am eigenen Leibe fühlen," er strich sich dabei mit den Händen über die Hüften, „daß die Menschen ebenso wie die Tiere Automaten sind . . ."

„Ich begreife nicht, daß gerade du dich solchem unlogischen Irrtum so sehr verschreiben kannst. Wir Menschen sind den Göttern verwandter als den Erdgeistern, sagt mein Bruder Walther, der Poet. Wird ein Hund an einer Blume riechen?"

Merkwürdig . . Geziert und zugleich gewöhnlich, unverbindlich, fast plump in seiner Vertraulichkeit — und so klingend und fern wie Gespräche in einer Laube am Ende des Gartens und so nah, als ob man mitten unter alten Kameraden säße, die dort vor sich hinsprächen. Hie und da gab es kleine pathetische Flügelschläge. „Euch, die ihr unter dem Saturn lebt, schwungfähig und wetterwendisch, kann nur eine schwere Liebe im Gleichgewicht halten." Sagte ein Fräulein von Glandeves. „O, ich liebte ihn doch. Einmal träumte ich zornig davon, mich mit ihm mit Pistolen zu schießen. Wir standen an den beiden Seiten eines Wasserbeckens und schossen über eine rührende Figur hinweg." Sagte ein Dichter. „Über eine rührende Figur?" . . „Ja, es war der weinende Eros im Park." Hübsch, nicht wahr? Und weiter? Weiter nichts. Alles war hübsch, artig: das herbsüße Geschwätz, die Schicksale der Menschen, ihre Ausschweifungen, die Leidenschaft — eine richtige tiefe Leidenschaft — artig kam selbst der Tod. Und fiel doch her: ein dunkler Würgeschatten und war ein richtig trostloser Tod. Tragischer als die schönsten Deklamationen der Tragödie. Vor soviel Wohlerzogenheit konnte einen schwindeln. Eine dämonische Artigkeit ließ ihre Künste spielen. Immer spürte man einen fadendünnen Puls wie verebbend. Gleich würde er im Blut verlaufen. Aber die schöne Agonie war ohne Ende. Bei den ersten Takten der Musik hatte sie schon angefangen, und die letzten Takte waren, als ob sie gerade begonnen hätte. Immer kniete Ophelia am Bach, der sie entführen würde, und spiegelte sich.

Immer schrieb ein Dichter, der sein Werk an einem gramvollen Abend vor langer Zeit begann, im Zwielicht seinen letzten Satz. „Spuk" hatte der vorige Roman von Peter Baum geheißen. „In einem alten Schloß" die Titelnovelle des darauf erschienenen Bandes. „Kammermusik" schien mir der stärkste Augenblick, der Augenblick der Vollendung im gespenstischen Tanz dieses Lebenswerkes. Vielleicht war er aber auch nur der Beginn der Meisterschaft. Im schönsten Sommer, dicht vor dem Krieg.

Glashelle Tage am See — durch die Peter Baum, der silbergraue Geist eines bürgerlichen Hamlet, der auf den Wegen zwischen dem Wuppertal zum Café des Westens umgeht, mit langen fahrigen Beinen geschritten kam. Nun trägt auch er verwundete Soldaten vom Wagen ins Lazarett.

R. S.

Gobineau).*

In der Novelle »Die Plejaden« improvisiert ein Franzose Gobineaus System, daß es heute in der Welt eine bestimmte Anzahl von Individuen gebe, deren Persönlichkeit sich aus den kostbarsten Atomen ihrer Voreltern zusammensetze, und

diese bildeten in etwa 3500 Menschen die Aristokratie der Welt. Sie seien die Söhne der Könige, und ihnen sei erlaubt, was dem gewöhnlichen Menschen nicht, für den gut gut und böse böse sei, während für die Königssöhne ein anderer Code maßgebend wäre, nach dem unrecht recht sein könne. Nietzsche fand hier den Impuls, seine Herrenmoral und Sklavenmoral zu finden, und Gobineau kam von seinem Theorem zu seiner Vorliebe für die Renaissance, die er nicht um ihrer Künste und ihrer Wissenschaften wegen liebte ‹die er den degenerierten und hybriden Rassen zuschrieb, wie den Ursprung der künstlerischen Fähigkeit dem Neger›, sondern wegen ihrer Gewalt und wegen ihres Glaubens, die ihm mehr galten, als Kunst und Kultur, wie Rittertum und Ehre, mehr, als Zivilisation und Fortschritt — von wo aus der Weg zu Richard Wagner führte, der an Gobineaus Schwärmerei für ein romantisches Mittelalter im Stile des Morte d'Arthur sehr viel Geschmack fand. Als Gesandter in Athen erregt Gobineau nicht das Parthenon, sondern die Erinnerung an die französischen Herzöge von Athen, an die vier Barone von Euböa und die große arragonesische Gesellschaft, er sieht sich, hätte sich gern gesehen, unter den Banden des Guillaume von Villehardouin. Das hätte auch Gobineaus posthumer Schüler Barrès in seinem »Voyage de Sparthe« schreiben können. Die Dialoge »Renaissance« sind ein in Deutschland sehr beliebtes und gewiß auch sehr lesenswertes Buch, wenn auch nicht, wie Schemann meint, »eine der ewigen Schöpfungen des menschlichen Genius«, denn Gobineau war weder ein sehr großer Denker, noch ein sehr großer Schriftsteller, sondern ein sehr großer und oft prachtvoller Phantasierer in einer Periode hoffnungslosen sozialen Niederganges, aus der ihm keine andere Rettung schien als die Hervorbringung einer aktiven und wachsamen Elite von Individuen mächtigster Energie. In einem Briefe an Mme. Franck, eine Jüdin, schrieb er: »Il est très malheureux qu'ayant fait une société pour se passer de vertus, de force d'âme, de grandes passions, on ait tout naturellement disposé les choses de manière à ce que les premières places soient occupées par ceux qui, n'ayant rien de tout cela, sont plus lestes que les autres . . . de sorte qu'on a l'oppression des forts par les faibles«. Gobineaus politische Einsichten waren nicht groß genug, als daß sie ihm hätten sagen können, wie die Oligarchie seiner »Königssöhne« nur in Staatswesen von höchstens Stadtumfang möglich ist. In einem Dorfe wird niemand den allbekannten Dorftrottel für ein staatsmännisches Genie halten, wohl aber wird — »der Zar ist weit« — in einem sogenannten Weltreiche der weithin unbekannte Staatstrottel lange und leicht die Rolle des staatsmännischen Genies spielen können. Aber gerade dieser Umstand, daß Gobineau kein »Realpolitiker« war, sondern so was wie ein Mythopoet, schuf das, was man den Gobinismus nennen könnte — ein Evangelium der Energie, das seine ersten Anhänger in Deutschland fand — Nietzsche, Wagner ‹der Gobineau genial nennt› — und seine späteren in Frankreich unter den Nationalisten, bei Barrès, Robert Dreyfus und dem Kreis der Cahiers de la Quinzaine, bei Schuré, die sich bei Gobineau an einem Typ des französischen Edelmanns erregen, der mit ihm und seinem Freunde Tocquille ausstarb: er war nicht sportlich-englisch, aber von feinster Bildung, war arm, aber adoptierte für Geld keine Cohns und Levys, war nicht immer vom besten Schneider angezogen,

aber tadellos in Manieren. Und schloß eine Tirade, die Diderot Ehre gemacht hätte, mit einem lächelnden »Avec ça, pour tout ce qui est de la foi, je suis de l'avis de mon curé«. Edelleute, die ihre Beziehungen zu einer Dame vom Theater nicht hinderten, mit Renan über ernste Dinge zu sprechen, in dessen Schriften übrigens manches zum Vorschein kam, was für Gobineau Herzenssache war, die Frage nach dem summum bonum, z. B. ob dieses die Freiheit oder die Macht sei, um schließlich auf der Gobineau entgegengesetzten Seite zu enden, denn Renan war ein weicher Weiser und kein herrischer »Herr«. Kein Grund, sich mit Gobineaus Rassenspekulationen zu beschäftigen, denn er sagt im wesentlichen nur, daß die weißfarbigen Rassen die besseren, wertigeren sind, daß unter ihnen immer wieder die »Königssöhne« weiterleben, Alexander in Napoleon, Plato in Mozart, — wer möchte diesen Glauben nicht teilen, heute stärker als je zuvor? Wer müßte heute nicht ein europäischer Patriot sein? Und wer nicht Gobineaus »respect pour les passions« teilen, von welchen Leidenschaften der liebenswürdigere Tocquille sagt: »Je les aime quand elles sont bonnes et je ne suis même pas bien sûr de les détester quand elles sont mauvaises«, und von denen noch viel früher im 45. Briefe an die Voland Diderot sagte: »Donner des mœurs à un peuple, c'est augmenter son energie pour le bien et pour le mal . . . Il faut encourager aux grands crimes et aux grandes vertus«.

Wir besitzen »La Vie et les prophéties du comte de Gobineau« von Robert Dreyfus nach Vorlesungen — causeries nennt er sie bescheiden — die der Verfasser 1904 und 1905 in der École des hautes études sociales hielt. Mit größerem Anspruch tritt auf — und erfüllt ihn — Schemanns Biographie; sie wird, wenn ihre drei Bände als Frucht jahrelanger Arbeit vorliegen, das Hauptwerk für lange Zeit bleiben, das wir über Gobineau besitzen, denn Gesinnung und Verständnis zeichnen es ebenso aus wie humane Bildung und genaueste Kenntnis der Quellen. *Franz Blei.*

Gobineau. Eine Biographie von Ludwig Schemann. I. Band. Straßburg, K. J. Trübner.

CARL STERNHEIM

1·9·1·3

EIN SCHAUSPIEL IN DREI AUFZÜGEN

★

DEM ANDENKEN

ERNST STADLERS

DES DICHTERS

★

Es ist immer nur ein wenig,
was der Welt zu Erlösungen fehlt.

Das Schauspiel, im Winter von 1913 auf 1914 entstanden, wurde einem engeren Kreise im April 1914 vom Dichter vorgelesen

PERSONEN:

Freiherr Christian Maske von Buchow, Exzellenz

Philipp Ernst, Ottilie, Gräfin Sofie von Beeskow, seine Kinder

Graf Otto von Beeskow, sein Schwiegersohn

Hartwig Prinz Oels

Wilhelm Krey, Sekretär

Friedrich Stadler

Easton, Schneider

Der Pfarrer

Ein Diener

*

Die Szene ist dauernd die Bibliothek
auf Schloß Buchow.

*

Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt

DER ERSTE AUFZUG

ERSTER AUFTRITT

Wilhelm ⟨hinter dem Schreibtisch⟩: Doch! In den Sätzen dieses Briefes ist das Problem auf die Spitze gebracht ⟨liest⟩: »Ich wies Euch unsere durch Geschichte bestätigten Tugenden, und welche neuen Tüchtigkeiten der Zeitdeutsche durch Assimilierung annektierter Stämme hinzugewonnen hat. Entgegengestellt wurden die Fähigkeiten, mit welchen in heutiger Epoche alle Erfolge errungen werden, und es erhellt, die eigenen Eigenschaften und Ziele eines großen Volkes, nicht genannt, schlafen noch. Wie überall ist auch bei uns fiebernden Gehirnen einzig die internationale Sucht nach dem Gold affichiert«.

Nun im Programm Schlagworte für die Propaganda ‹liest›: »Uns Schwindlige stellt ein Ruf auf den Boden dieser Einsicht: von menschlichen Problemen, von jeder Verbrüderung über Grenzpfähle sehen wir ab. Wir wollen zwar menschliche Menschen, aber Deutsche wollen wir vor allem sein. Mit Bewußtsein forschen wir nach unserem Wesentlichen, heben die neue deutsche Idee, die jede Seele im Vaterland mit gleicher Sorge umfaßt, hoch über den verwaschenen Zeitgeist und uns selbst mit Begeisterung ehrend, empfinden wir Achtung vor dem Fremden, Bedeutenden«. ‹Steht auf›: Wie schön das ist: eine heilige, allgemeine, vaterländische Verbrüderung und allgemeine deutsche Ideen. Ich danke sie diesem Hause, in das mich ein Zufall warf. Sein krasser kapitalistischer Geist brachte die innersten Organe zur Empörung, und nun trägt mich jede Stunde einem ungeheuren Ziel, der befreienden Tat näher. Kuvert!

ZWEITER AUFTRITT

Ottilie ‹tritt auf›: Guten Morgen.

Wilhelm ‹verbeugt sich›.

Ottilie ‹nach Stillschweigen›: Kommt Baron Philipp Ernst mit dem Elfuhrzug?

Wilhelm: Die Zimmer Ihres Bruders sind für die Stunde in Bereitschaft.

Ottilie: Unseres Vaters Zustand ängstigt ihn.

Wilhelm: Exzellenz sind kränker als es scheint.

Ottilie ‹pfeift einen Gassenhauer, dann Schweigen›: Meine Schwester und Schwager Freitag, bringen die Prinzessin und den Prinzen Oels mit.

Wilhelm: Alles ist zum Empfang der Herrschaften bereit.

Ottilie: Ist ein Buch »Geschlecht und Charakter« angekommen?

Wilhelm: Es kam und wurde eingeordnet.

Ottilie: Wollen Sie's mir geben?

Wilhelm: Ich bin ohne Exzellenz' Erlaubnis nicht befugt.

Ottilie: Das Buch ist, von mir bestellt, mein Eigentum.

Wilhelm: Wollen Sie es selbst nehmen.

Ottilie: Es wird Ihnen befohlen.

Wilhelm: Ich erhalte Aufträge nur von Seiner Exzellenz.

Ottilie: Wo steht es?

Wilhelm: Im zweiten Schrank, erstes Fach von oben unter W.

Ottilie ‹tritt zum Schrank und sieht, das Buch steht sehr hoch›: Darf ich Sie bitten, mir behilflich zu sein.

Wilhelm: Ich ersuche, es mir erlassen zu wollen.

Ottilie: Warum?

Wilhelm: Ich möchte die Frage unbeantwortet lassen.

Ottilie: Das Buch gehört doch nach Ihrer Auffassung in die Hand eines jungen Mädchens, oder nicht?

Wilhelm: Über meine Gründe wage ich nicht, mich zu verbreiten.

Ottilie ‹läuft zum Schrank, stellt die Leiter an, steigt hinauf und nimmt das Buch›: Auch mit Ihrem Stillschweigen überschreiten Sie die Distanz, die ein Angestellter zu Handlungen der Herrschaft einzuhalten hat.

Wilhelm ‹erhebt sich und geht zur Tür›.

Ottilie: Helfen Sie mir herunter! Ich bin schwindlig.

Wilhelm ‹exit›.

Ottilie ‹gleitet, halb fällt sie die Leiter herunter und bleibt unten liegen›.

DRITTER AUFTRITT

Christian ‹tritt auf›: Ottilie! ‹Hebt sie auf, setzt sie in einen Stuhl.› Ich hatte einen üblen Traum, da ist er erfüllt.

Ottilie: Das Buch nehmend, verlor ich das Gleichgewicht.

Christian: Schmerzen?

Ottilie: Nirgends.

Christian: Ein zerbrochenes Bein wird durch die beste Buchweisheit nicht aufgewogen. Was wolltest du erfahren?

Ottilie: Der junge Verfasser des Buches erschoß sich, weil er seelisches Neuland von solchem Umfang entdeckte ...

Christian ‹lacht›: Er tat recht! Seelisches Neuland! Seit sechzig Jahren stehe ich Menschenbataillonen als Kommandeur gegenüber und habe mir nicht mehr als ein paar Kommandos, die auf uralte primitive Empfindungen zielen, zurechtlegen können. Und mit dem wenigen stehe ich über den Zeitgenossen, die überhaupt nicht mehr wissen, mit welchem Anruf die wie Unkraut wuchernden Massen packen.

Dein Autor ist auf widerliche Art verrückt. Fünfundsechzig Millionen Fresser in Deutschland auf fünfhundertvierzigtausend Quadratkilometer. Da wird ein Trieb im Wettkampf hypertroph: satt werden.

Die Geschlechtsliebe sogar verkümmert. Und seelisches Neuland! Du vertrödelst wichtige Stunden.

Ottilie: Ich habe Zeit genug.

Christian: Vom fünfzehnten bis zwanzigsten fünf Jahre des Reifens. Achtzehnhundert Tage. Dieser Schmöker ist umfangreich. Fünf Tage wirfst du an das Panacée. Hast du die drei Minuten vor der Seele, die Barras Napoleon gab, mit der Übernahme des Armeekommandos sein Leben zu entscheiden? Sie standen sich gegenüber Auge in Auge stumm, dann rief Bonaparte: ja! Ist dir die Geste des 18. Brumaire gewärtig?

Ottilie: Ich bin kein Politiker.

Christian: Mit seinem Leben sei's jeder Mensch. Du aber sollst später für fünfzehntausend Arbeiter unserer Betriebe entscheiden. Da braucht's Vorbilder.

Ottilie: Wir sind zu dritt.

Christian: Für solchen Plunder hast du keine Minute.

Ottilie: Statt Polo zu spielen.

Christian: Polo ist unschätzbar. Gibt Blick für Distanzen. Für die Nähe des Gegners, und welches! Mit den Alteingesessenen des Landes spielst du nicht nur Polo, sondern um Geltung. Tausend Jahre, die deine Voreltern ein namenloses Dasein führten, sind deine repräsentativen Organe hinter ihnen zurück. Da heißt's mit der letzten Übersetzung fahren, um beizukommen. Hast du an meinem Leben kein Beispiel?

Ottilie: Ein abschreckendes, Väterchen. Wie eine Granate saust du durchs Haus. Bist du im Zimmer, ist's, als steht die Tür auf.

Christian: Dasein mit Ziel! Hab's doch für meinen Liebling zu etwas gebracht. Genug ist nicht genug! Weil, wird's nicht mehr, es weniger wird. Endlich mußt du die Griffe fürs Leben lernen.

Ottilie: Jedem gehorcht die Welt nicht.

Christian: Dem, der den Mut zu sich selbst hat. Auch zu seinen Schwächen. Wiederhole vor aller Welt ein Dutzendmal, kannst du's nicht leugnen: ich bin habgierig — so wird man's dir endlich als eine Qualität anrechnen. Doch erst mußt du mit dem nötigen Nachdruck dir die Eigenschaft gestanden haben.

Ottilie: Soll ein junges Mädchen von sich sagen...

Christian: Als künftiger Chef von Christian Maske A.-G. kannst

du von dir behaupten, was du magst. Nachgesagte gute Eigenschaften braucht ein Stellungsuchender. Was hast du?

Ottilie: Ich denke über dein Wort nach.

Christian: Was gibt's da weiter?

Ottilie: Es macht schwindlig. Nicht unterdrücken, was man heimlich wünscht, nichts unterlassen?

Christian: Mädel, im Dunkeln, was denkst du?

Ottilie: Hier ist's zu hell dazu.

Christian: Sag mir's ins Ohr. Ich halte dir die Augen zu.

Ottilie ⟨flüstert ans Ohr des Vaters gelehnt⟩.

Christian: Machttaumel! Menschen bewältigen — fressen. Recht so! Das ist Rasse!

Ottilie ⟨läuft in einen Vorhang und versteckt sich darin⟩.

Christian ⟨zieht sie hervor⟩: Heraus! Ins Licht die Meinung. Nachdruck in dein Bekenntnis, und erhobenen Hauptes gehst du über Sterblichen. Nichts weiter brachte ich in das Zeitalter mit als Selbstmut.

Ottilie: Manchmal habe ich ihn. Sofie hat ihn stets, wie du. Sie müßte dein Liebling sein.

Christian: Wann kommt Philipp Ernst?

Ottilie: Um elf.

Christian: Euch beide wird sie an die Wand schmettern. Wie oft habe ich's dir und dem Jungen gesagt: Ihr laßt euch das Heft aus der Hand winden. Warum kümmert ihr euch nicht? Eine Obligation kannst du von einer Aktie nicht unterscheiden. Trotz aller Verträge wird sie euch erdrosseln. An der Peripherie des Lebens lauft ihr herum, sie sitzt im Kern und spinnt Fäden. Mit gezücktem Messer nach meinem Tod holt sie dir die Börse aus der Tasche.

Ottilie: Nichts ohne meinen Willen.

Christian: Mit allen Hunden ist sie gehetzt. Was hat sie in den kurzen Wochen meiner Krankheit, in meiner Stellvertretung für sich ausgerichtet! Von der Morgenröte an läßt sie die Telegraphendrähte nicht kalt werden. Dieses Weib denkt in Entladungen, jeder Federstrich ist ein Plus in ihr Konto. Ein Tag Abwesenheit kostet mich Prestige, Macht, Vermögen.

⟨Setzt sich.⟩ So sitzt sie am Schreibtisch. Jede Hauptbuchseite jedes Werkes hat sie im Kopf, sie kalkuliert auf den Pfennig genau. Dem

Kunden sieht sie in die Tasche, kennt die ausgeleierten Wege seiner Instinkte und jagt ihm Befehle zu, die er für seinen eigenen Willen hält. In diesem Augenblick — ach solche Kreatur — wie sie gegen mich wühlt!

Ottilie: Vater!

Christian: Bin ich von Gott verlassen, hier zu sitzen und ihr das Feld und Abschlüsse von größter Wichtigkeit zu überlassen?

Ottilie: Du darfst dich durchaus nicht erregen. ⟨Das Telephon auf dem Schreibtisch klingelt.⟩

Christian: Ruhe! ⟨am Apparat⟩: Wer? Witman? Die Sitzung gewesen? Bedingungen der holländischen Regierung — wie? wegen der Gewehrlieferung ja — vom Aufsichtsrat akzeptiert? Waas?! Laut, Witman! Geschäft, Zustimmung der holländischen Kammern vorausgesetzt, perfekt.

⟨Er läßt den Hörer fallen⟩: Herrgott im Himmel, dieses Aas! Wider meinen ausdrücklichen Befehl!

⟨Wieder am Telephon⟩: Sind Sie noch da? Durchschlagender Erfolg der Rede meines Schwiegersohns?

⟨Er wirft den Hörer hin⟩: Ich habe genug. Ich närrischer Mann. Pflege hier den alten Leichnam, dort schlägt mir meine Tochter das Lebenswerk in Stücke.

Ottilie: Was ist mit den holländischen Gewehren?

Christian: Und der wollt ihr zwei Puppen widerstehen? Drei Tage nach meinem Tod seid ihr hingesäbelt. Dieser Junge! Habe ich seine Jugend nicht mit meinen Ideen geführt, und er wird ein Nichtstuer. Und du hast doch Rasse, eben habe ich dein Herz behorcht. Komm her!

⟨Nimmt ihren Kopf und spricht ihr ins Ohr⟩: Wirf Kindheit hin — Scham. Weltmacht — kein Traum — baumstarke Wirklichkeit.

⟨Er schlägt auf dem Schreibtisch ein Buch, das er aus einer Schublade genommen, auf⟩: Was ist das für eine Zahl?

Ottilie ⟨steht geschlossenen Auges.⟩

Christian: Lies — die Zahl!

Ottilie: Hundertundzwanzig.

Christian: Millionen! Liebling, kleine Königin. Laß dir Krallen wachsen, nimm den Kommandostab, greif, was du willst. Für dich, nicht für die andere ist alles bestimmt.

Ottilie: Ich werde — ich verspreche dir — mit aller Kraft versuchen.

Christian: Sieh den heimlichsten, erschütterndsten Gedanken ins Gesicht. Was war das im Auge für ein Blitz? Du weißt einen, der dich packt. Mach ihn zur Tat! Gleich! Zeig dein Probestück! Blut von meinem Blut. Jung sollst du die Macht in Händen haben, die ich entbehren mußte.

Granate sagst du? Jetzt wollen wir sie an der richtigen Stelle krachend krepieren lassen. ‹Er klingelt›:

Wie heißt die Parole? La sensation! Lebendiges, ungezügeltes Lebensbewußtsein. Hinaus!

Ottilie ‹exit›.

VIERTER AUFTRITT

Wilhelm ‹tritt auf›: Exzellenz?

Christian: Sekretär, Zeitkind, wo stecken Sie? Während dringendster Vorgänge? Das Direktorium der Waffenfabriken hat nach zündender Rede des Grafen Beeskow die Bedingungen der holländischen Regierung für die Gewehrlieferung angenommen.

Wilhelm: Gegen Exzellenz' Absichten?

Christian: Gegen mein Verbot. Warum verbot ich's?

Wilhelm: Exzellenz befürchten einen für uns selbst in Kürze bevorstehenden Krieg, wollen unsere Werke für diesen freihalten.

Christian: Und die Konkurrenz mit der holländischen Lieferung festlegen. Dazu sind die schließlich bewilligten Preise verlustbringend. Als was stellt sich das Vorgehen des von meiner Tochter am Seil geführten Schwiegersohns dar? Als Palastrevolution. Warum ließen Sie mich nicht nach Berlin? Rekonvaleszent bin ich? Was soll der gepflegte Kadaver, bläst man dort meinem Geist das Licht aus.

Wilhelm: Wer hätte der Gräfin diese Tatkraft zugetraut?

Christian: Ich. Seit zwei Jahren suche ich Ihnen den Charakter meiner Tochter klarzumachen.

Wilhelm: Exzellenz belieben die Gräfin als Beispiel eines modernen einseitig auf Machthunger gestellten Wesens hinzustellen, während mein Empfinden nicht zuläßt . . .

Christian: Was läßt Ihr Empfinden nicht zu?

Wilhelm: Ich schweige, mißfalle ich Exzellenz.

Christian: Reden Sie!

Wilhelm: Man kann die in einem Menschen wirbelnden tausendfältigen Empfindungen . . .

Christian: Narr! Fünfundsechzig Millionen auf fünfhundertvierzigtausend Quadratkilometer. Magenhunger der Armen, Machthunger der Reichen. Fertig.

Wilhelm: Nein, Exzellenz!

Christian ⟨schreit⟩: Doch!

Wilhelm ⟨schweigt⟩.

Christian ⟨brüllt⟩: Doch, doch! Sehen Sie sich gefälligst um in der Welt. Schweben Sie auf, nehmen Sie Vogelperspektive, sehen Sie den Erdball oder Deutschland getrennt an. Sind's vielleicht immer noch nur die Juden? Gewissen, Bengel, Wahrheit! Ringt Euch endlich zu dieser klotzigen Erkenntnis durch, stellt sie monumental vor Euch hin: Magenhunger des Pöbels, Machthunger der Reichen. Sonst nichts. Kurszettel her. Waffenfabriken?

Wilhelm ⟨liest⟩: 264. Sechs Prozent höher.

Christian: Kaffern! Sechs niedriger mußten sie stehen, hätte die Bande Verstand. Dringend Berlin!

Wilhelm ⟨meldet am Telephon die Verbindung⟩.

Christian: Für nach Tisch den Arzt. Abends fahre ich — muß wissen, wie sie's angestellt hat, der Konkurrenz den Auftrag abzujagen.

Wilhelm: Der Exzellenz mißfällt.

Christian: Für die Welt bleibt's ein Erfolg, der ihre. Ich brenne, ihr Dessin zu kennen, versichere Sie, sie hat einen Saltomortale gesprungen, mich in den Schatten zu drängen.

Wilhelm: Die Gräfin ist bestimmt öffentlich gar nicht genannt.

Christian: Nein. Ihr genügt das Bewußtsein der Urheberschaft, die Ehre für den Hanswurst von Gatten, ⟨laut⟩ Hanswurst, der ihr nicht einmal ein Kind machen, die Dynastie nicht fortpflanzen konnte.

Wilhelm: Je unbedeutender Graf Beeskow in Wirklichkeit wäre, umso menschlich rührender der Gräfin Bestreben, ihn herauszustellen.

Christian: Zu schlicht gedacht. Die Frau hat doppelten Boden. ⟨Das Telephon schellt.⟩

Wilhelm ⟨am Apparat⟩: Herr Witman? Exzellenz will Sie sprechen.

Christian: Ein schlechter Spion, dieser Witman. Weiß er jetzt nicht das Genaueste, jage ich ihn fort. ⟨Am Apparat⟩: Wohin waren

Sie zum Teufel verschwunden? Gründe, durch die die Holländer bewogen wurden? So — so — so ah! ⟨Er läßt den Hörer sinken⟩: Gott steh mir bei! ⟨Er nimmt den Hörer auf⟩: So — so — Gut! ⟨Er hängt langsam, fast feierlich ab, geht dann zu einem Lehnstuhl, in dem er schweigend sitzt, schließlich stößt er ein Ächzen aus.⟩

Wilhelm ⟨steht lautlos⟩.

Christian ⟨erhebt sich, ohne Wilhelm zu bemerken, sagt er sehr ruhig⟩: Gott steh mir bei. Ich will nicht zum alten Eisen geworfen werden, habe noch dreißig Jahre zu leben. Mein Werk ist alles, ich bin der Schöpfer, der den Abgang nach eigenem Willen hat. Dies kleine mickrige Weib und solch inneres Ausmaß. Denn ihre Pläne sind umfassender, als ich's vorausgesetzt. Hier ist Kampf aufs Messer. Gut. ⟨Zu Wilhelm⟩: Wie es gemacht wurde? Um das Auftauchen der Nachricht der holländischen Bestellungen etwa hat sie laut Witman im Privatleben Nachdruck auf ihr protestantisches Bekenntnis gelegt. Besuchte werktätige Versammlungen, stiftete Krippen. Als nun vor Tagen die Entscheidung an einem Haar hing, machte sie eine bedeutende kirchliche Zuwendung, deren pomphafte Bekanntmachung sich alle Zeitungen angelegen sein ließen. Wir konnten uns hier den Sinn des Handelns nicht erklären. Dann ließ sie durch einen Mittelsmann im Haag den Gedanken auffliegen, es müsse seltsam berühren, gäbe das stockprotestantische Holland katholischen Firmen, eben unserer Konkurrenz, Millionen zu verdienen. Sie, die bisher von ihrem Glauben nicht das geringste gewußt hat.

Wilhelm: Das ist über alles Begreifen schimpflich.

Christian: Das ist einfach genial, Freundchen.

Wilhelm: Beweist die Richtigkeit Ihres Urteils über die Gräfin.

Christian: Genial. Das ist jetzt mein Urteil ohne Nebensinn.

Wilhelm: Exzellenz erlauben mir zu erwidern?

Christian: Nein.

Wilhelm: Ich m u ß antworten.

Christian: Ruhe! Ist die Handlung folgerichtig?

Wilhelm: Mit der Voraussetzung, es gibt auf Erden nur materielles Gut zu erwerben . . .

Christian: Mit der Voraussetzung.

Wilhelm: Ist sie genial.

Christian: Den Rest olle Kamellen, behalten Sie für sich. Oder wollen Sie sich moralisch entrüsten, Erziehungsrudimente speien, he?

Wilhelm: Ich möchte mich nicht lächerlich machen.

Christian: Zurück zum Thema. Diese genialen Instinkte sind gegen mich, mein persönliches Ansehen gerichtet. Vom Direktor bis zum Aktionär soll man wissen, ich bin schon jetzt entbehrlich. Sehen Sie den Fall deutlich?

Wilhelm: Gewiß.

Christian: Was hieß übrigens, Sie wollen sich nicht lächerlich machen? Vor wem?

Wilhelm: Vor Exzellenz natürlich.

Christian: Sie sind nicht offen, Ihre Sache. Kurz: was in Berlin vor sich ging, bedeutet die auf den Tisch gehauene Faust.

Wilhelm: Exzellenz werden auftrumpfen.

Christian: Ich werde, mein Lieber, nur ein wenig die Schleuse der Ideen öffnen, und diese Miniatursemiramis wird weggeschwemmt sein. Ich fahre nicht hinüber, sondern warte hier ihre Ankunft ab, ihr das Fell so gründlich abzuziehen . . .

Wilhelm: Die Gräfin wird gewappnet kommen.

Christian: Ihr fehlt Experience. Vierzig Jahre sitze ich am Webstuhl der Zeit. Jede Kombination war schon einmal da. Mit Bismarck habe ich um Fetzen gerauft, daß Funken stoben. Der holländische Auftrag geht durch die Kammer in letzter Minute zurück. Schwöre ich! Ein Gang unter Bäumen, und ich habe dafür den Einfall, der das armselige Kerzenlicht ihres Religionswitzes ausbläst, die Anteilnahme der Beteiligten nicht nur, der politischen Welt wieder in meine Flamme reißt.

Siebenzig Jahre, Freundchen, aber Flamme immer noch.

Wilhelm: Exzellenz freut schon der Kampf.

Christian: Die Räder laufen an.

Wilhelm: Und haben, reißen alle Stricke, noch das Fest des siebenzigsten Geburtstags am ersten Juli.

Christian: Umgekehrt, vielleicht genügen die bengalischen Streichhölzer des Jubiläums, die Welt neu mit mir zu blenden. Sonst erst lasse ich die Sonne scheinen. In jedem Fall: Leben vor uns die nächste Zeit und ⟨kneift ihn ins Ohr⟩ Zeitungsausschnitte die Menge.

Ihre Aufgabe ist, die beiden Kinder uns fester zu verbinden. Lassen Sie Ihre Zurückhaltung. Stecken Sie dem Jungen, dem Mädchen einmal ein dickes Stück Wirklichkeit in die Zähne. Alle fossilen Spielereien und Gedankentechtelmechtel endgültig zum Kehricht. Ein Gang unter Bäumen und . . . ⟨lachend exit⟩.

Wilhelm ⟨geht zum Schreibtisch, schreibt⟩: Kuvert! Schnell! An die Geschäftsleitung des jungnationalen Verbandes, Berlin. Fort damit! ⟨Steht auf.⟩

FÜNFTER AUFTRITT

Philipp Ernst ⟨tritt auf⟩: Guten Tag, Doktor, mein Vater soll hier sein?

Wilhelm: Exzellenz gingen hinaus, einen Zwischenfall zu überlegen.

Philipp Ernst: Überlassen wir ihn diesem. Wissen Sie, daß mir ein Zwischenfall das Entsetzlichste von der Welt ist, weil er zwischen zwei angenehme Chosen immer als etwas Peinliches hineinfällt?

Wilhelm: Es kann auch umgekehrt sein.

Philipp Ernst: Wie das?

Wilhelm: Kann er nicht angenehm eine peinliche Situation unterbrechen?

Philipp Ernst: In einem temperierten Dasein ist der Zwischenfall die einzig denkbare peinliche Situation. Ach, lieber Doktor, gibt es Nachrichten über die Ankunft meiner Schwester?

Wilhelm: Freitag abend. Durchlaucht Prinz und Prinzessin Oels werden in Begleitung der Herrschaften sein.

Philipp Ernst: Aber sagen Sie nicht: Prinz und Prinzessin. Sie sind nicht verheiratet. Geschwister. Die Prinzessin eine charmante Witwe. Der Bruder zwanzig Jahre, ein Bürschchen.

Wilhelm: Ich wußte nicht.

Philipp Ernst: Rotblond mit Sommersprossen und einem Duvet. Die Witwe Doktor. Es ist die, die den Akzident mit dem Grafen Chamel hatte. Dem Sportchamel. Deauville. Sie wissen. Feuerwerk, nachts à la digue. Kasino und so weiter. Wie ist die Zimmerordnung?

Wilhelm: Für Herrn Baron das gewohnte Appartement.

Philipp Ernst: Sind die Badehähne nachgesehen? Es klapperte immer eine Angelegenheit. Die Witwe soll sich jetzt besser anziehen. Bisher immer ein bißchen karriertes Malweib. Distinguiertes Malweib immerhin — immerhin schauerlich.

Wilhelm: Wollten Herr Baron mir bei Gelegenheit eine Stunde für geschäftliche Mitteilungen —

Philipp Ernst: Das paßt. Meinerseits wollte ich Sie bitten, trage seit drei Monaten ein Bündel Papiere herum, Abrechnungen. Saldo zu ihren Gunsten usw. Sie wissen Bescheid, das heißt, man weiß nie, zu wessen Gunsten, netto, brutto — italienisches Kauderwelsch.

Wilhelm: Wir haben hier eine Kontoseite. Wollen Sie einen Blick herwerfen?

Philipp Ernst: Ich schwöre Ihnen, Doktor — Sie mögen mich für bebête halten — ich kann nicht, mich würgt's im Hals. Idiosynkrasie. Wie ich keine Hühner in meiner Nähe ertrage, das Geflatter, es ist dieselbe Chose.

Wilhelm: Eine so einfache Sache. Drei, vier Begriffe nur.

Philipp Ernst ⟨außer sich⟩: Ich beschwöre Sie, c'est plus fort que moi. Netto, saldo, brutto. ⟨Er schüttelt sich.⟩ Voyons.

Wilhelm ⟨lacht⟩: Man wird Sie im Leben übervorteilen.

Philipp Ernst: Ich lebe von anderen Tricks.

Wilhelm: Darf ich mich beurlauben?

Philipp Ernst: Sehen Sie einmal in die Papiere, die ich Ihnen schicken werde?

Wilhelm: Gern. ⟨Verbeugt sich, exit.⟩

SECHSTER AUFTRITT

Philipp Ernst ⟨schüttelt sich⟩.

Ottilie ⟨tritt auf, oben auf der Galerie und stürzt, da sie den Bruder sieht, herunter⟩: Philippchen!

Philipp Ernst: Didelchen! ⟨Umarmung.⟩ Bist du groß geworden!

Ottilie: Bist du schön geworden!

Philipp Ernst: Aber nicht doch!

Ottilie: Clean shaved steht dir himmlisch. Und schlanker.

Philipp Ernst: Fünfundsechzig Zentimeter Taille. Easton wird bei der Anprobe außer sich sein.

Ottilie: Und das Haar: tête carrée. Zeig die Zähne.

Philipp Ernst ⟨tut's⟩.

Ottilie: Wundervoll!

Philipp Ernst: Deine?

Ottilie ⟨zeigt sie⟩.

Philipp Ernst: Splendid. Cherry tooth?

Ottilie: Pâte dentifrice. Was hast du mir mitgebracht?

Philipp Ernst: Sel Morny fürs Bad. Frühling im Badewasser. Maiandacht. Man plätschert au dessus de tout. Dann Houbigant, mon délice und die Gazette du bon ton.

Ottilie ⟨dreht sich vor ihm⟩: Wie siehst du mich im ganzen?

Philipp Ernst: Behaglich. Fünfundsechzig Kilo.

Ottilie: Pfui! Achtundfünfzig netto.

Philipp Ernst: Du meinst ohne — also brutto. Ach Didelchen, es ist gemütlich zu leben. ⟨Er legt den Arm um sie.⟩

Ottilie: Auf deine Art. Lebt man aber mit Vater. Ich fürchte, Philipp Ernst, es gibt ernste Dinge im Leben. Die Fabriken.

Philipp Ernst: Für die ist Sofie ausgemacht.

Ottilie: Sie sind eine Macht, die uns gehört.

Philipp Ernst: So lala. Ich habe eine andere.

Ottilie: Auf Frauen?

Philipp Ernst: Sie genügt mir. Ich bedaure dich, weil du's in seiner charmanten Gesamtheit nicht empfinden kannst: das Weib.

Ottilie: Lili Oels kommt. Hast du's auf sie abgesehen?

Philipp Ernst: Ich sehe es nie geradezu ab. Ich bin einfach da, voyons.

Ottilie: Du hast den Willen, den Griff.

Philipp Ernst: Meine kleinen Tricks.

Ottilie: Wüßte ich sie auch! Armer Kerl, ich glaube, dein Aufenthalt wird weniger behaglich sein, als du hoffst.

Philipp Ernst: Wie das?

Ottilie: Durch die gezwungene Muße ist Vater in unbeschreiblicher Erregung.

Philipp Ernst: Attacken auf meine Gemütsruhe setze ich mich unter keinen Umständen aus.

Ottilie: Es scheinen ernste Zeiten bevorzustehen. Man spricht vom Krieg.

Philipp Ernst: Ich bin militärfrei, gehe in einen Badeort, mache eine Weltreise. ⟨Erregt.⟩ Unannehmlichkeiten irgendwelcher Art, woher sie auch kommen, lehne ich aus Prinzip ab.

SIEBENTER AUFTRITT

Christian ‹tritt auf›: Sieben Koffer — daran erkenn ich meinen Erstgeborenen. ‹Umarmung.› Du kommst aus London? Was sagen Hadfield und Kompanie? Hast du das elektrische Hebewerk bei Fowler gesehen? Die Kerls bauen bis zu fünfzigtausend PS.

Philipp Ernst: Fabelhaft!

Christian: Wo ist dein Bart?

Philipp Ernst: Shaved.

Christian: Was sagt man von uns? Munkelt man von unserem Ballongeschütz? Nicht zu schlagen. Englische Rente?

Philipp Ernst: Grüße bringe ich von Alshot, Taxis und so weiter.

Christian ‹ihn ansehend›: Ist das der letzte Schrei? Aufgepaßt jetzt! Mit deiner Schwester sprach ich: um meine Gesundheit steht's jämmerlich.

Philipp Ernst: Du siehst solide aus.

Ottilie: Der Geheimrat war heute zufrieden.

Christian: Auf den Hund. Morgen könnt ihr vor dem Faktum stehen: Erbteilung. Ihr seid nicht Nachkommen von Hinz und Kunz. Eure Erbmasse besteht aus vierzehn Werken, die einen Hauptteil unserer Industrie ausmachen. Platz für alle drei und Kind und Kegel. Gesät habe ich. Die himmlischsten Ernten könnt Ihr sammeln.

Aber Ihr habt, du Philipp Ernst besonders, bis heute geschlampt, überzeugt, ich sorge bestens für Euch. Das ist geschehen. Durch Verträge nach Möglichkeiten über meinen Tod hinaus.

Philipp Ernst: Gottlob!

Christian: Vor dem Willen einer zielbewußten Kreatur aber sind die ausgeklügeltsten Verträge null.

Philipp Ernst: Das Gesetz, cher père.

Wilhelm ‹tritt auf›.

Christian: Der Betrug geht auf legale Weise vor sich, kein Gesetz tritt in Kraft. Ohne Voraussetzung in Euch ist das nicht klarzumachen. Kurz nach einiger Zeit hat sich die Ziffer nicht, aber der Wert Eures Vermögens geändert, da Ihr nicht imstande seid, das Euch Zugeschobene auf seine reelle Substanz hin zu prüfen.

Philipp Ernst: Welcher durchschnittliche Erbe wäre das aber?

Christian: Darum ist es für andere so leicht, von seinem Gelde zu leben. Nicht die paar Millionen, die man selbst hat, die ungeheuren Summen, die vom Publikum wenigen Männern anvertraut werden, und über die diese nach Gutdünken verfügen, geben ihnen die unvergleichliche Macht.

Wilhelm: Ich mache mich bemerklich, Exzellenz!

Christian: Eure Schwester, ohne jedes Sentiment, hat Euch in kürzester Zeit bis aufs Hemd ausgeplündert.

Philipp Ernst: Doktor Krey, cher père!

Christian ⟨außer sich⟩: Weil Ihr sündhaft nachlässig mit Eurem Besitz seid, um Eure Fußnägel mehr Euch kümmert, als um Euer Vermögen. Es ist kein Einwurf, neun Zehntel der Besitzenden tut ebenso wie Ihr. Sie kommen mit der Zeit alle an den Bettelstab, zu Fug und Recht. Und von der anderen Seite ist's keine Sünde, aus ihrer Überlegenheit folgerichtig, macht sie mit Imbéciles kurzen Prozeß.

Philipp Ernst: Herr Doktor Krey, Papa!

Christian ⟨zu Wilhelm⟩: Kommen Sie her! Stecken Sie diesen Narren endlich ein Licht auf. Das Mädchen ist willig. An einer Lebenswende ist sie mit einem Ruck zum Entschluß zu bringen.

⟨Zu Philipp⟩: Bei dir ließ ich's lange gehen. Jetzt aber will ich Vernunft! Ich will! Ruhe!

Jubiliert, daß in einem Anfall von Größenwahn das Hühnchen sich einfallen läßt, mit mir ein Tänzchen zu wagen. Dazu trete ich an, und werde ihr zeigen, man kann mit Unmündigen wohl, muß es sein mit Ebenbürtigen, aber nicht aus Übermut mit dem Überlegenen sich einlassen. Breche ich ihr aber auch noch vor meinem Abmarsch den Hals, ist es nur dann Gewinn für Euch, seht Ihr bis dahin klar. Also voran!

⟨Zu Wilhelm⟩: Ich bin auf dem Weg. Noch ist des Planes Umriß dunkel, doch schwant mir etwas von schauerlicher Großartigkeit. ⟨Exit.⟩

ACHTER AUFTRITT

⟨Schweigen.⟩

Wilhelm: Herr Baron?

Philipp Ernst: Liebster Doktor, Sie sehen mich vollständig zersplittert.

Ottilie: Was zu wissen notwendig, werden wir aus uns selbst uns aneignen. Und was zu wollen und zu tun ist!

Philipp Ernst: Später würde ich Ihnen dankbar sein.

Ottilie: Wir haben den Entschluß. Komm. ‹Sie verschwinden die Treppe hinauf.›

NEUNTER AUFTRITT

Wilhelm: Solcher Zynismus ist der Gipfel. Auf legalem Wege geht der Betrug vor sich. Die Nation gesetzmäßig geplündert von den wenigen Verwaltern ihres Vermögens? So war mein praktischer Anfang richtig: die Armen durch die Schrift aufzuklären, welche Gefahr sie im Geldbeutel laufen, und ist das Volk in der Angst um seinen Besitz aufgeschreckt, kann ich's tiefer anrufen: es stehen im Lande alle Güter des Gewissens und der Liebe in Gefahr!

Nie noch war ich so unbedingt frei vom Einfluß Eurer bezaubernden verabscheuungswürdigen Eigenschaften. —

Ottilie ‹die schließlich, vornübergebeugt, von der Galerie seinen Worten gefolgt ist, ersteigt das Geländer›.

Wilhelm: Was wollen Sie?

Ottilie: Ich springe hinunter!

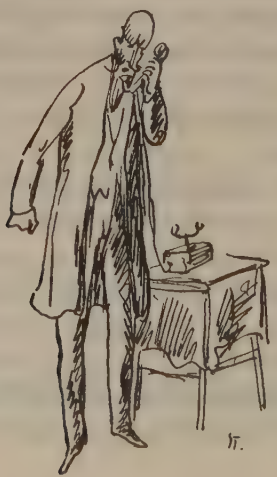
Wilhelm: Um Gotteswillen!

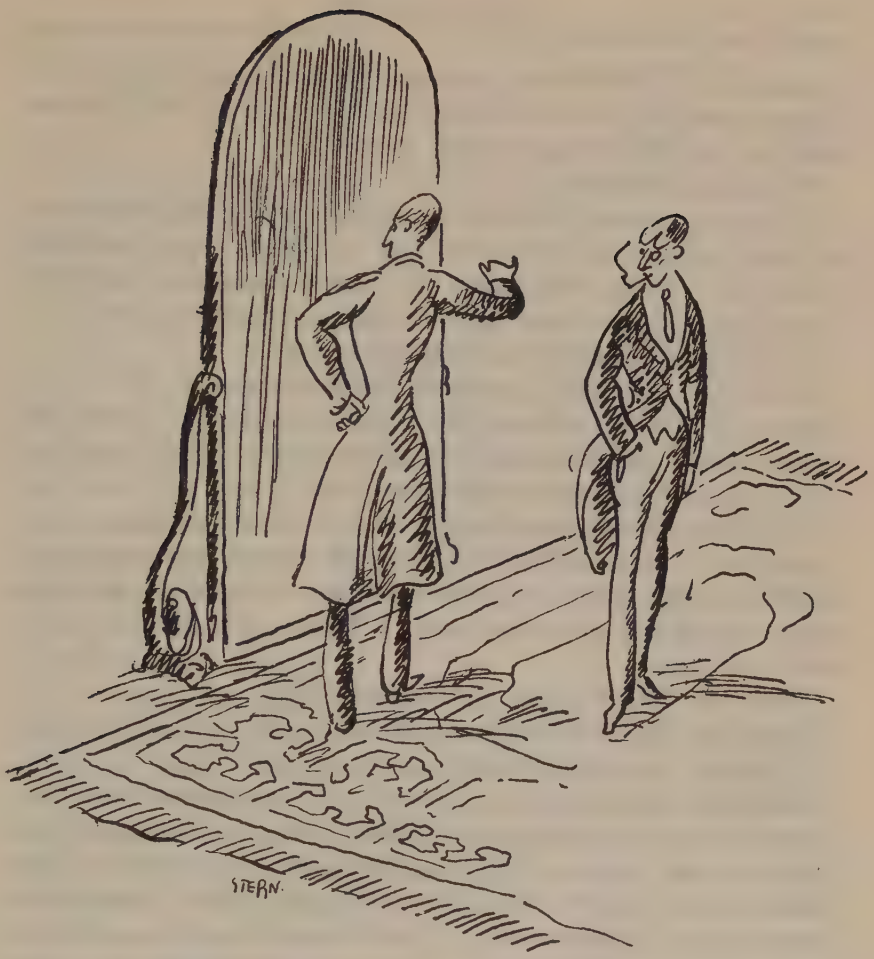
Ottilie: Ich springe!

Wilhelm: Halten Sie ein! ‹Er stürzt die Stufen hinan und umfaßt sie.›

Ottilie ‹sieghaften Blickes›: Fassen Sie mich nicht so fest!

Vorhang.





DER ZWEITE AUFZUG

Der gleiche Raum.

ERSTER AUFTRITT

Wilhelm und Friedrich Stadler treten auf.

Friedrich: Die Hand zuerst, Wilhelm! Ich drücke sie dir mit dem Druck von uns allen. Deine letzten Briefe bliesen die Glut zu Flammen, es stand durch die Größe deiner Gedanken plötzlich vor uns ein

Vaterland, von dem wir nur noch eine dunkle Ahnung wußten. Das Feuer deines Wollens schuf sich eine nationale Zukunft, die uns nicht nur menschlich, nein männlich entzückte.

Wilhelm: Friedrich!

Friedrich: Unsere Schwüre, die Tränen junger Menschen hättest du sehen müssen, einige sprangen auf die Tische, Lieder zaubertest du hervor, und es ward klar, seit Menschengedenken hat sich in Deutschland kein politischer Geist so frei und befreiend geregt.

Wilhelm ⟨an seinem Halse⟩: Friedrich!

Friedrich: Wie dein Kopf dem Mirabeaus gleicht. Zur Sache! Meinen Auftrag vor allem: unser grenzenloses Vertrauen wird dich morgen zum Präsidenten des Verbandes machen. Hals über Kopf bin ich mit der Nachricht hierher gereist.

Wilhelm: Wie ist das möglich? Ich habe kein Verdienst.

Friedrich: Das größte. Du fandest die Formel, mit unserer abgegriffenen Tagessprache von neuem Sphären in die Räume zu rollen, rissest die Jugend von ihren Sitzen, daß sie zum Marschieren bereit neben dir steht.

Wilhelm: Welch ungeheure Verantwortung!

Friedrich: Wer könnte sie tragen als du, wer den Ruhm, der ihr folgt?

Wilhelm: Ein Mitstreiter dachte ich zu sein . . .

Friedrich: Da auf deinen Ruf alles zusammenläuft, das Entgegengesetzte einig ist, bist du der Führer. Bist es durch deine deutsche Idee, die zum erstenmal alles zusammenreißt, was in diesen Zeitläuften deutschen Boden bewohnt und sich bekennt zum Kampf gegen internationale Geldwirtschaft. — Das Geschwür der Zeit stachest du auf, aus schwülen Dämpfen der Rentenhysterie führst du uns geläutert zurück an das klare Wasser unserer Wälder.

Wir haben indessen praktisch gearbeitet. Überall hin ist das Zwingendste aus deinen Schriften schon an Universitäten und Hochschulen verbreitet.

Wilhelm: Wirklich?

Friedrich: Dein Name bedeutet der jungen Generation die größte Hoffnung, sie läßt aus diesem Bewußtsein in den zur Verbreitung deiner Absichten gestifteten Fonds die Beiträge reichlich fließen.

Wilhelm: Immer neue Überraschungen!

Friedrich: Ich selbst bringe dir hier die Erbschaft von meinen Eltern.

Wilhelm: Aber Friedrich! Das ist unmöglich . . .

Friedrich: Der Verzicht auf sie wird mich enger an das Ziel binden.

Wilhelm ⟨umarmt ihn⟩.

Friedrich: Du siehst, was du wirkst.

Brüder, gält es Gut und Blut,
dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut.

Jung sein, mit seiner Bestimmung nicht experimentieren müssen, sondern durch das Genie eines Lebendigen ein lebendiges Ziel in der Welt sehen, dem man sich aus seines Blutes Fülle hingeben darf, wieviel Generationen ist das gegönnt? Und dir danken wir's! Und nun, komm mit mir. Diese Aufforderung ist im Hinblick auf dein neues Amt im Namen aller meines Hierseins letzter Zweck.

Wilhelm: Ich komme.

Friedrich: Wir fahren heute.

Wilhelm: Heute! Das heißt — so gern ich meine Beziehungen zu diesem Hause breche, ich kann nicht davonlaufen. Ich bin frei, man wird mir nichts in den Weg legen. Nur sind mir außerordentliche Dinge anvertraut, die für den Augenblick ich allein übersehe. Sie in die Hand des Chefs zurückzulegen . . .

Friedrich: Wieviel Tage?

Wilhelm: Eine Woche!

Friedrich: Zuviel für unsere Ungeduld. Ich leide dich hier nicht. Meine Liebe zu dir, die Einsicht der in dir verkörperten einmaligen außerordentlichen Naturkraft, Gefahren, die der Geist dieses Hauses fortwährend droht . . .

Wilhelm ⟨lacht⟩: Furcht, da ich keinem hier einen Finger gebe?

Friedrich: Unbehagen. Versuche heute noch zum Abschluß zu kommen — setze deine Abreise unbedingt für morgen fest.

Wilhelm: Ich versuche es.

Friedrich: In diesem Fall bleibe ich, und wir gehen miteinander. Du kannst mich für diese Nacht bei dir unterbringen? Doch so, daß

ich vor dem Anblick jedermanns behütet bin. Die bloße Vorstellung der Bewohner dieses Hauses ist mir unerträglich.

Wilhelm: Das geht sehr gut. Komm.

Beide ⟨exeunt⟩.

ZWEITER AUFTRITT

Ottilie ⟨tritt auf, geht zum Schreibtisch, nimmt aus dem Papierkorb ein Papier und liest⟩: „Von nichts tönt das Tagesgespräch als vom Eigentum. Es schreit der Reiche um Schutz für das Erworbene, der Arme will Privilegien, die ihm ein bequemes Leben sichern. Auf den materiellen Besitz einseitig festgelegt, scheint die Nation des höheren Aufschwungs unfähig." ⟨Sie wirft den Bogen in den Korb zurück und nimmt andere Papierstückchen herauf und liest⟩:

»Raffinierte Vergnügungen. Korruption. Sittliche Ökonomie. Leidenschaftliches Nationalgefühl. Gemeinsamkeit gegen eine Welt in Waffen.«

DRITTER AUFTRITT

Wilhelm ⟨tritt auf⟩.

Ottilie ⟨will hinaus, beide treffen sich in der Mitte des Raumes⟩: Warum weichen Sie aus?

Wilhelm ⟨sieht ihr ins Auge⟩.

Ottilie: Sie sind feige.

Wilhelm: Sind Sie nicht unvorsichtig?

Ottilie: Ich habe Vorsicht nicht nötig.

Wilhelm: Ich aber.

Ottilie: Angst um Ihre Stellung?

Wilhelm: Für mein Leben.

Ottilie: Geh ich Sie an?

Wilhelm: Nein.

Ottilie ⟨zeigt⟩: Da oben?

Wilhelm: Mitleid.

Ottilie: Sonst nichts?

Wilhelm: Kaum.

Ottilie: Es ist nicht wahr. Sie treiben mich . . .

Wilhelm: Zu Sensationen.

Ottilie ⟨exit⟩.

VIERTER AUFTRITT

Wilhelm: Du unterschätzt den Geist, der neben dir geht, gutes Mädchen. Mißbrauchen für eine Laune willst du mich, und von der anderen Seite bieten mir die prachtvoll begeisterten Jungen Gewalt über ihr Leben und ihre Stoßkraft an. Es erhebt sich einer, da du ihn noch in abhängiger Stellung unter dir siehst, schon über den First deines Lebens, durch seine unbestochen freie Meinung macht er heldenhaft großen Eindruck auf die Zeit, die ihn dafür unsterblich nennt. Unsterblich — Ottilie! Du aber und dein Geld bleibst im Namenlosen. Es kommt der Tag, da mit der zwischen uns aufgehellten wirklichen Distanz ich die Frechheit deines bloßen Versuchs heimzahlen werde.

FÜNFTER AUFTRITT

Christian ⟨tritt auf⟩: Tagsüber, abends sind Sie nicht mehr zu sehen. Jeden freien Augenblick verschwinden Sie in Ihr Zimmer. Was gibt's Wichtiges? Machen Sie Verse?

Wilhelm: Ich schreibe Gedanken über den internationalen Kapitalismus nieder.

Christian: Vernichtende Kritik, vermute. Hätten Sie einen wirklichen Begriff, könnten Sie dem Lande ein neuer Beaumarchais werden.

Wilhelm: Zwei Jahre an Exzellenz' Seite . . .

Christian: Wäre ich öfters wie neulich mitteilsam . . .

Wilhelm: Vielleicht genügen die wenigen Aufschlüsse zu Grunderkenntnissen, mit Spekulationen hilft man sich weiter.

Christian: Vielleicht. Glauben Sie, ich habe Angst?

Wilhelm: Warum Angst, Exzellenz?

Christian: Jüngelchen! Mit einer besessenen Feder freilich — Gleichviel. Tun Sie Ihr Mögliches, werfen Sie die Lunte ins Pulverfaß. Ich bin, sind neue Zustände geschaffen, bereit, wieder von der Pike an zu dienen. Ob General, ob Unteroffizier — nur mitten im Gewühl stehen.

Wilhelm: Würden Exzellenz die Größe soweit treiben, mir im einzelnen, wo ich das Problem nicht erschöpfe, noch Winke zu geben?

Christian ⟨kneift ihn ins Ohr⟩: Das hängt von dir selbst ab, Freund.

Zeigen Sie mir die Kladde. Ist sie ungenügend, wie ich vermute, niemals. Bloße Ruhestörer verdienen, man lyncht sie. Erkenne ich, hier tritt Genie auf — was sollte ich besseres tun, mich von Anfang an ihm zu verbinden?

Wilhelm: Diese Gewißheit allein vermochte mich letzthin, mein Bleiben im Haus zu verlängern.

Christian: Sticht von neuem der Hafer? Karriere?

Wilhelm: Ich möchte Exzellenz infolge eingetretener wichtiger Ereignisse um meine sofortige Entlassung bitten.

Christian: Unserer Verabredung gemäß sind Sie jederzeit frei. Obwohl Sie mir wegen der bewußten Angelegenheit gerade im Augenblick sehr fehlen werden. Sehr. In drei, vier Tagen wäre alles vorbei. Ich könnte Sie an meinem glorreichen Tage in ein hoffentlich glorreiches Leben entlassen. Lockt Sie das nicht, sind Sie nicht abergläubisch? Dann tun Sie's mir zuliebe.

Wilhelm: Ich möchte nicht undankbar sein.

Christian: Und erleben eine Situation, die Ihnen fürs Leben unvergeßlich bleibt. Nur mehr drei Tage. Abgemacht?

Wilhelm: Ich darf Exzellenz heute abend meinen Entschluß, der nicht von mir allein abhängt, unterbreiten.

Christian: Wie stehen Ihre Relationen zu meinem Sohn?

Wilhelm: Baron Philipp Ernst nahe zu kommen, ist schwer.

Christian: Da möchte ich doch auch noch Resultate von Ihnen. Also ich rechne für die kurze Zeit noch auf Sie.

Es war gestern abend bei der Ankunft zu spät, das rothaarige Karnickel zu fassen. Vor elf Uhr ist heute morgen an ein Erscheinen der Herrschaften nicht zu denken. Ich will das verordnete Bad nehmen, wenn nicht vorher noch . . .

Wilhelm: Geheimrat Brunner machten es Exzellenz zur Pflicht.

Christian: Setzen Sie in den Brief an Witman noch hinzu — Wie heißt der letzte Absatz?

Wilhelm (liest aus einem Brief): »Insbesondere ist in Unterhaltungen mit allen Angestellten bis zu den Direktoren Nachdruck auf den Namen Seiner Exzellenz zu legen. Es sind diejenigen hierherzumelden, die bei Erwähnung desselben es in Miene oder Gesten an der Überzeugung fehlen lassen, in Exzellenz sei nach wie vor jede

Entscheidung verankert. Für seinen bevorstehenden siebenzigsten Geburtstag wäre Seiner Exzellenz die nachdrückliche Manifestation dieser Einsicht angenehm.«

Christian: Angenehm. Im übrigen warten Exzellenz nur die wenigen Tage zu seiner vollständigen Genesung ab, um wie ein . . .

Wilhelm: Sollten Exzellenz nicht gerade in der nächsten Zeit unbedingt Mäßigung üben?

Christian: Ich muß in der nächsten Zeit mein Austerlitz schlagen oder krepieren. Schreiben Sie — um wie ein Orkan in das Sodom zu fahren, in das er während seiner Krankheit Einblick genommen hat. Eine Kopie sofort der Gräfin zum Frühstück hinauf. So ist die Ouvertüre unserer Auseinandersetzungen vorher gespielt.

Diener ‹tritt auf und macht Christian Meldung›.

Christian: Schon da? Ich komme.

Diener ‹exit›.

Wilhelm: Exzellenz verfärben sich. Was gibt's?

Christian: Haben Sie in den vergangenen Tagen um die gleiche Stunde nichts gemerkt? Ich sagte doch: Nur noch dreimal vierundzwanzig Stunden. Und hätte sie den Teufel zum Bundesgenossen, bei mir wetterleuchtet der liebe Gott jetzt hinter der Szene. ‹Exit.›

Wilhelm: Was soll das sein?

Jungfer ‹tritt auf, gibt Wilhelm einen Brief. Exit›.

Wilhelm: Wer ist das? ‹Öffnet den Brief.› Von ihr! Aber das ist eine Erklärung! Welche Kühnheit von dem Mädchen! Ich stieß sie unzweideutig zurück, und sie kommt furchtlos und demütigt sich. Das ist menschlich außerordentlich.

Eine List? Aber mich zu locken gibt's andere Mittel, braucht sie nicht durch einen Brief sich bloßzustellen. Denn wie es nun auch kommt: diese Zeilen sind von jetzt ab für alle Fälle in meinem Besitz.

‹Er liest›: »Seit langem fühle ich, was ich Ihnen danke, Ihrem bloßen erhebenden Dasein, doch erst heute stehe ich frei von fremden Einflüssen mit dem unwiderstehlichen Wunsch, von Ihnen über mich selbst und das Leben unterrichtet zu sein.«

Ist es möglich? Nicht Laune? Nicht List? ‹Er denkt nach›: Nein. Ein richtiger, leidenschaftlicher Entschluß. Wo finde ich sie?

SECHSTER AUFTRITT

⟨Gräfin Sofie und Graf Otto von Beeskow treten auf in Reitdreß.⟩

Sofie: Wissen Sie, Herr Doktor, wer bei meinem Vater ist?

Wilhelm: Nein, Frau Gräfin.

Sofie: Sie auch nicht? Es geht ihm schlecht. Geheimrat Brunner beklagt vor allem, daß er sich trotzdem keine Ruhe gönnt. Wäre es nicht Ihre Pflicht, Ihren Einfluß in dieser Richtung aufzubieten?

Wilhelm: Frau Gräfin kennen Exzellenz' Temperament.

Otto: Sehr richtig.

Wilhelm: In Exzellenz' Auftrag habe ich Frau Gräfin die Abschrift eines Briefes an Herrn Witman zuzustellen.

Sofie: Geschäftliche Mitteilungen gehen an den Grafen.

Wilhelm: Wohin darf ich das Schreiben gelangen lassen?

Otto: Geben Sie ihn mir zum Frühstück. Nichts Geschäftliches am Vormittag.

Wilhelm: Gern. Ich darf mich beurlauben. ⟨Exit.⟩

SIEBENTER AUFTRITT

Sofie: Wie ist das Haus verändert.

Otto: Der Alte dicht vor dem Ende.

Sofie: Wer mag bei ihm sein?

Otto: Reitest du oder nicht?

Sofie: Wo steckt Ottilie?

Otto: Also auf Wiedersehen!

Sofie: Zwei Minuten Otto. Wie er durch den Garten schlurfte — wer hätte den Zusammenbruch in so kurzer Zeit für möglich gehalten.

Otto: Siebenzig sind ein schönes Alter. Er hat deine Überlegenheit schon zu lange ponderiert.

Sofie: Wieder den Tatsachen vorgegriffen.

Otto: Ein Blinder sieht, er ist hin.

Sofie: Fühlt er wirklich sein Ende, ist er uns gegenüber auch zum äußersten entschlossen, hat er die wirksamste Angriffsfläche gefunden: er weiß, unser Ansehen im Werk und in der Welt ist mit der Durchsetzung des holländischen Auftrags verknüpft, weiß, wir

haben uns bis ins letzte mit ihm identifiziert. Er wird ihn also unter allen Umständen kontrekarieren.

Otto: Zu spät. Du hörst, wie durchschlagend dein Trick im Haag gewirkt hat.

Sofie: Er kann aus seiner Art uns den Triumph nicht gönnen, ist zum Hals mit Wut gegen mich gestopft. Diese von sich besessene Natur verträgt nichts Bedeutendes neben sich und wird uns, coûte qui coûte, niederwerfen. Nahendes Ende verzehnfachen seine Kräfte.

Otto: Du siehst Gespenster. Ein Tapergreis . . .

Sofie: Wann wirst du endlich von diesem Blut einen Begriff haben? Mit Zähnen und Krallen sind wir bis zum letzten Atemzug in eine Sache verhängt, und unlöslich stehen oder fallen wir mit ihr.

Otto: Verrückte Bande. Im Grunde eben Heraufkömmlinge.

Sofie: Mit frischem Saft lebendig eben im Grunde.

Otto: Macht eure Auseinandersetzungen zwischen euch ab und menagiert euch.

Sofie: Es gibt keine Schonung diesmal, denn hinterher fallen die Tore zu. Hast du Angst, reise ab. Ich muß die Hände bis zum Ellbogen frei haben.

Otto: Ich will, du hältst dich zurück, verstanden?

Sofie: Es geschieht für dich, Otto, für dein Ansehen, deine Größe nach seinem Tode. Dein schlagender Erfolg und sein platter Abgang müssen vor der Welt zusammenfallen. Läßt er über deiner Katastrophe eine Gloriole von sich in der Welt zurück, wandelst du für den Rest der Tage ein Schemen in seinem Licht. Das will ich nicht.

Otto: Wirklich hatten wir die Sache fein eingefädelt.

Sofie: Und sollen ihm, dicht vor dem Sieg, das Feld lassen?

Otto: Also auf ihn. Aber mit Haltung!

Sofie: Auch vor den beiden Kindern muß ein Exempel statuiert werden. Durch Verträge, das sind wir sicher, hat er ihnen für später den Rücken gesteift. Sie müssen darum vorher einmal sehen, was wir für eine Handschrift schreiben. Um Philipp Ernst mache ich mir keine Sorge.

Otto: Die mitgebrachte Uhrkette paralysiert ihn. Ein schlichter Bindfaden vom Knopfloch bis zur Uhr, das wirft ihn für lange Zeit in Entzücken.

Sofie: Der Mensch, der hier schleicht, hat mit Ottilie Pläne.

Otto: Donnerwetter, wie kommst du darauf?

Sofie: Das Gegenteil wäre Mirakel. In solchen gebildeten Habenichtsen schläft stets der Wille, in unsere Assiette zu springen.

Otto: Und sie ist eine Platzpatrone.

Sofie: Durch irgendein Phantasma blendet der Bursche die Unmündige.

Otto: Der also wird durch einen Seitenhieb miterledigt.

Sofie: Nimm du die Kinder auf dich und laß mir hier das Feld.

Otto: Was mache ich mit Ottilie?

Sofie: Oels.

Otto: Einen Flirt starten?

Sofie: Zum Anfang. Er ist blöd. Gib einige Renseignements.

Otto: Er soll im Bilde sein.

Sofie: Wer ist — bei ihm?

Otto: Du machst mir Angst.

Sofie: Denn da liegt der Schlüssel. Steck das Reiten auf, leg dich auf die Lauer.

Otto: Kommt dieser vermaledeite siebenzigste Geburtstag hinzu, den er zu einer Feier für sich ausnutzen wird.

Sofie: Zu einer überwältigenden Demonstration, duldet man's. Du wirst Witman sofort einen Brief hinfeuern, der Alte verbäte sich in Anbetracht seines Gesundheitszustandes jede Erwähnung. Auch die Presse soll instruiert werden.

Otto: Du glühst. Laß dich nicht hinreißen.

Sofie: Bis zum letzten, ihm gewachsen zu sein.

Otto: Er hat Messer geschliffen.

Sofie: Ich flankiere ihm, ich sei schwanger.

Otto: Das entêtiert ihm.

Sofie ⟨an seinem Halse⟩: Ich bin's auch. Wenigstens mit einer abgöttischen Liebe zu dir.

Otto ⟨küßt sie⟩: Kleines Frauchen.

Sofie ⟨hingegeben⟩: Mein Jesus!

ACHTER AUFTRITT

Christian ⟨tritt auf⟩: Grüß Gott, meine Lieben! ⟨Umarmung.⟩ Charmant, daß Ihr gekommen seid. Geht es gut? Sofie sieht blendend

aus. Nichts mitzuteilen? Wann ich Großvater werde? ⟨Er lacht.⟩ Kommt schon noch. Unser Riese — ⟨er klopft Otto auf die Schulter⟩: — wird sorgen. Die Kinder gesehen?

Sofie: Wie geht's dir, Vater?

Christian: Glänzend, vier Pfund wiege ich mehr als vor einem Monat, fange erst zu leben an.

Sofie: Das ist ja wundervoll.

Christian: Nicht wahr, das ist wundervoll? Warum seid ihr nicht zu Pferd fort?

Sofie: Wir suchen die Göhren.

Otto: Hat Sie Prinz Oels schon begrüßt?

Christian: Er läuft mit Ottilie im Garten. Warum kam die Prinzessin nicht?

Otto: Folgt übermorgen.

Christian: Will Euch meinen neuen Schimmel zeigen. Von Hannibal aus der Mistral.

Otto: Hannibal hat Mistral nicht gedeckt.

Christian: Was sage ich — Minehaha!

Otto: Das ist etwas anderes.

Christian: Ein Haupthahn, unser Otto. Immer korrekt. ⟨Exeunt.⟩

NEUNTER AUFTRITT

Philipp Ernst und Prinz Oels, Diener, treten auf.

Philipp Ernst: Wir können nicht hinauf zu mir. Ein Badehahn funktionierte nicht, jetzt steht die Wohnung unter Wasser. ⟨Zum Diener⟩: Der Herr möchte sich hierher bemühen.

Diener ⟨exit⟩.

Oels: Du läßt den Schneider aus London kommen?

Philipp Ernst: Um Gotteswillen, Prinzerl, sag nicht Schneider. Easton wird verrückt, hört er's. Er ist gentleman. Arbeitet in Deutschland nur für zwei Hoheiten, Taxis und mich.

Oels: Ich will ein morning-coat anziehen. Der Sakko ist affreux.

Philipp Ernst: Easton hat Takt, wird das Ding gar nicht bemerken.

Oels: Es ist in Berlin nicht besser zu haben.

Philipp Ernst: In Berlin Anzüge machen zu lassen — man kann sich auch einen Ring durch die Nase ziehen.

Oels: Militär . . .

Philipp Ernst: Gebrauch das Wort vor Easton nicht. Für ihn existierst du als Gentleman oder nicht.

Oels: Ich hab Herzklopfen.

Philipp Ernst: Sehr berechtigt.

Oels: Wie spricht man mit ihm?

Philipp Ernst: Als höflicher Mensch vermeide, dir den Anstrich irgendwelcher geistigen Bedeutung zu geben. Übrigens beherrscht er die mondäne Algebra.

ZEHNTER AUFTRITT

Diener ⟨läßt Mister Easton auftreten und setzt zwei elegante gelbe Lederkoffer neben ihn. Exit⟩.

Philipp Ernst: Morning Mister Easton.

Easton: Morning Sir. How dou you dou?

Philipp Ernst ⟨stellt vor⟩: Prinz Oels.

Easton: Morning Sir.

Philipp Ernst: But we speak german. Easton plaudert bezaubernd deutsch. Breiten Sie Ihre Überraschungen vor uns aus.

Easton: Darf ich caleçons zeigen? Unterhosen, siamesisches Dessin, latest fashion?

Philipp Ernst: Später. Haben Sie vor allem die neue Redingote?

Easton: Certainly Sir, und das Gilet.

Philipp Ernst ⟨zu Oels⟩: Gris perle. Jede andere Valeur ist Verbrechen.

Easton ⟨hilft Philipp Ernst in Weste und Rock⟩.

Oels: Bezaubernd. Ganz grobe Klasse.

Philipp Ernst ⟨zu Easton⟩: Einen Hauch oben näher an den Kragen.

Easton ⟨zeichnet⟩: Certainly. ⟨Zeichnet.⟩

Philipp Ernst: Die Taille einen Ruck strenger betont.

Easton ⟨zeichnet⟩: Certainly.

Philipp Ernst: Ich kreire die Redingote neu. Man hat uns, meine Herren, letzthin ein Surrogat aufdrängen wollen . . .

Oels: Den sogenannten Cutaway.

Philipp Ernst: Daß Gott erbarm!

ELFTER AUFTRITT

Otto ‹tritt auf›: Guten Morgen Philipp Ernst. Morning Mister Easton.

Easton: Morning Sir.

Otto: Fabelhafter Gehrock!

Diener ‹tritt auf›.

Philipp Ernst: Whisky Soda!

Diener ‹exit›.

Philipp Ernst: Die Redingote ist im demokratischen Zeitalter der Joppe, die auch als Sakko oder Smoking auftritt, der Rock, der den Mann von Welt distinguiert. Denn er muß getragen werden. Unter seinen Falten wirkt nur der svelt trainierte Gentleman.

Otto: Bravo!

Philipp Ernst ‹zu Easton›: Die Schultern mehr hängend.

Easton ‹zeichnet›.

Philipp Ernst: Ist er durch die Weste gris perle, den gleichfarbigen Kravattenknoten, den Hut haute forme komplettiert, so soll man ihn des Mannes königliches Kleidungsstück nennen. Das Weib beeinflußt er phantasiebeflügelnd.

Oels: Beweise.

Philipp Ernst: Im Nahkampf sechs Stunden Redingote gleich zwei Tagen Sakko.

Oels: Beweis!

Philipp Ernst: Wette?

Oels: Wen, wo?

Philipp Ernst: Ein Königreich für ein Weib!

Oels: Meine Schwester übermorgen.

Otto ‹summt›: Auf in den Kampf Torero.

Philipp Ernst: Ich werde den Beweis bündig führen.

Diener ‹bringt Whisky und Soda. Exit›.

Easton: All right Sir.

Philipp Ernst ‹zieht Rock und Weste aus›.

Oels: Darf ich einmal versuchen? ‹Zieht Weste und Rock aus, an.›

ZWÖLFTER AUFTRITT

Ottilie ⟨tritt oben auf der Galerie auf und bleibt, hinter einem Pfeiler unsichtbar stehen⟩.

Otto: Das hat cachet.

Philipp Ernst: Mensch, Prinzerl. Brummell süß! ⟨Küßt ihn auf die Stirn.⟩ Irresistible.

Easton: Beautyful.

Philipp Ernst: Hättest du, statt in der Tirolerjoppe dich in diesem royal coat Ottilien präsentiert, dein heimlichster Wunsch wäre erfüllt.

Oels: Glaubst du wirklich?

Philipp Ernst: Sieh dich im Spiegel! Dem Mädchen müßte in süßen Wallungen schwindeln. Prinzerl, was hast du eigentlich für einen himmlichen Thorax!

Otto: Sie wirken bezaubernd.

Philipp Ernst: Mit deiner Hautfarbe je pourrais m'imaginer le gilet en ecossais gris mauve. Göttlich!

Easton: Indeed.

Oels: Ich gäbe — den Rock mußt du mir abtreten!

Philipp Ernst: Das nicht Prinzerl, voyons.

Oels: Es ist für mein Leben wichtig, ich bekomme sie. Gentlemen, unterstützen Sie meinen Antrag.

Philipp Ernst: Sollen wir helfen?

Otto: Alle für einen.

Philipp Ernst: Well. Heraus denn Easton mit den profundesten Schätzen. Es gilt gegen ein Weib! Was haben Sie? ⟨Er wühlt in den Koffern und streut auf den Boden aus⟩:

Kravatten, Hemden, Bretelles, Taschentücher, Strümpfe. Diese Prinzerl, jaune indien und Pumps dazu. Beim Beinüberschlagen stets so, daß eine Handbreit Strumpf zu sehen ist. Ein Dutzend Easton und diese robe de chambre. Robe de chambre sage ich und denke mit Schaudern, man hat bis vor kurzem Pyjamas getragen wie ein Zigeunerhäuptling oder Schlafwagenkontrolleur.

Easton: Sehen Sie ein anderes Modell avec le col Robespierre et des manches pagodes.

Philipp Ernst: Anprobieren!

Otto: Zeigen!

Philipp Ernst: Hosen herunter!

(Alle sind um Oels beschäftigt und ziehen ihm den Morgenanzug an.)

DREIZEHNTER AUFTRITT

Wilhelm (ist auf der Gegengalerie aufgetreten und bleibt, ohne Ottilie zu bemerken oder von ihr und den anderen bemerkt zu werden).

Philipp Ernst: Apoll von Trapezunt! Einen Schuß Houbigant noch und nun mach ein paar Schritte.

Oels (geht durch den Raum).

Easton: Splendid, Sir.

Otto: Das Mädchen hat Chance!

Philipp Ernst: Wie ein Pudel legt sie sich nieder. Du bist eine Schönheit, Hartwig!

Easton: Indeed.

Philipp Ernst: Willkommen Schwager!

Otto: Wird besorgt!

Oels: Wenn nicht anders mit Gewalt!

Otto:
Philipp Ernst: } Bravo!

Easton: Indeed.

Ottilie (oben in der Mitte der Treppe): Bravissimo! (Sie stürmt die Treppe herunter unter die Herren.)

Philipp Ernst: Überfall! Sauve qui peut!

Oels (ist hinter einen Stuhl geflüchtet).

Ottilie: Nehmt mich gentlemen als aus dem eigenen Lager. Wie heißt die Parole?

Otto: Oels!

Ottilie: Oels! Voilà! Tataratata!

Philipp Ernst: Prinzerl heraus! Sie gehört in jeder Weise zu uns. (Er zieht ihn hervor, zu Ottilie): Was sagt Kennerblick zu dieser Erscheinung?

Ottilie: First class absolutely.

Philipp Ernst: Solch harmonisch geteilter, durchtrainierter Männeraufbau. Ist Schöneres denkbar?

Ottilie: Haben Sie nichts für mich, Easton?

Easton: Certainly Miss.

Philipp Ernst: Wie gefällt solches? ⟨Nimmt ein paar Unterhosen hoch.⟩ Siamesisches Dessin. ⟨Er nimmt ein Paar lange Strümpfe und hält sie Ottilien an.⟩ Ist das nichts für Didelchen?

Easton ⟨zieht einen großen seidenblumengestickten Schal hervor⟩: Voilà! ⟨Alle sammeln sich mit Ausrufen der Bewunderung um das Tuch. Dann drapiert Philipp Ernst die Schwester damit.⟩

Philipp Ernst: Und jetzt: La Furlana! Avanti! ⟨Spielt mit dem Munde einen Tanz.⟩ Accompagnement Prinzerl!

Ottilie und Oels ⟨tanzen äußerst graziös den Tanz, die übrigen beteiligen sich mit Musik und Zurufen⟩.

Otto ⟨am Fenster⟩: Der Alte!

Ottilie: }
Philipp Ernst: } Huh, huh!

⟨Alles stürzt Hals über Kopf davon. Ottilie hat Oels bei der Hand genommen und ist mit ihm hinaus, Easton hat alles in seine Koffer gestopft, wobei Philipp Ernst behülflich ist. Dann werden die Koffer unter ein Sofa gestoßen und beide exeunt. Als Letzter geht Otto, der sagt⟩:

Otto: Die beiden Kinder sind wirklich harmlos ungefährlich.

VIERZEHNTER AUFTRITT

⟨Die Szene bleibt unten einige Augenblicke leer.⟩

Wilhelm ⟨oben⟩: Unverschämte! ⟨Er steigt schnell die Treppe hinab, nimmt Ottiliens Brief aus der Tasche, zerreißt ihn und wirft die Stücke in der Papierkorb.⟩ Lüge und Betrug deiner Klasse, Verkommenheit nach wie vor Plappern in sieben fremden Sprachen, Grimassen zügelloser Unsittlichkeit, Sensation alles. Immer noch der kleine Sekretär im schwarzen Röckchen! ⟨Er sieht ein paar Unterhosen auf dem Boden, hebt sie mit der Fußspitze ein wenig hoch und schleudert sie gleich darauf beiseite.⟩ Und ihr hochmütiger Blick auf meine Stiefel und Kleider bleibt. In Seide läuft der Apostel nicht wie die anderen, aber es sollen durch ihn im Lande die Quellen wieder fließen, die das Leben aus euren blöden Extasen lösen. Hütet euch! Dieser Augenblick entschied. Ich deute dein mir sichtbar gegebenes Zeichen richtig, mein Gott, und verlasse noch heute dieses Haus.

FÜNFZEHNTER AUFTRITT

Ottilie ⟨tritt auf, sie trägt noch den weißen Schal⟩: Ich muß Ihnen einige Worte der Erklärung sagen.

Wilhelm: Was ich von oben mit eigenen Augen sah, sagt tausendmal genug.

Ottilie: Der Spaß mit den Jungens?

Wilhelm: Ich habe mit den Späßen, mit dieser ganzen Welt ein für allemal nichts zu tun.

Ottilie: Ich bitte Sie!

Wilhelm: Lassen Sie mich vorbei!

Ottilie ⟨tritt zur Seite⟩.

Wilhelm ⟨wütend⟩: Was wollen Sie von mir?

Ottilie: Haben Sie nicht die Pflicht, bittet Sie ein Mensch, ihm Aufschluß zu geben?

Wilhelm: Ihnen zu allerletzt.

Ottilie: Sie sind streng, wie ich's nicht verdiene. War ich einige Male herausfordernd, war's aus Verlegenheit. Ich kann nicht einfach zu Ihnen sprechen. Weil ich verehre, bin ich befangen.

Wilhelm ⟨geht zur Tür⟩.

Ottilie: Ich weiß, Sie haben ein Ziel hoch über dem aller anderen Männer.

Wilhelm: Und ich: Sie sind das typisch glatte Bild Ihrer Kreise, unterscheiden sich in nichts von ihnen.

Ottilie: Ich war's. Seit ich von Ihren Absichten weiß . . .

Wilhelm: Sie? ⟨lacht⟩ von meinen — —

Ottilie: Sie ein leidenschaftliches Nationalgefühl in uns wachrufen sehe, seitdem ich die Reihe Ihrer Gedanken kenne — des neuerstandenen Zeitdeutschen und seine Verehrung . . .

Wilhelm: Aber wie kommen Sie . . .?

Ottilie: Die Idee, wir sollen ein Streichholz vorm Abbrennen auf die Notwendigkeit seines Verbrauchs prüfen, um zu sittlicher Ökonomie zu kommen.

Wilhelm: Wie können Sie wissen?

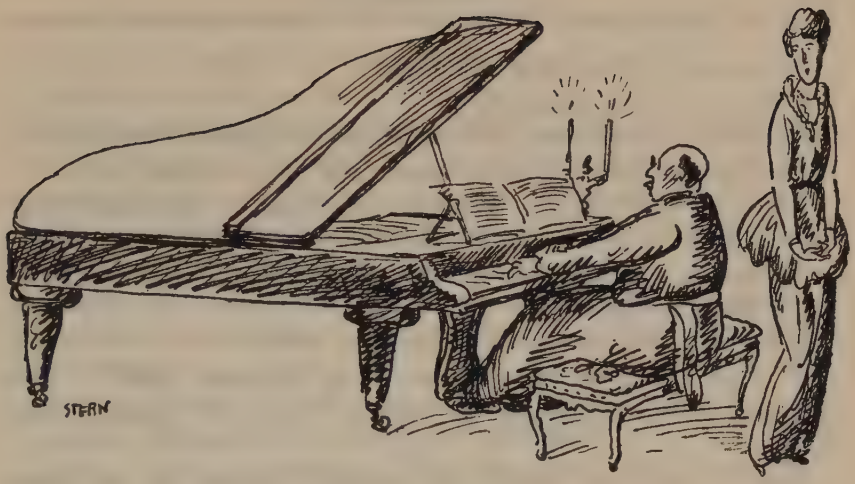
Ottilie: Sollen wirkliche Werte anstelle des allgemeinen Produktionsschwindels setzen. Habe ich richtig verstanden?

Wilhelm: Wie ist das möglich?

Ottilie: Wer selbst Wunder wirkt, will Wunder überall. Sie sollen von eines Mädchens Begeisterung den Beweis erhalten. Ich fühle mich dicht vor bindenden Entschlüssen, glauben Sie bis zur entscheidenden Tat nur wenige Tage noch an meine Treue. ⟨Ehe er's verhindern kann, hat sie sich auf seine Hand gebückt, sie geküßt und ist hinaus.⟩

Wilhelm: Welch Sieg, welch großer moralischer Sieg mitten im Lager des Feindes! ⟨Er läuft die Treppe hinauf.⟩ Ich komme, Friedrich! Schnell soll jetzt die flammende Anrede an die Freunde für morgen gedichtet sein. Ein deutsches Dokument. ⟨Sieht sich in einem Spiegel.⟩ Mirabeau? Warum nicht!

Vorhang.



DER DRITTE AUFZUG

Der gleiche Raum.

ERSTER AUFTRITT

(Man hört vor Beginn des Aufzugs bei geschlossener Gardine von Ottilie gesungen, vom Piano begleitet, Eichendorff-Schumanns Mondnacht.)

Es war, als hätt' der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie im Blütenschimmer
von ihm nur träumen müßt!

Die Luft ging durch die Felder,
die Ähren wogten sacht,
es rauschen leis die Wälder,
so sternklar war die Nacht.

(Es hebt sich die Gardine. Der Pfarrer sitzt accompagnierend am Klavier, Ottilie singt, Christian, Wilhelm, Philipp Ernst, Oels, Otto und Sofie sind als Zuhörer im Zimmer.)

Ottilie: Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande
als flöge sie nach Haus.

Christian: Himmlischer Schumann!

Pfarrer: Großer Eichendorff!

Christian: Besonders: Und meine Seele spannte . . . ⟨Summt weiter.⟩

Ottilie ⟨mit Blick auf Wilhelm summt⟩: Als flöge sie nach Haus.

Pfarrer: Mendelssohn, Schubert, Schumann — ein genußreicher Abend. Aber es ist reichlich spät. Darf ich mich empfehlen, Exzellenz?

Christian ⟨ihn nach hinten geleitend⟩: Auf Wiedersehen und herzlichen Dank für alles.

Pfarrer: Nicht zu danken, Exzellenz. ⟨Exit.⟩

Philipp Ernst ⟨zu Oels⟩: Kommt deine Schwester bald? . . . sich hier musikalisch langweilen zu lassen. Schade um meinen neuen Frack.

Oels: Ottilie war heute nicht gnädig. Glaubst du an meine Chancen?

Philipp Ernst: Sie sind dir von zwei gentlemen garantiert. Schade um den Frack.

Oels ⟨zeigt auf Wilhelm⟩: Wer ist die schwarze Sache?

Philipp Ernst: Sekretär.

Oels: A peu près domestique?

Philipp Ernst: Je ne suis pas sûr.

Ottilie: Du siehst elend aus, Vater.

Christian: Worüber warst du den ganzen Tag so erregt?

Ottilie: Ich bin in deinem Sinne entschlossen.

Christian: Gegen sie?

Ottilie: Ich werde nicht unterliegen.

Christian: Bravo! ⟨Zu Wilhelm⟩: Meine ersten Telegramme haben im Haag hinreichend Gegenwirkung getan. Aber heute Abend erst, in diesen Minuten etwa platzt dort die Bombe.

Sofie ⟨zu Otto⟩: Ich bin unruhig. Im Haag ist etwas geschehen, sonst hätten wir Entscheidung.

Otto: Die Mumie sieht aus, als stürze sie im nächsten Augenblicke tot hin.

Sofie: Ich bin furchtbar unruhig.

Christian ⟨zu Sofie⟩: Du hast deinen beau jour. Wir wollen nachher noch ein Stündchen plaudern.

Sofie: Gern. ⟨Zu Otto⟩: Es geht los. Laß mich später allein.

Otto: Beherrschung! Verstanden!

Sofie: Gott steh mir bei!

Philipp Ernst: Du hast mich verwirrt, es kann mit Vater nicht so schlimm stehen.

Sofie: Man muß unbedingt auf alles gefaßt sein. Im Fall . . .

Philipp Ernst: Eines Zwischenfalls . . . ⟨Trocknet sich die Stirn⟩: Nur keine Rechnereien.

Sofie: Wie besprochen: du läßt uns deinen Anteil in Form einer Hypothek, deren Zinsen dir mit vier Prozent als feste Rente garantiert werden.

Philipp Ernst: Was kommt für mich heraus?

Sofie: Mindestens das fünffache von heute.

Philipp Ernst: Charmant. Und kein Brutto und Netto?

Sofie: Alles pränumerando.

Philipp Ernst: Charmant.

Otto ⟨tritt hinzu⟩: Das ist das Fabelhafte: Eine einfache Strippe wollte er als Uhrkette tragen.

Philipp Ernst: Wie, Strippe?

Oels: Als Uhrkette?

Sofie: Wer?

Otto: Der verstorbene Siekermann.

Philipp Ernst: Ein smarter Junge.

Christian ⟨der mit Ottilie und Wilhelm im Hintergrund sitzt, ruft herüber⟩: Was habt ihr mit Philipp Ernst?

Otto: Von einer Uhrkette ist die Rede.

Philipp Ernst: Aber wie denn — Strippe?

Otto: Zwischen zwei Platinkarabinern an den Enden sollte ein einfacher Bindfaden von der Uhrtasche zum Knopfloch laufen. Siekermanns Tod hat die Ausführung vereitelt.

Philipp Ernst: Strippe?

Otto: Zum Frack.

Philipp Ernst: Teufel!

Oels: C'est épatant!

Philipp Ernst: Otto, versprich mir, ich habe mit Sofie — kurz und gut — auf irgend etwas verzichtet.

Sofie: Erlaube!

Philipp Ernst: Ich weiß: keine Rechnerei. Dennoch — als Äquivalent: sprich mit niemand von der Strippe. Oels, das ist meine Sache! Ich ließ dir die Redingote, mache dir die Geschichte mit Ottilie fix und fertig. Sie ist vollkommen erledigt.

Sofie ⟨zu Oels⟩: Haben Sie Absichten, Prinz?

Oels: Darf ich auf Ihre Unterstützung rechnen, gnädigste Gräfin?

Sofie: Wir sprechen darüber.

Philipp Ernst: Laßt mir die Strippe, Kinder. Abgemacht? Und ernstlich: reinen Mund halten zu jedermann! Ihr verbindet mich für ewig. ⟨Er reicht allen einzeln die Hand und geht in den Hintergrund.⟩ Was wird Easton sagen?

Christian: Ist eines Systems Höhe erreicht, steht die Möglichkeit eines Wechsels stets vor der Tür.

Wilhelm: Exzellenz sehen die Sache historisch. Auf materialistische folgen idealistische Epochen. Übersättigung...

Christian: Will Abwechselung.

Wilhelm: Aber ich behaupte: Deutschlands besseres geistiges Teil ist von einem so grenzenlosen Haß gegen die Herrschaft des Geldes und jeder Überlegenheit, die aus seinem Verbrauch folgt, erfüllt, daß nur Ausrottung des Prinzips es beruhigen kann.

Sofie: Als theoretische Forderung.

Wilhelm: Sie mag für den Anfang genügen.

Sofie: Wer will sie bedeutend genug formulieren? Durch wessen Stimme wird sie als tödliche Klage durchdringend hörbar?

Christian: Das ist das wichtigste. Folgt das gesamte Volk einmal einem tönenden Schrei — wer weiß? Aber wo ist das Hirn, das Selbstbewußtsein und das Gewissen?

Wilhelm: Es wird zurzeit da sein, wie das Notwendige stets pünktlich erschien.

Ottilie: Bestimmt. ⟨Blickwechsel mit Wilhelm.⟩

Sofie: Umgekehrt. Ist erst der Mann da, folgt die Zeit.

Christian: Krey hat die Vermutung, es ist nicht mehr weit zu ihm.

Wilhelm: Ich habe höchste Wahrscheinlichkeit.

Sofie: Und dann?

Wilhelm: Kein Mitleid, Gräfin.

Sofie ‹lacht›: A la guerre comme à la guerre.

Wilhelm: Tabula rasa.

Sofie: Apostel und Predigten schrecken uns nicht. Was not tut...

Wilhelm ‹stark›: Feuer und Schwefel! Wir sind einig, Frau Gräfin. ‹Er erhebt sich.›

Christian ‹lacht›: Teufel!

Sofie: Il est fou.

Philipp Ernst: Krieg?

Christian: Revolution, Philipp Ernst!

Philipp Ernst: Ich gehe in einen Badeort.

‹Zu Oels›: Man munkelt Krieg und so weiter. Hoffentlich passiert nichts, bis ich mit meiner Uhrkette — ça c'était bête. Ich gehe schlafen. Gute Nacht die Kompagnie.

Christian ‹zu Wilhelm›: Deutschland liegt in Ihrem Sinne tief zu Boden, armer Kerl.

Wilhelm: Noch ein etwas, und es schwebt auf!

Christian ‹zu Wilhelm›: Gehen Sie jetzt. Morgen brauche ich Sie früh, da Sie nur noch achtundvierzig Stunden bleiben wollen.

Wilhelm ‹Verbeugung, exit›.

Philipp Ernst und Oels ‹exeunt›.

Christian ‹zu Ottilie›: Er nimmt es verdammt ernst — der!

Ottilie: Er darf es.

Christian: Liebst du?

Ottilie: Vielleicht Vater. Ich glitt, mitgerissen, in eine Bahn.

Christian: Angekurbelt? Dann los ins Leben! Bist flügge Junges. Sag adjeh dem Alten. Nun kommst du schon irgendwo an, mit ihm oder ohne ihn, was machts, da du fliegen kannst? Adjeh, adjeh!

Ottilie: Gute Nacht, schlaf gut, Vater. ‹Umarmung, exit.›

Christian: Gehst du auch schon hinauf, Otto?

Otto: Ich bitte, mich zu beurlauben, Exzellenz! ‹exit.›

Christian: Ein Haupthahn unser Otto. Immer korrekt.

‹Das Licht ist bis auf eine Lampe gelöscht.›

ZWEITER AUFTRITT

Sofie: Warum ermutigst du diesen Nichtstuer in seinem platonischen Geschwätz?

Christian: Krey setzt Leben an die Sache, hat einen Auftrieb, der mir schon warm machte.

Sofie: So sieht der Mensch nicht aus, der Völker erschüttert.

Christian: Seine Gedanken zur Sache sind bedeutend. Trifft er erst völlig ins Schwarze — dem Publikum nicht allein steckt Grauen in den Knochen, die Eingeweihten schlottern vor dem Brüllen der Goldlawinen, die wir über uns angehäuft, und die jetzt mit Herabsturz drohen. Was sagst du zu einem Streik der Konsumenten?

Sofie: Aus welchen Ursachen heraus?

Christian: Aus einer sittlichen Forderung. Jeder Verbraucher sparte ein wenig, nur einen Schuhknopf, einen Nagel, ein Stück Papier . . .

Sofie: Warum sollte er, da wir sie immer billiger produzieren?

Christian: Weil ihm der Dreck über denselben Leisten, den wir ihm aufhängen, endlich zum Hals heraushängt, weil er vielleicht wieder einmal Anständiges in der Hand haben will. Weil der massenweise Verschleiß aller Lebensutensilien ihn erzogen hat, auf das einzelne nicht mehr zu achten, und er Gefühle, Urteile und sich selbst hinwirft und verbraucht wie das übrige und ihnen keine Qualität mehr geben kann. Weil ihn das endlich in tiefster Seele ekelt. Oft habe ich euch gesagt, laßt neben dem rastlosen Nachdenken, wie man von dem gleichen Artikel in derselben Zeit das Doppelte und Vielfache herstellen kann, in allen Betrieben Laboratorien darüber arbeiten, wie gleichzeitig die Materie verbessert würde.

Sofie: Man kann nicht mit zwei Prinzipien arbeiten, die einander widersprechen. Wir dringen auf Simplizität, Massen, nicht Maßgeschäft. Alles besondere ist uns Greuel, da es aufhält.

Christian: Das sehe ich, Toren. In den Glaswerken triumphiert die Glühlampe aus schlechtem Glas, zu zehn Millionen gepreßt, und die Qualität der Mikroskope ist zum Gotterbarmen. Ich habe mich stets diesem Drang entgegengestellt.

Sofie: Solche Gedanken finde ich im Gegenteil ganz neu an dir,

vielleicht schon die Früchte der Kreyschen Lehrsätze und erste Angstzustände. Wer hat Kapitalien gehäuft, monopolisiert und unablässig fusioniert? Wer hat immer neue Millionen aus der Vorstellung gestampft, die jetzt verzinst werden sollen? Womit um Gotteswillen? Unsere Generation hat den Industriestaat fertig von euch übernommen und lehnt für seine Basis alle Verantwortlichkeit weit von sich ab. Jedes Rezept habt ihr uns und das Hauptbestandteil aller Rezepte übermacht: Skrupellosigkeit. Wir gründen wie ihr, weit vorsichtiger und geschäftskundiger sogar, ohne freilich irgendwie sehen zu können, wohin das alles geht.

Christian: Und ein unglücklicher Krieg?

Sofie: Man wird sehen. Ich habe keine Angst.

Christian: Nach uns Zusammenbruch! Wir sind reif. Hätte dieser Mann nur ein wenig unsere Kenntnis.

Sofie: Es ist immer nur ein wenig, was der Welt zu Erlösungen fehlt. Übrigens sind diese Sentiments an dir erstaunlich.

Christian: Ich habe sie nie ganz verloren. Was hat man besseres in Ermangelung von Gefühlen?

Sofie: Willen.

Christian: Ist er eisern bewiesen? Klein habe ich angefangen, meine Eltern hatten drei Stuben, Magd, Kanarienvogel. Mich gedrückt habe ich anfangs, geschoben und nachgemacht, ich war Abenteurer und Snob. Schließlich angekommen, ohne Vorurteil. Mit einigen geretteten Sentiments.

Sofie: Man sollte meinen, es geht dir schlecht.

Christian: Es geht mir schlecht. Ich mache Bilanz und fühle, von menschlichen Empfindungen mehr als von eigenen besessen: möchte es diesem oder einem anderen gelingen, von Grund auf die Zustände zu erschüttern, die wir geschaffen.

Sofie: Das ist Konkurs. Wie es falliten Firmen geht — du erlaubst, ich ziehe mich für meine Person und meine Geschäfte entschieden von dir zurück.

Christian: Du hast es ganz entschieden schon getan. Was ich aber soeben anvertraut, ist verwandtschaftliches Geheimnis, mehr schon Kunde aus dem Jenseits. Aus Gründen der Repräsentanz fordere ich für mein irdisches Leben, du schenkst den Befehlen des

Generalchefs unserer Häuser in Zukunft mehr Aufmerksamkeit als letzthin.

Sofie: Es ist unmöglich, vom Krankenzimmer große Entscheidungen sicher zu treffen, wie aus dem Brennpunkt der Betriebe.

Christian: Der ist immer noch hier! ⟨Zeigt seine Stirn⟩: Wo das kleinste Rad der winzigsten Maschine einst konzipiert und in Gang gesetzt wurde. Dich habe ich als meinen Buchhalter auf den Kontorstuhl gesetzt.

Sofie: Auch ich sehe heute in die letzte Verzahnung des Wirtschaftsbetriebes wie du. Mein Lehrlingsstück habe ich abgelegt.

Christian: Die Herausgabe von Aktien eines Unternehmens, das arbeitend gar nicht existiert, erst in fünf Jahren zu leben anfängt?

Sofie: Ist das ein neuer Gedanke?

Christian: Er ist albern, weil so verbrecherisch, daß ihn der Dümmste durchschaut, und der Urheber bis ins Mark blamiert sein muß.

Sofie ⟨reicht ihm ein offenes Telegramm⟩: Das Aktienkapital ist überzeichnet.

Christian: Einhundertfünfzig Millionen. In fünf Jahren zu vereinnahmende Zinsen vierzig Millionen Mark Gewinn. Passiva?

Sofie: Der Aufsichtsrat hat das Recht, den Aktionären eine Dividende von vier Prozent zu zahlen.

Christian ⟨lacht laut⟩: Das Recht — ist wundervoll!

Sofie: Der Ausdruck ist von mir. Aber die Aktionäre kein Recht, sie zu fordern ⟨lacht⟩.

Christian: Die Tragik solchen Vorgangs sollte Krey für die Welt mit meinen Augen sehen können — und die Komik.

Sofie: Was haben die Nörgler unserer Systeme solchen Erfindungen entgegenzusetzen?

Christian: Nichts als ein reines Herz, wenn's hoch kommt. Es ist zum Lachen! Also gut gemacht. Die vierzig gestohlenen Millionen gefallen mir. Du bist die Kanaille, für die ich dich halte.

Sofie: Danke.

Christian: Erscheinen deine Einfälle maßvoll neben den meinen, mag's hingehen. Wie aber wagst du, meine Befehle zu kontrekarieren?

Sofie: In der Frage der betreffenden Gewehrlieferung schien mir und anderen meine Auffassung überlegen.

Christian: Was dir scheint — ⟨schreit⟩: Wie darfst du bei Untergebenen die Überzeugung von meiner Unfehlbarkeit schwächen?

Sofie: Weil ich die Meinung von der meinen stärken muß, von der meines Gatten will ich sagen.

Christian: Dieser Wallach!

Sofie: Ich bin schwanger!

Christian: Du lügst!

Sofie: So wahr mir Gott helfe!

Christian: Eine Rasse Beeskow in meinem sauberen Nest? Das kann der Himmel als meinen Lohn nicht wollen! Den Jungen, Ottilie um ihr Erbe bestehlen und von meinem Sessel her, von meinen Gnaden Weisheit orakeln, Täubchen? Gleich sollst du sehen, wie feurig mein Wille noch dagegen arbeitet.

Sofie: Die holländische Regierung akzeptiert unsere Lieferung.

Christian: Akzeptiert sie? Haben wir den Auftrag? Heraus mit dem Bestätigungstelegramm, Püppchen! Warum zögerst du?

Sofie: Es muß jede Stunde eintreffen.

Christian: Muß es? Denn wir haben ein bengalisches Streichholz abgebrannt. Hoch Calvin, hoch die Augsburgische Konfession! Göttlich! Aber was macht plötzlich der Papa — was macht denn, Gott verdamm mich, das alte, schon abgetakelte Papachen? ⟨Er macht ein paar Tanzsprünge.⟩

Sofie: Beherrsch dich!

Christian: Daß dir die Leibesfrucht verdorre! Was macht dieses Genie, ⟨reißt sie an den Armen zu sich her⟩: dieses wirkliche Genie von Maske Vater? Was erfindet die prachtvolle Kruke schließlich und schlägt die ganze Wallachei und ihr verschmitztes Plänchen platt in den Boden? ⟨Er dreht sich hüpfend weiter⟩:

Hast du nicht gesehen — er —

Sofie ⟨ist hinausgelaufen⟩.

Christian: Wo bist du, daß ich dich mit meinem Sieg zertrümmere!! ⟨Er stürzt ihr taumelnd nach, hinaus.⟩

DRITTER AUFTRITT

Wilhelm ⟨erscheint auf der Galerie. Über grauen Unterbeinkleidern trägt er einen alten Überzieher. Er späht über das Geländer, und kommt, da er das Zimmer leer findet, nach unten. Er spricht nach oben⟩: Ich hole nur noch meine Papiere. ⟨Entnimmt dem Schreibtisch ein Bündel Schriftstücke⟩: Das ist alles.

Wie glücklich der liebe Junge ist, daß ich so eins zwei drei mit ihm komme. Aber wer konnte seinem Ansturm länger widerstehen? ⟨Er geht zur Treppe zurück, summt⟩: Und meine Seele spannte . . .

Zugleich tue ich etwas für des Mädchens Phantasie. Der Unbeugsamkeit ihres sittlichen Willens ist noch nicht zu trauen. Darum wird meine Flucht heute Nacht sie tausendmal mehr in die Vorstellung von mir, in mein Gedächtnis zwingen. Flucht auf der Voraussetzung dessen, was durch Blicke gestanden, zwischen uns schon schwebt, muß ihr romantisch erscheinen, macht ihr mein Heldentum bis zu seiner Erfüllung plausibler als die erhabensten Ideen. ⟨Er ist ans Fenster getreten, sieht hinauf und hinaus⟩: Lebewohl! Denn ich kenne die Abgründe zwischen uns besser als du und gehe. Weil ich weiß, du mußt die gesellschaftliche Kluft zu mir erst mit unstillbarer Sehnsucht ausfüllen. Tausendmal wird dich erst noch Stolz in dich und deine Sphäre zurückschnellen, immer wieder muß erst unwiderstehliches Begehren nach dem Unbekannten, Fremden deiner Hirnrinde eingeätzte Vorstellungen besiegen.

Wie du selbst nur aufs manierlichste dich bewegst, selbst in Batist und Seide gehst, aus denen du dich jetzt entkleidest — da! Ihr Schatten! Schlaf wohl, Ottilie — träume! — Hast du vom Männerauftritt, Männeranzug deine eherne Meinung, und ihr Gegenteil erscheint dir unbegreiflich, qualvoll, lächerlich.

⟨Er hat sich dem Sofa und den Koffern Eastons genähert und stößt einen derselben mit dem Fuß hervor⟩: Als ob, hat man die Mittel, es Verdienst wäre, solchen Firlefanz zu tragen. Verdienst nicht, Notwendigkeit denkt sie.

⟨Er hat einen bunten, sehr eleganten Morgenanzug, aus einem weiten Beinkleid und einem westenähnlichen geärmelten Jacket bestehend, hochgenommen.⟩

So entspricht's deiner Vorstellung. Das wäre auch von meinem Negligé deine Erwartung. In den kühnsten Träumen noch, selbst

wo ich als hehrster Held, als reiner Tor erscheine, dieses Höschen, ⟨lachend hat er sich die Hose übergestreift⟩ solche Jacke, ⟨er zieht sie an⟩ so stehe ich im Spiegel deiner Einbildung. Noch das Kettchen in die Tasche, die Mütze auf und unbeschadet innerer Eigenschaften, ist erst jetzt das korrekte Klischee des wirklichen Mannes fertig. ⟨Vor dem Spiegel⟩: Nicht, daß es übel ist . . . ⟨Summt⟩: Weit ihre Flügel aus . . .

Zur breiten Allgemeinheit ist man sofort distanziert. — Die Hemdärmel heraus, wirklich könnte man, das alles mit Kennerschaft besitzend, gerade den Kreisen frei entgegentreten, die man mit Pest und Tod bekämpft.

Einen Taschentuchzipfel heraus . . .

VIERTER AUFTRITT

Christian ⟨stürzt herein⟩: Sie läßt sich nicht finden, will mich um die letzte Wollust betrügen. Wo ist sie? Wer ist das? Hört mich, alle herbei! Beleuchtung, Rampe! ⟨Er schreit:⟩

Aus ist's im Haag mit dem Karfreitagszauber! ⟨Er packt Wilhelm⟩: Guter Freund, steht sie da? Halt mich aufrecht — sagte dir doch, du wirst die Glorie noch erleben. Ich reiße den Mund auf . . .

Ottilie ⟨tritt auf im Nachtgewand und bleibt auf der Schwelle⟩.

Christian ⟨auf sie zu⟩: Da ist sie, die der stolzen Fregatte Wind aus dem Segel nehmen wollte, Sofie, die kenternde Schaluppe. Katholisch — krepiere — tot ist dein Witz, und Holland wendet sich mit Grausen. Siehst du, Doktor, den Bruch in ihrem Auge? Katholisch, allen Zeitungen telegraphieren, wurde Christian Maske A. G. — — wurde heute katholisch! Lichtstrahl!! ⟨Er fällt vor der Schwelle tot zu Ottiliens Füßen.⟩

Ottilie ⟨Aufschrei⟩: Vater!

FÜNFTER AUFTRITT

⟨Aus allen Türen kommen des Hauses Insassen in Nachtkostümen. Diener heben schnell den Toten aus dem Zimmer. Es entsteht durch die offene Tür ein lebhaftes Hin und Her aller zwischen dem Raum, in dem man die Leiche geborgen, und der Szene. — Ein Diener erleuchtet die Bühne. Man erkennt jetzt die modisch

übertriebene Pracht der Nachtkostüme, insbesondere Philipp Ernsts und des Prinzen Oels, die wie Wilhelm eine Art Turban dazu tragen, und ihre Übereinstimmung in etwa mit dem Anzug Wilhelms.)

(Wilhelm scheu in eine Ecke des Proszeniums gedrückt, steht, beide Hände vor dem Gesicht, sich in sich selbst verkriechend. Alle Anwesenden drücken einander durch Händedruck und Umarmung ihr Beileid aus.)

Oels (zu Philipp Ernst): Armer Junge!

Philipp Ernst: Ein schrecklicher —

Wilhelm (wankt auf die Treppe zu).

Philipp Ernst (zu ihm): — furchtbarer Zwischenfall. Danke, danke! (Reicht ihm die Hände. Mit Oels exit.)

Wilhelm (bleibt vor der Treppe und schluchzt hoch auf).

Ottilie (steht vor ihm).

Wilhelm (verbirgt von neuem das Gesicht in Händen).

Ottilie: Ich bin allein. Führe du mich! (Sie umarmt ihn.)

SECHSTER AUFTRITT

Friedrich (erscheint auf der Galerie, den Hut in der Hand. Er eilt die Treppe herunter, steht dicht vor dem Paar).

Ottilie (löst sich von Wilhelm).

Friedrich (der jetzt erst Wilhelm erblickt, macht eine Geste des entsetzten Schreckens, und hebt dann die Hand gegen Wilhelm hoch zum Schlag).

Wilhelm (außer sich): Höre mich erst!

Friedrich (mißt Ottilie, mißt Wilhelms Anzug mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, läßt die Hand sinken und macht eine große trennende Gebärde).

Wilhelm (hat das Haupt gesenkt und läuft fluchtartig hinaus).

Ottilie (folgt, nachdem sie Friedrich hochmütig gemessen).

Friedrich (setzt den Hut auf).

SIEBENTER AUFTRITT

(Ein alter Diener tritt auf.)

Friedrich: Den Ausgang, bitte?

Der Diener: Durchs Vestibül — Wollen Herr Doktor nicht bis zum Morgen bleiben?

Friedrich: Nein!

Der Diener: Darf ich Pferde bestellen? Durch die Nacht ...

Friedrich: Ich finde den Weg.

Der Diener: Es ist schwarz. Ein Licht?

Friedrich: Muß sich finden! Gebe Gott — Leuchte zum großen Ziel. (Durch die Mitteltür exit.)

Diener (löscht mit einem Schlag sämtliches Licht, öffnet das Fenster. Es weht vom Winde die Gardine ins Zimmer).

Finis.

Franz Blei:

ÜBER EINE LITERATUR

⟨Geschrieben März 1914⟩

DAS achtzehnte Jahrhundert schuf eine Literatur und das Phänomen des Literaten, aber einen Dichter hatte diese Zeit nicht, und sogar der Begriff der Dichtung schien ihr verloren gegangen: alle Anstrengungen auf die Dichtung hin ergaben nichts als hinfällige Produkte, wie Voltaires Tragödien oder Popes Versuch über den Menschen oder Thompsons Jahreszeiten, deren lächerliche Verlogenheit Buffon, dessen Geist wohl dieses Jahrhunderts war, nicht aber dessen Talent, mit ihrem Anspruch auf Dichtung unbegreiflich fand. Montesquieu konnte die Dichtung — und nicht nur die seiner Zeit — überhaupt albern und wertlos erachten. Diese Feststellung, daß die Zeit, die sich im Reimen nicht genugtun konnte und es als ein Gesellschaftsspiel trieb, kein einziges Gedicht zustande brachte, soll keine aburteilende Wertung der Zeit sein, sondern nur einen wesentlichen Charakter kurz aufzeigen.

Alle europäische Zivilisation ist seit dem Ende der antiken Welt entweder christlich, oder sie ist überhaupt nicht; ist entweder seit der Renaissance national gerichtet, oder ist überhaupt nicht. Das Christliche und das Nationale sind die Voraussetzungen der europäischen Zivilisation, nicht ihr Zweck, für den die Völker tätig leben. Als Zweck gefaßt würden sie die Zivilisation ebenso hindern, wie sie als Voraussetzung unbedingt nötig sind. Zum Zweck erhoben, gäbe das Christliche einen ins Sterben erstarrenden Klosterstaat, gäbe das Nationale eine nichts als Politik treibende, immer kampfgerüstete unruhige und sich selbst verzehrende Volksgemeinschaft sehr barbarischer Art. National sein heißt nicht, sein Volk über andere Völker stellen, sondern in Verpflichtung an die traditionelle Bedeutung dafür sorgen, daß diese Bedeutung sich erhalte und mehre. Das Nationalgefühl ist der Stolz auf nichts sonst als ein geistiges Gut.

Die Zivilisation des achtzehnten Jahrhunderts war bewußt kosmopolitisch mit französischer Aussprache. Daß die französische Sprache, und nicht nur sie, das außerfranzösische Europa beherrschte, verstärkte noch die Teilnahmlosigkeit der Franzosen ihrem eigenen Lande gegenüber, gab ihnen in ihren Augen recht, den Begriff des Vaterlandes lächerlich zu finden, da man ja überall — von unbekanntem Volke in Wäldern und Sümpfen abgesehen, — französisch sprach. Man war in der Welt Bürger, da man nicht Bürger in einem Staate war: im Staate war man nur einem Monarchen tributär, der feudal eine Gesellschaft in Zins und Steuer nahm, die nicht mehr feudal war. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begann diese fundamentale Änderung in der Reichtumsverteilung, welche eines der wichtigsten Momente für den Charakter der Literatur der Zeit bedeutet. Es ist auffallend, daß diese Zeit bei tatsächlicher außerordentlicher politischer Interesselosigkeit eine bedeutende allgemein politische Literatur geschaffen hat. Die neuen Reichen, die in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts in die Gesellschaft traten, hatten noch kein politisches Mittel ausgebildet oder mochten keines ausbilden, da es ihnen hinter dem Absolutismus noch besser zu gelingen schien, ihren neuen Reichtum, der nicht ganz solide erworben war, zu mehren. Diese neuen Reichen, die weder durch Familie, noch durch Tradition einen Zusammenhalt hatten, wie ihn der frühere Adel besaß, eigneten dafür alle feinen Sinne des Freigelassenen: sie waren neugierig, gingen auf Bildung aus, waren an der öffentlichen Meinung — ihre Schöpfung mit Hilfe der Literaten — lebhaft interessiert, liberal in Sitten und Anschauungen aus Unsicherheit ihrer eigenen Position, und sie waren wie alle neuen Reichen Snobs: Versailles imponierte ihnen trotz alledem, und diese neuen Schriftsteller, die sich mit ihnen gemein machten, trotzdem sie vom Adel, wenn auch oft vom kleinsten, waren, imponierten ihnen auch, so sehr, daß sie sie bezahlten. Sie kauften die Bücher, und der Schriftsteller brauchte kein Amt mehr, um davon zu leben, brauchte keine Gelehrsamkeit mehr, um sich auszuweisen, brauchte keinen adligen Patron mehr, um nicht zu verhungern: der schreibende Mensch war frei geworden und diente seinen Befreiern, dem neuen Bürgertum, dessen Optimismus er teilte, dessen Meinungen er aussprach, dessen

Denken er formulierte: für alle künftigen Zeiten ist der Typus Schriftsteller fixiert und in der Definition der Bourgeoisie mitbeschlossen. Die Rolle der Frauen ist hier wie sonst in dieser Zeit keine geringe. Das große Jahrhundert war, man denke an Molière, mit ihnen nicht sehr gnädig verfahren, wie es überhaupt nicht geneigt war, liebenswürdig zum Menschen zu sein, im sehr pessimistischen Denken sowohl wie in der bitteren Satire der Künste. Das änderte sich durchaus im achtzehnten Jahrhundert, der Zeit des ruchlosen Optimismus, wie ihn alle Emporkömmlinge als ethischen Fond brauchen.

Das abnehmende Nationalgefühl und den damit verbundenen Verlust der Tradition hat man als die eine bestimmende Ursache, die den Charakter der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts gab, angesprochen, als die andere den zunehmenden Verfall der christlichen Idee und das mit ihm verbundene Aufkommen dessen, was man den wissenschaftlichen Geist nennt. Das nationale Gefühl trat zurück, weil man den »Menschen« entdeckte in dem Augenblick, als die alte gesellschaftliche Hierarchie von der Tatsache des neuen Reichtums umgeworfen wurde: diese neuen Leute, die gestern Lakaien, heute Schloßbesitzer waren, konnte man im alten Kanon nicht unterbringen, so hob man ihn theoretisch, dies zuerst, auf und stellte den allgemeinen Menschen fest, das Lieblingsthema des Jahrhunderts, dessen Rechte man 1789 formulierte: aber da war der allgemeine Mensch im Laufe der neunundachtzig Jahre schon ein — ganz deutlicher Tiers-État geworden.

Konform damit erfuhr auch der bisherige göttliche Kanon eine Änderung dahin, daß die Menschen nicht mehr nach der Idee Gottes orientiert wurden, sondern nach der Idee des Menschen: das naturwissenschaftliche Zeitalter, dessen Ende sich heute ankündigt, hob in diesem ersten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts an. Das sozusagen mathematische siebzehnte Jahrhundert äußerte sich verächtlich über die Beobachtung der Dinge, mit Malebranche etwa: »Man billigt die Mühe kaum, die sich einige damit gegeben haben, uns zu zeigen, wie gewisse Insekten gemacht sind. Es ist wohl erlaubt, sich damit zu unterhalten, wenn man sonst nichts zu tun hat und um sich zu zerstreuen«. Die Ärzte, deren Wichtigkeit mit zunehmender Stadt-

kultur wuchs, traten an die Stelle der Denker, die diese erste Periode des achtzehnten Jahrhunderts nicht hatte, in der Montesquieu Frösche sezierte, wie alle Welt, und auch die Damen, die nun nicht mehr précieuses, sondern savantes hießen. Man kümmert sich mit der Neugier des Kindes um »die Gesetze der Natur«, und man ist sicher, den Menschen bald definieren zu können ohne metaphysische oder religiöse Hilfen, die laxen Sitten der Regentenzeit — die Zeit der ersten Industrieritter — und die in eine menschliche Relativität aufgelösten moralischen Grundwerte befruchten sich wechselseitig. So ist die christliche Idee wie auch der Begriff der Tradition nur mehr in ihrer Negierung vorhanden. Die Negierung der alten Werte, wie sie dieses Kindheits- und Knabenalter der modernen Zeit mit einer oft prachtvollen Frechheit, einem naiven Glauben und manchmal sogar mit einem Großmut des Herzens trieb, sie ist der wesentliche Charakter dieser Zeit, die bis auf heute das Paradox liebt, unmenschlich menschlich zu sein. Die positiven Werte, welche man aufstellte, haben den provisorischen und problematischen Charakter ihres Ausgangspunktes, der »das Individuum« ist: ein schwächlicher Psychologismus — zweihundert weitere Jahre suchen ihn zu kräftigen — stützt sich auf zwei Krücken: die Vernunft und das Gefühl. In den Rationalism und den Sentimentalism ist diese Welt geteilt, die sich beide — das Religiöse ist nicht aufzuheben — vergöttlichen, ein bißchen später sogar bis zum Kult einer Göttin der Vernunft. Der seltsamen, bisher unbekannten Mischung einer larmoyanten Obszönität begegnet man in Lebensläufen und im Geist der Bücher, eine moralisierende Unmoral gefällt, die Vernunft putzt sich auf, macht sich in Äußerungen abstraktesten Inhalts dialogisch oder in Briefform gefällig, das Gefühl theoretisiert, und der Witz, ein ungläubiger Abbé, kopuliert das barocke Paar. In dem Maße, als der neue Geist gegen den alten Geist gewinnt, gibt er sich Haltung, ja, wird sogar konservativ. Die groben Atheisten wie Holbach verlieren im Kurs, andere, die besser die Zeit wittern, wie Voltaire, werden friedlich und lassen den lieben Gott wieder die Waffen segnen, mit denen sie ihn bekämpfen, der bourgeoise Glaube an Gott, halb Ruhekissen, halb Geschäft, kündigt sich an.

Mit einem menschlichen Einzelleben verglichen, war dieses neue

Zeitalter dreißig geworden, als es das genügende Embonpoint der Leistung hatte, um sich breit und moralisch gesichert in die Welt stellen zu können, in der sie keinen Platz, sondern die sie ganz beanspruchte: die Revolution schuf den Platz, von dem aus der neue Geist die Welt gewann. Die Revolution ist eine Etappe auf dem Wege, der zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts anhub und der sich heute seinem Ende zuneigt, wenn die Zeichen nicht trügen. Mitnichten ist die Revolution das Ende einer alten Zeit — sie warf nur Gerümpel aufs Pflaster, das zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ins neue Haus noch mitgenommen wurde — und sie ist nicht Beginn einer neuen. Der Geist der modernen Zeit, die einen Vauvenargues, diesen Spätling des großen Jahrhunderts, symbolisch jung sterben ließ und Voltaire sie mit seinem ganzen langen Leben begleiten, er schuf sich in der Revolution nur die politischen Fixierungen. Was man als den neuen Geist des Zeitalters nach der Revolution als dieses Jahrhundert charakterisierend in Anspruch nimmt, das sind Vorläufer einer kommenden Zeit, nicht Ausdruck und Zeichen der modernen. Chateaubriand, Keats, die deutsche Romantik, Hölderlin, Kierkegaard, Newman, Hello, Dostojewski, Nietzsche, Péguy: das sind Oppositionen gegen den Geist der Zeit, der bis auf heute zweihundert Jahre alt und ins kindische Greisenalter getreten ist.

*

Die letzte religiöse Affäre des großen Jahrhunderts war der Quietistenstreit — Bossuets Relation sur le quiétisme datiert 1698 — und sein Resultat ein Epigramm, das die Liselotte aufschrieb, und dessen letzte Zeile heißt: »c'est la foi qu'on a détruit, et personne n'y pense«. Der in eine deistische Freigeisterei degenerierte Cartesianismus siegte im leeren Lärm dieses »Prälatenstreites«, und Pierre Bayle, der Vater des Rationalismus, konnte die Hausbibel des kommenden Jahrhunderts schreiben, seinen Dictionnaire philosophique. Die beiden modernen Grundideen: die Idee der Wissenschaft und die Idee des Fortschritts, fanden ihre bestimmte Definition gewiß erst später — die eine bei d'Alembert und Buffon, die andere bei dem jungen Turgot —, aber sie beginnen schon bei einigen jener

Generation zu determinieren, deren halbe Lebenszeit noch in das siebzehnte Jahrhundert fällt, wie Fontenelle, der, wie Brunetière sagt, den Cartesianismus in Madrigale bringt, bei La Bruyère, der schon die Idee der Humanität ausspricht, ja sogar bei Massilon, den man unverschämt fragte, wie er sich getraue nach Bossuet und Bourdaloue zu predigen, und der antwortete: Ich werde anders predigen. Was ihm auch so sehr gelang, daß er die Gattung der Kanzelrede in endgültigen Verfall brachte. Diese Generation des Überganges erlebte den Streit, der keineswegs eine Pedantenangelegenheit war, zwischen den Traditionalisten — Racine, Molière, Bossuet, Pascal, Lafontaine — und den Modernen, der um drei Punkte ging: ob die Tradition als ein Wert auf das zu gründen sei, was die Alten an ewiger Wahrheit enthalten, ob die neuen Wissenschaften einen Fortschritt über die Alten hinaus darstellen, ob die Literatur sich ohne Verletzung der alten Regeln neue Formen geben könne, indem sie neue Inhalte aufnehme. Die Leidenschaft, die man auf allen Gebieten für das Neue hatte, entschied für die Modernen gegen die nationale Tradition, entschied gegen die rein geistigen Gattungen für die Darstellung des gesellschaftlichen Menschen, entschied gegen die Philosophie für die Naturwissenschaft, gegen die Charakterkomödie Molières für die Sittenkomödie Mariveaux', gegen die Lyrik für den Roman, entschied: die Ideen der Zeit sind auszudrücken, womit man den Schriftsteller für den Dichter, den Essayisten für den Philosophen, den Journalisten für den Gelehrten einsetzte. Die Modernen entschieden, daß den Beweglichkeiten und den wechselnden Erscheinungen der Zeit zu folgen sei, vom Standpunkte des rasch als konstant definierten »Menschen« aus: eine solche Einstellung schloß das Kunstwerk, das Ewigkeit bedeutet, aus den Möglichkeiten aus.

Die Definition des Menschen — nach Voltaire eine Gattung Affen, die man sowohl zur Klugheit wie zur Narrheit dressieren könne — gab das achtzehnte Jahrhundert in so dürrer Dürftigkeit, weil man sich mehr für die gesellschaftliche Variation interessierte, und diese Variabilität um so größer wurde, je schematischer man den »Menschen an und für sich« definierte. Die ganze Unwirklichkeit des »natürlichen Menschen« und seine primitiv-falsche Konstruktion wird

in den Schriftwerken deutlich, die eine »Rückkehr zur Natur« verlangen und diese Natur beschreiben, er besteht da aus einer Ansammlung von nebelhaften Gemeingefühlen mit empfindsamer Färbung — das weibliche Element der Zeit — die, wie Diderot in einer einsichtigen Stunde selbst erklärte, wohl für die Güte der Seele, aber auch für die Mittelmäßigkeit des Ingeniums charakteristisch seien. Die mittlere Literatur dieses Jahrhunderts, welche ihre bedeutendste Leistung ist, der Roman von Prévost bis zu Rétif de la Bretonne erreicht durch die allgemeine Einstellung der Zeit auf die gesellschaftlichen Variationen einen gewissen Realismus der Beobachtung, der sich aber sofort ins nichtssagend Allgemeine verliert, wo der Beobachter auf das Menschliche, auf das Ewig-Menschliche reflektiert: da kommt dann immer die ganze Dürftigkeit einer psychologischen Konzeption zum Vorschein, die nichts als eine schwache Verallgemeinerung der gesellschaftlichen Menschen ist, mit gefühliger Färbung. Das Phänomen Mensch bei Pascal ist bei Voltaire zu einem Automaten degeneriert, dessen Empfindsamkeit von der Gesellschaft in Bewegung gesetzt wird: »Der Mensch«, sagt Voltaire gegen Pascal, »ist kein Rätsel, wie ihr euch ihn vorstellt, um das Vergnügen zu haben, ihn zu raten«. Es gebe im Menschen so wenig einen offensichtlichen Widerspruch wie in der übrigen Natur. Nur die Sitten änderten sich und änderten sich, weil der Mensch sich selber immer gleich sei, man könne die Sitten, die Gesellschaft, den Staat auf diese völlige Gleichheit des Menschen bringen, die in der »Natur« des Menschen gegeben sei. Es bedurfte der Revolution, die sich auf diese Theorie vom natürlichen Menschen stützte, um ihn aus den Kategorien des Geistes wieder zu entfernen, aus diesen wenigstens.

Das große Jahrhundert hatte sein klassisches Ideal auf der psychologischen und ethischen Basis gegründet, die Generation des Übergangs gab den Modernen darin recht, daß sie, wie Brunetière sagt, eine gewisse soziale Tendenz als dem alten klassischen Ideal adäquat annahm, die Modernen aber gaben das alte klassische Ideal ganz auf und gründeten das ihre, mit aller Tradition brechend, auf der sozialen Beobachtung, dem sozialen Utilitarism und, ganz optimistisch, auf den Annehmlichkeiten des geselligen Lebens. Welche

Rolle hier die neuen Reichen spielten mit ihrem rohen Geschmack, ihrer Familien- und Namenlosigkeit, ihrer Neugierde, ihrem Snobismus, ihrem Anspruch auf Geltung, der sich nur auf den Besitz stützte, das wurde schon angemerkt. Über den Anteil der Frauen an der Bildung des modernen Geistes ist noch einiges zu sagen.

Man glaubte die Preziösen des Hôtel de Rambouillet durch die Lächerlichkeit erledigt, als sie eine fröhliche Auferstehung als Femmes savantes im Salon der Madame de Lambert feierten, und die neue Zeit entgalt ihnen den Spott der alten durch eine Anerkennung, die einer dienenden Unterwerfung gleichkam. Man kann sagen, die Frauen machten das Glück der französischen Literatur in Europa, indem sie, sie ihrem Vermögen anpassend, soziabler und flacher machten. Der Salon wachte über die Reinheit der Sprache und machte sie ärmer und damit auch dem Nichtfranzosen zugänglicher. Die Frauen beseitigten den alten Pedantismus der Gelehrten, aber auch den leidenschaftlichen Ernst des einsamen Denkers. Man schrieb für andere, nicht für sich, der Schreibende brauchte die Beziehungen zu der Gesellschaft seiner Zeit, anders war sein Schreiben vergeblich, er schrieb für ein Publikum von Nichtschreibenden, von deren Beifall er so abhing, daß er um dieses Beifalls willen »soziabel« schrieb, ob es nun über politische Ökonomie ging oder über den Magnetismus, ob er ein Jurist oder ein Zoologe war, der Anspruch wurde so klein, daß die Literatur zu einem Metier wird, dessen Ausübung nichts voraussetzt als das Treffen des »Tones«. Den Typus des Homme de lettres, des Literaten bildet die neue Gesellschaft aus, wozu sie sich der Frau als Mittlerin bedient. Das Talent geht nicht mehr wie früher zu Hof, um sich konsekrieren zu lassen, sondern in den Salon. Durch das Mittel des Salons etabliert sich die Macht des neuen Geistes. Das Unterhaltungsbedürfnis der Frau und ihre Machtlust schaffen eine Gleichheit unter den sozial Ungleichen, da Geist zu haben, der einzige verlangte Titel ist, der Zutritt in den Salon gewährt. Rang und Geburt, wie Verdienst der Tat beugen sich, nach einem ersten Widerstreben, vor dem neuen Ton und nehmen ihn an. So wird der Salon die öffentliche Meinung, ein Staat im Staate. Madame de Lambert machte Akademiker, die Marquise de Pie eine Königin von Frankreich, Madame de Tencin Kar-

dinäle und Gesandte. »Il n'y a personne, qui ait quelque emplie à la cour, dans Paris ou dans les provinces, qui n'ait une femme ⟨nicht seine eigene⟩ par les mains de qui passent toutes les grâces et quelquefois les injustices qu'il peut faire« — schreibt Montesquieu, der bei Madame de Lambert debütierte. Man muß außer seinem Talent auch das Talent haben, den Frauen zu gefallen — später genügt oft dies allein —, um sein Glück zu machen oder zu Ansehen und Ruhm zu kommen. Was aus dem achtzehnten Jahrhundert literarisch auf uns gelangt ist, ging durch diese Torwache der Frauen und hat ihre Marke. Alles macht nicht nur den Eindruck, als ob es für die Frauen geschrieben wäre, sondern es ist, wenn auch nicht immer für sie geschrieben, so doch so insinuiert und von ihrer Atmosphäre umgeben. Michelet konstatiert, daß die vom Convenu und vom Artifiziellen etwas erkältete französische Seele im achtzehnten Jahrhundert einen Grad Wärme bekommen habe. Die Sensibilität des siebzehnten Jahrhunderts, das der Frau wenig brachte, färbt sich im achtzehnten erotisch, da sie zur besonderen Domäne der bedienten Frau wird, in der sie sich Romane lesend und den Roman fördernd doch lieber aufhält als in Dialogen über den Getreidehandel, so sehr deren Verfasser auch bemüht war, den Gegenstand auf dem Niveau des Salons zu halten. Solche Gefälligkeit schafft keine wissenschaftliche Literatur, und es fallen die großen wissenschaftlichen Taten und Daten alle ins siebzehnte Jahrhundert — das achtzehnte war mit allem seinen kurzatmigen wissenschaftlichen Eifer unfruchtbar, denn es dachte utilitarisch, gefördert darin von der Frau, die nur im Gefühligen den Überschwang hat, im Denkerischen aber den nützlichen Zweck will, die sicht- und faßbare Wirkung: den Vorteil.

*

Das moderne, ganz anthropozentrische Denken der Welt, das im achtzehnten Jahrhundert seinen Anfang nahm und sich auf die rationale Wissenschaft, die gesellschaftliche und aufs Zweckhafte gerichtete Natur des Menschen und den unbedingten Glauben an den Fortschritt zum immer Besseren stützte und sich in seinem Ausdruck nach der die Gesellschaft beherrschenden Frau als der Mittlerin

zur Bourgeoisie formulierte, glaubte eine bedeutende philosophische Literatur zu schaffen und hat das schwächste Philosophieren geleistet, das wir kennen, worin ihr nur noch der Monismus, ihre neue Form, den Rang abläuft. Die Kritik, die Condorcet an Pascal übt, ist charakteristisch: »Man findet in den Provinciales eine große Zahl familiärer Ausdrücke und gewöhnlicher Redensarten, denen nach unserem Geschmack die Noblesse fehlt.« Die im Salon verarmte Sprache ist schon nicht mehr imstande, früheren Geist zu erkennen, geschweige selbst Geist zu produzieren, der mehr als polemischer Geistreichtum wäre. Die Zeit war weiter von ihrer dichterischen Bedeutung überzeugt und begab sich aller der Voraussetzungen, die ein Dichtwerk, vom Zufall des Genies abgesehen, möglich machen. Die Zeit begann im literarischen Insurgentenaufstand gegen jede, so auch die literarische Tradition, verachtete die übrigens nur lateinische Antike genau so, wie sie die Dichter von 1660 verachtete, aber sie beließ es bei dieser Negation, weil sie nicht diese oder jene, sondern die Dichtung überhaupt verächtlich und absurd fand, und sich, wenn schon welche, so in Benserade und Fouretière Ahnen gab, in beiläufigen gezierten Realisten einer Zeit vor Racine: die Resultate dieser Opposition sind das Pamphlet der Lettres Persanes, der Gil Blas und ein paar Komödien. Voltaires viel schwächeres Talent trat schon konservativ auf, da er sich nichts weniger als ein Neuerer fühlte und nur aus Opportunität und innerlich ganz unbeteiligt mittat. Er bekannte sich bald für Boileau und Racine und glaubte, sie fortzusetzen, wenn nicht zu übertreffen, indem er sie imitierte. Racine hielt sich an die lateinische Antike, so gut er sie vielleicht auch mißverstand, Voltaire glaubte dasselbe zu tun, indem er sich an Racine hielt. So sind die großen Werke dieser sich für dichterisch schätzenden Literatur nichts als gebildete Schularbeiten ganz unfähiger Leute, die nach einem Schema dichten und damit ein lernbares Metier treiben.

Die Leistungen dieser Zeit, die weiterwirkend sind, liegen in der Gattung, die mit geringem Anspruch auftritt, aber den französischen Roman geboren hat, liegen in der Prosa, die sich zwischen Prévost und Laclos mannigfach und bisweilen bedeutend entfaltet, so falsch und fade auch oft der Realismus der Beobachtung wird, da ihn eine Sensibilität bricht, die man mehr weil sie beliebt ist mitgibt, als

weil man wirklich empfindet, so sehr falsch auch oft diese Sensibilität ist, die weder französisch noch christlich, sondern nur beiläufig »allgemein menschlich« ist. Nicht französischen, da schweizerischen und protestantischen Wesens, wirkt Rousseau auf Deutschland stärker, lockert hier die Spannung, die man sich aus dem französischen Vorbild gab — man ist um hundert Jahre zurück — und befreite das Gefühl von der Empfindsamkeit. In Frankreich wird Rousseau erst, vierzig Jahre später als bei Goethe, in Chateaubriand wirkend und veranlaßt die »Emigration nach innen«, die einzige bisher evident gewordene Reaktion gegen den modernen Geist.

Was das französische achtzehnte Jahrhundert neben den größeren und kleineren Conteurs und den ihnen talentverwandten Briefschreibern, Memoiristen und Dialogisten Bleibendes hinterlassen hat, sind die großen, schon längst ungelesenen Versuche, eine politische, eine wissenschaftliche, eine historische Literatur zu schaffen — es blieb bei den Versuchen. Alle Antworten erkennen wir heute als falsch und viele Fragen als falsch gestellt — wir haben heute die Methode —, aber die Tatsache des Fragens überhaupt ist das Neue und, wenn man will, Verdienstlichste dieser Zeit, und das Antworten des folgenden Jahrhunderts verbindet es mit ihm derart, daß wir im achtzehnten und im neunzehnten Jahrhundert eine ungebrochene historische Einheit, die moderne Zeit, sehen müssen. Der Anfang dieser Zeit kann uns kümmern, weil wir auf das Ende dieser Zeit aufmerksam werden. Das Ende steht unmittelbar bevor.

Norbert Jacques:

DAS VOGELNEST IN DER MARIENKRONE

RUNDUM ergaben sich die erneuerten Großstadtstraßen ihrer bewegten Lust, ihrer Hast und Rastlosigkeit. Nur eine alte, graue Gasse führte noch aus einer von ihnen ab und lag wie schlafend im jungen, trubeligen Herzen der Stadt. Ein Klostergebäude nahm mit einer niedrigen, einstöckigen Front und vielen toten Fenstern allein fast die eine Seite ein. Während überall in der Nachbarschaft Haus und Pflaster, Mensch und Verkehr in Entwicklung und Erneuerung gewachsen waren und weitergediehen, war dieses Gewese tief in der Zeit zurück liegen geblieben. Trat man, die Augen, Ohren, Nerven noch geschüttelt von der Hatz und der Lust der neuen Stadt, durch das weitschweifig verzierte Portal, so stand man auf einmal, als habe ein Zauber einen aus dem Trubel der Großstadt herausgehoben, in einem schweigsamen, milden und feierlich beruhigten Hof. In der Mitte eines grünen Plans erhob sich eine graue gotische Kirche, aus flachen breiten Steinen gebaut, in deren Fugen Moos und Stauden wucherten. Bogenfenster spannten sich breit und blind in die steinernen Wände. Die Kirche hatte keinen Turm. Sie wollte nicht hinaus aus dem Hof, in dem sie schon fünfhundert Jahre stand.

Der breite Rasenplan, der wie ein Teppich zu ihren Füßen lag, reichte jederseits bis an die Reihe der kleinen roten Häuschen heran, die den Hof umgaben. Eins war aus Ziegelsteinen gebaut wie das andere, eins wie das andere in Bäume und Sträucher gebettet, eins wie das andere hatte zwei Fenster und eine Tür, in deren steinernen Rahmen die Namen gemeißelt waren, nach denen sie sich nannten: Zum heiligen Antonius, zum Leidensweg des Herrn, zur Geburt Mariä . . . Vor dem Häuschen, das dem Portal der Kirche gegenüberlag und über seiner Tür die Bezeichnung: Zur Mutterschaft Mariä trug, stand eine schwere steinerne Säule, aus deren Schaft

ein schmiedeeiserner Baldachin wuchs und ein hohes Steinbildnis der Mutter Gottes in sich einschloß. Die Gestalt Mariä war hochleibig und fest. Sie hielt ihrem nackten Knäblein die spitze offene Brust drängend hin, und so wie die Heilige den schmalen stolzen Kopf, auf dem eine zart in steinernen Blumen und Ornamenten durchbrochene Krone saß, zärtlich zu dem Säugenden niederneigte, war sie mit einer sinnlichen und verlangenden Weltlichkeit aus dem Sandstein gehauen.

Oft kamen Fremde in den Hof und blieben erstaunt vor dieser irdisch stolzen Mutter stehen und sahen stille freundliche Frauen aus den Häuschen treten und ihnen herzlich zunicken. Die Frauen hatten weite blaue Röcke an mit schwarz aufgeschlagenen Rändern, unter denen weiße Strümpfe leuchteten. Den Kopf umhüllte eine weiße breite Haube. Sie huschten dahin und man hörte ihre Schritte nicht. Aber ihre Kleider rauschten leise. Sie hatten Bündel von Spitzen oder Kissen mit begonnenen Klöppelarbeiten in den Händen, und Damen der Stadt hielten sie an und ließen sich die Arbeiten zeigen und kauften sie. Die Frauen waren Beguinen. Jede von ihnen lebte von ihren Handarbeiten in eigenem Häuschen und Haushalt, und was vom Tag blieb, teilten sie für Gott auf. Es waren zumeist alte, beruhigte und anspruchslose Frauen.

Aber eine war jung unter ihnen. Das war Schwester Klara, die im Häuschen an der Mariensäule wohnte. Sie war von einem fetten und bigotten Hof aus Ostflandern gekommen, sie war im Gedanken Schwester zu werden erzogen worden und hatte ihren Eintritt in das Beguinenhaus über sich genommen wie das tägliche Brot. Sie hatte nie an andere Wendungen ihres Lebens gedacht und war frischweg und ohne Übergang aus dem feuchtwarmen Keimgeruch der Ställe und dem immer nassen und dunkeln Leben der Flachlandsäcker in das große Stadtgewese des Ordens eingetreten. Da sie zu Haus ein wenig Weißschneiderei betrieben hatte und sich darin sehr geschickt zeigte, verbrachte sie den Tag, soviel die frommen Übungen ihr davon freiließen, mit solchen Arbeiten. Sie war kaum über ein halbes Jahr in ihrem Häuschen und war zwanzig Jahre alt.

Vom Tag ihres Eintritts ab trug sie ihre Jugend und ihr Leben wie etwas Verdunkeltes, wie eine feierliche Macht, über die sie nicht recht selber verfügte, wie etwas, das ihr von irgendeiner geheimnis-

vollen Kraft geleitet wurde. Und all dieses schattenhafte Versinkenlassen ihres Willens, all das keusche und scheue Kaumberühren, all das nachtweich verlorene Vorübergehenlassen von Tag und Leben waren ihr ein heißes Mysterium geworden, das sie mit Gebeten, Inbrunst, schauernder Frömmigkeit immer wieder von neuem Gott angelobte und dankte. Während die älteren Beguinen eine wohlwollende Neugier und eine weltliche Freundlichkeit zu allem Fremden hatten, was in ihre Nähe kam, ging Schwester Klara daran vorüber wie in ferne süße Nächte gehüllt. Sie dachte ununterbrochen an das Geheimnis ihrer Frömmigkeit. Sie sank unter den großen alten Glasmalereien im dunkeln Farbengedämmer der Kirche, in der das betende Flüstern der Schwestern mit dem geheimnisvollen Laut eines fern säuselnden Brunnens stieg, hinter dem Schleier ihres Kopftuches tief aus der Welt heraus. Sie fühlte sich selber ein weicher süßer Schatten werden, aufgelöst in der heiligen Sonne ihrer himmlischen Vorstellungen. Sie fühlte sich an den Feuern Gottes wie eine Wolke wollüstig im All verdunsten.

Das war eine Glückseligkeit ohne Namen und Ausdehnung, so sich an das Dunkle der eigenen Seele verlieren zu können, daß, wenn das Gebet vorüber war und die Schwestern die Schleier wieder vom Gesicht wegzogen und über ihre Hauben hinauflegten, um sich zum Singen anzuschicken, Schwester Klara ihr Tuch zurückwarf, als ginge es zu Leidenschaft und Tanz. Ihr Gesicht reckte sie mit geschlossenen Augen in den verbrämten Bädern des alten dunklen Kirchenlichts hoch dem Tabernakel entgegen, und bevor der erste Ton ihrem kleinen vollen Mund entquoll, rundete sie diesen voll Brunst, daß ein heißes Zittern seine Wölbung halb offen spannte, wie einen jungfräulichen Schoß, der sich hingibt.

Nach der Andacht erhob sich dann jedesmal die Schar der Frauen. Man hörte nur das Rauschen der weiten Kleider. Sie huschten stumm hinaus, verflatterten über den Hof, fast lautlos, und versanken in ihre kleinen Häuschen. Nur Schweser Klara ging noch zu der steinernen Statue der Mutter Gottes mit der hohen schönen Krone, kniete in die Bank und pries die Heilige und gelobte sich ihr an. Dann schaute sie die Ampel nach, die zu Füßen Mariä Tag und Nacht glomm und ging in ihr Stübchen.

Die Nächte fingen an so leicht und gewürzt zu werden, als geschähe etwas in ihnen. Denn der Frühling kam. Und es war der erste Frühling, den Schwester Klara im Beguinenhof erlebte. Draußen, wo sie im Land aufgewachsen, war alles stets so selbstverständlich hingegangen: Saat und Ernte, Sonne und Schnee, Maienluft und Novembersturm, das Wachsen auf den Äckern und die Würfe des Viehs. Und nun auf einmal in der Wollust ihrer frommen Einsamkeit spürte ihre Haut, ihr Mund, spürten ihre Augen, ihre Hände, daß etwas anders wurde in der Luft, das sie zugleich mit den fröhlichen Erhebungen ihrer Gebete umfloß, umstreichelte. Sie sah zum Fenster hinaus auf ihren kurzen Gängen zur Kirche, daß sich die Zweige grün punkten und voll heimlichen Lebens regten, sich gespannt zum weichen blanken Himmel hinaufdehnten. Ja, es war Schwester Klara, als spürte sie es in den Ästlein zittern, und es begann sie manchmal leise zu plagen, daß sie nicht wußte, was um sie geschah, und daß all dies Geheimnisvolle ihre Gedanken so oft gegen ihren Willen zu dem großen Hof im flachen Land zwischen den Kanälen zurücktrieb und ferne Erinnerungen aufwirbeln machte, die lange geschlafen hatten.

Eines Vormittags traten zwei Damen, von der Oberin geführt, bei ihr ein. Ein Dienstmädchen folgte und stellte Kartons auf den Tisch. Die Damen hatten Arbeiten von Schwester Klara gesehen und wünschten, daß sie die Brautausstattung der Tochter machte. Kaum war das Linnen über Tische und Stühle gebreitet, als die junge blonde Dame lebhaft und verlangend auf die Schwester einsprach, ihr erklärte, wie sie sich dieses und jenes dächte. Sie sprang, ganz eingefangen in ihre Wünsche, um die Schwester herum, und diese wurde unversehens mit in die Ausgelassenheit des Mädchens hineingerissen und war ganz bei dem Auftrag. Sie sprach mehr als gewöhnlich und als sie einen besonders guten Einfall hatte, sprang ihr das Mädchen an die Brust und wirbelte sie in ihren schweren Kleidern ein paarmal herum und rief dazu: »Schwester, ich liebe Sie! Schwester, ich liebe Sie! Sie sind göttlich. Frau Oberin, darf sie mich einmal besuchen? Bitte, bitte, Frau Oberin«.

Die alte Beguine lächelte mit freundlicher Nachsicht und meinte, daß dem wohl nichts im Weg stünde. Aber Schwester Klara fühlte

auf einmal tief verborgen in sich ein wildes, dunkles Gefühl anwachsen. Sie riß sich erregt los und wandte sich heftig ab, weil sie es vor feindseliger Ungeduld nicht aushielt, das lebhafte Mädchen anzuschauen. Sie griff einen Streifen Tuch auf, ging hastig damit zum Fenster und war sich noch nicht ihrer inneren Heftigkeit bewußt geworden, als sie draußen sah, wie um die Mariensäule zwei Vögel, gleichsam vom Himmel stürzend, sich in der Luft schreiend ineinander fingen, sich wieder lösten und mit aufgeregter Wut von neuem übereinander kugelten. Sie gingen nicht mehr weg von der Säule, ruhten bald und fielen sich gleich wieder an, schrien, pfiffen, trommelten, riefen pi ... ep und terr terr, tell tell, hetzten und hackten und ruhten wieder aus und begannen von neuem. Es war ein Spatzenpaar.

Schwester Klara von der Ungebärdigkeit der beiden kleinen Tiere angesteckt, ganz aufgelöst in einer unverständlichen Ungeduld, stürzte hinaus, kaum daß der Besuch gegangen war. Da sah sie draußen, daß die Vögel angefangen hatten, in der Krone der Statue ein Nest zu bauen. Ein Wirrwarr von Halmen, Haaren, Lumpen durchbrach schon die Öffnungen im Stein, und die Vögel brachten ununterbrochen neue Dinge. Schwester Klara stand an der Betbank und schaute hinauf und rührte sich nicht. Es wurde seltsam mild und beruhigt in ihr. Sie ging bald wieder in ihre Stube zurück und ordnete sich ihre Arbeit. Es waren Linnen und Spitzen für die Wäsche der Hochzeitsnacht der jungen Braut. Als sie den knisternden Stoff in ihren Händen prüfte, dachte sie zugleich an das junge Mädchen und an ihr eigenes Elternhaus. Ihre Gedanken waren warm und dankbar allumfassend. Ihre Schere glitt mit schnellem Spiel durch den Stoff und im Augenblick schnitten sich die Formen wie von selber heraus.

Sie arbeitete, bis es dunkel wurde und bis sie die Schwestern über den Hof flattern und in die Kirche verschwinden sah. Da ging auch sie hinüber. Sie hüllte den Kopf in den Schleier, und ihr ganzer Leib sank in eine fröhliche Frömmigkeit wie auf Polster nieder. Als die Schwestern zu singen begannen, legte sie ruhig ihren Schleier weit zurück und ihr Mund öffnete sich klar und groß und pries das Mysterium des Herrn. Aber nachher betete sie nicht mehr vor der

Marienstatue. Sie schaute nur der Ampel nach, die in der Dunkelheit ein traulich frommer, roter Punkt war, und ihre Augen versuchten in der hohen Krone das Vogelnest zu erblicken. Aber dazu war es zu finster, und sie ging in ihre Stube. Sie blieb am Fenster sitzen, das weit geöffnet war. Die Nacht kam kühl herein und Schwester Klara spürte doch, als ginge ein heißer Odem in der Finsternis auf. Sie streckte den Kopf weit hinaus, und ihr Gesicht badete in der dunkeln Luft, die ihr mit erregten, neuen Geschehnissen erfüllt schien. Sie wollte wissen. Ihre Gedanken stiegen in das Neue hinein, wie Wasserstrahlen in die Luft, und fielen auf einmal ohnmächtig nieder. Sie streckte flehend die Hände hinaus und sank im selben Augenblick in sich zusammen. Da ging sie vom Fenster zurück, hob das Kruzifix von der Wand und legte es auf den Boden. Sie kniete sich davor nieder in der Dunkelheit und fing an zu beten. Sie betete mit flehentlichen Worten, die sie selber im Augenblick fand und in die sie das Geheimnis ihrer Seele hüllte, schwer wie der blaue Himmel die weiße Wolke umfaßt, und schon bei den ersten Worten fiel sie tief auf das heilige Zeichen nieder und preßte ihre Lippen auf das kühle Elfenbein der schmalen Gestalt:

»Heilige Engel zu seiten Gottes, eure Gewänder tragen den himmlischen Schein des Herrn und leuchten wie Lilien im Wald und im Grund des Wassers. Ihr seid der Garten des Herrn, durch den Er wandelt Tag und Nacht, und Licht und Finsternis ist euch gleich, da ihr Seinen Leib tragen dürft. Ihr seid aufgelöst in Seiner Allmacht, Seiner Schönheit, Seiner Güte, Seiner Süße. Betet für mich bei Ihm.

Mutter im Himmel, die Ihn einst auf Erden trug, durch Schmerzen und Wonnen! Auf Dir ruht die Sonne Seines Blicks, das Meer Seines Herzens, der Sturm Seiner Worte! Du bist meine Schützerin und Vermittlerin, Du, Frau wie ich, fromm und süß und gefangen in der eigenen Seele. Deine Augen sind der Spiegel Seiner Zärtlichkeit. Sie spiegeln Sonne auf dem Teich und Blitze in der Nacht. Du bist gekleidet in Seine süße, allmächtige Unheimlichkeit. Von Dir strömt das ewige Geheimnis Seines Wesens. Du bist wie die Sterne über mir in milder Nacht, angezündet an Seinen heiligen Feuern und doch weich brennend, daß sie den Schlaf nicht stören ...«

So betete Schwester Klara und sie war versunken auf das heilige Bild und in den Taumel ihrer Worte, wie in laue tiefe Teiche.

*

Die Spatzen bauten weiter und gaben sich weiter vor den Fenstern der jungfräulichen Nonne ihrer lärmenden und schamlosen Liebe hin. Das Nest wurde fertig, und keine der Bewohnerinnen des Hofes bemerkte es. Aber Schwester Klara hielt es in ihrem Innern wie ein Zeichen des Herrn. Rundum vollzog sich, mächtig selbst im kleinen Hof des Klosters, das knospende Neuwerden der Erde wie ein plötzliches Wunder, und mitten in diesem Entkeimen, wie ein Rätsel voll dunkler Bedeutsamkeit, entstand in der Krone der heiligen Mutter das kleine Spatzennest. Die Andachten der jungen Schwester wurden noch schwerer von dunkler Zärtlichkeit. Sie floß in ihrem erhobenen Gemüt dahin, wie in einem Zug voll Sommerwolken, mächtig emporgehalten, an der Schwelle des Wunders und der Heiligkeit. Sie betete glühend, daß sie die Brunst ihrer Worte oft wie wollüstige Dolche in sich aufstechen zu fühlen glaubte, ihr Mund fing beim Singen der Psalmen die wilden Begierden, die aus ihrem Herzen heraufschlugen und schleuderte sie dem Tabernakel zu, wie ein Sturmwind, der von den Wogenkämmen des Meeres Dunst und Schaum abreißt, sie weit fort über die Küste wirft und das Land mit dem Duft ihrer scharfen Feuchtigkeit ganz anfüllt.

Während sie sich so in ihren inneren Erhebungen tief und geheimnisvoll verlor, arbeitete sie an der Brautausstattung des jungen Mädchens. Die Stücke waren schon geschnitten und genäht, und die jungen, blassen Finger der Beguine hatten begonnen, das krause, duftige Spitzenwerk reich und quellend an den Rändern des Höschens aufblühen zu lassen. Die Spitzen, die im Beguinage selber von anderen Schwestern geklöppelt wurden, waren zum Teil noch nicht fertig, und die alte Mutter Innocence brachte jeden zweiten Nachmittag ein neues Bund, das sie vollendet hatte.

Die Spatzen waren plötzlich ruhig geworden, und einer saß immer auf dem Nest, während der andere mit Würmern und Körnern herbeiflog. Schwester Klara wurde sich inne, was in dem Nest geschehen war. Die Erkenntnis stieß in ihren Adern plötzlich hoch empor, wie ein warmer, dunkler Brunnen, der in der Nacht aus dem Wald-

dickicht ausbricht. Sie war ein wenig verwirrt und unendlich beglückt, und mit heißerer Ungeduld als je nahte ihrer Seele das heimliche Wunder ihrer frommen Inbrunst.

Ob es der Zufall der Zeit war, oder ob die Bewegung ihres Inneren es vorzeitig hervorbrachte, — ihr Leib bekam an demselben Abend seine Zustände. Als sie das merkte, ging sie in der Nacht auf einmal hinaus und stellte sich vor der Marienstatue auf, hob die Hände zu ihr hoch und ließ ihre Blicke zu dem steinernen, nachtumwehten Gesicht steigen, und während sie bis dahin diese Zustände verwirrt und gepeinigt, als etwas Schmutziges und eine Geißel auf sich genommen hatte, fühlte sie heute dabei, als berge ihr Leib eine Quelle, als flösse ihr Schoß über von einer schmerzhaften und verborgenen Macht, von einer Passion, wie sie das Leben des Herrn Jesus, der heiligen Mutter, der heiligen Theresia, des heiligen Antonius und der großen Soldaten des Himmels getragen hatte. Ihr Schoß war mit Mysterien befruchtet und sie spürte ihr sickerndes Blut wie leichte, warme Blumen auf ihrer Haut erblühen und ihre Seele eine heilige Mutterdreieinigkeit mit der steinernen Säugerin und den brütenden Vögeln in der Krone bilden.

Ein paar Tage später saß Schwester Klara am Tisch an ihrer Arbeit. Sie ging dem Ende entgegen. Eine Hose und ein Hemd lagen über Stühle gebreitet und schäumten duftend vor Spitzen. Da sah sie die Schwester Innocence vor dem Fenster stehen bleiben. Die dicke, alte Mutter schaute zur Mariensäule hinan. Ihr Mund stand offen. Sie blickte unablässig in die Luft. Auf einmal begannen sich die Fältchen des alten Gesichts zu bewegen, ein Lächeln kräuselte sich an den Mundwinkeln und bald lachten diese Winkel und die Backen und die Nase und die Augen, der ganze kleine, dicke Leib, und die alte Schwester hob ihre eine Hand hoch und zeigte vor sich auf die Säule in die Luft.

Schwester Klara sprang erregt ans Fenster und rief mit harter Stimme: »Was?!«

Da schaute die Alte immer noch lachend herüber und sagte glucksend: »Ein Vogelnest in der Marienkrone und ganz voll nackter Junger!«

Schwester Klara fühlte sich innerlich tief verwundet. Ihr Blick

wurde dunkel und suchte mit feindseligem Haß das gute, sich freuende Gesicht der alten Beguine zu schlagen. Ihr Herz war auf einmal voll Enttäuschung und Bitterkeit. Sie setzte sich an ihre Arbeit nieder. Sie hörte nicht wie ihr die alte Nonne zurief: »So kommen Sie doch, mein Kind, schauen Sie sich die süßen, kleinen, nackten Spätzchen an!« Sie verbiß sich in die Arbeit, riß das Bündel Spitzen, das die Alte aufs Fensterbrett legte, an sich, stopfte es erregt in den Haufen von Linnen und ließ Spitzen, Zwirn und Nadel mit bitterer Hast und Gleichgültigkeit durch ihre Finger gleiten, während schwer und brennend die Tränen in ihren blauen Augen aufstiegen.

Den ganzen Tag über kamen dann die Beguinen, alte und junge, vor ihr Fenster und schauten zu dem Nest hinauf und entzückten sich. Schwester Klara litt unsäglich unter der dunkeln Feindseligkeit und Verlassenheit, mit der sie sich auf einmal umgeben fühlte. Sie sehnte sich nach den einsamen, braunen Äckern ihres Heimathofs und spürte den starken Geruch ihrer Frühlingsschollen. Es war ein Sonntag im April. Das Wetter war von einer drängenden Klarheit. Die Luft war jung und stark und wie gespannt von tausend unsichtbaren Dingen. In einem Durchbruch über dem Tor stand fern in der Stadt ein mächtiger, gotischer Kirchturm mit klarer Schwärze im dünnen Himmel. Vögel schrien im Hof und fielen von Dächern und Ästen auf die Luft, überstiegen sich balgend und riefen, warfen sich hoch über die Dächer des Klosters in die Stadt hinein. In der Stadt — was hätte Schwester Klara bis dahin ferner gelegen als diese Stadt, die für sie immer nur ein gleichgültig brodelnder Kessel gewesen — feierten die Menschen heute ein Volksfest. Laute Stimmen, Schüsse, Wagengeknatter, Lieder schlugen wirr vermengt in die stille Insel des Beguinenhofes herüber. Und das alles hörte Schwester Klara auf einmal. All die fernen Geräusche, das ganze Leben draußen drang bis an sie heran, berührte ihren Leib wie eine Welle, die sich im Meer hob, stieg sacht und schwer an ihren Gliedern hinan. Was war das? Sie sprang auf, und all ihre Nerven lauschten hinaus. Der Kirchturm stand dunkel und gewaltig in der Luft und über der lärmenden Stadt, wie das Monument eines unbekannten, nahen Landes.

Sie verließ ihr Häuschen: zur Mutterschaft Mariä. Sie warf einen brennenden Blick auf die Marienkrone. Ein Kranz nackter Vöglein

öffnete aus den steinernen Spitzen heraus wütig schilpend und weit die hellen Schnäbel in die Luft. Dann ging sie rasch zum Tor. Sie schlug zum erstenmal den eisernen Ring um und trat hinaus. Die Gasse war fast leer, aber nahe vorbei führte eine breite Straße, in der es ab- und zuströmte, ein nie endender Fluß von Männern, Frauen, Fuhrwerken, die durcheinander tanzten und wogten. Manchmal stieß mit lautem ungeduldigem Klingeln eine helle Straßenbahn durch, blieb eine Minute stehen und rückte mit einem sausenden Prall wieder an und flog mit heulendem Surren an den elektrischen Drähten weiter.

Was war das, was Schwester Klara so unwiderstehlich zu dem wilden Strom der Menschen hinzog? War das Gott?! Denn was war anders in ihr als Gott! Gott hatte vor ihrem Haus an den Vögeln das Wunder des Lebens vollzogen. Ihr hatte Gott die Vögel geschickt. Das Leben im Sinn des Herrn war dunkel wie Gänge unter der Erde, und schwer wie Schluchten im Gebirg, die sie von den heiligen Bildern kannte, brausend wie das Meer und von der geheimnisvollen Grenzenlosigkeit des Flachlandes ihrer Jugend. Was kam, war die Sendung Gottes. War es sein heiliger Prüfstein? Sie mußte sich ganz und ungestüm der Probe ergeben.

Sie ging die Straße hinab und durchquerte den Menschenstrom. Sie stellte sich auf die Plattform der ersten Elektrischen, die kam, und fuhr in die Stadt hinein. Der Schaffner fragte: »Wohin?« Aber sie lächelte nur, als sie das Geldstück hinhielt. Sie fuhr durch die ganze Stadt. Überall sprudelte das Leben des Festtags. Auf den Plätzen flogen wilde Karussels, von der lärmenden Musik getrieben, wie im Taumel. Frauen kreischten, und Männer umfaßten sie. Die Farben waren begehrlich, überall und schrien. Die Menschen brüllten und tanzten, und immer waren Männer und Frauen zusammen, suchten, haschten und umschlangen sich und lachten lärmend.

Die Straßenbahn fuhr bis vor die Stadt. Als sie den letzten Straßenring durchbrach, war schon die Dunkelheit schwer in der Luft. Sie fuhr dann noch ein Stück weit bis zu einem wild lebendigen Platz, hinter dem sich ein schwarzer Wald erhob. Schwester Klara stieg ab. Auf dem Platz flogen wieder kreiselnde Karussels, der Lärm peitschte sich selber auf, die Farben waren bleich im Licht der

ersten Lampen, aber sie waren von einer kalten Glut. Die Menschen wanden sich durcheinander, und immer und immer Männer und Frauen wie in einer einzigen Umarmung. Schwester Klara schob sich in der flutenden Masse durch. Ihr Leib war eng eingezwängt und überall berührt. Es lag wie eine berauschte Ohnmacht auf ihm. Sie rührte ihre Glieder beladen, wie in einem Wasser. Ihre Augen und ihr Herz waren betäubt. So dunkel führten Gottes Wege! Schwester Klara ging geradeaus im Strom, der sich allmählich zum Wald hinschob. Und es war auf einmal finster um sie. Der Lärm wurde sanfter und ferner, die Wege wurden weich und federnd. Die Einsamkeit des Dunkeln umstieg sie, und in ihm flüsterten rund herum Stimmen, überall raschelte es, überall in der Finsternis schlüpfte es von Mann und Frau und all ihr Lärm, in die weiche Nacht des Frühlingswaldes zurückgedrängt, hatte etwas, das sich schwer zurückzuhalten schien, wie ein lauer See, der die Schale seiner Ufer sprengen will. Schwester Klara fühlte Gott. Eine gewaltsame Verwirrung zog in ihren Adern herauf. In ihren Augen funkelten große, wilde Regenbogen. Sie griff in die schöne, heiße, riechende Luft. Ihre Ohren sogen den Lärm der erregten Paare auf.

Als fiele sie unversehens, kam sie auf einmal im Dahinschreiten wieder auf die Straße. Eine Elektrische wartete gerade. Sie stieg von neuem auf die vordere Plattform und fuhr zur Stadt. Der Lärm des Kirmesplatzes flog hinter ihr, wie in riesenhaften Kreisen, in der Luft zurück. Ihre Augen und ihr Herz trugen die süße Dunkelheit des erregten Waldes in sich, während der Luftzug im Dahinsausen prall auf ihren Leib einsprang. Auf der letzten Station vor der Stadt füllte sich die Plattform mit Männern. Schwester Klara stand dicht eingehüllt in ihre Schar und fühlte die fremden Körper sie warm umdrängen. Eine Hand berührte ihre Hüfte und blieb darauf liegen. Ein Körper rückte näher. Die Hand stieg rundum an ihrem Leib hinauf. Ihr war, als versänke sie je tiefer in wohlig schwüler Luft, je höher die Hand stieg. Sie schloß die Augen und ließ mit heißer Inbrunst ihrem Leib die Hand. Die fremden Finger erreichten ihre Brust und schlossen sich fest über sie. Sie dachte an den geheimnisvoll erfüllten Wald. In den Straßen kochte das Leben. Es war lärmender und tanzender geworden. Die Männer umfaßten die

Frauen von hinten und gingen und sprangen truppweise mit ihnen zu seiten der Straßenbahn. Die Aprilnacht flutete wie ein feuchtwarmes Meer zwischen den Dächern nieder. Der mächtige Kirchturm war in einen leisen, goldenen Dunst gebadet, der vom steigenden Mond über ihn floß.

An einer Station stiegen all die Männer wieder ab. Die Hand löste sich wie widerwillig vom Leib der Nonne. Die schaute nicht um und hielt die Augen geschlossen. All ihre Vorstellungen zogen in einem dünnen, heftig sich verflüchtigenden Zug aus ihr hinaus, und sie dachte an die kleinen spitzen, steinernen Brüste der Marienstatue, als der Liebeslärm der Vögel ungebärdig um sie geschah. Sie ging durch das Tor wieder in den Beguinenhof. Sie traf niemand auf dem Weg. Bevor sie ihr Haus aufnahm, warf sie einen zärtlichen Blick auf die Krone unter dem Baldachin. Sie verriegelte dann ihre Tür, schloß die Läden und wie sie die Lampe angezündet hatte und das Spitzenhemd und die Höschen auf dem Tische liegen sah, wußte sie auf einmal, wozu diese verfeinerten Kunstwerke bestimmt waren. Da zog sich Schwester Klara ganz nackt aus und lächelte dazu. Sie sah an ihrem nackten, weißen Leib hinab und legte die Hände auf die leichte Wölbung ihrer Schenkel und hob sie dann zu den kleinen, festen Brüsten. An ihrem Leib wuchsen sie auf, steil und rätselhaft, wie Hügel einer geheimnisvollen Fruchtbarkeit, und sie drückte sie so fest in ihren Händen, daß es sie schmerzte... Aber eine wilde Lust kam ihr aus diesem Schmerz. Alle Brunnen sprangen in ihr auf. Ihr Blut raste vor Ungeduld. Es war ihr, als schnellte ihr Leib in geheimnisvoll ungebärdigen Wünschen.

»Herr und Erlöser komm!« jubelte sie. »Vollzieh Deine Gewalt an mir, göttlicher Geliebter!« Und sie drückte ihr Gesicht in eines der Höschen. Das Linnen war kühl und duftete, halb wie reifes Heu und halb wie Brunnenwasser an einem schwülen Tag. Sie hob ein nacktes Bein und zog den weißen Stoff darüber und zog das ganze Stück an, kleidete sich in das Spitzenhemd, dann nahm sie das festtägige Kleid aus dem Schrank.

Als sie das Häuschen zur Mutterschaft Mariä verließ, war der weite Hof still, finster und leer. Der Mond stieg über das Dach der Kirche. Das Marienbild stand mit dem Kopf und den Brüsten

schon in der Flut des Lichts. Schwester Klara warf sich auf die Betbank und den Kopf tief und wild im Nacken, schaute sie zu der steinernen Mutter, deren Züge sich im Licht zu beleben schienen. Die Krone war dunkel unter dem Baldachin. Aber die Nonne spürte die heimliche geheimnisvolle Mutterschaft in ihrer Finsternis geborgen leben und in die Nacht und das All fließen. Der Lärm der Stadt scholl mild und nah. Sie betete in ihrem Rausch, und ihre Worte klangen voll zugreifender Sehnsucht und gossen sich wie Wasserfälle über den heiligen Bräutigam, dessen goldenen Reif sie die verschränkten Finger drücken spürte.

Dann ging sie auf die Straße hinaus. Es war kalt in ihr wie niedergehende Gletscher und brühend wie Sonne über dem Urwald. Sie fühlte sich selber als einen Teich, in dem ungeahnte Kräfte hochstiegen. Sie ging heiß und stolz, in ihre Gedanken und das Gewühl der Menschen gebadet, dahin und gehörte dann einem Mann.

*

Hätte sie vielleicht zu anderen Zeiten gelebt, so hätte sie auf Steinen geschlafen, sich gepeitscht, und hätte ihre Gebete niedergeschrieben, so wie sie dem dunkeln Zwang ihres Leibes und ihrer Seele entstiegen, und das nie erreichbare, allerheiligste Mysterium Gottes wäre in dem feierlichen Wirrsal ihrer Sprache bis zu uns erschollen, wie das ferne, geheimnisvolle, erdenschwere Rauschen der tiefen Nacht. Sie wurde keine Mystikerin, aber ein Weib. So machte sie ihre Passion.

Gottfried Benn:
GEHIRNE

RÖNNE, ein junger Arzt, der früher viel seziert hatte, fuhr im Sommer vorigen Jahres durch Süddeutschland dem Norden zu. Er hatte die letzten Monate tatenlos verbracht; er war zwei Jahre lang an einem pathologischen Institut angestellt gewesen, das bedeutet, es waren ungefähr zweitausend Leichen ohne Besinnen durch seine Hände gegangen, und das hatte ihn in einer merkwürdigen und ungeklärten Weise erschöpft.

Jetzt saß er auf einem Eckplatz und sah in die Fahrt: es geht also durch Weinland, besprach er sich, ziemlich flaches, vorbei an Scharlachfeldern, die rauchen von Mohn. Es ist nicht allzu heiß, ein Blau flutet durch den Himmel, feucht und aufgeweht von Ufern, an Rosen ist jedes Haus gelehnt, und manches ganz versunken. Ich will mir ein Buch kaufen und einen Stift, ich will mir jetzt möglichst vieles aufschreiben, damit nicht alles so herunterfließt. So viele Jahre lebte ich, und alles ist versunken. Als ich anfing, blieb es bei mir? Ich weiß es nicht mehr.

Dann lagen in vielen Tunneln die Augen auf dem Sprung, das Licht wieder aufzufangen, Männer arbeiteten im Heu, Brücken aus Holz, Brücken aus Stein, eine Stadt und ein Wagen über Berge vor ein Haus.

Veranden, Hallen und Remisen, auf der Höhe eines Gebirges, in einen Wald gebaut — hier wollte Rönne den Chefarzt ein paar Wochen vertreten. Das Leben ist so allmächtig, dachte er, diese Hand wird es nicht unterwühlen können, und sah seine Rechte an.

Im Gelände war niemand außer Angestellten und Kranken, die Anstalt lag hoch, Rönne war feierlich zu Mute, umleuchtet von seiner Einsamkeit besprach er mit den Schwestern die dienstlichen Angelegenheiten fern und kühl.

Er überließ ihnen alles zu tun: das Herumdrehen der Hebel, das Befestigen der Lampen, den Antrieb der Motore, mit einem Spiegel

dies und jenes zu beleuchten — es tat ihm wohl, die Wissenschaft in eine Reihe von Handgriffen aufgelöst zu sehen, die gröberen eines Schmiedes, die feineren eines Uhrmachers wert. Dann nahm er selber seine Hände, führte sie über die Röntgenröhre, verschob das Quecksilber der Quarzlampe, erweiterte oder verengte einen Spalt, durch den Licht auf einen Rücken fiel, schob einen Trichter in ein Ohr, nahm Watte und ließ sie im Gehörgang liegen und vertiefte sich in die Folgen dieser Verrichtung bei dem Inhaber des Ohrs: wie sich Vorstellungen bildeten von Helfer, Heilung, guter Arzt von allgemeinem Zutrauen und Weltfreude, und wie sich die Entfernung von Flüssigkeiten in das Seelische verwob. Dann kam ein Unfall und er nahm ein Holzbrettchen mit Watte gepolstert, schob es unter den verletzten Finger, wickelte eine Stärkebinde herum und überdachte, wie dieser Finger durch den Sprung über einen Graben oder eine übersehene Wurzel, durch einen Übermut oder einen Leichtsinn, kurz, in wie tiefem Zusammenhange mit dem Lauf und dem Schicksal dieses Lebens er gebrochen schien, während er ihn jetzt versorgen mußte wie einen Fernen und Entlaufenen, und er horchte in die Tiefe, wie in dem Augenblick, wo der Schmerz einsetzte, eine fernere Stimme sich vernehmen ließe.

Es war in der Anstalt üblich, die Aussichtslosen unter Verschleierung dieses Tatbestandes in ihre Familien zu entlassen wegen der Schreibereien und des Schmutzes, den der Tod mit sich bringt. Auf einen solchen trat Rönne zu, besah ihn sich: die künstliche Öffnung auf der Vorderseite, den durchgelegenen Rücken, dazwischen etwas mürbes Fleisch, beglückwünschte ihn zu der gelungenen Kur und sah ihm nach, wie er von dannen trottete. Er wird nun nach Hause gehen, dachte Rönne, die Schmerzen als eine lästige Begleiterscheinung der Genesung empfinden, unter den Begriff der Erneuerung treten, den Sohn anweisen, die Tochter heranbilden, den Bürger hochhalten, die Allgemeinvorstellung des Nachbars auf sich nehmen, bis die Nacht kommt mit dem Blut im Hals. Wer glaubt, daß man mit Worten lügen könne, könnte meinen, daß es hier geschähe. Aber wenn ich mit Worten lügen könnte, wäre ich wohl nicht hier. Überall, wohin ich sehe, bedarf es eines Wortes, um zu leben. Hätte ich doch gelogen, als ich zu diesem sagte: Glück auf!

Erschüttert saß er eines Morgens vor seinem Frühstückstisch, er fühlte so tief: der Chefarzt würde verreisen, ein Vertreter würde kommen, in dieser Stunde aus diesem Bette steigen und das Brötchen nehmen: man denkt, man ißt, und das Frühstück arbeitet an einem herum. Trotzdem verrichtete er weiter, was an Fragen und Befehlen zu verrichten war, klopfte mit einem Finger der rechten Hand auf einen der linken, dann stand eine Lunge darunter, trat an Betten: guten Morgen, was macht Ihr Leib? Aber es konnte jetzt hin und wieder vorkommen, daß er durch die Hallen ging, ohne jeden einzelnen ordnungsgemäß zu befragen, sei es nach der Zahl seiner Hustenstöße, sei es nach der Wärme seines Darms. Wenn ich durch die Liegehallen gehe — dies beschäftigte ihn zu tief — in je zwei Augen falle ich, werde wahrgenommen und bedacht. Mit freundlichen und ernsten Gegenständen werde ich verbunden, vielleicht nimmt ein Haus mich auf, in das sie sich sehnen, vielleicht ein Stück Gerbholz, das sie einmal schmeckten. Und ich hatte auch einmal zwei Augen, die liefen rückwärts mit ihren Blicken, jawohl, ich war vorhanden: fraglos und gesammelt. Wo bin ich hingekommen? Wo bin ich? Ein kleines Flattern, ein Verwehn.

Er sann nach, wann es begonnen hätte, aber er wußte es nicht mehr: ich gehe durch eine Straße und sehe ein Haus und erinnere mich eines Schlosses, das ähnlich war in Florenz, aber sie streifen sich nur mit einem Schein und sind erloschen.

Es schwächt mich etwas von oben. Ich habe keinen Halt mehr hinter den Augen. Der Raum wogt so endlos, einst floß er doch auf eine Stelle. Zerfallen ist die Rinde, die mich trug.

Oft, wenn er von solchen Gängen in sein Zimmer zurückgekehrt war, drehte er seine Hände hin und her und sah sie an. Und einmal beobachtete eine Schwester, wie er sie beroch oder vielmehr, wie er über sie hinging, als prüfe er ihre Luft, und wie er dann die leicht gebeugten Handflächen, nach oben offen, an den kleinen Fingern zusammenlegte, um sie dann einander zu und ab zu bewegen, als brächte er eine große, weiche Frucht auf oder als böge er etwas auseinander. Sie erzählte es den anderen Schwestern, aber niemand wußte, was es zu bedeuten habe. Bis es sich ereignete, daß in der Anstalt ein größeres Tier geschlachtet wurde. Rönne kam

scheinbar zufällig herbei, als der Kopf aufgeschlagen wurde, nahm den Inhalt in die Hände und bog die beiden Hälften auseinander. Da durchfuhr es die Schwester, daß dies die Bewegung gewesen sei, die sie auf dem Gang beobachtet hatte. Aber sie wußte keinen Zusammenhang herzustellen und vergaß es bald.

Rönne aber ging durch die Gärten. Es war Sommer, Otternzungen schaukelten das Himmelsblau, die Rosen blühten, süß geköpft. Er spürte den Drang der Erde: bis vor seine Sohlen, und das Schwellen der Gewalten: nicht mehr durch sein Blut. Vornehmlich aber ging er Wege, die im Schatten lagen und solche mit vielen Bänken, häufig mußte er ruhen vor der Hemmungslosigkeit des Lichtes, und preisgegeben fühlte er sich einem atemlosen Himmel.

Allmählich fing er an, seinen Dienst nur noch unregelmäßig zu versehen, namentlich aber, wenn er sich gesprächsweise zu dem Verwalter oder der Oberin über irgendeinen Gegenstand äußern sollte, wenn er fühlte, jetzt sei es daran, eine Äußerung seinerseits dem in Frage stehenden Gegenstand zukommen zu lassen, brach er förmlich zusammen. Was solle man denn zu einem Geschehenen sagen? Geschähe es nicht so, geschähe es ein wenig anders. Leer würde die Stelle nicht bleiben. Er aber möchte nur leise vor sich hinsehn und in seinem Zimmer ruhn.

Wenn er aber lag, lag er nicht wie einer, der erst vor ein paar Wochen gekommen war, von einem See und über die Berge, sondern als wäre er mit der Stelle, auf der sein Leib jetzt lag, emporgewachsen und von den langen Jahren geschwächt, und etwas Steifes und Wächsernes war an ihm lang, wie abgenommen von den Leibern, die sein Umgang gewesen waren.

Auch in der Folgezeit beschäftigte er sich viel mit seinen Händen. Die Schwester, die ihn bediente, liebte ihn sehr, er sprach immer so flehentlich mit ihr, obschon sie nicht recht wußte, um was es ging. Oft fing er etwas höhnisch an: er kenne diese fremden Gebilde, seine Hände hätten sie gehalten. Aber gleich verfiel er wieder: sie lebten in Gesetzen, die nicht von uns seien und ihr Schicksal sei uns so fremd wie das eines Flusses, auf dem wir fahren. Und dann ganz erloschen, den Blick schon in einer Nacht: um zwölf chemische Einheiten handele es sich, die zusammengetreten wären nicht auf sein

Geheiß, und die sich trennen würden, ohne ihn zu fragen. Wohin solle man sich dann sagen? Es wehe nur über sie hin.

Er sei keinem Ding mehr gegenüber, er habe keine Macht mehr über den Raum, äußerte er einmal, lag fast ununterbrochen und rührte sich kaum.

Er schloß sein Zimmer hinter sich ab, damit niemand auf ihn einstürmen könne, er wollte öffnen und gefaßt gegenüberstehn.

Anstaltswagen, ordnete er an, möchten auf der Landstraße hin und her fahren, er hatte beobachtet, es tat ihm wohl, Wagenrollen zu hören: das war so fern, das war wie früher, das ging in eine fremde Stadt.

Er lag immer in einer Stellung: steif auf dem Rücken. Er lag auf dem Rücken, in einem langen Stuhl, der Stuhl stand in einem geraden Zimmer, das Zimmer stand im Haus und das Haus auf einem Hügel. Außer ein paar Vögeln war er das höchste Tier. So trug ihn die Erde leise durch den Äther und ohne Erschüttern an allen Sternen vorbei.

Eines Abends ging er hinunter zu den Liegehallen, er blickte die Liegestühle entlang, wie sie alle still unter ihren Decken die Genesung erwarteten, er sah sie an, wie sie dalagen: alle aus Heimaten, aus Schlaf voll Traum, aus Abendheimkehr, aus Gesängen von Vater zu Sohn, zwischen Glück und Tod — er sah die Halle entlang und ging zurück.

Der Chefarzt wurde zurückgerufen, er war ein freundlicher Mann, er sagte, eine seiner Töchter sei erkrankt. Rönne aber sagte: sehen Sie, in diesen meinen Händen hielt ich sie, hundert oder auch tausend Stück, manche waren weich, manche waren hart, alle sehr zerfließlich, Männer, Weiber, mürbe und voll Blut. Nun halte ich immer mein eigenes in meinen Händen und muss immer darnach forschen, was mit mir möglich sei. Wenn die Geburtszange hier ein bißchen tiefer in die Schläfe gedrückt hätte...? Wenn man mich immer über eine bestimmte Stelle des Kopfes geschlagen hätte...? Was ist es denn mit den Gehirnen? Ich wollte immer auffliegen wie ein Vogel aus der Schlucht, nun lebe ich außen im Kristall. Aber nun geben Sie mir bitte den Weg frei, ich schwinge wieder — ich war so müde — auf Flügeln geht dieser Gang — mit meinem blauen Anemonenschwert — in Mittagsturz des Lichts — in Trümmern des Südens — in zerfallendem Gewölk — Zerstäubungen der Stirne — Entschweifungen der Schläfe.

Else Lasker-Schüler:

SAUL

ÜBER Juda liegt der große Melech wach.
Ein steinernes Kameeltier trägt sein Dach.
Die Klageweiber treiben hoch und heulen.

Und ohne Leuchte sinkt die Nacht ins Grab,
Sauls volles Auge nahm zur Scheibe ab.
Die Katzen schleichen scheu um rissige Säulen.

Vor seinen Toren aber stehen die Hethiter.
— Er zwingt den Tod, den ersten Eindring nieder —
Und schwingt mit fünfmalhunderttausend Mann die Keulen.

Max Brod:

TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT

ROMAN

⟨Fortsetzung⟩

V.

SOBALD es tagte, suchte Elisabeth ihren Vater auf. Er pflegte seit Jahren regelmäßig in aller Frühe mit den Knechten aufzustehen und gerade die Morgenstunden dazu zu benützen, um ihre Arbeit zu beaufsichtigen, oft genug auch selbst zu leiten und mitzuschaffen. Oft kam er unmittelbar von seinen Apparaten, mit denen er die ganze Nacht hindurch den Sternenhimmel beobachtet hatte, aufs Feld hinaus oder in den Geflügelhof, und erst am Vormittag gönnte er sich dann ein wenig Schlaf. Aber auch in nebligen oder wolkigen Nächten, die keine Beobachtung gestatteten, war er ⟨namentlich in letzter Zeit⟩ schlaflos und freute sich, sofort, wenn es hell wurde, ins Freie und an die Arbeit eilen zu können.

Elisabeth schlug den Weg in die Baumschule ein. Sie kannte die Gewohnheiten und augenblicklichen Vorhaben des Vaters ganz genau; war sie doch die einzige in der Familie, der er sich hie und da anvertraute, freilich nicht in den ganz persönlichen Sorgen, die ihn bewegten und nach denen zu fragen Elisabeth viel zu bescheiden und furchtsam war, aber doch in manchem und oft auch in nicht unwichtigen Dingen, vor allem in seinen allgemeinen Betrachtungen über den Weltlauf und das Unglück der Menschen. Jeden Morgen stand Elisabeth zur selben Zeit wie der Vater auf und traf ihn an dem vorherbestimmten Platz, an dem es gerade eine Arbeit, einen wichtigen Umbau gab. Die Umbauten hörten ja in Tychos Revier nie auf, das war eine besondere Vorliebe von ihm. Immer hatte er neue ungeheure Pläne, immer wieder reizte es ihn, irgendeiner Unvollkommenheit seiner Umgebung auf diese oder jene kunstvoll aus-

gedachte Weise beizukommen. Es war so, als sinne gleichsam sein gewaltiges technisches Talent ganz unbewußt auf immer neue Betätigung. Bald erfand er Maschinen zur Entsumpfung des Bodens, bald war er mit der Baumzucht beschäftigt, so besonders in der letzten Zeit. Und immer war Elisabeth in diesen ersten Stunden des Tages, die er eben der Gutsverwaltung widmete, an seiner Seite, hörte seinen Verhandlungen mit den Verwaltern zu, empfing hie und da auch ein an sie gerichtetes Wörtchen. Viel Zeit hatte ja der Vater nicht für sie übrig, aber im Gefühle des Mädchens war schon diese wortkarge Vertraulichkeit eine allzugroße Ehre, sie bewunderte Tycho ganz schrankenlos und ihre unendliche Liebe zu ihm, die sie oft ganz überwältigte, bei einem geringfügigem Wort im Gespräch oder bei einem Blick seiner Augen, konnte sie nicht anders als in stummen versteckten Tränen ausdrücken. Oft weinte sie auch Nächte lang, wenn sie sah, wie ein Gram ihn verdüsterte, den sie nicht verstand. Um mehr von der verehrten Wesenheit des großen Mannes zu begreifen, hatte sie einmal einige Monate hindurch mit einem Schüler, dem gutmütigen Longomontanus, die Elemente der Astronomie gelernt, und Tycho, den sie eines Tages mit einer lange vorbereiteten, klugen Fachbemerkung überraschte, hatte nachher ihre Ausbildung, die übrigens ungemein schnell fortschritt, selbst in die Hand genommen. Aber es war natürlich weniger diese geistige Begabung und diese Anteilnahme an seiner Kunst, so sehr ihn dies alles auch freute, was Elisabeth zu seinem erklärten Lieblingskind machte: eine viel tiefere Gemeinschaft zog den alten Mann zu dem zarten Geschöpf hin, in dem er so viel Hingabe und Gutwilligkeit spürte, wie sie ihm sonst von niemandem in der Welt zuteil geworden war. Gerade darüber freilich sprach er nie mit ihr. Im Gegenteil: oft war er gerade gegen sie von einer ungewöhnlichen Rauheit und Kürze, was ihm als eine erzieherische Maßregel notwendig erschien, um das ohnehin weichliche Gemüt der Tochter nicht noch mehr aufzustören. Härter sollte sie werden, selbstbewußter, ja sogar etwas trotziger wünschte er sie. Er ahnte nicht, daß sie nur im Verkehr mit ihm so gänzlich haltlos, so ohne Maß gehorsam und vor allem so durchaus ernsthaft und anbetend war, während sie gegen andere ihr Köpfchen wohl durchzusetzen verstand und mit ihren schnellen Witzen, übermütigen

bizarren Einfällen, Lügen und Listen eine ganz gefährliche Partnerin darstellte. Von ihrem sonstigen Leben wußte er eben wenig oder nichts, er war immer allzusehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, sonst hätte er wohl schärfer bemerkt, was ihm manchmal nur wie eine ganz ferne, schnell vorbeihuschende Ahnung aufstieg, daß Elisabeth fast ähnliche Vorzüge und ähnliche Schwächen hatte wie er selbst, daß sie mit ihrer Mischung von tollkühner Leidenschaft und beinahe satirisch klarer Bewußtheit so etwas wie ein ins Weibliche umgebildeter Tycho war. Wäre ihm das zur rechten Zeit klar gewesen, so hätte er sie wohl in vielem richtiger beurteilt und vielleicht wäre manches schwere Unheil vermieden worden, das in der Folge eintrat. — Indessen war Tycho weit davon entfernt, die Seele seiner Tochter ernstlich zu beobachten. Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der er sich von ihr geehrt und geliebt fühlte und sie auch wieder liebte, diese Leichtigkeit der gegenseitigen Beziehungen, die niemals vieler Worte und Erklärungen bedurfte, erquickte den geplagten, an Hemmnisse aller Art gewohnten Mann. So pflegte er auch hie und da, sehr selten, zu Elisabeth zu äußern ⟨und dies war der einzige Satz, mit dem er ihr seine Zuneigung andeutete⟩: »In deiner Nähe, Elis, fühle ich mich so ruhig«. Hätte er freilich gewußt, welchen Sturm von Entzücken und Überschwang er mit diesem einen seltsamen Satz in dem jugendlichen Gemüt entfesselte, so hätte er sich gewiß noch sparsamer und vorsichtiger ausgedrückt. Elisabeth träumte förmlich von diesem Satz, er klang ihr in allen süßen Melodien, die sie kannte, Engel sangen ihr ihn vom Himmel zu. Ja, ihr ganzes Leben stand zeitweise ganz unter dem Eindruck dieser Worte ihres Vaters und alles, was sie noch so still und abseits tat, war doch insgeheim nur darauf gerichtet, diese Worte wieder einmal aus dem geliebten Munde hervorzulocken.

Die Baumschule lag in dem höchstgelegenen Teil des Parkes, dort, wo er an benachbarte Hügel mit ihren Wäldern angrenzte. Elisabeth mußte einigemal bergauf, bergab wandern, endlich hatte sie die letzte Anhöhe erreicht. Ein kalter, doch gleichsam noch nicht erwachter Wind blies von der Iser herauf, über der eben der Morgennebel vor der schräg hinableuchtenden Sonne sich zu zerteilen begann. Das scharfe Knie des halbvereisten, aber infolge seines starken Gefälles

immer noch strömenden Flüßchens glitzerte lebhaft zwischen Schneefeldern und matter bereiftem Strauchwerk. Der Himmel war rein, weißlichblau, beinahe wie im Frühling. An einer Gruppe alter Linden vorbeibiegend erblickte Elisabeth die Schar der Arbeiter. Hoch über alle ragte ihr Vater empor, sein blonder Bart glänzte auf dem offenen Plan in den vollen Strahlen der Morgensonne. Einen Augenblick machte Elisabeth Halt. Sah er nicht wie eine der hellen nordischen Reckengestalten aus, ihr Vater, einer der unbesiegbaren Helden, einer der alten Götter! — Nun gut, sie würde zu ihm beten wie zu einem Gott, und er würde ihre Bitte nicht abschlagen, so große, mächtige, göttliche Menschen tun einem ja eher etwas zuliebe als die kranken und unzufriedenen. Ihr Herz schlug vor Freude, schon glaubte sie ihre Sache gewonnen, schon sah sie den jammervollen Kepler sein Ränzel schnüren und traurig, vielleicht sogar auf einem klapperdürren Eselein, davonreiten. Sie lachte bei dieser Vorstellung auf und lief mit ausgebreiteten Armen das letzte steile Wegstück hinauf, ihrem Vater entgegen, der sie erst jetzt bemerkte und freudig aufsah... Obwohl im Näherkommen seine frische Gott-Donar-Maske unter einem Netz von Stirnfalten und Wangenfurchen verschwand, obwohl seine Hünengestalt förmlich vor ihren Augen zusammenschrumpfte oder eigentlich eine seltsam gedrungene, mühsame, nur von innen her gestützte Geradheit behielt, sank ihr der Mut nicht und sie wollte gleich mit ihrem Anliegen beginnen. Tycho aber kam ihr mit seinem üblichen Gruß zuvor: »Ist es keine schlimme Nachricht?«

Sie schüttelte mechanisch den Kopf.

»Nun, das hätte ich auch gar nicht gewünscht,« rief er und atmete auf. Seine Stimme klang hier im Freien wohltönender, metallischer als in den Zimmern, einem Jagdhorn ähnlich. Sein ganzes Wesen war frei und gesund, als hätte er die leidige Aufregung zur Nacht ganz vergessen oder zumindest leicht überwunden. Sofort wandte er sich auch lustig an seine Arbeit, schwang den Hammer in der Rechten und klopfte eifrig ein Brett an die Holzwand fest, die er neulich als Windschutz für die Baumschule hatte errichten lassen. Dabei sprach er ununterbrochen, indem er zwischen den Hammerschlägen einzelne Wortbündel, die an Elisabeth und den neben ihr stehenden Ver-

walter gerichtet waren, hervorstieß: »Man muß wirklich hinter allem her sein, — nichts geht von selbst, nichts gedeiht von selbst — immer muß der Herr nach dem Rechten sehen, wenn etwas geschehen soll, — da hat mir wieder der Wind heute Nacht zwölf Bäumchen eingerissen. — Natürlich, wenn man handbreite Lücken in der Schutzwand läßt! — Ich bin nicht derjenige, der das Glück hätte, — daß der Sturmwind etwa erst dann zu blasen beginnt, wenn die Wand fertig ist. — Nein, mich verfolgt das Unglück, das sollte ich wissen. — Bei mir kommt der große Sturm immer vorher, genau einen Tag oder eine Nacht zu bald. — Ich muß auf der Hut sein, muß mich auf meine Leute verlassen können. — Ja, ja, ja, aber was ich nicht selbst tue, das geschieht nicht — das sollte ich schon wissen: Der Zufall steht nie auf meiner Seite —«. Diese Scheltworte brachte er aber nicht etwa in übler Laune hervor, sie klangen eher wie Ausbrüche seines naturkräftigen Humors und er lachte nun auch breit und voll, indem er den Hammer sinken ließ: »Ist es nicht komisch? In allem muß ich die Menschen unterrichten, gerade ich. Nicht nur im Sterngucken. Auch einen einfachen Lattenzaun bringen sie nicht fertig ohne mich. Hoho, alles muß ihnen der alte Tycho vorzeigen.«

Der Verwalter wurde sodann mit einer Fülle von Aufträgen verabschiedet. Nun glaubte Elisabeth den richtigen Augenblick für ihre Bitte gekommen. Sie wollte weit ausholen, die Entstehung ihrer Liebe zu Tengnagel schildern und nichts verschweigen, auch das letzte nicht, die Folgen ihrer Hingabe, obwohl sie fürchtete, daß Tycho in seinem Stolz das viel schwerer auffassen würde als die praktisch gesinnte Mutter, indessen war Tycho heute gar nicht geneigt, ihr zuzuhören, er schien von einer seltsam dumpfen, traumseligen Stimmung ganz befangen und, indem er nun ein frisches, ungehobeltes Holzbrett vor sein Gesicht hob, raunte er der Tochter, deren Schultern er an sich zog, ganz leise, geheimnisvoll zu: »Riech einmal, wie das duftet. O, wie liebe ich diesen Geruch des Holzes, wie liebe ich Bäume, Wälder überhaupt! Das macht gesund, dieser Duft, das macht stark, das greift in mein Herz mit einem tiefen Zauber! Wie die Bäume von Hvenna duftet das, wie mein Zimmer in Uranienborg. Möchtest du es glauben, daß es irgendwie mit meinem Schaffen zusammenhängt? Wie das kommen mag! Vielleicht nur deshalb, weil immer, wenn ich so recht

glücklich arbeite, auch neue Apparate mit ihrem frischen Holzgeruch, neue Geräte, neue Fußböden und alles mögliche Holzwerk um mich herum entstehen. Der gute Geruch der Arbeit ist es, der aus diesen Holzbalken kommt. Nein, es muß da eine tiefere Verwandtschaft geben zwischen mir und diesem würzigen Harzsaft in den Baumstämmen. Ich selbst muß so eine Art Baum sein, weil ich mich so brüderlich zu ihnen hingezogen fühle. Schau einmal, dort die Wälder an der Iser!« Er wies mit gehobener Hand weit in die Ebene hinaus, wo zwischen den ganz weißen Feldern überall kleine Kiefernwäldchen wie bleigraue, blaue oder schwarze Polster hervorstanden: »Sind sie nicht, diese Wälder, ganz schwarz wie von dickem, geronnenen Lebenssaft, von grünem Saft, der in ihnen stockt wie dunkles Blut und auf den Frühling wartet, um dann wieder hervorzubrechen und sich über alle die weißen Wiesen auszubreiten, um alle diese toten Felder lebendig zu färben? In diesen Wäldern ist das Leben als Vorrat für die ganze Natur aufbewahrt. Und so denke ich manchmal, wenn mir so recht schlimm und winterlich zumute ist: auch in mir ist noch Leben und wartet auf den Frühling.«

»Vater!« rief Elisabeth ängstlich. Mit einem Male hörte sie den schmerzvollen Grundton alles dessen, was Tycho bisher unter scheinbarer Heiterkeit gesagt hatte, erschreckend laut hervorkommen.

»Ja, ja, dieser Auftritt gestern abend,« fuhr denn auch wirklich Tycho ganz unvermittelt fort, mit veränderter, düsterer und heiserer Stimme, »der hat es mir wieder so recht gezeigt, daß Gottes Segen nicht auf mir ruht. Ich kämpfe und kämpfe, aber was nützt es — da ist kein Tag ohne Unglück, kein ruhiger ungestörter Gottestag mehr. Kein Tag ohne Mißgeschick. Oft warte ich bis zum Abend und sage laut: ‚Das heutige Mißgeschick ist noch ausständig, Herr Gott.' Aber er läßt mich nicht vergebens warten, niemals. Bald erfahre ich von einem großen Geldverlust, wie neulich, als der Herzog von Mecklenburg die zehntausend Taler, die ich ihm geliehen habe, nicht zahlte, und, habe ich dann wieder das Notwendigste für einige Zeit zum Lebensunterhalt für mich und meine Kinder, so werde ich krank oder ein Schüler fällt von mir ab und verleumdet mich, oder es hadert sonst einer gegen mich, dem mein angeblicher Ruhm noch in die Augen sticht, oder es gibt Kränkung in der Familie. Zu viel, zu

viel! Die Unglücksfälle lassen mich gar nicht mehr aufatmen, sie lösen einander schon ab . . . So auch gestern. Das war nach so vielen Jahren endlich wieder einmal ein Tag, an dem mir etwas recht innig Erwünschtes ganz nach meinem Sinn geschah, der in schönster Vorbedeutung anfing und glücklich, wolkenlos hätte ausgehen können, ein wahrer Festtag der Seele. Und wie hat er geendigt!«

»Etwas recht innig Erwünschtes? Was war denn das?« fragte Elisabeth, plötzlich von böser Vorahnung ergriffen.

»Nun, Kepler ist doch gekommen! Begreift ihr denn das nicht? Begreifst auch du das nicht, die mich doch sonst nicht mit so leeren Augen anzustarren pflegte, wie jetzt . . .«

»Ist dir Kepler — so wert?« stammelte Elisabeth entsetzt, beinahe weinend, indem sie den Vater umklammerte.

»Kepler! Ob Kepler . . .« Tycho schrie laut auf und stieß das Mädchen mit einer zornigen Bewegung von sich: »Ja, weißt du denn nicht, wer Kepler ist? Schläfst du denn noch, schlaft ihr denn alle rings um mich und nehmt nicht den geringsten Herzensanteil an dem, was ich ersehne und erarbeite? — Nun, nun, nur ruhig. Mußt nicht weinen! So ist es eben der Weltlauf, das habe ich ja genugsam erfahren. Jeder hat nur für seinen eigenen Weg die Augen offen. Damit du es nun aber weißt und dir für immer merkst: Kepler ist jetzt, mit einem Wort, der wichtigste Mensch für mich in der ganzen Welt. Ein Mann von ganz umstürzender, selbständiger, beinahe prophetischer Denkart, und nun will er sich unter meine Obhut begeben, mit mir verbündet sein, von mir lernen, — konnte mir noch jemals ein größeres Glück zustoßen? Er ist der einzige, an den ich noch einmal meine ganze Hoffnung, mein Forschen und Können, mein Herz wende. Der letzte Stützpunkt meines Lebens. Er ist mein Mitarbeiter und kein bloßer Schüler, mein Retter und kein bloßer Freund. Von seiner Ankunft an hätte ein neues, fröhliches, reiches Arbeitsleben für mich beginnen können. Aber der Dämon ruht nicht, gleich hetzt er die Mutter und die anderen auf und macht mir Schande, Verdruß, Herzleid bis zum Ersticken. Nun und trotzdem, so sage ich dir, Elisabeth, und allen sage ich es, trotzdem wird wirklich mit Keplers Eintritt ein neues Leben für mich beginnen, ein Frühling, den ihr alle nicht aufhalten könnt.«

Stürmisch war Tycho fortgeschritten. Elisabeth hörte ihn in der Nähe die Arbeiter befehligen. Sie sah ihn nicht, denn vor ihren Augen richtete sich der Gartenweg empor wie ein braunes, windgeblähtes Segel und schlug ihr schmerzhaft ins Gesicht. Eine Weile stand sie wie ohne Besinnung. Ihr erster Gedanke war, zu Tengnagel zu eilen, ihm aufzusperren und mit ihm zusammen in die weite Welt hinaus zu fliehen. Im Elternhaus war kein Platz mehr für sie und ihren Liebsten, der harte Vater stieß sie hinaus. — Doch während sie den Vater noch »hart« nannte, dachte sie auch schon mit Schmerz daran, daß er sich also von heute an niemals mehr in ihrer Nähe ruhig fühlen würde, daß diese schöne Zeit für ihn und auch für sie, ihre Jugend, mit einem Schlage vorbei sei und daß etwas Böses, Unbekanntes in diesem Augenblicke anbreche . . .

Doch da kam Tycho schon zurück und legte die Hand auf ihren Scheitel. Er wisse nicht, sagte er so mild, als hätte er die gewaltige Aufregung schon gänzlich niedergekämpft, — er wisse nicht, warum er gerade ihr das alles gesagt habe. Sie solle es ihm nicht übelnehmen, daß sich sein Schelten und seine durch große Erwartungen und Enttäuschungen gerade jetzt aufs äußerste gereizte Seele über sie ergossen habe, die doch von allen hier die Unschuldigste sei. — Er hielt ein und besann sich: »Eben fällt mir ja ein, daß ich gar nicht der einzige war, der gestern gelitten hat, vor allem Gesinde und den Gästen. Du hast mit mir gelitten, in deiner Art. Auch dich hat dieser rohe Mensch, der westfälische Junker, beleidigt. Ebenso wie mich, vielleicht sogar noch tiefer. Nun, du erzählst mir ja nie etwas von deinen Dingen. Ich muß alles erraten, ich komme erst zum Schlußakt der Tragödie, wenn sich nichts mehr verheimlichen läßt . . .«

Jetzt, jetzt — rief es in Elisabeth — jetzt mußt du dich ihm zu Füßen werfen, ihm alles sagen, da er ja selbst davon zu reden begonnen hat.

Aber sie fand nicht den Mut, da Tycho mit eindringlicher Stimme fortfuhr: »Ich will dir ja keinen Vorwurf daraus machen, daß du mir alle diese Dinge, die zwischen euch vorgefallen sind, verschweigst. Ich weiß, du tust das nicht aus bösem Willen oder Trotz gegen mich. Ich verstehe dich: du sagst mir nichts, weil du fürchtest, mir zu meinen vielen Widerwärtigkeiten noch eine neue Sorge hinzuzufügen. So ist

es, nicht wahr? Du wirst rot? Du weinst wieder? Elis, kleines Närrchen, wärst du nur etwas fester, etwas bockbeiniger, — ich hätte weit weniger Angst um dich. Denn obwohl ich deine gute Absicht bei diesem Geheimtun erkenne, muß ich dir nun doch den Vorwurf machen, daß du mich eben dadurch weidlich unterschätzest. Schau mich an! Halte ich nicht noch dies und jenes aus? Es ist wahr, das Unglück sucht mich in unerlaubter Fülle heim. Aber vielleicht nur eben deshalb, weil ich einen guten Rücken habe und weil das Unglück weiß: dem alten Tycho kann ich mich ruhig aufhalsen, der trägt schon etwas, der fällt mir nicht zusammen wie ein Baum, aus dem die Würmer gleich wieder auswandern müssen, kaum daß sie ihn angefressen haben. Hoho, der alte Tycho! — Ja, das merke dir, mein Kind: Unglück muß es geben. Mißgeschick ist der gesündeste Brei . . . Du aber bist viel zu zarthalsig, machst viel zu viel Feinheiten mit mir, — aber auch mit dir, Elis. Man muß sich zwacken, sich abhärten, das ist das ganze Geheimnis des Lebens, man muß sich und den anderen schon auch einmal eine hahnebüchene Leistung zutrauen, wenn's nottut, und nicht vor lauter Rücksicht den Vater im Finstern tappen lassen . . .«

Kann ich es ihm nach diesen Worten sagen? fragte sich Elisabeth. Sie fühlte die unmittelbare herzliche Aufforderung, zu reden, aus seiner Ansprache. Aber zugleich in sich auch die Unmöglichkeit zu reden, — vor lauter Scham, daß sie ja eben ganz nahe daran gewesen war, diese Rücksicht, die der gute liebevolle Vater bei ihr voraussetzte und sich nun verbat, überhaupt nicht zu nehmen.

»Und noch eins wisse: Jedes Unglück läßt sich wettmachen. Dazu haben wir eben unsere Klugheit. Wir müssen jeden Schlag parieren, müssen überall selbst nach den Rechten sehen, müssen hinter allem her sein. Das Zutrauen zur bloßen Natur, zum glücklichen Lauf der Dinge habe ich längst verloren. Wir müssen die Dinge zur Vernunft bringen, wir, nur wir. Was wir nicht selbst machen, geschieht nicht. Den Knechten habe ich's heute im Schimpf gesagt, dir aber sag ich's im Ernst. Alles liegt an uns und — alles geht, wenn wir es wollen. Ich will, und deshalb werde ich noch mit allen Feinden fertig werden. Und auch du mußt hart werden, tüchtig, mutig. Dieser Tengnagel — heute nenne ich ihn zum letztenmal — mag dich genugsam gequält

haben. Du hast es mir nicht gesagt, also konnte ich nichts dagegen tun. Jetzt aber werde ich es nicht länger leiden. Du aber freue dich, daß du ihn gestern Abend mit diesem häßlichen Auftritt für immer losgeworden bist. Denn im Hause dulde ich ihn nicht länger. . . .«

»Aber ich — Vater —« unterbrach ihn stammelnd Elisabeth. Daß sie ihn ja liebte, diesen verachteten, getretenen Tengnagel, und daß sie für ihn das Leben hingeben wollte, aber ebenso auch für den Vater, wollte sie sagen. Aber die Worte blieben ihr hinter den klappernden Zähnen. Gerade dadurch, daß ihr Tycho Mut zusprach, wurde sie nur immer mutloser, fühlte sich immer kleiner und unwichtiger vor ihm. Denn sehr wohl hörte oder ahnte sie aus seinen so kraftvoll klingenden Reden die Tiefe seiner Widerstände heraus, die er eben mit solcher Anspannung zu überwinden hatte, fühlte aus seiner Anstrengung die Größe des Schicksals, mit dem er rang. Wie geringfügig kam ihr daneben schon ihr eigenes Leid vor, wie beinahe fremd neben diesem, was sie so ganz überwältigend ergriff. Dazu fiel ihr auf, daß sich der Vater seit langer Zeit nicht so hoffnungsfreudig, so kampflustig, so geradezu stolz auf sein Unglück geäußert hatte, und als Grund für seine neue Lebenslust wußte sie ja nun eben diesen Kepler, gegen den sie hatte sprechen wollen. . . . Nein, sie konnte sich gar nicht mehr denken, wie sie das angestellt hätte. Wie hätte sie sich benommen, diesem großen, tobenden Mann gegenüber, dessen Siegesjubeln — das spürte sie gut — beim geringsten Angriff auf seinen neuen Freundschaftsbund in Verzweiflung umgeschlagen wäre.

Sie waren ins Gehen geraten und an den Rand eines Hügels gekommen, von dem der Wind losen Schnee ihnen ins Gesicht blies. »Nein, ich mag den Wind nicht«, prustete und lachte Tycho übermütig und, da er inzwischen eine ganze Weile lang weitergeredet hatte, verstand sie den Zusammenhang nicht gleich. »Hätte ich die Welt erschaffen, so hätte ich den Winter nicht gemacht, hätte überhaupt so manches besser geordnet, das glaubst du mir wohl. So muß ich nun den Weltschöpfer im Kleinen spielen, überall in der Runde Hand anlegen und die gebrechlichen Dinge zusammenhalten, sonst geht es nicht. Was gilt's aber, ich spiele dem Herrgott noch manchen Streich! Ich will zum Beispiel Treibhäuser einrichten, — nicht nur für Blumen, sondern ganz neue Arten von Treibhäusern — für Laubbäume. Auch

Laubbäume sollen den Winter überdauern, wenn wir es wünschen. Nicht wahr, Jeppe?«

Der Zwerg hatte die Ankömmlinge von weitem bemerkt und war herangetorkelt. Jetzt küßte er Tychos Kleidersaum, während dieser sich nicht scheute, ihm über die mit Pusteln besetzte Stirne zu streicheln: »Brav gearbeitet?«

Mit freudigem Geheul zeigte der Zwerg sein sichelförmiges Gerät, einen Baumkratzer. Sofort lief er auch wieder davon, um seine Geschicklichkeit zu zeigen.

»Siehst du,« setzte Tycho fort, »den habe ich auch in so ein Treibhaus gesteckt. Und gedeiht er jetzt nicht doch ganz gut, das arme Mißgebürtchen? Man muß nur jeden an den richtigen Platz stellen, dann taugt jeder etwas. Wie ich schon sagte: alles geht. Als ich den Unglücklichen damals aus den Händen seiner Peiniger riß, hätte mir niemand einen Kupferpfennig für sein Leben gegeben. Englische Landsknechte ohne Sold, die unser Land befuhren, hatten ein Zigeunerlager niedergebrannt. Ich habe es dir wohl schon oft erzählt, aber eine Einzelheit dabei noch nicht, die verstehe ich auch erst heute zum erstenmal so recht. Wir kamen damals auf die Brandstätte, da fanden wir diesen Knirps, halb geröstet über dem Herdfeuer, mit den Füßen oben an einen Galgen gebunden. Wahrscheinlich hatte er Schätze verraten sollen. Jedenfalls war er schon ohne Besinnung, zu Verstand ist er auch nachher nicht gekommen. Da habe ich mir damals in den Kopf gesetzt, dieses Wesen, das so von der Natur und den Menschen mißhandelt worden war, zu retten und aufzuziehen, allen bösen Gewalten zum Trotz. Kaum hatte ich ihn abgeknöpft und gelabt, da erscholl neben mir aus einem Schutthaufen die Stimme eines alten Weibes, das bald nachher starb — es mochte seine Mutter gewesen sein: »Nimm dich Jeppes an, denn stirbt er, so wirst auch du nicht mehr lange leben.« Damals lachte ich und verscheuchte den Aberglauben. Jetzt aber finde ich einen Sinn in den Worten der Alten: Solange ich noch Kraft habe, dieses schwache Geschöpf zu schützen, solange werde ich auch für mich noch Kraft genug haben. Denn eigentlich sind wir beide, Jeppe und ich, in gleichem Fall: Mit uns war es von Anfang her nicht gut gemeint, wir müssen unser Heil dem Himmel abtrotzen.« Dabei hob Tycho mit einem Blick, der sich

plötzlich verfinsterte, seinen Hammer drohend empor. Und breitbeinig stand er da, wie aus dem Erdboden heraufgewachsen. Nun sah er in Elisabeths Augen wirklich wie eine heidnische Naturgottheit, wie Gott Donar mit dem Hammer aus, und dieser Anblick flößte ihr Grauen ein. Auch hatte es sie erschreckt, daß der Vater von seinem Tod gesprochen hatte. Mit flehentlicher Stimme rief sie daher aus: »Vater, wenn du nur ein Christ bleibst und mit solchen Reden und Taten nicht gegen Gott selbst ankämpfst.«

»Gegen Gott?« sagte Tycho und jeder Leichtsinn war aus seiner Rede geschwunden: »Das ist eben die große und letzte Frage meiner Kunst, ob es mir gelingen wird, das Gesetz Gottes in all diesem Wust von irdischem Unglück zu erkennen und mich mit diesem Gesetz zu vereinigen. Ich glaube nicht, daß ich gegen Gott kämpfe. Manchmal in traurigen Stunden kommt mir dieser Gedanke, dann aber scheint es mir wieder, als sei es der Teufel, gegen den ich Gottes Gesetz verteidige. Denn glaube ja nicht, daß es mir nur darum zu tun ist, die Harmonie der Sternenwelt zu ergründen. Das wäre immer noch Stückwerk. Diese obere Harmonie ist nur ein Abglanz der unteren, einen tiefen Zusammenhang hat Gott zwischen mein Glück und die Gesetze des Himmels gespannt, und das Gesetz dieser beiden, des irdischen Weltregiments wie des Himmels, muß ich in der Faust halten, sonst habe ich vergebens gelebt. Mit einem Geringeren gebe ich mich nie zufrieden, — und dort kommt einer, der diesen Unfrieden mitfühlen wird.«

Kepler war um die Ecke des Parkweges gebogen. Tycho eilte ihm freudig entgegen. — Die kleine Zeit, in der Elisabeth allein blieb, genügte für sie, um einen Entschluß zu fassen, der während des ganzen Gespräches allmählich in ihr gereift war: sie mußte die Verantwortung für ihre Tat in ihrer ganzen tiefernsten Schwere auf sich nehmen, und zwar nach beiden Seiten hin, gegen den Vater wie gegen den Geliebten, ohne jede Einschränkung. Sie durfte nicht mehr hoffen, sich auf die Kosten des einen oder anderen zu entlasten, das war eine feige Ausflucht gewesen; sie durfte vor allem gegen Kepler nichts unternehmen, vielmehr mußte sie dem Vater gegenüber eben nur an den Vater und sein Wohl denken, als ob es gar keinen Tengnagel gäbe, und Tengnagel gegenüber so, als ob es keinen Tycho

gäbe. — Ihre schlanke Gestalt straffte sich tapfer bei diesem Gedanken. Sie sah noch keinen Weg, konnte sich nicht einmal die Möglichkeit vorstellen, daß diese Sache gut ausgehen könne. Und indem sie trotz allem eine unbestimmt anschwellende Hoffnung fühlte, mit Leichtigkeit und ohne eigentliche Überlegung so mühselige, entgegengesetzte Verpflichtungen übernahm, deren Durchführung nachher ihren ganzen vermittelnden Scharfsinn in Bewegung setzen mußte, indem sie eben ihrer obenauf liegenden Klugheit entgegen einen geheimen und tiefen Glauben an die Allmacht ihres Herzenswillens, ihr selbst kaum bewußt, mit frommer Innigkeit als das Wesen ihrer selbst wie aller Dinge empfand, vermeinte sie, eine ganz neue ungeahnte Bahn ihres Lebens zu betreten, indessen erwies sie sich gerade durch all das als die echte Tochter ihres Vaters.

*

Kepler begann mit einer Entschuldigung und brachte sie so freimütig und schlicht vor, daß sogar Elisabeth, die zumeist Betroffene, seine Worte mit Wohlgefallen anhörte. Er beklagte es, daß seine Ankunft im Hause die ungewollte Ursache peinlicher Auftritte geworden war, deren Folgen leider noch nicht abzusehen seien. Denn, so berichtete er, Tengnagels Wohnzimmer sei am Morgen leer vorgefunden worden und seinen Diener habe man noch in der Nacht fortreiten sehen.

»Um so besser«, rief Tycho und warf die ganze Geschichte mit einer Handbewegung weg. Dann aber faßte er Kepler schärfer ins Auge und ein namenloses Erstaunen zeigte sich in seinem Gesicht: »Das war wirklich recht von dir, daß du gestern Abend dieser Philistermeute keinen Trinkspruch ausbringen wolltest. Ich begreife gar nicht, wie ich vor ihnen von meinem Heiligsten, von Hveen, erzählen konnte. Ich war förmlich verblendet.« Plötzlich erschrak er, als würde ihm erst jetzt klar, wie tief er sich gestern herabgelassen hatte. Es war dies, obwohl er Kepler nach Meisterart billigend auf die Schulter klopfte, das erste Mal, daß Tycho jenes unbegreiflich Überlegene und einfach »Richtige« fühlte, das von Kepler ausging. Zum erstenmal begann er zu ahnen, daß dieser scheinbar harmlose, nichts verhüllende Mensch irgendwie aus unbewußter, tiefster Weisheit her-

vor, die dem Klügeren verschlossen war, redete und handelte. »Das war wirklich recht von dir,« wiederholte Tycho kopfschüttelnd, dann aber verscheuchte er mit einem Fußstampfen den beängstigenden Eindruck.

Auch Elisabeth war geängstigt, weniger durch das Gesprochene, als durch den verschiedenen Tonfall der beiden. Kepler sprach so leichthin und selbstverständlich, während Tycho jedes Wort nachdrücklich betonte, gern auch einzelne Sätze wiederholte, als könne er an das stille Fortwirken eines fallen gelassenen Wortes nicht glauben, als müsse er nach seinem Grundsatz auch hier »selbst mit Hand anlegen« und gleichsam den Sinn der Worte zum Zuhörer hinübergeleiten, da er eben in allem das Zutrauen zur bloßen Natur verloren hatte. — Elisabeth konnte sich diesen Unterschied nicht klarmachen, aber gespannt lauschte sie dem Gespräch, als müsse die nächste Wendung eine Erklärung bringen.

Die drei nahmen das Frühstück in einem heizbaren Laubenhaus, das nach Tychos Idee auf einem der schönsten Aufsichtspunkte des Gartens erbaut worden war. Hier nun konnte Tycho wieder mit Stolz und Ungebundenheit in die Ferne deuten, die Dörfer nennen, die zur Herrschaft gehörten, von Verbesserungen der Gemüsezucht reden, die er vorhatte, und an das Schloß, das gerade unterhalb der Laube lag, mit dem Finger Zubauten und Sternwartetürmchen anfügen. Seltsamerweise schien dies Kepler wenig zu interessieren, er hatte offenbar seine Gedanken auf andere Dinge gerichtet und antwortete nur einsilbig. — Da erinnerte sich Tycho, stets gefällig und höflich bestrebt, den Gast zu unterhalten, daran, daß er doch etwas bei sich habe, was dessen Aufmerksamkeit mehr anziehen mußte. Ein Brief war schon gestern, vor Keplers Ankunft, von einem durchreisenden Grazer Kaufmann für ihn gebracht worden, im Eifer des ersten Gespräches hatte Tycho die Übergabe aus dem Kopf verloren. Mit einigen Scherzworten über seine greisenhafte Vergeßlichkeit zog er nun das Schreiben hervor. Noch während Kepler den Brief entfaltete und las, sprach er weiter: »Leider ist nichts Angenehmeres hier für dich vorbereitet gewesen. Briefe übergebe ich ungern, da steht ja immer nur Böses darin. Aber das kommt eben nur daher, daß wir Menschen überhaupt zum Unglück geboren sind.«

Kepler hatte ausgelesen und steckte das Papier gleichmütig ein.

»Nun, was war es?« fragte Tycho, nicht ohne Neugierde.

»Eine unwichtige Sache, die ich nicht einmal genau verstehe,« erwiderte Kepler. »Meine Frau schreibt mir, sie habe eben den Verkauf des Gutes noch recht vorteilhaft durchführen können.«

»Nun, das ist ja sehr wichtig und wundervoll, begreifst du es nicht? Es bestand doch die Gefahr, daß man es euch einfach konfisziert.« Stürmisch schüttelte ihm Tycho die Hand. Kepler aber murmelte, daß er sich mit derartigen Dingen nicht abgebe und sie eben nicht verstehe.

»Nun, so will ich dich auch hierin unterrichten,« beschloß Tycho. »Jetzt aber wollen wir wirklich an die Arbeit gehen.« Er faßte ihn unter dem Arm und winkte Elisabeth. — Die aber packte ihn ganz entsetzt beim Rock und flüsterte, nur für ihn hörbar: »Vater, es gibt also doch Menschen, die zum Glück geboren sind. Kepler ist solch einer.«

»Dann möge also das Glück mit Kepler in mein Haus einziehen,« rief Tycho, indem er sich ganz laut und heiter an sie wie an den Freund wandte, den er nun mit sich den gewundenen Fußpfad zum Schloß hinunterführte.

Elisabeth stand erschrocken. Lange sah sie den beiden nach; ihr Blick konnte von dem schmächtigen Rücken Keplers nicht abweichen. Eine übernatürliche, unheimliche Macht mußte sich in diesem Körper zusammengeballt haben. Wer war dieser Mensch, der schlafend nach Benatek gekommen war, in süßer, sorgloser Untätigkeit, und der doch alles hier schon vorbereitet fand: gute Nachrichten aus der Heimat, die er für nichts achtete, und den mächtigen Schutz Tychos, den er ohne eine Wort des Dankes als ihm gebührend hinnahm! Wer war dieser Zauberer, der kampflos ihren Geliebten aus dem Felde geschlagen hatte, der alle Herzen magisch für sich einnahm, auch ihr eigenes Herz bezwang, — denn sie konnte ihm, der ja gar nichts Feindseliges und Gefährliches an sich hatte, nicht im Ernst böse sein, so Böses er ihr auch zufügte, und außerdem war sie ja eben durch einen dieser seltsamen unerklärlichen Zufälle, die für Kepler zu arbeiten schienen, in eine Lage gebracht, in der sie nichts gegen ihn tun durfte. — Den Vater dagegen, den heimgesuchten und doch so

vertrauensseligen Mann, sah sie im Glauben an sein Glück dem Schlosse zuschreiten, in dessen einem Kirchturm insgeheim Tengnagel verborgen war, — wie Zündstoff, auf die Lunte wartend. Und an sich selbst blickte sie angstvoll herab, ihre Zeit war noch nicht gekommen, aber auch da lauerte das Unheil für ihren Vater und würde bald erbarmungslos sichtbar werden . . . Eben trat unten aus dem Schloß der Arzt Hagecius mit scharf beobachtender arglistiger Miene ‹so schien es Elisabeth› auf Tycho zu . . . Gibt es denn keine Rettung, schrie es in dem Mädchen. Sie machte ein paar Schritte bergab, blieb stehen . . . Ich muß doch gegen diesen Kepler auf der Hut sein, blitzte es in ihr auf, nicht um Tengnagels willen, sondern um des Vaters willen. Ich muß den Vater warnen, wenn es nötig wird. Ach Gott, wird es nicht unmöglich sein, alle bösen Gedanken, die ich des Geliebten wegen gegen Kepler hege, zu unterdrücken, alle Übertreibungen zu vermeiden, die sich gefällig einschleichen werden, alle Vorspiegelungen zu durchschauen, die unter dem Schein kindlicher Besorgnis nur meiner Leidenschaft das Wort reden, und dennoch genau in dem Maße, in dem die Sache es erfordert, diesen schrecklichen Gast von meinem Vater abzuwehren . . . Nein, es wird nicht unmöglich sein! Denn ich nehme es auf mich und es muß sein.

VI.

Kepler hatte den Morgenspaziergang in übler Laune angetreten. Dieses Benatek, zu dem er aus dem stürmischen, gefahrvollen Graz als zu einer ruhigen Arbeitsstätte geflüchtet war, enttäuschte ihn durch das aufgeregte, gespannte, leidenschaftliche Leben, das er hier antraf. — In einem Brief an seine Frau, den er gleich nach dem Erwachen entwarf, schilderte er unverhohlen seine Mißstimmung. Er habe den Eindruck, unter lauter Tolle geraten zu sein, nicht in die würdige, friedfertige Familie eines Gelehrten, schrieb er. Dann fand er scharfe Worte für Tychos sinnloses Bankettieren und Zechen, für sein Zeit- und Kraftvergeuden. Überhaupt habe er sich den Mann nicht so alt vorgestellt, vorläufig habe er den Eindruck, als ob Tycho über sein eigentliches Fach nicht reden wolle, als ob er mit seinem Wissen karge und die Schüler lieber mit allgemeinen Redensarten abspeise,

aus Furcht wohl, sie könnten ihm in die Karten schauen. Ferner vergaß er nicht zu verlieren, daß Tycho seine Assistenten recht von oben herab behandle und zu niederen Hausarbeiten befehle. Kurz, der erste Eindruck, den er gewonnen habe, sei der denkbar ungünstigste, so daß er füglich bezweifeln müsse, daß ein förderliches Zusammenarbeiten mit Tycho überhaupt denkbar sei. Seine Instrumente allerdings seien über alles Lob erhaben, die angewandten Methoden trotz etlicher Schrullen und trotz des falschen Systems original und vorzüglich, die vorhandenen Manuskripte der Beobachtungen eine wahre unerschöpfliche Fundgrube. Die Frage sei eben nur, ob Tycho eine rechte Benutzung dieser Mittel zulassen werde. Jedenfalls, so schloß der Brief, werde er erst später eine Entscheidung treffen können, ob seine Frau und Tochter ihm hierher nachkommen sollten. — Während er dies schrieb, wurde ihm sein Entschluß deutlich: heute gleich auf die Hauptsache loszugehen und Tycho sofort zu gültigen Erklärungen über die vorzunehmenden Arbeiten, über ihre gegenseitige Stellung, Rechte und Pflichten zu verhalten. Denn dieser Zustand einer gegenstandslosen Schwärmerei behagte ihm gar nicht, wiewohl er Tychos Gedankenschwung als etwas Großes, nur eben ihm, Kepler, nicht Zuträgliches bewundern mußte; jedoch hatte er durch die Wirren in Graz, sowie die langwierige Reise nach Prag des Müßiggangs übergenug erduldet, und der Anblick der Apparate gestern hatte in ihm insgeheim eine wahre Sucht nach Arbeit, eine beinahe schmerzhafte Ahnung neuer Ergebnisse erregt; woraus denn auch sein Unmut größerenteils entsprungen war. — Kepler sah dies bei längerem Nachdenken selbst ein und legte den allzu schwarz und bissig geratenen Brief weg, mit dem Entschlusse, ihn vorläufig nicht abzuschicken. Ja, er schämte sich sogar, als er die Zeilen nochmals durchlas, daß ihn sein Ärger zu einer so offenbar kleinlichen Beurteilung des hervorragenden Mannes hingerissen hatte.

Nun hatten ihn aber Tychos Herzlichkeit im Garten, seine ausschweifende Redeweise, sein Humor natürlich in seiner Abneigung eher bestärkt als beruhigt. Wortlos und mürrisch folgte er dem Meister ins Schloß. — Dieser aber führte ihn nun wirklich in den großen Saal der Instrumente und blieb am Manuskripttischchen stehen: »Wenn es dir genehm ist, wollen wir nun an die Agenden schreiten

und zunächst dieses hier vornehmen.« So sah Kepler seine Wünsche erfüllt, ohne eigentlich noch ein Wort für sie vorgebracht zu haben. Doch darüber dachte er nicht weiter nach; denn schon hatte er sich in das Studium des vor ihm aufgeschlagenen Bandes, der die letzten Uranienborger Beobachtungen enthielt, mit ganzer Seele vertieft. Ziffer war an Ziffer gereiht, kaum hier und dort ein Wort der Erklärung. Tycho griff einige besonders merkwürdige Marsbestimmungen heraus, die zu keiner Bahntheorie passen wollten und doch zweifellos richtig waren. Kepler nannte die Ziffern seiner eigenen entsprechenden Beobachtungen, er wußte sie auswendig. »Nun, stimmt es nicht auch dich traurig!« rief Tycho. »Wir können diesem widerspenstigen Sidus, dem trotzigen Kriegsgotte, nicht beikommen. — Vorhin sprach ich mit meiner Tochter über mein Mißgeschick, zählte ihr alle Schicksalsschläge auf, die mich seit der Austreibung von Hveen getroffen haben. Aber das waren nur Nebensachen, das Hauptunglück habe ich gar nicht recht erwähnt, weil das Mädchen solches ohnedies nicht verstanden hätte. Dir aber darf ich es eröffnen. Mein Hauptunglück liegt in meiner Wissenschaft, die sich auf keine Weise zu guten Übereinstimmungen schließen will, die immer und an allen Enden klafft, voll von Widersprüchen wie ein launisches Weibsstück.... Das aber darf man nicht so obenhin nehmen. Nein, offenbar hängt dieses fieberhafte Zucken der Gestirne, die niemals genau da erscheinen, wo wir sie berechnet haben, hängt dieses wirre und scheinbar ganz gesetzlose Gestammel des Himmels, an dem wir uns vergeblich abmühen, mit diesen anderen unerklärlichen Bahnabweichungen, Störungen, Gemeinheiten und Verbrechen unserer Mitmenschen, aller Menschen, also auch mit den törichten verblendeten Wünschen unseres eigenen Herzens, mit unseren Leiden und Fehlschlägen, zusammen. Das heißt: beides, himmlische wie irdische Unordnung, kommt aus einer Quelle. Und die ist doch wohl Gott. Nun hab ich dir mein äußerstes, letztes Unglück genannt: Ich verstehe Gott nicht, mehr noch, ich fühle ihn nirgends — so sehr ich mich um ihn bemühe, ich finde ihn nicht, den allweisen, allgerechten, allgesetzlichen Lenker des Weltganzen. Und eben deshalb mißrät mir meine fleißigste Arbeit, meine reinste Absicht. Scheint es dir nicht auch so, mein Kepler, hast du noch nie ähnliches erlitten?«

Kepler gestand aufrichtig, daß er über diese höheren Zusammenhänge eigentlich noch nie nachgedacht habe. In seiner kargen, sich herabsetzenden Art, die von Tychos Streben, immer sich selbst zu rechtfertigen und über allerlei Anfechtungen zu erheben, so sehr abstach, fand er, daß er sich bisher recht pfahlbürgerlich nur mit Rechnereien abgegeben habe und daß ihn als einen Anfänger die bloße Freude, die er in der Beobachtung der Sterne und in der Annäherung an ihre Gesetzmäßigkeiten empfinde, von so tiefen philosophischen Betrachtungen abgehalten habe. Und was Gott anlange, so glaube er an ihn nach den Lehrsätzen der Religion.

»Mir antwortet Gott nicht, wenn ich ihn frage,« rief Tycho mit verzweifelter Miene. Dann trat er ans Fenster und sah zu den Wolken empor: »Ein großes Buch — dieser Himmel. Jeden Abend blättert es sich auf, mit leuchtenden Buchstaben, ich aber kann es nicht lesen, oder, was noch schlimmer ist, ich lese sinnlose, phantastische, häßliche Sätze heraus.... So bescheiden wie Kopernikus bin ich nun freilich nicht. Der sagte einmal, er wolle sich glücklich schätzen, wenn der wirkliche Lauf der Sterne von seinem Kalender um nicht mehr als zehn Bogenminuten abweiche. Das scheint mir allerdings allzu genügsam.«

Er hielt nun inne, wartete auf eine Antwort, wie immer, wenn er von Kopernikus sprach, schien er eine Erklärung Keplers zu verlangen, daß er nun die Irrtümer des gegnerischen Weltsystems einsehe. Aber Kepler war schon wieder mit den Schriften beschäftigt, nur Zahlen kamen von seinen Lippen.

»Ich hoffe, daß wir deine Aufzeichnungen genau mit diesen hier vergleichen werden,« unterbrach ihn Tycho endlich.... Aber da zeigte es sich, — mit Zerknirschung gestand es Kepler — daß er gar keine ordentlichen Aufzeichnungen besaß und daß er nicht die Kraft hatte, seine Manuskripte beisammenzuhalten. Sie gingen ihm verloren, ganz so wie die Briefe. — Tycho erstaunte. In der Tat war es seltsam, daß diese Seele, die das Fieber der Arbeit gar nicht entbehren konnte, eigentlich auf die Ergebnisse ihrer Arbeit so wenig Wert zu legen schien,... während Tycho jedes Zettelchen, jeden kleinsten Beitrag zu seiner Theorie sorgfältig aufhob. — Für Kepler bedeutete eben die astronomische Arbeit etwas durchaus anderes als für Tycho. Sie war bei Kepler wie ein Rausch, an dem er sich vollsog, aus dem er über-

haupt nicht mehr herauszukommen wünschte, der sein ganzes Dasein, seine ganze Phantasie beherrschte. Die Arbeit schien in seinem Kopfe gleichsam in stetem Flusse, in immer neuer Umformung begriffen, sie zehrte sich selbst auf, verdaute sich selbst und bildete sich ganz im Dunkeln, Unbewußten allmählich zur endgültigen Gestalt. So lebte er in dem sich anhäufenden Material wie in seinem natürlichen Element, fühlte daher eigentlich nur sehr selten das Bedürfnis, sich seiner Gedanken durch die Niederschrift zu entledigen. Sein außerordentliches Gedächtnis unterstützte ihn vielmehr darin, stets das Wesentliche zu behalten, alles andere auszustoßen oder zu vervollkommnen und mit nie versagender Geduld alles für den einen mystischen Augenblick bereitzuhalten, in dem ihm aus Nähen und Fernen seine »Gesetze« auftauchen sollten. Bis dahin — und dieser Zeitpunkt war ja noch jahrzehnteweit in der Zukunft — nahm er alles als bloß vorläufige, förmlich unwirkliche Feststellungen hin. Er hatte sein Herz an keine Theorie gehängt, zitterte für nichts und sehnte nichts herbei, verwarf mit Leichtigkeit seine eigene frühere Überzeugung; jede neue Beobachtung konnte alle früheren Resultate stürzen. Sein Geist, dem die Arbeit ein vollkommenes Gleichgewicht bot, war vielleicht gerade infolge dieses Gleichgewichtes im Innern in beständiger Bewegung, war im wahrsten Sinne des Wortes frei und unbefangen, zu jeder ungeahnten Tat entschlossen. — Ganz anders Tycho. Diesem war jede Einzelheit wichtig, seit vielen Jahren quälte er sich ja damit, diese Einzelheiten unter sich und mit seinem Weltsystem in Übereinstimmung zu bringen. In seiner Exaktheit sah er — und dies wiederum mit vollem Recht — seinen prinzipiellen Hauptfortschritt den Vorgängern gegenüber, und so geschah es auch mit dem Bewußtsein deutlichster Überlegenheit, daß er jetzt Kepler, förmlich entzückt, unter dem Kinn nahm und ihn seiner Sorglosigkeit wegen freundlich ausschalt.

Und Kepler ließ sich gern ausschelten. Es tat ihm wohl. Denn merkwürdigerweise war dieser Mann, der nach außen hin das Bild eines zielvollen, sich stetig erweiternden, glücklich fortschreitenden Lebens bot, im Innern gänzlich unzufrieden mit sich selbst, ja, wenn man seinen Klagen glaubte, überhaupt das faulste, dümmste, unfähigste und unglücklichste aller Menschenkinder. Allerdings kam er

selten dazu, zu klagen, da er überhaupt nur selten über sich nachdachte. Und solange er in eine Arbeit vergraben war, hatte er gar kein Bewußtsein seiner selbst und lebte in der vollkommensten Ruhe. Sein Unglück kam erst, wenn er gezwungen wurde, sich über seine Arbeit und sich selbst Gedanken zu machen. Und jedenfalls war ein wesentlicher Teil dieses Unglücks und Mißbehagens darauf zurückzuführen, daß ihm die Selbstbeobachtung eben ein ganz ungewohntes Geschäft war. Aber ebenso gewiß floß der andere Teil dieses Unglücks aus viel tieferen, dunkleren Quellen seines ihm selbst unerforschlichen Geistes und war wohl nicht minder dämonische Besessenheit wie seine rätselhafte und instinktsichere Begabung für gewisse wissenschaftliche Probleme. — Die Art und Weise nun, mit der Kepler ganz unverhohlen seine Ratlosigkeit solchen innersten Anstürmen gegenüber zum Ausdruck brachte, mit der er sein Unglück, sein Sich-selbst-nicht-Genügen hemmungslos eingestand, war etwas ungemein Rührendes, für ihn Einnehmendes, ja sie grenzte ans Drollige. Oft saß er nach solchen Ausbrüchen mit offenem Mund da, die Augen herausgewälzt, alle Finger von sich spreizend, — ein ganz verlassener, ohnmächtiger Mensch, dem der Härteste Trost zusprechen mußte . . . Ging man von Tycho weg, der ja über sein Unglück viel häufiger, stürmischer, wortreicher, auch begründeter klagte, so hatte man immerhin den Eindruck, daß in diesem Manne tiefster Not auch starke Gegenkräfte gegenüberstanden. Es war ein grandioses Schauspiel, ihn leiden, fluchen, berserkern, aber auch sich bezwingen und gewaltsam mäßigen zu sehen, und schließlich hatte man die Zuversicht, daß er einen nicht brauche, daß er schon allein mit allem fertig werden würde. Man hatte dabei die Neigung, seine Widerstandskraft zu überschätzen oder nicht in Rechnung zu ziehen, daß er mit diesen Siegen über sich selbst sich schließlich erschöpfen und an seinen Siegen zugrunde gehen würde. Keinesfalls war man Tycho gegenüber zu besonderen Hilfeleistungen bereit. Man wußte, daß er sich selbst kümmern und das, was er brauchte, verlangen würde, — und eben deshalb versagte man ihm manchmal das Notwendigste, denn den meisten Menschen ist solche Stärke und Beherrschtheit anderer ein Dorn im Auge und statt demjenigen, der ihnen möglichst wenig zur Last fällt und lieber alles mit sich austrägt, dankbar zu sein,

finden sie es bequemer, ihm ein »abgeklärtes und abgerundetes Wesen« anzudichten und ihn, mit dieser Ausrede eines Lobes auf den Lippen, ganz im Stiche zu lassen. — Zu diesem Verfahren reizte der stolze Tycho, Kepler aber bot gar keine Handhabe dafür. Wo er hilflos war, gab er sich auch als solchen zu erkennen. Da war eine unbegrenzte, unerklärliche Not und keine Spur einer Gegenkraft. Da hätte niemand die Stirn gefunden, ihn sich selbst zu überlassen.

Sofort war auch Tycho von Mitleid erfüllt. Kaum hatte er Keplers haltloses Gesicht bemerkt, so lenkte er ein und kam, um ihn zu ermuntern, auf sein schönes Erstlingsbuch, den Prodromus, zu sprechen, der doch ein Muster guter Zucht und Ordnung sei. Kepler aber war nun nicht mehr aus seiner bedrückten Stimmung zu reißen. »Ja, das ist gar nicht mein Verdienst,« jammerte er mit kläglichen Worten. »Wenn es auf mich allein angekommen wäre, so wäre das Buch überhaupt nicht erschienen. Was ja vielleicht auch besser gewesen wäre; denn es ist ein Dreckbuch, eine Charta cacata, mit Vergunst. Aus verschmissenen Papieren haben es mir Freunde zusammengestellt und dem Drucker geschickt, ich selbst habe keine Hand dazu gerührt. Und ich bin ihnen auch gar nicht dankbar für ihr naseweises Querulieren. Es war nichts Rechtes und ist nichts Rechtes daraus geworden, wäre gut Zeit gewesen, noch etwelche Jährlein damit zu warten.« Ferner sprach er, nun einmal im Zuge, seine Verwunderung darüber aus, wieso Tycho, ein Mann von solchem Wissen und Wollen, es überhaupt über sich bringe, mit ihm, Kepler, auch nur zwei Worte zu wechseln. Ohne die mindeste Absicht zu schmeicheln, brach er in ein übertriebenes Lob Tychos aus, pries ihn als einen unerschrockenen und doch auch weltmännischen Forscher, pries ihn seines stürmischen ereignisreichen Lebens wegen glücklich, nannte ihn einen Menschen, der als das genaueste Gegenteil Keplerischer Beschränktheit seine Sinne der ganzen bunten Breite des Weltlaufes offen halte und in allem und jedem aus dem Vollen schöpfe. Sich selbst aber nannte er einen Tropf und Tölpel in jedem Belange.

»Dies sei die erste und letzte deiner Ansichten, in der ich dein gründlicher Gegner bin,« lachte Tycho und strich ihm freundlich über die Hand.

Sie wurden von Hagecius gestört, der seinen Urlaub nehmen,

vorher aber noch unbedingt Tycho untersuchen wollte. — Tycho ging ihm bis zur Tür entgegen und behandelte ihn überhaupt viel freundlicher als tags zuvor; offenbar fürchtete er, die gestrige Szene beim Abendessen könnte durch des Arztes Schwatzhaftigkeit in die Mäuler der Leute kommen. Auch vor der Untersuchung hatte er Angst, und da er nun einsah, daß er dem Arzte werde seinen Willen lassen müssen, um ihn nicht gegen sich aufzubringen, war er von einer beinahe kriecherischen Höflichkeit gegen ihn. Sofort nahm Hagecius seines Vorteils wahr und stellte sich mit einer düsteren Rüge von Tychos Gesichtsfarbe in den Vordergrund des Gespräches. Er fühlte ihm den Puls, auch dieser schien nichts Gutes zu weissagen. »Mehr Schonung, wenn ich bitten darf, vernunftmäßigere Lebensweise, Determination der Arbeit,« kam es von seinen Lippen. Im Zimmer nebenan sollte nun sofort an ein näheres Examen geschritten werden, dessen Aussichten, wie es schien, die traurigsten waren. Ohne daß er dagegen ankämpfte, wurde ein böses schadenfrohes Lächeln im Gesicht des Arztes immer deutlicher. — Tycho bat ihn, nur ein Weilchen noch sich zu gedulden. Schmerzlich empfand er es, schon nach den ersten Worten der so herzlich sich anlassenden Unterredung abbrechen zu müssen. Auch hatte er ja noch Kepler zu trösten. Sehnsuchtsvoll wandte er sich ihm wieder zu.

Kepler aber war schon keines Trostes mehr bedürftig. Er schwamm schon wieder in seinem Ziffernozean und hatte alle irdischen Sorgenkleider von sich abgeworfen . . . Es war Tycho nicht zu verargen, daß er zunächst und noch viele folgende Tage lang Keplers Seele so gänzlich mißverstand, indem er sie nach den eigenen Freuden und Bedürfnissen beurteilte. In der Tat hatte er den besten Willen einzugreifen, zu helfen. Aber Keplers zerrissene Stimmungen hörten ebenso grundlos und plötzlich auf, wie sie scheinbar grundlos einsetzten. Man konnte ihm ebensowenig heraushelfen, wie er im ganzen auch auf keinen äußeren Anlaß hin in solch eine Krise hineingeriet. Der größere wichtigere Teil seines Lebens spielte sich eben unbewußt ab und war im wahrsten Sinne des Wortes unzugänglich für andere wie für ihn selbst, für Freundliches wie für Schädliches . . . Als ihm daher Tycho freundlich zunickte: wenn er nicht bald besser von sich zu reden gewillt sei, werde er zur Strafe gleich-

falls einer ärztlichen Untersuchung unterzogen werden, da antwortete Kepler mit einem geistesabwesenden »Ja« und kam dann gleich ohne Übergang auf das zu sprechen, was ihm hier das einzig Wichtige war und wovon er innerlich, ohne daß Tycho es ahnte, sein weiteres Bleiben abhängig gemacht hatte: »Ich bitte dich, mir alle diese Schriften zu leihen, damit ich sie in der Ruhe meines Zimmers gründlich durchnehmen kann.«

Tycho runzelte die Stirn. Merkte denn Kepler gar nicht, daß er durch seine Reden über die schleuderhafte Behandlung der eigenen Notizen wenig Zutrauen für sich erweckt hatte?

»Soll es sofort sein?« fragte Tycho mißmutig.

Aber Kepler merkte wirklich nichts, er besaß eine glückliche Blindheit für alles, was ihn von seinen wissenschaftlichen Zielen ablenkte.

»Ja, den ersten Band möchte ich mir sofort mitnehmen«, erwiderte er ganz harmlos,

Tycho besann sich. Danach warnte er ihn, statt einer Antwort, vor allen Freunden und Schülern, indem er an Keplers Erzählung von der ersten Edition seines Werkes wieder anknüpfte: »Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, mich deiner anzunehmen. Und da gefällt es mir gar nicht, was du vorhin erzählt hast, daß deine Freunde nach Belieben in deine Aufzeichnungen kramen dürfen.« Und er erzählte von den schlechten Erfahrungen, die er selbst gemacht hatte. Keinem dürfte man trauen, denn im Grunde seien alle nur verkappte Plagiatores. So sei es ihm mit seinem Schüler Wittich gegangen, der sich ganz ausbündig-freundschaftlich geberdet und gar Tychos fidum Achaten genannt, nichtsdestoweniger jedoch in Cassel die verbesserten Instrumente des Meisters als eigene Erfindungen ausgegeben habe. So auch mit Heliaeus Roeslinus. Und gar mit dem Bären, dem Ursus, der jetzt sein aufgesagter Feind sei, indeß er sich in Uranienborg als gemeiner Diener eingeschlichen und Tychos Weltsystem gestohlen, ja einfach weggenommen und als seine Invention veröffentlicht habe.

Kepler entrüstete sich über derlei Unredlichkeiten, fand jedoch keineswegs den Zusammenhang mit seiner Bitte und kam unbeirrt auf sie zurück.

Hagecius aber rief spitz: »Hoffentlich seid ihr nicht so mißtrauisch,

zu meinen, daß Euch alle Eure Gäste um Problemata bestehlen.« Und er drehte sich, beide Arme erhoben, im Kreise herum, wie um zu zeigen, daß an seiner spindeldürren Gestalt keine geheime Tasche sich ausbauchte.

Erschrocken sah sich Tycho von beiden Seiten bedroht. Nun ist es nicht länger aufzuschieben, dachte er, und nachdem er den Arzt mit ein paar Worten zu begütigen gesucht hatte, lud er ihn ein, ins Nebenzimmer einzutreten. Dann bat er Kepler, sich eine kleine Zeit zu gedulden, und folgte dem Arzte.

Es dauerte lange. Unruhig ging Kepler auf und ab. Er blätterte in den Manuskripten, konnte aber keine Sammlung finden. Und so wird es hier immer sein, dachte er, täglich neue Aufregungen, Abhaltungen. Und mit den Schriften mich allein lassen ... das wird Tycho nie zugeben. So habe ich es mir ja heute morgen vorgestellt. Jede Arbeit wird unmöglich sein, ganz unmöglich. Ehrgeiz und Verbitterung, das sind schlimme Arbeitsgenossen ... Er redete sich immer tiefer in die Wut hinein, er war fest entschlossen, noch heute abzureisen.

Plötzlich wurde die Türe aufgerissen. Zuerst erschien Hagecius, dessen Gesicht vor lauter Falten und Fältchen nur so schillerte. Dann wankte Tycho herein, die Wangen ganz farblos grau, die Augen weit aufgerissen ... Die beiden schienen schon Abschied voneinander genommen zu haben, Tycho stand sprachlos da, er bewegte kein Glied. Gravitätisch reichte Hagecius Kepler die Hand. Dann wandte er sich nochmals an Tycho: »Vielleicht habe ich doch etwas übertrieben. Auch ganz vernachlässigte Mala haben bei guter Pflege noch eine Wendung ins Bessere genommen. Ich komme bald wieder, nachsehen, ob Ihr meine Mixturas richtig introcipieret. So lebt wohl, Professor.« Tycho rührte sich noch immer nicht, nur seine schweren Augenlider bewegten sich langsam abwärts. Hierauf verbeugte sich Hagecius und ging.

Kaum hatte er die Türe hinter sich geschlossen, so stürzte Tycho, wie von einem fürchterlichen Bann erlöst, an das Manuskripttischchen, fiel in einen Sessel, warf den Kopf in die Hände und begann laut zu schluchzen ... Entsetzt sprang Kepler hinzu und umklammerte seine Schultern. Da sah Tycho auf und sah Keplers Augen von

echtestem Mitgefühl durchglänzt — in diesem Augenblick waren wirklich alle selbstsüchtigen Gedanken an Tychos Schriften aus ihnen weggefegt — sah sie mit unbeschreiblicher Sanftheit und berechnungsloser Hingabe auf sich gerichtet.

»Mein Benjamin,« schrie er auf und wühlte in den Papieren, »hier, nimm, nimm alles, alles soll dein sein, mache mit allem, was du willst. Nur das eine: führe mein Werk fort, lasse diese ungeheure Arbeit nicht vergehen...« Plötzlich richtete er sich hoch auf, ein Schauer ging durch seine ganze Gestalt, sein Schreien steigerte sich zum Brüllen: »Nein, ich will noch nicht sterben, nein, nein, nein! Aber eilen muß ich, eilen, unermüdlich eilen, sonst ist es zu spät. Du sollst mir helfen, mein Johannes, mein Benjamin. Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren. Alles soll nach deinen Wünschen geschehen. Nimm alles, teile mit mir, hilf mir — nur verlaß mich nicht, verlaß mich nie mehr!« — Und weinend drückte er ihn an sich, mit so stürmischen Liebkosungen, als sie nur jemals ein Liebender an seiner Braut ausgewütet hat.

(Fortsetzung folgt.)

GLOSSEN

Das Symptom Helfferich.

Der Einzug Dr. Helfferichs in die Reichsregierung ist ein Triumphzug des deutschen Finanzkapitals. Es ist dessen Sieg in der inneren Politik, nachdem der Krieg mit seiner Wendung gegen die Weltstellung Englands seinen Sieg in der auswärtigen Politik hatte erkennen lassen.

Man darf die Teilnahme Helfferichs an der Reichsregierung nicht mit der Ernennung Dernburgs verwechseln. Dernburg war Episode, ein Einfall des heitern Bülow. Er war nichts weniger als typischer Repräsentant der modernen Kapitalmacht; er gemahnte stets an die Börse; was er redete war: Prospekt, was er tat: Gründung. Da er nur ein persönlicher Einfall eines in momentane Verlegenheit geratenen Kanzlers war, wurde er gelegentlich einmal miterledigt. Herr Helfferich aber ist eine historische Kategorie. Er ist kein Einfall, sondern eine Wirkung des Krieges und eine, die bleiben wird.

Helfferich ist Repräsentant der Deutschen Bank, wie diese selbst Repräsentantin des Kapitals auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung ist, prima inter pares des halben Dutzend von Kapitalassoziationen, die unser Wirtschaftsleben leitend beherrschen.

Das freie Geldkapital der Gesellschaft sammelt sich zu den ungeheuren Depositen, die die Großbanken der Produktion zuführen. Unter ihrem mitbestimmenden Einfluß verwirklichen sich mit beschleunigter Geschwindigkeit die monopolisierenden Tendenzen des modernen Kapitalismus. In Kartellen und Trusts, in riesigen Aktiengesellschaften beherrschen sie im Verein mit den führenden Herren der Großindustrie Kohle und Eisen, die Elektrizitäts- und chemische Industrie, den Maschinenbau, also die Produktion der Produktionsmittel, um in stets steigendem Maße und fortschreitender Organisierung ihren Einfluß auf die Industrien der Fertigfabrikate auszuweiten. Nicht mehr bloße Vertreter des Bankkapitals im alten Sinne, sondern Funktionäre des Finanzkapitals, das unter Kontrolle der Banken in Kartellen und Trusts als monopolistisches Industriekapital seine ungeheuren Potenzen entfaltet, ist ihnen Aktienhandel und Börsenspekulation nur untergeordnetes Mittel zu dem weit höherem Zweck, das ganze Wirtschaftsleben ihrer Herrschaft und organisierenden Umgestaltung zu unterwerfen. Mit einer bisher unerhörten Energie entwickelt das Kapital seine immanente Expansionskraft. Die staunenswerte Ausweitung des inneren Marktes genügt ihnen nicht. Kapitalexport wird das Losungswort, in die Kolonien, in alle noch unerschlossenen Gebiete wird der Kapitalismus verpflanzt; auf neuen Eisenbahn- und Schiffahrtslinien hält er seinen Einzug, in Bergwerke und neu erstandene Fabriken, er baut riesige Bewässerungsanlagen und verwandelt die tropische Landwirtschaft in eine Anlagesphäre für europäisches Finanzkapital.

Die Geschichte der Deutschen Bank ist ein Auszug aus dieser ökonomischen Entwicklungsgeschichte und ihre welthistorische

Bedeutung läßt sich in das eine Wort Bagdadbahn zusammenfassen. Die Bagdadbahn, das ist zunächst ein Finanzgeschäft, das Aussicht auf reichen Gewinn bei der Gründung und den Lieferungen verspricht. Aber bald wird aus diesem Geschäft, das deutsches, französisches und englisches Kapital vereinen soll, eine politische Angelegenheit. Die französische und englische Regierung widersprechen, was die Ökonomie begonnen, kann nur durch die Politik vollendet werden. Nicht nach dem Bagdadbahnbau allein, aber doch nach ihm in erster Linie beginnt sich die auswärtige Politik zu orientieren, zu orientalisieren. Deutschland wird zu einer Schutzmacht der Türkei, konservativ gegenüber den zersetzenden Tendenzen, die das Nationalitätenproblem für die Türkei und nach dem Balkankrieg für Österreich-Ungarn in sich birgt, gerät zu den Expansionsinteressen Rußlands in Armenien und auf dem Balkan, zu denen Englands in Mesopotamien und am persischen Golf in steigenden Gegensatz, bis schließlich Rußland und England ihren alten unversöhnlichen Streit durch einen Waffenstillstand vertagen, um gemeinsam den neuen auszutragen.

Aber so groß der Einfluß der ökonomischen Macht auf die Politik gewesen ist, ihre Träger blieben als Politiker anonym. Die im Vordergrunde agierten, waren Junker, die von Landwirtschaft und Industrie, von konservativer und liberaler Weltanschauung sprachen, oder Bureaukraten, die über Staatserhaltung und Vaterlandslosigkeit, über nationale Aufgaben und böse Verhetzung redeten. Jetzt zieht endlich ein Vertreter der wirklich wirkenden Kräfte in die Reichregierung ein, der Krieg hat den Weg frei gemacht. Die bisher Regierenden, die regieren, weil 1848 ein Fehlschlag, 1866 und 1870 der Erfolg war, nehmen in ihren Bund diejenigen auf, die 1915 die Sieger sein wollen. Sie werden jetzt ihre Politik direkt, nicht mehr auf dem Wege der Beeinflussung der herrschenden Bureaukratie machen können. Freilich sie werden auch jetzt noch nicht wie in England allein herrschen, aber mitherrschen wenigstens, wo sie bisher höchstens nur mitreden konnten. Und ihrer Herrschaft scheint die Zukunft zu gehören.

So tritt das Bürgertum in Deutschland die Macht an, nachdem es selbst zu einer Aristokratie in der Wirtschaft geworden ist, zu einer Beherrscherin jener mächtigen Organisationen, die an Stelle der freien und gleichen Privatkapitalisten von einst getreten sind. Es tritt die Herrschaft an, von heißerem Machtstreben noch erfüllt, als die alten Regierenden, von noch größerer Intensität des Wollens, noch härterer Energie in der Niederwerfung der ihnen Entgegentretenden, noch schärferer Ausprägung aristokratischer Auffassung der Gesellschaftsorganisation erfüllt: eine nicht genug hoch zu wertende Stärkung der bestehenden Machtverhältnisse. Der ernste Bethmann war nie ernster zu nehmen, als da er einen der Direktoren der Deutschen Bank in die Regierung berief.

Er hat ihn auf den schwierigsten Posten berufen. Der neue Schatzsekretär wird eine Neuordnung der Finanzwirtschaft vornehmen müssen, deren Größe der dieses Krieges entspricht. Herr Helfferich hat als Geldtheoretiker angefangen und er wird jetzt Gelegenheit haben, bei der notwendigen Neuordnung unseres Geldsystems sich als Praktiker zu bewähren. Aber diese Aufgabe erscheint noch leicht im Vergleich mit der, den Neuaufbau der Reichsfinanzen aufzuführen. Eine den Kosten des Krieges entsprechende Entschädigung ist bei der finanziellen Erschöpfung, die der Krieg mit

sich bringt, kaum zu erwarten. Neuer kolonialer Erwerb erfordert zu seiner Nutzbarmachung neue Ausgaben. So ist es vor allem unsere eigene Wirtschaftskraft, auf die wir zunächst angewiesen bleiben. Und die Anforderungen werden groß sein, die Verzinsung der Kriegsschuld, die Erfordernisse für die Versorgungen der Hinterbliebenen und Invaliden, die Ansprüche der Länder und Kommunen würden selbst mit einer jährlichen Einnahmevermehrung von einer Milliarde noch lange nicht gedeckt sein. Das bisherige Steuersystem vertrüge eine solche Anspannung kaum. Wird Herr Helfferich, der genaue Kenner der privaten Monopole, die Monopole zur Einnahmequelle des Staates machen? Denkt er dabei an Konsummittelmonopole, die nur eine andere Art indirekter Steuern wären und die Lebenshaltung verteuerten, oder wird er dem Staate die Macht über die großen Produktionszweige erobern und damit in Widerstreit geraten zu den Mächten, denen er bisher gedient hat? Sieht er in solchen Staatsmonopolen die Stärkung der Organisierungstendenzen der modernen Industrie, die Stärkung also auch der Privatmonopole, die durch den Zwang der Verhältnisse unausweichliche Teilung der Macht zwischen Großkapital und Staatsmacht, die Anbahnung einer oligarchischen Organisation der Volkswirtschaft? Oder fürchtet er, daß jeder Fortschritt zum Staatssozialismus die Frage der wirtschaftlichen Demokratie zur unmittelbar aktuellen machen, die Angriffslust der politischen Demokratie auf die neuen Machthaber ungeheuer verstärken wird?

Es ist das Schicksal des Handelnden, daß er antworten muß, daß seine Antwort aber Fragen löst, die er sich nicht gestellt hat. Der ausgezeichnete Fachmann des Imperialismus wird sich in Widersprüche verstrickt sehen, die er nicht lösen kann, weil nicht der Fachmann, sondern der Imperialismus versagt. *Richard Hill.*

Europa und der Krieg.

II.

Noch immer vermisse ich — trotz alles Durchdenkens dieses Krieges — die scharfe Umgrenzung des Kriegszieles, das allein der unerhörten Opfer würdig ist. Pangermanistische Mystiker faseln von einer Umwertung aller Werte und setzen anstelle jener stillsten, unmerkbarsten Prozesse, durch die solches werden kann, ein geräuschvolles, plötzliches Ereignis, halten den Krieg, der nur enthüllt und richtet, was ist, für ein schöpferisches Agens auf die Seele des Menschen. Halbes Gerede von einer »Weltmacht des deutschen Geistes«, das den »Imperialismus« der gewaltsamen Siedlungsmethoden Englands äffisch und undeutsch nachzuahmen, für uns zwar wünschbar, aber aus geographischen Gründen usw. unmöglich findet und sich darum mit dem »Geist« begnügen will, mischt sich anspruchsvoll dazwischen. Aber der Geist ist nicht jeweilig das, womit man sich »begnügt«, wenn man nichts zu hamstern hat. Herr Leopold von Wiese bekämpfte jüngst mit Glück die fade Mystifizierung dieses Krieges.

Aber noch weit verkehrter als dieses harmlose Literatengerede ist die am Schlusse des zweiten Artikels von Wiese geäußerte Forderung, man habe als Hauptziel des Krieges »imperialistische« Erweiterung unserer Kolonial-, Siedlungs- und Absatzgebiete anzusehen. Nicht erweiterte Befriedigung der »imperialistischen« Gefräßigkeit unserer sich unter der Schutzmaske des »Alldeutschtums« versteckenden Industrie- und Händlerinteressen, sondern

energische Beugung dieser antieuropäischen Pleonexie, welche die europäische Anarchie verschuldete, die zu diesem Dreifrontenkriege führte, unter eine solidarische europäisch gesinnte Nationalpolitik, zu oberst bestimmt durch die Gesamtwerte und -ziele des europäischen Geistes, ist das Ziel, das sich über ihre nationalen Sonderansprüche hinweg jede der europäischen Nationen zu setzen hat. »Unserem Volke — schrieb Generalleutnant von Stein am 2. Dez. 1914 — würden schnelle und leichte Siege nicht zum Glück gedient haben. Die nach den Erfolgen des Feldzuges 70/71 hervorgetretenen Auswüchse würden sich noch stärker geltend gemacht haben. Seit jener Zeit hat der gewaltige Aufschwung einen größeren Ausschlag zur materiellen Richtung verursacht. Der Ausgleich zwischen geistigen und materiellen Kräften war noch nicht vermittelt«. Also möge sich heute ein liberaler Professor nicht von einem »Mystiker«, sondern von einem preußischen General belehren lassen.

Neue Territorien, Siedlungsgebiete und Absatzmärkte oder »metaphysischer Gedankenkrieg« zusammen mit bloßer Neubefestigung der deutschen Reichseinheit, welch letzteres »Ziel« Ernst Troeltsch ⟨siehe Dezemberheft der Neuen Rundschau⟩ unter treffender Allgemeinkritik des sogenannten »Imperialismus« jener Pleonexietendenz entgegenhält ⟨die er sehr richtig als letzte Ursache der gegenwärtigen »Hölle« bezeichnet⟩, sind aber als Zielbestimmungen völlig schiefe Gegensätze. Es gibt keinen »metaphysischen Gedankenkrieg« außer im Kopf von Literaten — wie immer der kriegerische Geist an sich die transzendente Richtung der Seele steigern möge. Aber was das deutsche Volk mit Bismarck zusammen gemacht hat, braucht auch nicht noch einmal gemacht zu werden. Mag auch die bloße Selbsterhaltung Deutschlands gegen die denkbar stärkste, mögliche feindliche Mächteverbindung — ohne allen Territorialerwerb — allein schon einen nur von emporkömmlingshafter Undankbarbeit nicht begriffenen Beweis seiner Macht und seines Wertes sowie einen nicht hoch genug anzuschlagenden relativen Prestigegewinn ⟨freilich unter dem gleichzeitigen Gesamtprestigeverlust Europas vor Nichteuropa⟩ darstellen, — auch dieser Beweis besitzt keinen dauernden Wert, wenn durch den Krieg nicht der Dreiverband gesprengt, die dauernden politischen Methoden für immer beseitigt werden, die zur Natur dieses ⟨und analoger denkbarer Verbände⟩ geführt haben.

Man hat im einzelnen schon häufig Analogien hervorgehoben, die zwischen dem Gang der Entfaltung der sozialwirtschaftlichen Gruppenbeziehungen innerhalb der europäischen Staaten und dem Gang der Gestaltung der weltpolitischen Machtverhältnisse obwalten. Eine der sichtbarsten dieser Analogien ist jene zwischen der Tendenz zum industriellen Großbetrieb unter Aufsaugung der Kleinbetriebe und der Tendenz zur Großmachtentwicklung unter der Zurückdrängung der »kleinen Staaten«. Im selben Sinne entspricht dem steigend siegreichen Kampfe, den das Monopol in mannigfachsten Formen ⟨Staatsmonopol, Kartellierung, Vertrustung usw.⟩ gegen das altliberale System der freien Konkurrenz der Wirtschaftssubjekte seit langem führt, dem Übergang einer wesentlich auf ihre inneren Verfassungsfragen eingestellten und außerpolitisch wesentlich kontinental eingestellten Politik des europäischen kontinentalen Staatensystems zu jenem ganz neuen über den Erwerb von Kolonien als Rohstoffgebiete weithinausgreifenden, modernen, nationalen Machthunger, der in

Deutschland, Österreich, Frankreich, Rußland und Italien sich »Imperialismus« — nach englischem Vorbilde genannt hat. Die aus den inneren Kräften des Wirtschaftslebens selbst hervorgegangene Monopolisierungstendenz forderte indes überall ⟨am stärksten in Nordamerika⟩ eine wachsende Staatskontrolle, wenn die äußersten Schädigungen der Volkswohlfahrt verhindert werden sollten. Irgendeine analoge, die monopolisierende Pleonexie der Großstaaten Europas in ihrer sogenannten Weltpolitik einschränkende und auf gemeinsame Ziele für die europäische Gesamtwohlfahrt hinrichtende Kraft konnte indes bisher nicht entfaltet werden. Vielmehr begann nunmehr jenes System der anarchoeuropäischen Weltpolitik der europäischen Kontinentalstaaten immer mehr Boden zu gewinnen, für das alle innereuropäische Mächtegruppierung eine bloße jeweilige Folgeerscheinung der Widerstände oder zufälligen Interessengemeinschaften wurde, die sich an den verschiedensten Punkten der außereuropäischen Erdoberfläche ergaben. Das ist auch nicht verwunderlich, daß der Geist der Organisierung der durch das Prinzip freier Konkurrenz im Werden des Kapitalismus immer furchtbarer erregten Kräfte der Habsucht und des materiellen Besitzfiebers, der sich seit einem halben Jahrhundert bereits in Staatssozialismus, Gewerkschaftsbildung und aller Art von Verbandsbildung geltend machte, an den äußeren Beziehungen der Staaten Europas zu einander am spätesten in Wirksamkeit tritt. Aber dieser Krieg wird und muß auch hier diesen organisierenden Geist gebären. Denn nichts ist wesentlicher als die Einsicht, daß es derselbe Geist grenzenlosen Mehrhabenwollens, dieselbe materielle Pleonexie ist, welche das Wesen des modernen Bourgeois und der von ihm beherrschten Gesellschaft ausmachen, die auch jener anarchoeuropäischen Weltpolitik ihre Ziele setzten. Das ist ja das Neue, mit römischen oder napoleonischen Weltreichstendenzen Unvergleichliche des modernen »Imperialismus«, daß er nicht wie jene älteren Formen die Folge des mählig umsichgreifenden Wachstums eines einzigen Staates ist und einer in ihm investierten Idee ⟨z. B. Ideen der französischen Revolution⟩, sondern daß gleichstarke Nationen und Staaten aus den in ihnen liegenden Sonderinteressen des Großkapitals heraus von der Sucht, die »Welt untereinander aufzuteilen« — wie die freche, mechanische Redewendung des Imperialistenklüngels lautet — befallen sind. Diese Sucht — ein psychologischer Zustand — nicht aber eine vorgegebene Nötigung der Abfuhr überschüssigen Bevölkerungswachstums, die abgesehen von inneren Verwendungsmöglichkeiten ⟨Ödland, verschiedene Dichtigkeitsverhältnisse der europäischen Bevölkerungsteile⟩ auch in ganz anderen als nationalpolitischen Siedlungen zu erreichen ist, gebar den Imperialismus, gebar ihn als den letzten und außenpolitischen Auswuchs des von kapitalistischem Geist beseelten freien Konkurrenzsystems. Für die deutsche Politik im besonderen aber gilt, daß ihre nach Bismarcks Kontinentalismus einsetzende methodische Wendung ⟨Kiautschou, Marokko, Bagdadbahn⟩ zur sogenannten »Weltpolitik« den Grundfehler in sich trug, den für Bismarcks Zwecke sehr sinnvollen Grundsatz, alle politischen Schritte ausschließlich an ihrer Wirkung auf die eigene Nation und den eigenen Staat abzumessen ⟨salus publici suprema lex⟩ mit der von Bismarck stets bis aufs äußerste abgelehnten »Weltpolitik« vereinen zu wollen. Was man hierbei übersah, war der innere, logische, eiserne Zusammen-

hang, der in Bismarcks politischer Methodik zwischen Nationalismus und Kontinentalismus bestand, d. h. zwischen Nationalismus und Bismarcks Grundsatz, keinen Schritt in der Welt draußen, in Afrika, Mesopotamien, China usw. zu unternehmen, der die innerkontinentale auf Kontinentalinteressen beruhende Mächtegruppierung hätte beeinflussen können. Um dieses Prinzipes willen, nicht an erster Stelle wegen sozialpolitischer Divergenzen (Sozialistengesetz usw.) mit dem Kaiser ist Bismarck gefallen. Fürst Chlodwig Hohenlohe schreibt am 31. März 1890 in sein Tagebuch: »Es scheint mir mehr und mehr, daß die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und Bismarck über die russischen Pläne (sc. Bulgarien militärisch zu besetzen und dabei Deutschlands Neutralität zu fordern) zum Bruche geführt hat. Bismarck wollte Österreich im Stich lassen. Der Kaiser will mit Österreich gehen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich in einen Krieg verwickelt zu werden. Daraus erkläre ich mir die Äußerung Bismarcks, der Kaiser treibe Politik wie Friedrich Wilhelm IV. Dies ist der schwarze Punkt in der Zukunft«. (Denkwürdigkeiten, II. Bd. S. 466.) Es war nicht möglich, gleichzeitig Weltpolitik zu treiben, ohne den Bismarckschen Nationalismus durch einen Europäismus zu modifizieren. Eines von beiden: Entweder Nationalismus und Kontinentalismus oder Europäismus und Weltpolitik! Aus jener halben Verbindung bismarckschen Nationalismus' und Weltpolitik aber entsprang der Wechselbalg des deutschen »Imperialismus«.

Die Folgen des neuen, nach dem Kriege zu erwartenden europäischen Einheitsbewußtseins für die Gestaltung der deutschen Politik, ja der Politik der europäischen Großmächte überhaupt, sind noch nicht gefunden, geschweige formuliert worden. Was die deutsche Politik betrifft, so hat ein deutscher Diplomat (unter dem Pseudonym Ruedorffer) in einem Buche »Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart« treffend zwei Phasen unterschieden: die Phase (zu der noch Bismarck gehört), in der die kontinentalen Probleme das Übergewicht über die sogenannten »weltpolitischen« behaupteten und die Phase (die nach Ruedorffer mit unserer Marokkounternehmung gegen den französischen Expansionsdrang im Jahre 1904 beginnt), in der die Kontinentalpolitik von den Rückschlägen abhängig wird, die unsere »weltpolitischen« Unternehmungen bewirken (z. B. Bagdadbahnprojekt, das mithalf, Rußland und England gegen uns bis zur Teilung Persiens im Jahre 1907 zusammenzudrängen). Von Bismarck sagt Ruedorffer: »Um Frankreichs Blicke von der Rheingrenze abzulenken, begünstigte er, so sehr er konnte, die französiche Expansion in Asien und Afrika. Als er gegen Ende seiner Tätigkeit daran ging, einer zukünftigen kolonialen Tätigkeit Deutschlands einige übriggebliebene Stücke Afrikas zu sichern, vermied er es sorgsam, weiter zu gehen, als das englische Interesse vertragen konnte. Er vermied es, von Deutsch-Südwestafrika aus auf das Hinterland der Kapkolonie, das heutige Rhodesien, überzugreifen. Bismarck hielt die deutsche Weltpolitik in den Grenzen, die die Rücksicht auf die Kontinentalpolitik nach seiner Ansicht ziehen mußte, stellte die Kontinentalpolitik in jeder Hinsicht über die Weltpolitik und ließ dieser nur zukommen, was jene gestattete.« Analog vermied es Bismarck ängstlich, Deutschland zu Rußland in einen Gegensatz zu bringen durch Unterstützung der österreichischen Expansionstendenzen nach der Balkanwelt. Man denke an sein Wort von den »Knochen

des pommerischen Musketiers« gelegentlich der projektierten Ehe des Fürsten von Bulgarien mit einer preußischen Prinzessin. Die Umkehr der Gewichts- und der gegenseitigen Abhängigkeit von Kontinental- und »Weltpolitik« ist für die Folgezeit offensichtlich. Bei allen seinen Unternehmungen in der Türkei, in Persien, in China begegnete das Deutsche Reich russischen, in Mesopotamien englischen Interessen, im Bagdadprojekt russischen und englischen zugleich, in Marokko-Kongo französischen und belgischen, Zusammenstöße, die auf die kontinentale Mächtegruppierung nicht nur mehr mitbedingend, sondern gradezu positiv gestaltend zurückwirkten. Auch für die engliche Politik kann man fragen, ob die deutsch-englische Seemachtspannung stärker auf seine Verständigung mit Rußland bezüglich seiner Orientpolitik im Jahre 1907 hinwirkte oder ob umgekehrt diese Verständigung ‹nach unserer Ablehnung eines deutsch-englischen Zusammengehens gegen Rußland› es war, die England in eine Abhängigkeit vom frankorussischen Bündnis brachte, die seine Feindseligkeit gegen uns erst bewirkte. Ruedorffer kommt schließlich zu dem Ergebnis: »In diesem Zusammenhang zwischen Welt- und Kontinentalpolitik liegt, wenn man so will, der Circulus vitiosus der auswärtigen Politik des Deutschen Reichs. Weltpolitische Unternehmungen haben Rückwirkungen auf die Kontinentalpolitik, unter deren Einfluß das Deutsche Reich sich weltpolitisch beschränken muß.«

Nun aber frage ich: Muß es bei diesem »Zirkel«, d. h. bei dieser anarchoeuropäischen Phase der deutschen nicht nur, nein der Weltpolitik aller europäischen Nationen überhaupt, auf die Dauer bleiben? Und kann es das, ohne daß das Gesamtprestige Europas in einem Maße leidet und sich gleichzeitig die europäischen Großmächte selbst gegenseitig so sehr schwächen, daß schließlich alle »Weltpolitik« unmöglich wird? Weder der reaktionäre Gedanke einer Rückkehr zur Bismärckischen nationalen Kontinentalpolitik, den schon unsere jährlich um 8—900000 Menschen wachsende Bevölkerung ausschließt, noch der Gedanke des pangermanistischen Imperialismus, der die Weltpolitik aller europäischen Großmächte in einfache Abhängigkeit von der deutschen Weltpolitik bringen will, noch endlich die in der vielbesprochenen Schrift »Weltpolitik und kein Krieg« nahegelegte schwächliche Opportunitätshaltung, kann irgendeinen dauerden Erfolg versprechen.

Einen solchen Erfolg kann nur versprechen eine neue, dritte Phase nicht nur der deutschen, sondern der europäischen Weltpolitik überhaupt, die ich gegenüber den Phasen der »überwiegenden Kontinentalpolitik« und der »anarchoeuropäischen Weltpolitik« als die Phase der »geordneten europäischen Weltpolitik« bezeichnen möchte.

Der Eintritt in diese Phase kann durch diesen Krieg erreicht werden. Er wird erreicht werden, wenn nach einer baldigen Friedensverständigung auf dem Kontinent, zunächst mit Rußland, dann mit Frankreich das fundamentalste Hemmnis des Eintritts dieser Phase, der englische Allseegeltungsanspruch und das weltpolitische prinzipielle Außenseitertum Englands gegenüber den weltpolitischen Interessen der Kolonialmächte dauernd gebrochen wird, wenn England gezwungen wird, für jeden Teil seines jetzigen Besitztums zu scheiden, was es vom moralischen Zusammengehörigkeitsgefühl seiner unterworfenen Bevölkerungen mit dem Mutterlande und was es ausschließlich der Zwangsgewalt seines Allmarinismus verdankt, wenn es gleichzeitig gezwungen wird, zur bundesstaat-

lichen Verfassung seines dann noch restierenden Weltreiches überzugehen und alle seine weltpolitischen Schritte unter gemeinsamer Verständigung mit einem wenigstens weltpolitisch solidarischen Westeuropa zu unternehmen. Hierbei nehmen wir durchaus nicht an, es sei der moralische Zusammenhalt der englischen Kolonien mit dem Mutterlande so gering, wie er gemeinhin bei uns gegenwärtig gehalten wird. Den Satz Ruedorffers zwar, daß das englische Reich, selbst wenn die Kriegsflotte im Meere versinken würde, sich auf Grund seines Kulturzusammenhanges über Wasser halten könnte, halten wir für eine jener Übertreibungen, die der alles Englische anbetende Geist der deutschen Diplomatie vor dem Kriege so sehr verschuldet, daß der einzelne dadurch entlastet wird. Für Australien (zumal bei der englischen Japanpolitik!), für Kanada, das längst nach den Vereinigten Staaten schielt, ist dies erheblich zweifelhaft. Ägyptens Verbleib in englischen Händen wird von den militärischen Fortschritten der Türkei abhängen. Völlig gesichert aber halten wir vorerst Indien für England. Die jetzt vielverbreitete Meinung, es würden die 70 Millionen Mohammedaner Indiens dem Gebot des osmanischen Kalifen folgen (etwa durch die Vermittlung der Gefolgschaft der Afghanen), halten wir für ganz ungestützt. Daß Indien sich selbst regiere, schließen die inneren Gegensätze dieses Landes dauernd aus. So hätten die indischen führenden Politiker nur die Wahl zwischen einer Herrschaft Rußlands und Japans, das sicher nur darauf wartet, sich in etwaige indische Händel und Revolutionen über Südchina hineinzustürzen. Beide Eventualitäten liegen weder im indischen noch gesamteuropäischen Interesse.

Nur unter Voraussetzung einer solch neuen Phase und solch neuen Geistes der europäischen Weltpolitik hätten aber auch die großen Aufgaben innerer sozialer Reformen, die aller europäischen Staaten noch warten und die neuerdings in England mit so weiten Perspektiven von Lloyd George unternommen wurden (Schaffung eines Kleinbauernstandes, Sozialpolitische Gesetzgebung im Sinne des deutschen Vorbildes, Beschneidung der Riesenvermögen der »Herzöge« usw. durch Steuerreform usw.), Aussicht auf einen ruhigen Fortgang. Jeder einseitige »Imperialismus« eines europäischen Staates mit Mißachtung der europäischen Solidarität müßte diese Linie der Entwickelung in allen Staaten dauernd hemmen. *Max Scheler.*

Ganz niedrig hängen!

So niedrig, bis die Köpfe der Zeitungsschreiber und anderer Intellektueller hinanreichen. Die Zurechtweisung erschien in »Danzers Armee-Zeitung«, Auszüge daraus tauchten in der Tagespresse auf. Aber leider nur Auszüge. Hier sei diese Betrachtung eines österreichischen Offiziers vollständig abgedruckt.

*

Wir Soldaten führen den Krieg mit den Waffen. Wir kennen nur ein Ziel, den Gegner niederzuringen und setzen für dieses Ziel das Höchste ein, das der einzelne zu bieten hat, unser Blut, unser Leben. Wir kämpfen gegen Soldaten, die das gleiche Ziel verfolgen, die ebenfalls getreu ihrer Pflicht Blut und Leben einsetzen.

Neben diesem Krieg mit den Waffen wird aber noch ein zweiter Krieg zwischen den Völkern Europas und aller übrigen Erdteile geführt, ein Krieg mit dem Maul. Oder genauer gesagt: mit Tinte und Druckerschwärze. Dieser andere, unblutige Krieg wird von Leuten geführt, die Blut (und

Gut!› in sichere Hut zu bringen verstanden, den Kanonendonner nur aus den Reimen der dichtenden Patrioten kennen und deren Einsatz in diesem Krieg gleich Null ist.

Der Krieg nun, den wir Soldaten mit der Waffe führen, und der Krieg, den die Zeitungsschreiber der ganzen Welt mit Druckerschwärze führen, unterscheidet sich aber nicht bloß durch das Kampfmittel, sondern auch durch die Kampfart. Der Soldat bekämpft seinen Gegner, er vernichtet ihn — aber er achtet ihn. Der Zeitungsschreiber schleudert zwar nur unschädliche Papiermassen von sich, aber auf diesem geduldigen Papier beschimpft er den Gegner, verhöhnt ihn, will ihn verächtlich machen.

Der Feind, den wir auf den blutgetränkten Schlachtfeldern vor uns sehen, ist tapfer, ist getragen von Vaterlandsliebe, und er benimmt sich, von Ausnahmen zu schweigen, würdig der großen Aufgabe, zu der wir alle berufen sind.

Der Feind aber, den uns die Zeitungsschreiber malen, ist feige und verrucht, ist ein Bandit und ein Lump, er ist verhungert und entblößt, er murrt über seine Führer und hat nur eine Sehnsucht: heil zu desertieren.

Wir geben gern zu, daß dieses häßliche journalistische Widerspiel des Krieges in Waffen nirgendwo grotesker und zügelloser wütet, als in Frankreich und in England. Die Märchen, die dort über die deutsche und unsere Armee verbreitet werden, der lächerliche Entrüstungsspektakel gegen die deutsche »Barbarei« — angeblich soll ja sogar auch in russischen Meldungen von deutschen »Barbaren« die Rede gewesen sein —, dieser ganze Kampf mit ohnmächtiger Galle und Spucke ist über alle Maßen unwürdig und widerlich. Er ist aber psychologisch insofern nicht völlig unbegreiflich, als die militärischen und politischen Hoffnungen der Tripelentente im Begriffe sind, wie ein luftiges Kartenhaus zusammenzubrechen. Es ist die Angst und die Verzweiflung, die aus solchen publizistischen Exzessen sprechen.

Aber auch wir sind sowohl in Deutschland als auch in Österreich-Ungarn unfreiwillige Augenzeugen eines journalistischen Parallelkrieges mit unschönen und sinnlosen Exzessen. Wir erinnern nur an die witzigen Ausführungen der deutschen Zeitungen über die angeblichen Lackschuhe der Franzosen, über die Schnelligkeitsrekorde der fliehenden Engländer, über die Diebstähle der russischen Intendanten und dergleichen. Handelt es sich in der deutschen Presse aber im allgemeinen nur um gelegentliche Entgleisungen untergeordneter Köpfe, während im großen und ganzen der Ton der führenden deutschen Blätter sachlich und streng korrekt ist, so feiert besonders die Wiener Presse geradezu kindliche Orgien.

In welchem Ton wird hier von der serbischen Armee gesprochen! Schon seit Wochen sind die Serben demoralisiert, die serbische Artillerie meutert, Serbien hat keine Nahrungsmittel und keine Munition, serbische Mannschaften schätzen sich glücklich, wenn sie in unsere Gefangenschaft fallen, im Innern herrscht Revolution, 90000 Mohammedaner marschieren auf Monastir, der König trägt sich mit Selbstmordgedanken. Und während unsere Wiener Blätter also phantasieren, stehen so und so viele Korps Tag und Nacht in heißem Kampf den serbischen Linien gegenüber, ringen wir heldenmütig mit einem Gegner, der an Schneid und unerbittlicher Energie kaum zu überbieten ist, fließen Ströme von edelstem Blut um jeden Fußbreit Landes.

Ähnlich ist der Ton, in dem von den

Belgiern gesprochen wird. Die Belgier sind überhaupt nur Freibeuter, und weil sie ihre Neutralität nicht preisgeben wollten oder aber weil sie sich aus politischen Gründen auf die Seite der Franzosen und Engländer geschlagen hatten, sind sie Schurken. Man kann aber niemand zuliebe zwingen, und es ist das gute Recht der Belgier gewesen, sich ebensogut nach rechts wie nach links zu schlagen. Als Soldaten aber müssen wir anerkennen, daß sich die Belgier trotz des notorisch unmilitärischen Charakters des Landes verhältnismäßig sehr gut geschlagen haben. Wir müssen sie sogar rühmen, daß sie ihren Pflichten gegenüber Frankreich und England noch in einem Augenblick treu blieben, da sie die eigene Sache bereits unweigerlich als verloren erkennen mußten. Sie haben — wenn auch gewiß unter englischem Einfluß, der aber schließlich doch nicht diktieren konnte — ihre schönsten Städte den Kriegsgreueln ausgesetzt und zum Schluß Antwerpen noch gehalten, als der Fall der Festung nur mehr die Frage von wenigen Tagen sein konnte. Aber um diese wenigen Tage handelte es sich eben für die Verbündeten. Jede Stunde, um die die deutschen Armeekorps und das schwere Geschütz vor Antwerpen später frei wurden, war den Franzosen von Wert. Denn die Franzosen hatten begreiflicherweise von Tag zu Tag die Hoffnung, den rechten Flügel der Deutschen zu umfassen, ehe die neuen Verstärkungen durch die Belagerungskorps vor Antwerpen eintrafen. Diese Hoffnung der Franzosen war vergeblich — daß die Belgier aber um dieser Hoffnung willen Antwerpen noch hielten, als die Deutschen bereits den äußeren modernen Fortgürtel durchbrochen hatten, und daß sie die kostbare alte Stadt dem Bombardement der deutschen Granaten aussetzten, nur wegen dieses kleinen Zeitgewinnes für die Franzosen, das fordert die Achtung des Gegners heraus.

Nicht minder widerwärtig ist der Ton, den unsere Presse gegenüber den Russen anschlägt. Die »moskowitischen Horden« sind in Wirklichkeit Armeen braver, tüchtiger Soldaten, die der Überzeugung sind, daß die Sache des Zaren heilig und gerecht sei. Wir natürlich sind der Überzeugung, daß die Sache des Zaren weder gerecht noch heilig ist, und wir tragen unsere Haut im Dienste dieser Überzeugung zu Markte. Wir beschimpfen deswegen aber nicht die uns gegenüberstehenden gewaltigen Heere, wir gestehen sogar, daß diese Armeen gut geführt, trefflich ausgerüstet, vorzüglich bewaffnet sind, wir merken gar nichts von den angeblichen Diebstählen der Generale, sondern bemerken höchstens, daß die Ausstattung der russischen Divisionen mit Geschützen und Maschinengewehren ohne Rücksicht auf den Unverstand parlamentarischer Körperschaften erfolgt ist. Im einzelnen wurde das Rote Kreuz mißachtet, man hört von gelegentlichen Plünderungen — in der Mehrheit aber haben wir einen ehrlichen und ritterlichen Gegner vor uns. Wir Soldaten — und wir haben hierbei fast das Empfinden, im Namen all der Millionen Soldaten ganz Europas zu sprechen, die jetzt ihren beschworenen Eiden getreu kämpfen und bluten — wir Soldaten erklären feierlich, daß wir bis zum letzten Atemzug jeder für seine Sache kämpfen, leben und sterben werden, daß wir aber mit jenem anderen Krieg, der da mit Dreck und Tintenschwärze geführt wird, gar nichts gemein haben wollen.

Dieser Zeitungskrieg ist auch ohne jeden Wert. Wenn die Zeitungsschreiber etwa gar glauben, daß sie uns durch die Herabsetzung des Feindes Mut und Zuversicht

einflößen, so möge ihnen gesagt werden, daß wir unseren Schwung und unsere Begeisterung aus anderen Quellen zu schöpfen geneigt sind als aus papierenen Leitartikeln. Wir verzichten auf solche Stimulantien um so freudiger, als diese Unterschätzung des Gegners bisher, und besonders bei uns, immer nur Schaden und niemals Nutzen angestiftet hat.

Ja, wir gehen so weit zu behaupten, daß in unseren Augen der letzte feindliche Freischärler, der in mißverstandenem, aber hoch gesteigertem Vaterlandsgefühl aus dem Hinterhalt auf uns schießt und wohl weiß, daß wir ihn darauf hängen und sein Haus, ja sein ganzes Dorf anzünden werden, noch um vieles höher steht als der Zeitungsschreiber, der ein Leben lang mit Wort und Schrift die Grundlagen unserer Wehrmacht zu unterminieren trachtete, jetzt aber geschickt den neuen Wind benützt und mit geschwollenen, aber nichtssagenden und wertlosen patriotischen Phrasen lärmt und den Feind nicht bekämpft, sondern bespeit.

• • •

Der Allgemeingeist.

Das Allgemeine ist nur das Aroma des Besondern: Welt-Würze.

Der echte Patriot hat längst eingesehen, daß man den Patriotismus auch übertreiben könne, und ist vor Chauvinismus gewarnt. Ein Zuviel des Guten ist so wenig noch »gut« wie ein Zuwenig. Derjenige würde sich aber sehr täuschen, der ein guter Patriot zu sein versuchte, indem er sich einigermaßen die Mitte zwischen diesen Extremen zu seinem Aufenthalt wählte: denn gerade in dieser Mitte residiert der Oberherr des Patrioten, der internationale Kosmopolit, der göttliche, allen Krieg zum Frieden zwingende Allgemeingeist. Mögen die Patrioten der verschiedenen Länder doch mehr nach diesem als nach einander hinblicken, damit ihnen die Augen darüber aufgehen, daß sie nicht gegen einander, sondern gegenseitig um das international Allgemeine streiten.

Ebenso ein Mißverständnis wäre der Kosmopolitismus von anno Dazumal, der, unter Überspringung des Patriotismus, direkt sein Ziel erreichen wollte: Dieser schwärmerische Universalismus hat sich besonnen zu disziplinieren und einzusehen, daß er die verschiedenen Patriotismen zu seinen Zwecken ins Spiel versetzen müsse. Man konstruiere also in diesen verhängnisvollen Tagen keinen falschen Gegensatz zwischen International und Patriotisch, sondern sei, als Patriot, international! Der echte Gegensatz besteht nämlich gerade zwischen den verschiedenen Patriotismen; jeder Internationalismus, der sich anders äußert als patriotisch, ist genau solche Naivität wie jeder Patriotismus, der nicht aus einem fürs Allgemeine glühenden Herzen herrührt. Also nicht eine patriotische Seele sei es, die sich in den Krieg der Patriotismen stürzt, sondern die ewig allgemeine, kosmopolitisch internationale Seele sei es, die sich in den Patriotismus stürze, um mit dessen Hülfe zum Universalismus zu kompetieren. Die innerste Intention sowie das zu realisierende Ziel, das Resultat — beides soll und muß, unter allen Umständen, zuerst und zuletzt allgemein sein: international, kosmopolitisch. Die Methode aber, durch die jene Intention sich derartig universal realisiert, ist ein für alle Mal der Patriotismus. Jede andere Methode wäre die schlimmste, die unfruchtbarste Schwärmerei.

Daraus geht auch hervor, daß es so wenig einen Pangermanismus geben dürfte wie einen Panslavismus oder anders spe-

zialisierte Pan-Manien. Das »Allgemeine« ist ja nicht einmal menschlich (wie die Ahnen es mißverstanden); es ist eher göttlich, es ist eben, seinem Wesen nach, gar nichts nennbar, demonstrierbar Einzelnes, irgend etwas Besonderes, sei es Mensch, Deutscher oder Russe, das sich Allgemeinheit anmaßt, muß schließlich an seelischer Elephantiasis zugrunde gehen. Lernen wir dagegen, in einem un- und allgemeinen Sinne (nicht aber mehr oder minder engherzig) partikularistisch sein, spezialisieren wir uns stets im Dienst und Interesse des nie zu vergessenden Allgemeinen, in jeder unserer eigentümlichsten Besonderheiten von seinem namenlos schöpferischen Anhauch bestärkt, belebt, beseelt, befeuert: so werden wir den machtvollen Reigen des Friedens aller Völker schließen, zu dem das politische Orchester harmonisch konzertiert, statt, mit derselben, nur verworrenen Kraft, kriegerisch zu dissonieren.

Der Krieg nämlich, gebärde er sich noch so brutal, ist an sich selber Chimäre, sich selbst widerstreitend, in sich selber nichtig und nur als das Instrument in der Hand des Allgemeingeistes, zur Verwirklichung des Völkerfriedens, wesentlich und bedeutend. Wenn, vor allem andern, in der eigenen Brust innerlichst besonnen gegenwärtig der ewig allgemeine Frieden wohnte: dann erst würde derjenige ungeheure Krieg der Einzelinteressen entbrennen und entschieden werden können, der endlich, endlich auch die Patriotismen ins Gleiche brächte, reimte, mit unwiderstehlicher Kraft zum unverbrüchlichen Gedicht zwänge, in ihrer Ordnung wie Sterne festhielte.

Möge, in diesem Sinn, das Jahrhundert kriegerisch sein, um die Ewigkeit des Friedens zum klaren Vorschein zu bringen!

Dr. S. Friedlaender.

Der Kritiker Brahm.

Wenn man ihn, Otto Brahm, durch achtzehn Jahre an der Arbeit des Theaterdirektors gesehen hat und jetzt die achthundertachtundachtzig Seiten des Kritikers liest, die sein Kastor oder Pollux Schlenther bei S. Fischer zusammengestellt hat: dann ist der Eindruck doch zwiespältiger und widerspruchsvoller, als man bei einer so fest geschlossenen, so ganz und gar unzweideutigen Persönlichkeit erwartet hatte. Dieser Eindruck war durch ein bißchen Unehrlichkeit des Herausgebers zu vermeiden. Wünschte Schlenther, uns einen Brahm ohne Schatten und Schwächen, also einen falschen Brahm zu geben, so brauchte er nur den Umfang der beiden Bände auf die Hälfte zu bringen. Was für diesen Fall wegbleiben mußte, war klar. Bandwurmsätze, die den nüchternen Stilisten auch als unbeholfenen Stilisten zeigen, Bewertungen, die das Unterscheidungsvermögen des anspruchsvollen Kunstrichters seltsam fragwürdig machen, lang und breite Essays, die nicht vom freien Schriftsteller O. Brm., sondern vom unfreien Zögling eines germanistischen Seminars stammen. Aber der Waffenbruder Schlenther wird vor und bei der Sichtung des erstaunlich umfangreichen Materials gewußt haben, was wir nach der Lektüre seiner Auswahl wissen: daß dieser unfeierliche, schmucklose, unängstliche Brahm, der durch dreißig kriegerische Jahre nichts energischer bekämpft hat als die Lüge, die Lüge in jeglicher Gestalt, selber nicht einen unverdienten Nachruhm begehrt, daß er selber darauf bestanden hätte, in Lebensgröße, nicht in Überlebensgröße auf die Nachwelt zu kommen, und vor allem, daß er, der alte Naturalist, sie durchaus verträgt, diese volle Aufrichtigkeit eines na-

turalistischen Portraitmalers, zu dem der Nachlaßverwalter so gut werden konnte wie zu einem künstlich belichtenden, glättenden, schönfärbenden Thumann. Es schadete schließlich nicht viel, daß der Mund zu wulstig und die Nase zu schwer war, da in den Augen tiefer Ernst und auf der hohen Stirne Klugheit lag.

Geht man gegen den Kritiker Brahm vor, wie er es bei Wilhelm Scherer gelernt hat, nämlich mit einer laboratorischen Analyse, dann wird man dreierlei zu prüfen haben: seinen Stil, seine Methode, sein Urteil. Von dem Theaterdirektor war man überzeugt, daß er seinen kunstwürdigen Spielplan ziemlich bunt durchsprenkelte, weil er sonst nach kurzer Zeit seine Zahlungen hätte einstellen müssen, nicht, weil er an das Poetentum Max Dreyers glaubte. Die Kritiken erschüttern diese Überzeugung ein bißchen. Es fehlt die pupillarische Sicherheit. Brahm verhöhnt Lindau und Lubliner, nicht aber Handwerker seiner eigenen Generation, die sich weder nach Art noch Rang von den ältern unterscheiden. Er erkennt an, daß »... Fulda, auch Philippi den Weg aus dem Salon in das Leben suchen« — auch Philippi. Er schreibt: »Heyse, Storm oder Spielhagen«. Er sagt: »Auerbach, Freytag, Gottfried Keller«. Er nennt die erfolgreichen Unterhaltungsschriftsteller Auerbach, Freytag, Heyse »unsere besten Dichter«. Nicht minder beklemmend irrt er über Schauspieler. Er zieht als Nora Fräulein Lili Petri, ein geputztes Nichts, der Hedwig Niemann vor, dem herrlichsten Stück Natur bis zu Else Lehmanns Geburt. Er erklärt von einem, er sei »kein Barnay oder Mitterwurzer«, was nichts andres bedeutet als · etwa: kein Kaulbach oder Rembrandt, kein Liszt oder Beethoven, kein Lissauer oder Pindar, kein Gutzkow oder Shakespeare. Das Gefühl für die Maße auch der schätzbarsten Erscheinung soll unverwirrt bleiben. Darum darf von dem fortschrittlichen, gewissenhaften, gründlich geschulten Brahm nicht verschwiegen werden, daß er in das eigentliche Wesen der Kunst nicht eingedrungen, daß er über ein verfeinertes Nicolaitentum nicht hinausgekommen, daß ihm vor der Rätselhaftigkeit, der Unerklärlichkeit, dem Mysterium wahrhaft schöpferischer Vorgänge immer bange geworden, daß er im Grunde mehr Literarhistoriker als Kritiker gewesen ist.

Ihm hätte das zunächst gar nicht wie Tadel geklungen. Heyse, auf fünfzig Seiten, will er »mehr beschreibend darstellen als kritisch zergliedern«. Bei Keller sieht ers ebenfalls »mehr auf das Darstellen als auf das Urteilen« ab, trachtet er emsiger, »einzelne Perioden zu unterscheiden«, als — ja, als was? Nachdem er auf dreiundsiebzig Seiten seinen geliebten Keller nach den Regeln seines geliebten Scherer zerlegt hat, fährt er fort: »Allein alles, was sich durch abstrakte Begriffe zur Bezeichnung dieser durch und durch konkreten Art sagen ließe, reichte nicht aus, die Sache, auf die es ankommt, wirklich deckend zu bezeichnen. Man müßte, um ihrem Geheimnis auf die Spur zu kommen, in einer methodischen Untersuchung den ganzen Bau nachkonstruieren. Man müßte von ihren malerischen Qualitäten, von den Bildern und Vergleichen sprechen, die dem Dichter in unerhörter Neuheit aus der wirklichen und der vorgestellten Welt, von der platten Erde und vom höchsten Himmel zuströmen, und sie in ein System zu bringen suchen«. Also nachdem man die Methode erschreckend gelehrt und langwierig angewandt, müßte man zu einer methodischen Untersuchung schreiten, die freilich auch nur dann ein Ergebnis haben

würde, wenn man kein Philolog, sondern ein Künstler wäre. Das nicht zu sein, empfindet und gesteht der redliche Brahm immer wieder. Er plagt sich zehn Seiten lang mit einem Drama herum und seufzt am Ende bitterlich: »Daß man doch niemals die Unzulänglichkeit der Kritik klarer fühlt als gegenüber bedeutenden Werken! Werke, die wie das Leben selbst sind — wie will man ihre Unendlichkeit in Worte fassen!« Gar, wo es sich um die Unendlichkeit von Hauptmanns »Friedensfest« handelt. Hier wie überall schält Brahm den geistigen Gehalt heraus (und überschätzt ihn vielfach), weist er die literarischen »Quellen« nach, stellt er womöglich den Zusammenhang mit den allgemein-kulturellen Bestrebungen der Gegenwart her: für die Einmaligkeit der Kunstform, für den Duft und Hauch und Schaum der Dinge, für das anonyme, das entscheidende Element des Kunstwerks findet er selten den zulänglichen, niemals aber mehr als den zulänglichen Ausdruck. Sein Stil ...

Der treue Schlenther hat Brahm den »schärfern Verstand«, sich die »empfindlichere Sinneswahrnehmung« zugesprochen. Das ist es. Brahm »sieht« nicht allzuviel, und was er sieht, gibt er nicht allzu plastisch wieder. Es ist schwermütiger Neid dabei, wenn er Conrad Ferdinand Meyer nachrühmt, daß er »seine volle Lust hat an der bunten Fülle der Erscheinungen und sie darstellt mit einem gewissen farbigen Glanz, in leuchtender Pracht«. Brahms Stil ist glanzlos, ist grau. Turgenjew weiß uns »durch sinnliche Bestimmtheit und den Reichtum angeschauter Details ein Bild unvergeßlich einzuprägen«. Schlenther auch. Brahm nicht. Aus Schlenthers vossischen Kritiken, deren letzte vor siebzehn Jahren erschienen ist, kann ich heute noch viele und lange Sätze auswendig: aus Brahms beiden dicken Bänden, die ich eben beendet habe, entsinne ich mich keiner Wendung mehr. Seine Charakteristik Rudolf Lindaus gilt ungefähr für ihn selber: »In seiner klaren Sprache, mit der knappen Präzision eines Weltmanns, die nur das Nötige sagt, ruhig, schlicht, mit anspruchslosen Worten, stellt der Erzähler seine Menschen vor uns hin. Auch darin spricht sich ein weltmännischer Zug aus, daß der Dichter das Erfreuliche und das Schreckliche, das Sympathische und das Widrige in demselben gemäßigten, sachlichen Tone vorträgt, die Rede wird nicht beflügelter, die Stimme nicht lauter, ob er von Geburt oder von Sterben berichtet, ob er eine Heirat oder einen Mord darstellt«. Daß Brahm einmal jubelt über die »Genialität des Dichters, welche in ihrer ganzen wilden Größe, flammenden Blickes und gesträubten Haares vor den begeisterten Hörern auferstand«: das verkürzt keineswegs die Gültigkeit dieser Selbstcharakteristik. Denn so hingerissen äußert sich der verhaltene Brahm nicht etwa über den »König Lear«, nicht über sonst ein wahres Geniewerk, sondern über den »Volksfeind«. So äußert sich nicht, von mächtigster Kunst aufgewühlt, der congeniale Kritiker: so äußert sich der Kunstpolitiker, der Agitator, der Vorkämpfer einer »Richtung«, die durchgesetzt werden sollte und durchgesetzt zu werden an der Reihe war. In solchen Tönen mußte man wahrscheinlich 1887 von einem wirksamen Theaterstück reden, um die Bevölkerung zu der Einsicht zu bringen, daß dieses Theaterstück an Sauberkeit und Wirklichkeitsbeglaubigung die Erzeugnisse der Dumas und Sardou und ihrer deutschen Nachahmer weit übertraf.

Und damit ist endlich gesagt, was Brahms Sendung war, als wen ihn die Literatur-

geschichte anzusprechen haben wird. Als den Herold, den Ibsen und Hauptmann brauchten. Als den, der die beiden ausschrie. Danach und daneben kam der Diplomat Schlenther, der mit feinern Künsten der Überredung und Vermittlung wirkte, der sprachmeisterliche Schlenther, der die beiden beschrieb, der sie leibhaftig und verlockend machte. Wie Brahm beschrieben hat, war und ist ohne sonderliche Reize. Was er geschrieben hat, ist nicht bedeutend genug, um heute noch gelesen werden zu müssen. Aber daß er damals — damals! — das zu schreiben gewagt, daß er mitten in Stumpfsinn und Stagnation die Zukunft, wenigstens die nächsten zwanzig Jahre, zu verkünden und zu propagieren gewußt hat: das kann ihm nicht vergessen werden. Er verlangt am Anfang des Jahres 1884, im Siegesjahr des »Hüttenbesitzers«, daß die »Gespenster« gespielt werden, wogegen die »führenden« Kritiker Deutschlands sich sechs Jahre später noch wehren. Er zaust die Perücken dieser Köpfe. Er forcht sich nit. Er reißt die Fenster auf und läßt Licht und Luft in die muffigen Stuben. Und das ist, trotz Heyse, Auerbach und Lili Petri, der Wert dieser achthundertachtundachtzig Seiten: daß wir in reiner Luft sind. Nicht in geistiger Höhenluft, nicht im warmen Schein, in der beglückenden Atmosphäre blühender Kunst — aber in klarer, kühler, reiner Luft, in der Luft der materialistischen, sozialistischen, recht berlinischen achtziger Jahre. Dieser Kritiker schwafelt nie. Freilich: er träumt auch nie. Mit Brahms hat Brahm nichts als die Vaterstadt gemein. Der hamburgischere Brahm kennt seine eigenen Grenzen und sein Ziel und schreitet, unbekümmert um Wegbiegungen und saftige Triften jenseits des Grenzstrichs, bedachtsam, zäh und wetterfest auf dieses Ziel los. Wie er schreitet, ist ein aesthetisches Schauspiel bliebe selbst dann eins, wenn er sein Ziel nicht erreicht hätte. Daß ers erreichte, war der gebührende Lohn eines mühevollen, uneitlen, ganz der Sache hingegebenen Lebens, dessen Vorbildlichkeit es nicht vermindert, daß wir ein andres Ziel haben.

Siegfried Jacobsohn.

Zeitungskorrespondenten.

Die großen deutschen Zeitungsredaktionen, die einen eigenen Auslanddienst unterhalten, erwidern auf den Vorwurf, daß auch sie sich ahnungslos von der Kriegskonstellation haben überraschen lassen: Unsere politischen Auslandkorrespondenten können schlechterdings nicht mehr wissen, als unsere diplomatischen Geschäftsträger im Ausland.

Warum nicht? In der inneren Politik ist es eine auch bei uns anerkannte Tatsache, daß der Journalist viel häufiger der Inspirator des Politikers ist als umgekehrt. Warum nicht auch in der äußeren Politik?

Der Times-, Telegraph-, Associated Press-, Matin-, Temps-Vertreter in Wien oder Petersburg oder Konstantinopel hat seinen Botschaftern fraglos viel mehr Nachrichten zugetragen, als er von ihnen empfing. Warum gibt es in der ganzen deutschen Presse keinen Auslandkorrespondenten von so anerkannter Autorität, wie sie etwa in der englischen Zeitungswelt Dr. Dillon ‹für alle europäischen Orientfragen› oder H. W. Steed ‹für österreichische Probleme› genießt?

Die deutsche Presse hat vor der ausländischen Weltpresse die bessere moralische Haltung voraus. Aber man muß durchaus kein Presseverächter sein, um im modernen Zeitungsbetrieb das Moralische neben der »Information« für das Unwichtigere zu

halten. Die deutsche Presse hat es vorerst nur zu einer technischen Vollendung, zu einer tadellos schnellen Nachrichtenübermittlung gebracht. Zur »Weltpresse« fehlt ihr noch der mystische Instinkt, die Wünschelrute zur Entdeckung weltpolitischer Nachrichtenquellen.

*

Hier wird der deutsche Zeitungsleiter wieder in Vorwürfe gegen unsere Diplomatie ausbrechen. Er wird darauf verweisen, daß der englische, amerikanische, französische Korrespondent im Auslande zum ständigen Verkehrskreis seines Botschafters gehört, daß er mit diesem Golf, Tennis und Bridge spielt, auch an dessen Privattisch als Gast geladen wird, formlos in der Botschaftskanzlei aus- und eingehen kann — kurz, daß er als dem Agentenstab des äußeren politischen Dienstes zugehörig betrachtet und oft genug für unverantwortliche Aufgaben gebraucht wird, was ja erst die politische Mache dieser Länder so vorteilhaft elastisch gestalte. Wogegen der deutsche Korrespondent bei seinen sehr förmlichen und daher sehr seltenen Besuchen in der Botschaftskanzlei nur bis zu dem Attaché des Pressedienstes gelange, dem Botschafter persönlich jedoch in der Regel nur ein-, zweimal im Jahre zu Gesicht komme, bei Gelegenheit von Massenempfängen, wo er nur einen devoten Händedruck gegen einen herablassenden austauschen könne.

Der Korrespondent selbst, der gern seine »Beziehungen« übertreibt, wird dies nicht so schlimm darstellen, aber die ungenügende Dotierung seiner Stellung bemängeln, die es ihm nicht gestatte, einen unbeschränkten Verkehr in den Kreisen des politischen Nachrichtenursprungs zu unterhalten.

*

Daran ist manches wahr, ohne das Wesentliche des mangelhaften Zustandes zu treffen.

Ein engerer Zusammenschluß zwischen deutscher Diplomatie und Presse wird das Problem nicht unbedingt zufriedenstellend lösen. Wo die gesellschaftliche Qualifikation eines deutschen Auslandjournalisten ihm irgendeinen engeren Verkehr mit dem diplomatischen Vertreter seiner Heimat ermöglicht hat, da ist fast noch nie ein guter Korrespondent aus ihm geworden — sondern nur ein Ordensjäger. Das liegt an der noch nicht ganz verläßlichen Widerstandskraft der bürgerlichen Gesinnung in Deutschland.

Vollends gar: wenn ein Auslandkorrespondent allzu gute Beziehungen zu den eingeweihten Regierungskreisen des Landes seiner Arbeit erlangt, gerät er oft nur dazu, sich dem Pressebureau dieses Auswärtigen Amtes mit Haut und Haar zu verschreiben. Es entsteht der famoseste Typ des Auslandkorrespondenten: der viel behaglicher lebt, als seine Zeitung ahnt, der seinen Chef immer wieder durch »Solo«-Informationen blufft und begeistert —, und der in Wahrheit doch nichts ist, als ein schmutziges Rohr in dem unterirdischen Kanalisierungssystem, durch das eine Regierung die öffentliche Meinung des Auslandes in eigennützigem Sinne zu berieseln, irreführend zu beeinflussen sucht. Manches unabhängige Blatt hat Leitartikel seines Korrespondenten veröffentlicht, ohne zu wissen, daß diese Artikel gar nicht vom Korrespondenten, sondern im Pressebureau eines Auswärtigen Amtes geschrieben waren. Es hat unbewußt »bezahlte« Artikel aufgenommen.

Dieser Typ findet sich meist unter romanischen und östlichen Journalisten. Bei der Beziehungslosigkeit der deutschen Kor-

respondenten ist er bei uns Gott sei Dank fast noch unbekannt.

*

Ein großes deutsches Blatt soll einmal einen recht bekannten Schriftsteller nur deshalb auf einen wichtigen Auslandposten gesetzt haben, weil er der Neffe eines Großkapitalisten war, dessen Tochter wiederum den entferntesten Verwandten eines ausländischen Ministerpräsidenten geheiratet hatte. Auf diesem Vetternwege, hoffte das Blatt, sollte sein Korrespondent zu »Allein-Nachrichten« kommen!

Denn auf alles verfallen unsere deutschen Zeitungen vorläufig noch eher, als darauf: daß ihr politischer Auslandkorrespondent nicht nur ein pünktlicher, verläßlicher Telegraphist und Telephonist, nicht nur ein journalistisch betriebssicherer, sprachkundiger Reporter, nicht nur ‹schon zum Überfluß› ein geistreicher Feuilletonist und Essayist, und als solcher wiederum ein Kenner der Literatur, der gesellschaftlichen Struktur, des Volkslebens und der Nationalpsychologie im Lande seiner Arbeit, nicht nur endlich ein wahrer Professor der modernen politischen Geschichte Europas sein soll — das alles gibt es schon unter den deutschen Korrespondenten — sondern, daß er vor allem mit einem sicheren politischen Instinkt begabt sein muß.

*

In Deutschland strebt eigentlich nur die freisinnige Presse nach dem Niveau und Nachrichtendienst einer »Weltpresse«. Fast alle anderen Zeitungen, in jeder Einzelheit provinzieller, stellen überhaupt keine Auslandkorrespondenten an, begnügen sich selbst aus Paris und London mit den von Reuter und Havas hergestellten, jetzt so geschmähten Meldungen.

Dies hat praktisch den Nachteil, daß wir unter den wirklich »eigenen Nachrichten« aus dem Ausland fast nur einseitig »liberal« gesehene Darstellungen des politischen Lebens zu lesen bekommen. ‹Die geistig meist konservativ orientierte Betrachtung durch Diplomaten bleibt ja geheim.›

Ein guter Auslandkorrespondent hat aber überhaupt nicht liberal oder konservativ zu sein. Er hat nicht der parteipolitischen Gesinnung seines Blattes parallele oder verwandte Strömungen in dem von ihm bearbeiteten Ausland zu begünstigen. Er hat, im Sinne seiner eigentlichsten Aufgabe, die ganze Komplexität des politischen Lebens in Paris oder London oder sonstwo vollkommen objektiv, und dies besonders an den Friktionsstellen der deutschen und ausländischen politischen Interessen, für den politischen Leserkreis seines Blattes zu erhellen.

Soweit sind sie aber noch nicht. Sie sind ehrlich — aber nicht unbefangen. Meist dürften sie es auch gar nicht sein. Denn wenn ein deutsches Blatt erst einmal freisinnig ist, dann ist es auch wieder unerbittlich freisinnig.

Deshalb gleichen die deutschen Auslandkorrespondenten Jagdhunden, denen man durch Beschmieren der Nase die Witterung genommen hat. *Gustaf Kauder.*

Der Ferndrucker.

Er ist kein Phänomen wie unsere triumphierenden 42 cm-Mörser, die erst der Sommer 1914 aus geheimnisvollem Hintergrund hervorzog. Schon jahrelang vor dem vulkanischen Tumult losdonnernder Völkerschicksale gab es diese surrenden Papierschlangen, die ihren blütenweißen Leib mit den Neuigkeiten der Welt bedecken. Der Ferndrucker ist bei allem Geist, der in der Erfindung steckt, für die Kultur eine harmlose Bereicherung. Eigentlich ist er nicht

viel mehr als ein elektrischer Laufbursche des W. T. B. Sein Hauptmerkmal ist die Gleichzeitigkeit, mit der er Eifersüchteleien bei der Bedienung der großen Tagesblätter verhütet. Mit Ausnahme der Zeitungsfachleute kannten ihn vor Ausbruch des Krieges nur Bankinstitute oder die Besucher der teueren New Yorker Hotels. Die große Menge aber scherte sich den Teufel darum, wie es so zugeht, daß am Vormittag tief unten in Bosnien der Thronerbe eines befreundeten Reiches ermordet wird und nachmittags in allen Bezirken des weitläufigen balkanfernen Berlins Extrablätter die Schreckensnachricht ausposaunen.

Daß man damals, in welchem Segment des Fünf-Millionenkreises man auch weilte, so schnell in Aufregung geriet, war der Mitwirkung des Ferndruckers zu danken. In einem Zimmer des W. T. B. saß ein Fräulein und tippte: zahlreiche, in den Zeitungsstraßen verstreute Schreibmaschinen störten in der gleichen Minute den Sonntagsfrieden auf, Zeitungsmänner erbleichten, und ein Stündchen später rollten Autos, mit schnell bedrucktem Papier dicht gefüllt, den Schrecken in alle Himmelsrichtungen.

Trotzdem ahnte man zu diesem Zeitpunkte noch nicht, wie unerwünscht die Wichtigkeit der von unsichtbaren Fingern bedienten Typenklaviatur sich ausbreiten sollte. Ein paar Wochen später war der Ferndrucker ein Volksbedürfnis. Acht Tage nach Ausbruch des Krieges konnte man häufig genug die liebliche Redensart hören: »Quatsch, ich glaube nur, was der Ferndrucker meldet.«

Der Berliner wird mit Neuerungen, mögen sie in ihrer Beschaffenheit auch noch so erstaunlich sein, rasch intim. Wenn ein Taschenfernsprecher auf käme, der die Möglichkeit bieten würde, wo immer es auch sei, bei einer Fahrt mit der Elektrischen, mit einem Bekannten im Schützengraben vor Dixmuiden Gespräche zu führen, so würde sich der Spreebewohner vielleicht zwei Tage ein wenig wundern, aber am dritten Tage würde er schon erklären: »Verstehst du, daß es Leute gibt, die es ohne das praktische Zeug da aushalten?«

Vorläufig hält man noch nicht so weit, und die quälende, Tag um Tag auf neue Siege lauernde Neugierde ist auf den Ferndrucker angewiesen. Zu Beginn des Krieges mehrten sich die Papierschlangen, und sie begannen jenseits des Zeitungsbetriebes sich zwischen den Fingern eifriger Hotelportiers und stimmlich begabter Kaffeehauskellner zu ringeln. Die Abendlokale Berlins, die ihr Publikum nicht verlieren wollten, mußten sich neben der taghellen Beleuchtung und dem Hausorchester auch noch einen Ferndrucker zulegen. Das waren die unruhvollen, alarmfreudigen Sommerabende, da die Geigen plötzlich verstummten und ein Livrierter aufs Podium trat, um in der denkwürdigen Sprache des General-Quartiermeisters von Stein Kronprinzensiege oder den Russenfang in den Masurischen Seen zu besingen.

Es begann zu herbsteln. Die Menschenheere, die Abend für Abend den Potsdamer Platz oder die Kurfürstendammecken vor den Kaffeehäusern besetzt hielten, schrumpften zusammen. Das Wetter war nicht immer einwandfrei, und außerdem stellte sich der Übelstand heraus, daß nicht jeden Abend regelmäßig Festungen erstürmt oder feindliche Armeekorps vernichtet wurden. Drinnen in den Lokalen aber setzte der Ferndrucker seinen neuen Animierberuf kräftig fort, und eine Weile hatte er sogar die schlaue Gewohnheit, das Neueste vom Kriegsschauplatz erst nach Mitternacht zu verraten. Das war eine gesegnete Zeit! Der Ferndrucker

hatte den Gipfel seiner Berühmtheit erklommen. Ohne ihn wären ungezählte Kaffeekannen und Hektoliter Bier ungetrunken geblieben.

Plötzlich aber durchschaute man sein unsolides Treiben, seinen Hang für das Nachtleben, und die interessantesten Nachrichten wurden ihm nur mehr zu nüchternen Nachmittagsstunden anvertraut.

Offenbar hatte man eingesehen, daß der Verzicht auf Nachtruhe und der Aufenthalt ganzer Familiengruppen in rauchigen Schankwirtschaften nicht zu den unvermeidlichen Kriegsopfern gehöre. Die Zahlkellner wurden traurig, und vielleicht auch mancher Gast, den sein klangvolles Organ zu einem freiwilligen Vorleseamt befördert hatte, das er ohne Angst vor Fremdworten und ihrer falschen Aussprache allnächtlich ausübte. Auch diese braven Mitbürger begruben ihre Eitelkeit und loben sich wieder den rechtzeitigen Schlaf.

Nun führt der Ferndrucker ein bescheideneres Dasein. In den Augen der Geschäftsführer und Büfettdamen ist sein Ansehen gesunken, aber die Zeitungsmenschen werden noch immer nervös, so oft er aufmuckt. Er ist in den sechs Kriegsmonaten ein recht verwöhnter, launischer Geselle geworden, läßt sich, wo er kann, anmerken, daß er mit hohen Herrschaften verkehrt, macht zwinkernd »vertrauliche Mitteilungen«, gestattet dies und verbietet jenes. Manchmal bläht er sich auf und verlangt eine frische Papierrolle, ohne den Aufwand immer durch den Anlaß zu rechtfertigen.

Er hat viel vom Zauber jener ersten berauschenden Kriegssprache verloren, als er noch Lüttich so fest umklammert hielt, daß es kein Teufel mehr entreißen konnte oder die ersten Reiterschwadronen in der Nähe von Paris schwärmen ließ. Aber um die Mittagstunde klingt in ihm noch das alte Heldentum. Da schlägt er zahllose Vorstöße blutig ab, zersprengt feindliche Kolonnen, läßt Geschütze donnern, Angriffe im Feuer zusammenbrechen, Stützpunkte erstürmen, Schützengräben entreißen, und rühmlich bleibt sein Eifer, mit dem er unentwegt tausende von Gefangenen und hunderte von Maschinengewehren sammelt. Weniger liebt man seine gelegentliche Neigung, mit dem Feinde zu polemisieren, und bei der Wiedereroberung einer Stadt oder auch nur eines Stützpunktes sich so zu stellen, als ob er den vorausgegangenen Verlust tags zuvor auch gemeldet hätte. Und sehr gekränkt sind auch die Philologen, denen der Ferndrucker zahlreiche Artikel und Adverbien ‹in Gegend Soissons und südöstlich Warschau› absägt, deren Sprachgefühl er durch Verschmähung von Prädikaten oder mit »Verlautbarungen« und mit »Vorrückungen« mißhandelt. Die Hauptsache aber bleibt, daß man ihn versteht und auch seine diplomatischen Wendungen richtig abschätzt. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust, die eine ist höchst offiziell, zuckt bei Unannehmlichkeiten mit der Achsel und duldet keine Glossen. Die andere ist aber mitteilsam und dienstfertig und weiß, daß reife Menschen auch in schwersten Stürmen die Selbständigkeit des Denkens und Urteilens nicht verlieren. *Emil Faktor.*

Auf der Suche nach eines Freundes Grab.

1.

Wir Offiziere, ein Häuflein, das der flintschende Kehrbesen des Kriegs aus dem großen Ungefähr zusammengefegt, erwarteten die Stunde des Bettgangs, saßen in der lieblos fremden Stube eines verjauchten Bauerngehöftes, hingen verdöst über aus-

gesogenen Nachrichtenblättern oder schickten unsere Träume hinter den Kringeln der kleinen Rauchwolken her, die Fäuste in den warmen Taschen vergraben, den Heldenleib kühn gebogen über Sitzkante und Lehne der ausgerekelten Holzstühle...

Holla — an der Außentür machte sich wer zu schaffen! Draußen hingen im Himmel die Sterne, ruhig und wassersüchtig, wie ein kosmisches Summen über Palmwäldern und einer weiten Monsundünung...

Kam einer hereingegangen mit fragenden Augen und leicht vornübergeneigt. Die Dunkelheit hatte ihn genarrt und auf gutwilligen Sohlen über sanft gebogene Ackerwege trotten lassen, die ins Unendliche führten.

Eine aufgelegte Karte brachte den Mann zu einigem Selbstvertrauen zurück. Da wir ihn vor ein Glas Burgunders setzten, warf er seinen Verdruß hinter sich und begann die straffen Rauchhörner einer Zigarette aus seiner Nase zu stoßen.

Es war ein Offizier aus dem Regiment meines gefallenen Freundes.

Meines Freundes, den ich aufrechter Haltung und knabenhaft melancholisch drei Stunden vor seinem Abgang wie ein Phantom aus Morgengrauen und banger Ahnung zur Grenze hatte reiten sehen. Ein hämischer Zufall hatte ihn wie eine lebendige Puppe flüchtig noch einmal an mir vorbeigleiten lassen.

Der Offizier erzählte:

Es war ein Grauen damals. Schwerste Granaten stoben wie ein Sternschnuppenfall. Die Batterien waren eben ganz vorn in Stellung gegangen. Schon brachten wir die ersten Zünder heraus. Doch ihn — er hielt sich knapp dahinter, er setzte vor einem anspringenden satanischen Gesumme durch eine offne Haustür, der eiserne Höllenschreck tatzte hinterdrein, legte dem Ärmsten das Kleinhirn auf, setzte ihm den Vorderarm ab und schlug seinen Körper in die Düsternis eines offenen Kellerloches...

Ich hatt' einen Kameraden.

2.

Der nachfolgende Tag, der sich ein Besonderes gab, zeigte den beseelten Trug einer tiefen Verlogenheit und foppte jede halbwache Betrübnis. Flandern lachte in Gold und lichtem Lila. Die Flachwiesen hatten ein frischgrünes Mausfell aufgelegt, auf dem breiigen Kote der Straßen schaukelten die Spiegel der weiten Lichträume. Unter dem Hufe meines Fuchses klackte es dann auf, als wie zu Ferienzeiten einst das träge Wasser glatter Schweizerseen unter die Bretter niedrer Badehäuser plantschte...

Pferdekadaver mit giftigen Gasebäuchen, mit steif ins Ungefähr gehobenem Hinterbein lagen um mager beblätterte Hecken. Aus dem Westen, der Anstalten machte, aus Wolkenleisten ein goldenes Himmelbett sich aufzuschlagen, drang wie ein weiter Urwaldbrand der Höllenlärm der brüllenden Steilgeschütze, der johlenden Granatenflüge und der spengelnden Aufschläge herüber dichter und näher.

Ratternde Kolonnen mit sich vorlegenden Zuggäulen. Emsiges Gekribbel um ein zyklopenhaftes Fuhrwerk, das aus einem Graben wie ein erlegtes Untier die Räder von sich streckte. Verwundete, bleiche, verzottelte, verstörte Kriegsgänger, die irgendeinen weißen Verband mit rundem Blutfleck mittinnen besorgt und nachdenklich an Straßen hintragen. An einem Ententümpel ein schleimiger Katzenbalg. Vor einem Schützengraben ein Ochsenschädel, aufrecht gestellt, querabgesetzt, mit offnen Lidern und seitlich hängender Zunge. Eines der Hörner niedergerissen. Ein gutes Wappenstück meinthalb jenes Till Eulen-

spiegel. Mein Gott — ein Auto! Eine Flachwoge Drecks zwängt sich unter jeder Radseite hoch. Erledigt auch uns.

Wir reiten. Die letzten Häuser, die noch Tapete oder Schornstein führen, ließen wir hinter uns. Vorn zur Seite schlagen Granaten ein. Wir sitzen ab. Stellen die Gäule in Deckung. Bis zu den Knöcheln in Brei watend, trotten wir voraus. Biegen den Kraterlöchern aus, die Einschläge in den Straßenschotter gelegt haben. Dann schreiten wir durch einen Hohlweg zur Anhöhe an, auf deren langgezogenem Grat das dichte Dorf lag. Bröckelnde, zerfressene Mauerkronen stehen Wand bei Wand, Schutt und Geröll erbricht aus den Höhlungen der Trümmerhalden.

Die weite Hauptstraße steht leer, gähnend leer. An einem Eck, in einer Tür stehend, ein paar beschauliche Soldaten. Sonst kein Huhn, kein Hund in einer der Seitengassen.

Ganz oben ragt die weite, hohe Kirche. Da mußte das Grab doch zu finden sein! Denn von den andern Vielen, die am Wege ihr rohes Kreuzlein sich hatten aufstecken lassen — Name stimmte nicht noch Regiment.

Ein kleiner Platz nahm die verödete Straße auf. Im späten Sonnenschein lehnte vor einem Türpfosten ein großer, aufgeschwemmter Mann. Die Trübsal hatte seine Backen schwer gemacht und die Unterlider herabgezogen. Sein großer Blick war verglast. Die Gestalt selbst erschien wie geronnen. Die dicken, polstrigen Lippen bewegten sich träge in zerflockendem Selbstgespräch. Die Verblödung in angstvoller Vereinsamung. Jetzt saugten seine Blicke uns an, eine Weichheit glitt über seine erstarrte Unbelebtheit, ich erwartete den Hall gesprochener Worte — da schnob ein tiefes, dunkles Summen jäh über uns her, im Niederducken warf ich einen Blick in die gläserne Helle des Himmels, ein dunkler, grober Zuckerhut zog häuptlings seine surrende Bahn und schlug hundert Meter hinter uns in das Gewirr zusammengeschobener Mauerkulissen.

Wir sprangen zur Kirche hinüber. Steckten die Nase zur Türe hinein. Der Himmel gähnte durchs hohe Kirchendach. Die Kühle der Steine fröstelte um den wilden Schotter am Boden, aus dem verzweifelte Gerenktheiten abgebrochener Gliedmaßen, der Gipsbart eines Apostels, eine dunkle Ölschilderei aus einem Martyrium und zerbeulte Kandelaber hervorwucherten.

Ein sirrendes Schrapnell barst ins Ungefähr. In den hohlen Bauch der tönenden Halle kollerten ein paar Ziegelbröckel aus dem durchsiebten Dach. Gelockert durch den Schok der weiten Luft . . .

Alles Schnuppern war umsonst! Verirrtes Gewehrblei flitzte draußen hier und dort mit einem klitschignassen Geräusch in den seichten Lehmboden des Gottesackers. Crescentien, ausgebeinte, in Himmel aufgeschwebte christliche Jungfrauen, alte und junge, lagen hier unter ihren schwarzen Kreuzen neben einem dörflichen Spiegeleierbauch, der ein Schürzenjäger und Scheinheiliger gewesen. Neben einem verschwärmten Knaben, der Lateinschüler geworden war, um die Tonsur durchs Leben dereinst zu tragen. Neben dem krummen Gemeindebüttel, neben einem Melker, einem Schnapstiger, einer Urgroßmutter aus den Tagen des Großen Napoleon.

Und schliefen allesamt vergessen, verwest, mit stäupendem Gebein unter einem späten Nachmittagshimmel, der sanfte Wolkenguirlanden am dämmerigen Horizonte ausgehangen hatte, im Getöse eines hundertstimmigen, tausendsinnigen Mords..

Wo aber lag mein guter, toter Kamerad?

3.

Einer jener Wintertage war's bald darnach, an denen Morgen und Abend durch einen freudlosen Tag sich die Hände reichen. Ich stapfte querfeldein an Wegekreuzen vorbei, woran der flanderische Herrgott seine brechenden Augen in das stumpfe Lichte drehte, vorbei an dickmauerigen Bethäuschen, in denen hinter grobem Gestänge die flandrische Herrgottsmutter ihren innig-wehen Blick zur Erde niederhielt.

Die Furchenhöcker der weiten Äcker trugen kokette Schneehäubchen wie eine junge Wittwe ihren Kräuselvorstoß unter dem Trauerkapott. Die Granatlöcher im flachen Revier hatten sich mit Schmelzwassern aufgefüllt. Der Frost hatte die Astern und Blätterzweige auf den Soldatengräbern in schmieriges Tabakbraun gewandelt.

Eine unendliche Schwermut sinterte in den Flor der hohen Baumesreihen. Handfeste Süddeutsche kollerten wie wildgewordene Weidenstrünke auf dem nassen Glatteis und warfen sich Worte zu, die wie die spärlichen Piepse unlustiger Spatzen sich verloren.

Da plötzlich — als wäre diesmal die Erde selber geborsten! Ho! Noch stand ich auf beiden Sohlen. Meine Blicke flattern rundher. Entsetzlich: als wäre das Herz mir stille gestanden . . .

Dreihundert Meter voran, in einem Miniaturwäldchen vom Geviert einer Kinderstube lastet auf tieferem Grunde ein metallenes Ungeheuer. Einer der deutschen Riesenmörser. In seiner zusammengeschobenen Massigkeit macht er den Eindruck eines vorsintflutlichen Riesentiers, das eine unmäßige Kraftvergeudung in sich hat versinken lassen . . .

An einer geraden, breiten Chaussee reißen Soldatenschwärme Mauerfassaden nieder, hantieren mit Schaufel und Schubkarren und kratzen den halbstarren Kotbrei vom Straßenkörper herunter.

Verwundete trippeln wie taubstumme Pilger. Ein Trupp Eingesessener in schwermütigen Schlapphüten zerrt einen Gaul mit nachschleifendem Gedärm in eine nahe Grube. Rechts seitlich wirft ein vorgesetzter Einschläger seinen Schwaden aus Rauch, Eisen und Erde auf.

»Die sans närrisch! Den ganzen Morgen streien's die Gegend umenander ab«!

Mit einer Geste, die nahezu gallischer M'enfichisme ist, schultert ein Bayer seinen Habersack, wohlwollend an der frisch entbrannten Kurzpfeife saugend . . .

Wieder komme ich an jenen Höhenrücken und steige an zu seinem trostlosen Zackendiadem.

Aber schon merke ich: es steht schlecht mit meinen Aussichten! Und doch: nur noch ein wenig hab ich mich nach links zu halten. Dem armen Teufel bin ich das schuldig, schon im Namen der andern von der Kumpanei . . .

Da — eine Springflut von Schrapnells! Ich bringe mich in derben Sätzen hinter eine verwahrloste Hütte. Ein erbärmlicher Gestank umwittert mich: im Stalle nebenan liegt eine verwesende Ziege.

P'ho! Das johlt und weht und zischt und klatscht! Unter der eintönigen Grauglocke des Tags springen weiße Wölkchen auf, die rasch aufschwellen und langsam dünne werden . . .

Eben — hat da nicht ein Mensch geschrien?

Und da es, scheint's, Ruhe geben will, spring ich querüber, wo ein kleiner Soldat dabei ist, seine Hose zu schlitzen.

»Nicht so schlimm, mein Junge!«

Im Mittag renne ich erbost und fluchend durch die nassen Felder wieder zurück.

4.

Ich habe das Grab meines Kameraden nie gefunden. Doch eines regenschweren, dumpf gährenden Sturmtags habe ich ihm noch einmal Lebewohl sagen dürfen.

Vorn im Chor der hohen, hallenden gotischen Kathedrale stand sein Holzsarg, schmucklos und sanft geschweift wie ein kleiner Sampan, der in der spiegelnden Meeresbucht einer grün überbuschten Koralleninsel den Frieden seiner Heimat bestätigt. Abgegriffene Betstühle hielten den farblosen Totenbaum unterfaßt. Einer davon stand nahebei, etwas zur Seite abgedreht, schön wie eine Gazelle, auf die der Jägersmann sein Feuerrohr angelegt hat . . .

Auf den Steinfließen des weiten Kirchenraumes standen dicht aufgereiht die jungen Soldaten, schulterten die Knarre und griffen in die Gewehre. Hinten im weiten Chorgang raschelten im Stroh die Gefangenen, wunde, verschlafene, verdrossene Turkos.

Doch zu seiten des Sarges kauerten abgewandt und versunken zwei Feldpriester und hörten die Beichte der todesumwitterten Schlachtengänger.

Einer dieser, ein starkknochiger Kerl mit einem wilden Krausbarte, stand vor einem hohen Glasschrein, darin die Jungfrau Maria in Seide und Perlenflitter, bekrönt und wachsgesichtig ihr Knäblein emporhielt, betete und schaute in den Glaskasten hinein wie ein Kind.

Ich kam vor der Kathedrale Tür, draußen im Freien rissen Windwirbel Fetzen eines Trompeterchores zu mir herüber: Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre . . .

Hans Koch.

Meine Freundin.

Meine Freundin ist mit einem Diplomaten verheiratet, und ich habe sie immer für eine rechte Diplomatenfrau gehalten.

Sie liebt das politische Spiel, bei dem die Beteiligten, im großen und im kleinen, ebenso interessant sind wie alle Menschen, kluge und weniger kluge, die man bei der Ausübung ihres Handwerks beobachtet.

Genies kommen selten, aber große Talente können ja dem Genie zum Verwechseln ähnlich sehn, zumal in der Politik, wo das Talent mehr fremde Kräfte für oder wider sich hat als irgendwo anders.

Das politische Genie ist auf die umfangreichste und eindringlichste Mitarbeit der Zeit angewiesen. Und also ganz auf den Erfolg gestellt. Hierin scheint mir der Politiker dem Schauspieler verwandt.

Weshalb ich es natürlich fand, daß meine Freundin, nächst der Politik, am meisten dem Theater zugetan war.

Der Welt des Theaters entnahm sie den Vergleich mit dem sie sich behalf, als sie in einer Gesellschaft allerhand Kundgebungen des Beileids entgegennahm.

»Ja gewiß«, sagte sie, »wir haben es nicht leicht in diesen Tagen. Die Militärs treten mit der Überlegenheit auf, die die Erteilung der Notkonzession einem Manne verleiht. Aber haben Sie schon einmal behaupten hören, daß ein Theater verkracht sei, weil die Schauspieler schlecht gespielt hätten?«

Die Damen sahen einander verständnislos an.

Ich machte leise: »Pst«!

Sie begannen, eine nach der andern, langsam zu nicken. Dann war der Engel durch das Zimmer geflogen. *Marga Schwarz.*

Ernst Blass:

AN DEN LEUTNANT F. H. S.

» . . . . . .

Wo die Gesänge wahr, und länger die Frühlinge schön sind,
Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt.« *Hölderlin.*

I. BEWAHRT dein Heimlichsein dir noch das Bild
Des hellen Stromes mit den lockern Booten?
In Stunden, die verworren sind und wild,
Begraben wir den Lenz wie einen Toten.

Zu keiner Rückkehr altem Übermut
Ist dein wie mein Herz einmal noch bereitet,
Es überkam uns früh die große Flut
Mit der, die unser Leben nun begleitet:

Der ewigen Not, die unser Einstmal schlug,
Frohlockend, unsre Blumen auszujäten...
Und siehst du den gespensterhaften Flug
Der Wolken in den grausen Nebel-Städten?

II.

Die Tage, die von Vogelsang durchschwirrten,
Sind nun von tobenderem Klang verdrängt,
Und unser Dasein — Dasein wie von Hirten —
Ward auch in frühem Massengrab versenkt.

Wir horchen ängstlich, was der Wind uns raune,
Der zwischen uns die großen Felder trifft:
Ist es des Ares niemals satte Laune?
Steht in den Sternen es in ewiger Schrift?

In Leichtsinn und in Schwermut den Genossen
Sah ich in dir, da du mir nie entflohst,
Nun steigt aus Monden, sind sie auch verflossen,
Dankbar Gedenken uns zu schlichtem Trost.

III.

Laß mich die Hecken nennen und die Plätze:
Natur, die willig angetragen ward...
Und wie wir sannen, was uns leicht ergetze,
Gefährten wir von kaum gewußter Fahrt:

Die Straßen, sich mit Dämmerung bekleidend,
Den Mittag, der auf grünem Lande schlief,
Die Blumen, ein' die andre nicht beneidend,
Die Sonne, die uns strahlte rein und tief,

Und manche Pfade, die in klarer Biegung
Durch Fruchtbarkeiten führten in das Tal,
Wenn vor der abenddunkelen Besiegung
Der Berg erglänzte noch ein letztes Mal.

IV.

So war der Lenz, ewigen Glaubens Spender,
Selber so ewig nicht wie er gelind:
Der heitren Jugend kam der rauhe Wender,
Und unsrer Wiesen Herrscher ward der Wind.

Doch glauben wir, getreu dem ernsten Bunde,
Die Kraft von stillem und erhabnem Lied
Und preisen in der nun erhaltnen Wunde
Die Einfachheit des Opfers, das geschieht.

Denn nicht im Feuer und im Wolkenbruche,
Nicht in der Schlachten blutigem Gezerr:
Es lebet Gott in einem schlichten Spruche,
In sanftem Wehen ist der Herr.

V.

Wir singen nicht die rasende Trompete,
Wir nicht Verwirrung und das Schlachtgeschrei,
Gesammelt zu betätigtem Gebete
Der Geist des Volkes heil und heilig sei,

Nicht Russen hassend, die er nicht gekannt,
Nicht Frankreichs Erde, Süße eines Fraunrings,
Nicht England, ein im Stolze hohes Land,
Das Land des Shakespeare, Swinburne und der Brownings.

Doch folg voll Willen eine jede Schar
Dem Ruf um seinen Schutz und seine Wehr
Zum Opfer für das Land, das sie gebar:
Das mütterliche Deutschland um sie her.

VI.

Ja, Deutschland, deiner Not und deiner Feier
Sei diese Klage, dieser Sang erbaut,
Und deines Dichters schmerz-bewegte Leier
Berühre sich mit heimlicherem Laut.

Nicht deine Landschaft grüßen wir, die schöne,
Zur mächtgen Stund', die das Gewicht verschob,
Nicht auch die Kindertreue deiner Söhne,
Sie klinge nicht aus dieses Liedes Lob.

Wir singen heut nicht Liebe deiner Hänge,
Der Plane, Wälder nicht und nicht der Lauben.
Traf auch der Schmerz Erleben und Gesänge:
Wir wissen deine Hoffnung, deinen Glauben.

VII.

O Freund, ich sehe dich in ferner Stadt
Die Seele ernsthaft meinen Versen leihen.
Erinnerung an zartes grünes Blatt
Im Sonnenschein steigt auf aus meinen Reihen.

Was wir verloren haben, ist bestattet,
Nach kurzem Glück der Erde heimgegeben.
Wir werden solchen Frühling, bald verschattet,
Nie wieder auf der weiten Welt erleben.

Denn niemals wird der Winter uns verjähren,
Der so uns traf in unseren Jugend-Lenzen.
Oder gedeiht uns doch in hohen Sphären
Noch Rückkehr zu den ewgen Reigen-Tänzen?

Annette Kolb:

DIE INTERNATIONALE RUNDSCHAU UND DER KRIEG

EIN VORTRAG

AM 18. Dezember vorigen Jahres traten in München unter dem Vorsitz Ludo Hartmanns eine Anzahl Wiener Professoren zusammen mit ihren Münchener Kollegen, Rechtsanwälten und Vertretern der Presse. Die Einladung zu dieser Sitzung bestand in einem Aufruf folgenden Inhalts:

»Neben dem Weltkriege mit eisernen Waffen wird ein zweiter Feldzug mit vergifteten Waffen geführt, ein Verleumdungsfeldzug, in dem jedem Volke die unglaublichsten Schändlichkeiten, Hinterhältlichkeiten und Gemeinheiten vorgeworfen werden, und dieser zweite Feldzug, den giftige Federn vom sichern Schreibtisch aus führen, ist fast noch gefährlicher als der andere. Das Ziel des Krieges ist der Friede — das Ziel dieses zweiten Feldzuges jedoch ist der unauslöschliche Haß, der auch nach formellem Frieden jede Versöhnung ausschließt.

Darf die menschliche Ehre ein Angriffsobjekt im Kriege sein, dürfen Schauermärchen hüben und drüben die Bestie im Menschen erwecken, so daß der Glaube an die Menschheit versinkt? Diese ganze Verleumdungsaktion hat geringen unmittelbaren Einfluß auf Sieg oder Niederlage, auf die eigentlichen Kämpfer wirkt sie nur insofern, als sie zu unnötigen Grausamkeiten den Vorwand der Vergeltung bietet, sie ist auch kaum auf die Kämpfenden, weit mehr auf die Zuschauer berechnet, und Zuschauer ist hier nicht nur die zivilisierte, sondern auch die unzivilisierte Menschheit.

Bisher war der beste Schutzwall der weißen Rasse deren sittliche Überlegenheit, die Verleumdung zerstört diesen Nimbus, und rascher als durch kriegerische Selbstzerfleischung sinkt Europa von seiner Höhe herab, wenn die übrige Welt hört und glaubt, welcher Schandtaten Europäer fähig sind.

Kulturnationen! Es ist eine Pflicht gegen uns selbst, diesem selbstmörderischen Treiben ein Ende zu machen und ehrlich zu prüfen, was Lüge, was Wahrheit ist. Sollten sich unter den neutralen, sowie unter den kämpfenden Völkern nicht genug Männer finden, die so hoch über den Sumpf hinausragen, daß sie den Verleumdern, gleichgültig ob Freund oder Feind, die Wahrheit entgegenzuhalten wagen? Es wäre betrübend, wenn sie nicht vorhanden wären oder sich feige verkröchen. An diese

Männer ergeht die Aufforderung, auf streng neutralem Boden sich zu finden und durch ein absolut unabhängiges, objektives Organ den Glauben an die Menschheit wieder aufzurichten.

Indem wir der Wahrheit dienen, wollen wir durch Versöhnlichkeit den Frieden vorbereiten, gleichgültig, wann und unter welchen Voraussetzungen er kommen wird — und wir wollen verhindern, daß überflüssigerweise jene Fäden zerrissen werden, welche die kultivierte Menschheit zusammenhalten.

Also wollen wir helfen, einen Frieden vorzubereiten, der den Haß beseitigt und eine Versöhnung anbahnt, damit das Ziel des großen Krieges der große Friede sei.

Ein literarisches Organ dieser Art darf nur auf neutralem Boden geschaffen und von Personen geleitet werden, deren Neutralität über jeden Zweifel erhaben dasteht. Deshalb soll es in der Schweiz entstehen und einen französischen und einen deutschen Schweizer zu Herausgebern haben. Diese Männer werden die Sicherheit bieten gegen die naheliegende Gefahr, es könnte die Zeitschrift aus ihrem objektiven und versöhnlich gedachten Geleise herausgedrängt und unter dem Vorwand der Neutralität einseitigen Zwecken dienstbar gemacht werden.

In dieser Zeitschrift sollen die uns alle bewegenden Probleme des Weltbrandes in der Weise behandelt werden, daß zu den aufgeworfenen Fragen, neben hervorragenden, objektiv denkenden Neutralen gleichmäßig bedeutende Vertreter der kriegführenden Teile das Wort erhalten, die in knapper Form die Ansicht ihrer Volksgenossen frei von Übertreibung und Gehässigkeit zum Ausdruck bringen.

So hoffen wir in ehrlicher Kulturabsicht und mit allen Kautelen gegen Mißbrauch ein Organ zu schaffen, welches der Wahrheit und der Menschlichkeit dienen und neben den schrecklichen Seiten des Krieges auch eine, allen guten und edlen Menschen erfreuliche Frucht zeitigen soll.«

Für solche Dinge, werden Sie sagen, ist es entweder zu spät oder zu früh. Dies sagten sich auch diejenigen, welche nach reiflicher Überlegung sich dennoch zu dem Unternehmen bekannten. Vielleicht interessiert es Sie zu hören, wie es entstand.

Professor B. aus Wien schilderte in jener Sitzung, wie ihm die fortgesetzten Zeitungsberichte von den Greueltaten der serbischen Soldaten keine Ruhe ließen. Es ist ja sicherlich beschämend genug für den Gebildeten, was ihm heute, in einem Zeitalter, das wir für ein zivilisiertes hielten, noch zugemutet wird, was er lesen, was er aussprechen, womit er sich noch befassen soll.

Nun also! In Österreich hieß es allgemein, die serbischen Soldaten besäßen eine wahre Vorliebe, den österreichischen Verwundeten die Augen auszustechen. Der Professor wohnte in nächster Nähe eines Lazaretts, wo neuerdings solche beklagenswerte Opfer in Pflege lagen, und er erachtete es als seine Pflicht, sich davon zu überzeugen.

Fürs erste aber überraschte er seine Frau durch ein Gesuch um 50 Kronen. Sie meinte, er brauchte sie doch nur selber zu nehmen. Aber er bestand auf seiner Bitte und begab sich dann mit der Summe ins Lazarett. Dort äußerte er den Wunsch, zu einem von Serben in besagter Weise zugerichteten Österreicher geführt zu werden, weil er ihm 50 Kronen zu überbringen habe. Es läßt sich denken, daß man ihm sogleich willfahrte, mit dem Bemerken allerdings, daß der Betreffende zwar das Augenlicht verloren habe, jedoch durch einen Schuß.

Der Professor ging daraufhin keinen Schritt weiter und berief sich auf sein Mandat, das ganz ausdrücklich nur einem Verwundeten galt, der von serbischen Soldaten verstümmelt worden sei. Da gäbe es ja leider Gottes Lazarette genug, wurde ihm versichert, wo er solche Opfer serbischer Grausamkeiten antreffen könnte. Er machte sich nun anheischig, von einem zum andern zu wandern; überall führte er sich auf dieselbe Weise ein; ziemlich überall fanden sich Soldaten mit schweren oder unheilbaren Augenverletzungen, aber an keinen dieser Unglücklichen brachte er seine Gabe an, denn immer waren Kopfschüsse die Ursache der Erblindung gewesen.

Professor B. wollte hiermit in keiner Weise bestreiten, daß die genannten Greueltaten vorgekommen seien; er wollte nur wahrheitsgetreu berichten, daß er selbst nach allen Wiener Lazaretten gewandert sei, die 50 Kronen aber noch heutigen Tages besitze.

Das Ergebnis dieser erfolglosen Nachforschungen aber war, daß er zur Überzeugung gelangte, hier müsse etwas geschehen; und er fuhr in die Schweiz, um sich mit seinen dortigen Kollegen über einen Plan zu besprechen, den er mittlerweile gefaßt hatte. Es sollte durch ein Internationales Organ der systematischen oder gedankenlosen Verhetzung entgegengetreten werden. Dabei stieß er auf die Bedenken und den Widerstand, den er erwartet hatte, fuhr aber unverdrossen bis nach Genf, wo er es unter anderen auf Romain Rolland abgesehen hatte, der sich fürs erste jeder Annäherung entzog. Denn als der Professor zum ersten Male mit ihm zusammentraf — es war, soviel ich weiß, im Genfer Roten Kreuz — war dieser gerade von Belgiern umringt und gab aus Rücksicht für diese vor, daß er kein Deutsch verstünde. Wir dürfen ihn deshalb nicht tadeln, denn gerade er war es, der dann eine günstige Gelegenheit wahrnahm, um mit

Professor B. ein Gespräch anzuknüpfen, wobei er sich seiner vergessenen Sprachkenntnisse alsbald wieder zu entsinnen wußte. Nicht nur, daß er die Zweckmäßigkeit, ja Unerläßlichkeit des Vorhabens würdigte, er erklärte auch seine Bereitwilligkeit, sich daran zu beteiligen, unter der Bedingung natürlich, daß die strengste Neutralität gewährleistet würde und Verwaltung, wie Herausgabe in neutralen Händen verblieben. Mittlerweile hatten sich auch die Berner und Züricher Freunde die Sache überlegt, und der Professor fand sie auf seinem Rückweg nicht mehr so abgeneigt, wenn auch eben so skeptisch. Aber auch sie glaubten angesichts der heillos verschütteten und, wie es schien, nicht mehr freizumachenden Wege, daß sie es mit ihrem Gewissen nicht mehr vereinbaren könnten, wenn sie untätig blieben, auch, wenn sie an dem Erfolg ihrer Arbeit zweifelten.

Sowohl in der deutschen, wie in der französischen Schweiz fand sich der Herausgeber für die Zeitschrift, es wurden die finanziellen Mittel aufgeboten, sie ins Leben zu rufen, und es kam dann noch zu jener Sitzung, die ich zu Anfang erwähnte.

Es war eine Einladung an mich ergangen, derselbsn beizuwohnen, und ich muß Ihnen gestehen, von der absoluten Notwendigkeit des Unternehmens, von der sich die verantwortlichen Leiter nur widerstrebend und nach langem Erwägen aller Für und Wider überzeugten, war ich gleich so durchdrungen, daß ich mich bei den sachlichen Bedenken keinen Augenblick aufhielt, vielmehr die eigene Unsachlichkeit so weit trieb, daß ich mich sofort verbürgte, 10000 Franken für die Förderung einer so verdienstvollen Sache aufzubringen. Ein Mann hätte sich zuvor besonnen, ob er denn Aussichten hätte, die Summe zusammenzubringen. Aber so sind die Frauen. Ich muß jetzt sehen, wie ich sie auftreibe. Aber was geht mich diese Sache an, werden Sie vielleicht fragen. Warum mische ich mich da hinein? Nun, ich kann Ihnen beweisen, daß ich nur recht tue, wenn ich seit jenem Tage nichts anderes mehr im Sinn habe, als die Propaganda dieses so problematischen Unternehmens. Und wenn ich nicht davor zurückschreckte, in die Öffentlichkeit zu treten, vor der ich zum ersten Male spreche, so geschieht es, weil auch ich es vor meinem Gewissen nicht verantworten könnte, wenn ich auch nur eine einzige Möglichkeit unbenützt ließe, in diesem Sinne wirksam zu sein.

Warum ich diese Propaganda nicht lieber Geschulteren und Redegewandteren überlasse? Weil es niemanden geben kann, dem das Ziel solcher Bestrebungen mehr am Herzen läge, und weil es so eng mit dem zusammenhängt, was ich fühle, daß ich sogar eine Entschuldigung für die voreiligen Versprechungen habe, zu denen ich mich hinreißen ließ.

Sie, verehrte Anwesende, haben gewiß schon viele Dinge gedacht! Ich aber immer nur eins. Aber dieses Eine hat durch die Ereignisse eine solche Stärkung erfahren, daß ich heute alle persönlichen Rücksichten aufgeben und es verfechten muß. Und was kommt schließlich auf den einzelnen an? Kann sich doch der Schalste und Eingebildetste von uns nicht mehr wichtig nehmen. Daß er ganz und gar nur auf Ersatz da ist, wußte jeder nie so gut. Aber gerade deshalb ist noch nie die Forderung so streng an ihn ergangen, sich auf sich selbst zu besinnen. Denn wir sind nicht mehr die Zeitgenossen des vergangenen Sommers, die noch leichtsinnig und glücklich waren, und die noch Illusionen hatten, die Leute der achtziger oder neunziger Jahre oder der Jahrhundertwende, wir sind heute die Überlebenden, wir sind alt! Mag für die Amerikaner das Sterben noch ein Unfug sein, wir Europäer sind so von ihm eingeschlossen, daß es längst von unserem Bewußtsein Besitz ergriffen hat. Erinnern Sie sich noch des Widerhalles, den die Katastrophe der Titanic in uns allen weckte? Damals stand der Tod noch außerhalb. Heute haben wir uns an ihn gewöhnt. Verluste, die sich auf Hunderttausende beziffern, werden fast ohne Kommentar verzeichnet, und unser Leben ist es, das außer Kurs geraten scheint. Unsere Zeit aber ist dafür um so kostbarer geworden. Es ist die Zeit der Rechenschaft, in der auch Gedanken nicht mehr zollfrei sind. Man hat nicht mehr die Wahl, sie zu unterdrücken, etwa weil sie zu harte Anforderungen an uns stellen oder aus Entmutigung.

Ihnen steht es frei, alle internationalen Bemühungen im Augenblick für unstatthaft zu halten, mir nicht. Ihrem Empfinden dürfen sie fremd bleiben. Dem meinen nicht. Sie dürfen sogar meinen, daß eine Berührung zwischen den geistigen Führern der feindlichen Nationen auf dem Boden einer internationalen Zeitschrift überflüssig, daß er sogar schädlich sei. Ich darf nicht so denken.

»Es hat sich in diesem Kriege gezeigt,« schrieb mir kürzlich jemand,

der seine Ablehnung gegenüber den Bestrebungen, die ich vertrete, begründen wollte, »es hat sich bei allen Nationen gezeigt, daß die Liebe zum Vaterlande die größte und heiligste Empfindung ist, eine stärkere als die Liebe zu Frau und Kind, stärker als Liebe und Glaube an die Menschheit, sie fühlt sich eins mit der Liebe zu Gott, sie ist Religion geworden. Für eine andere Empfindung können das deutsche Volk und seine geistigen Führer heute keinen Sinn haben. Solange Deutschland um sein Leben kämpft, hat es kein Bedürfnis nach geistigen Berührungspunkten mit den feindlichen Nationen. Primum vivere, deinde philosophari.«

Ich weiß solche Anschauungen zu würdigen, wenn ich auch nicht in der Lage bin, sie zu teilen, wenn ich mich auch nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß ich heute abseits stehe, vom engeren Ringe einer Gemeinschaft mit Ihnen ausgeschlossen, des intimeren Heimatrechtes beraubt. Wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie darum beneide! Ihre Gedanken sind ausschließlich auf Ihre Männer, Ihre Söhne, Ihre Brüder gestellt, und es wäre ein Frevel, das Ziel Ihrer Sorgen weiter hinauszustecken. Es gibt kein besseres in der Welt!

Nach wie vor sind es die Mannen des Hagen, die es in Ewigkeit nicht anders wissen werden, als in der Stunde der Not ihr friedliches Tagewerk zu lassen und hinzustürmen, wohin die Gefahr sie ruft, ohne Neugierde, zu wenig neugierig fast. Es ist ihnen genug, die Tore des Reichs bedroht zu wissen. Die Wächter des Rheins werden noch als die Wächter Europas aufstehen, wenn erst die gemeinsame Not es zusammengeschlossen hat. Dann werden diese heute noch Unausgeglichenen in der Mittagstunde ihrer Reife stehen, uns aber, wer sagt uns, daß wir es noch erleben werden, sie nicht mehr gehaßt zu sehen? Indessen scheint man es bis auf weiteres auch mit diesem Haß aufnehmen zu wollen. Nur ich kann mich nicht darein finden! Denn als Halbromane hege ich für das Deutschtum eine Liebe, die nicht wie die Ihrige auf reiner Zugehörigkeit beruht, unvermischt und fraglos mit ihrem Gegenstand identisch ist. So liebt man seine Nächststehenden, den Mann, oder die Frau, mit einem von Eifersucht und Verliebtheit vielleicht nicht freien, zugleich aber viel deutlicheren Gefühl, als sich selbst. Und wer dürfte behaupten, daß man sie deshalb weniger liebt?

Infolge einer solchen Abgerücktheit nun trug ich im Ausland nichts von der manchmal zu großen Bescheidenheit meiner Landsleute zur Schau, sondern berief mich auf mein Deutschtum mit einem fast prahlerischen Enthusiasmus. Auch dies Bewußtsein gibt mir den Mut, Ihnen zu sagen, daß ich nicht in der Lage bin, dieselben Dinge zu denken und zu empfinden, wie Sie. Aber welchen Sinn hätte es dann, daß ich hier stehe? Ist nicht der einzig mögliche Zweck meiner Worte der, daß ich etwas anderes zu sagen habe? Zwar wurde mir seit Anfang des Krieges des öfteren nahegelegt, ich sollte mich bis auf weiteres ganz abstrakten, den gegenwärtigen Ereignissen möglichst fernen Dingen zuwenden. Aber wer von uns könnte das? Zu anderen Zeiten, in anderen Kriegen wohl. Aber heute ist es ein unmögliches Ansinnen geworden. Keiner kann sich abseits halten, selbst die Friedfertigsten und Zurückgezogensten von uns haben so wenig die Wahl, etwas anderes, als Streitende zu sein, als die jungen Philologen, die jungen Privatdozenten und Musiker, die Liebhaber der Künste und Wissenschaften, die Träumer, die Verliebten, die auch mit der Waffe in der Hand nichts anderes mehr im Sinne haben, als die Ehre und Existenz ihres Landes. Geben wir uns keinen Illusionen hin. Es ist der Krieg gekommen, der keine innere Flucht zuläßt. Er ist jedermanns Sache. Ja, mehr noch: Jeder muß heran. Denn noch ein anderes Ringen spielt sich ab. Ich sehe ein geistiges Schlachtfeld. Auch dort ist das Getümmel und die Not. Es sind die beiderseitigen Verschanzungen, das Sich-in-Schach-halten, die erbitterte Defensive. Und es ist ein Kampf, der sich ins Endlose auszudehnen droht, der unrühmlich und unblutig im Dunkeln vor sich geht und gleicherweise der Kundschafter, wie der notwendigen Vorposten entbehrt.

Und hier nun behaupte ich, weil ich es beweisen kann, daß ich zu den paar Leuten gehöre, welche Patrouillendienste verrichten und inmitten des Wirrsals als Aufklärer taugen könnten. Ich meine uns, die Halbgermanen Franreichs, die Halbromanen Deutschlands — eine Zahl, so gering, daß es sich lohnt, uns anzuhören, bevor wir ganz aus der Welt verschwunden sind. Denn wir stehen mitten auf einem Laufbrett über dem Graben, der sich seit 44 Jahren so sehr erweitert hat, daß wir allein, von unseren weit hinausgestellten Posten aus,

zwei Lager übersehen können, die sich gänzlich aus den Augen verloren haben. Unsere Einsamkeit ist dort eine so verzweifelte geworden, daß ich mich sogar an Ihr Mitgefühl wenden würde, wären die Zeiten minder hart. So aber rufe ich nur Ihren Gerechtigkeitssinn an, und auch das nur, weil unser verschwindendes Häuflein allen Ernstes Ihre Aufmerksamkeit verdient, weil wir naturgemäß Dinge überschauen, die Sie nicht sehen können.

*

Durch jenes stete Abrücken zwischen den beiden Völkern sind die Rassengegensätze, die wir in uns vereinigen, so erstarkt, daß sie selbst in Friedenszeiten eine Tragik für sich bedeuteten. Heute nun, wo vor dem vergossenen Blut das Blut lauter in uns spricht als je zuvor, heute wird von dem Halbgermanen Frankreichs — reden wir von ihm — heute wird von ihm verlangt, daß er sich jeder Sympathie für uns entäußere. Seiner inneren Zerissenheit darf keinen Augenblick Rechnung getragen werden. Ihr widerfährt keine Schonung. Es wird von ihm verlangt, daß er sich seines besseren Wissens um uns begebe und sich als loyaler Staatsbürger für unsere Vernichtung begeistere. Und er wird sich Gewalt antun, dem Gebote Folge zu leisten. Aber wenn er kein Knecht ist, wird er in dem verzweifelten Kampf, den er äußerlich bestehen wird, vor sich selber unterliegen... Das Blut seiner Väter wird in einen solchen Tumult geraten und sich zu solcher Brandung erheben, daß die paar Bretter seiner äußeren Zuständigkeit daran zerschellen. Die Bedrängnis ist überall zu ungeheuer! Die Bereitheit zu sterben ist überall zu groß! Aus ihr steigen die Genien der Nationen, die heute wie in der Ilias die Heere widereinander schirmen — mit Begeisterung und List! — Ihr doppeltes Walten aber findet nur in seinem Inneren einen Widerhall: die ihm als Brüder zugewiesenen Franzosen erkennt er dort als seine Halbbrüder wieder, und Sie wissen nicht, ich aber weiß, mit welcher Spannung, welchem Entsetzen er, der vielleicht im Felde steht, seines inneren Jubels inne ward, als er auf dieser bedrängten, ihm so teuren französischen Erde, die er doch mit allem Ingrimm des Patrioten wider die verhaßte Invasion verteidigt, die Kunde vernahm, daß ein aus allen Adern blutendes Volk heroischer, als einst die Griechen,

für sich und für Europa die Befreiung erkämpfte, indem es die unerhörte Übermacht Rußlands zurückwarf. Ein höherer Genius als der des Krieges hat es gewollt, daß da bis tief ins Abendland hinein die Glocken läuteten. Er aber, von dem ich hier rede und der so unvergolten an uns leidet, er wird den Aufruhr seines Innern, der doch in Wahrheit seine Treue ist, verbergen und eine Maske tragen müssen wie ein Verräter. So mag er an der Spitze eines Sturmangriffs wider uns fallen, aber fragt mich nicht, mit welchem Herzen.

Sie werden nicht beanstanden, nicht wahr, Sie begreifen vielmehr, daß sein besseres Wissen um uns so tief in ihm gründet. Aber keiner von Ihnen hat noch seiner gedacht. Nur wir, die paar romanischen Deutschen, die es zurzeit noch gibt, wissen genau, was uneingestanden in ihm vorgeht. Denn er ist unser engerer Landsmann, und wir fühlen, wie er. Für uns spreche ich heute, denn wir leiden am meisten. Für alle anderen ist sie groß, diese Zeit, nur wir begreifen sie nicht ganz, nur wir sind überall die Verbannten und die Außenstehenden. Glauben Sie ja nicht, daß der französische Germane kein guter Franzose sei. Sein bedrohtes Land ist es ihm tausendfach mehr, daß er sich dafür opfere. Und glauben Sie nicht, daß ich weniger deutsch fühle als Sie. Infolge meiner teilweisen Abgerücktheit liebe ich Deutschland eifersüchtigeren und geschärften Sinnes vielleicht, als Sie sich selber lieben können. Nicht um ein Minus handelt es sich bei uns, sondern in den Zusätzen liegen unsere Konflikte. Wir sind heute die Anderen: Halbdeutsche oder Halbfranzosen, wie Sie wollen, aber keine Deutschen wie Sie, keine Franzosen wie die drüben, von einer doppelten Liebe beseelt, Jeder nur durch ihren Hader von den Seinen geschieden. Unsere Sonderstellung in der Welt ist es, für die ich eintrete, denn unser ist ein zu edles Erbteil, als daß wir es preisgäben! Zwar sind wir die zur Unzeit Geborenen, wir haben eine Mission und schleichen den Häusern entlang, wir haben eine kostbare doppelte Mitgift, und wir sind die Kreditlosen und die Enterbten, und wir sahen in ein gelobtes Land, nur, um es doppelt zu verlieren. Wir, die selbst die Versöhnung entgegengesetzter Elemente darstellen, wir sind heute selber der Krieg, und in uns selbst wütet der Kampf um die entrissenen und wieder gehißten Fahnen. Wir haben nichts gemein mit den Flaumachern, den

Alarmisten und Schwarzsehern, noch mit den Neutralen und ihrer, neben der unseren gehalten, so spielerischen Parteinahme, ihrem kalten, unbeteiligten Eifer. Aber es wäre nicht der Mühe wert, von uns zu reden, wenn wir nicht auch die Unbeeinflußbaren wären, die nichts auf der Welt von ihrer schmalen Bahn hinunterstößt, und wenn wir nicht ein Recht auf unsere Zerrissenheit und unser inneres Gesetz besäßen. Von der Natur auf unsere heute verlorenen Posten hinausgewiesen, sind uns dort Dinge übersichtlich, ich sagte es schon, die sich Ihren Blicken entziehen. Es ist keine Besserwisserei bei uns im Spiel. Der Weise aus der Ebene wird sich nichts vergeben, wenn er den Toren fragt, was er von seiner Anhöhe aus sieht...

Aber ich mache Sie nur ungeduldig, indem ich praktische Dinge verspreche, die für jeden gelten sollen, und fortfahre, einen persönlichen Zufall zu erörtern, wie dies Halbgermanentum inmitten äußerster nationaler Gegensätze.

Es ist aber ein Zufall, der mir das Recht innerer Erfahrungen gibt, die im einzelnen zu zerlegen nicht der Moment sein mag, die mir aber den unerschütterlichen Glauben geben, daß das letzte Urteil über Gemeinsamkeit oder Feindschaft zwischen den Nationen nicht aus dem gegenwärtigen Krieg erwachsen darf. Und es ist nachgerade, als ob hierüber nicht die Waffen, sondern die täglichen Stimmerheber zu entscheiden hätten, die aus dem ewigen Umwert der menschlichen Gesellschaft Folgerungen auf ihre Werte ziehen und ihre Einheit zerstören. Niemand gerät in Friedenszeiten auf den Gedanken, die Verbrecherstatistiken anzurufen, um den Geist einer Nation zu beschreiben. Heute sollen nun mit einem Male solche Verwechslungen richtig, erlaubt, erwünscht sein! Wir müssen das Bleibende im Charakter einer Nation vor so niedrigen Urteilen verteidigen. Und hier muß auch gegen gewisse Ausartungen Protest erhoben werden.

Daß zu Anfang des Krieges Selbstzufriedenheit und ein gewisses Selbstlob überall herrschten, war wohl unerläßlich. Aber inzwischen hat sich die Luft Europas durch dies Verfahren bedeutend verschlechtert. Man redet voneinander, als gedächte man nie wieder miteinander auszukommen, und dies ist nicht die Lehre, die wir aus der furchtbaren Prüfung dieses Krieges ziehen sollen, noch liegt hierin Pietät für die Gefallenen. Wenn diese Lebensfrohen sich alle so

willig opferten, so geschah es, um einen Streit auszutragen, der sich auf keine andere Schlichtung mehr besann. Umsonst wären sie erschlagen, die nichts mehr wissen von unserem Hader und gemeinsam das Schattenreich bevölkern, wenn sie den Haß nur besiegelten. Wie anders ist die Haltung der Offiziere, die aus dem Felde zurückkehren! Nichts ist ihnen peinlicher, als der Gedanke, man könnte annehmen, sie hätten keine ehrenhaften Feinde! Und der Takt so manches Pfahlbürgers hat schon durch eifriges Forschen nach den Ungesetzlichkeiten und Greueltaten der Gegner peinlichen Schiffbruch erlitten.

Wenn wir es billigen, daß Lüge und Hetzerei verbreitet werden, obwohl wir sie durchschauen, so ist es, weil wir meinen, es sei gut, des anderen wegen. Aber wir sind im Irrtum, wenn wir glauben, daß diese Methode eine ungefährliche sei, und wir vergessen dabei, daß wir für die Jugend verantwortlich sind, die dies alles nicht für eine fromme Lüge hält.

Hören Sie, was jener Gegner einer Internationalen Rundschau mir noch geschrieben hat, indem er übrigens großmütigerweise eine Spende dafür zeichnete:

»Nur der Friede,« schrieb er, »kann der Boden für einen erneuten Kontakt zwischen den Völkern sein. Glauben Sie mir, er ist dann im Augenblick wieder hergestellt und es geht an geistigen Gütern keiner Nation etwas verloren. Im Gegenteil, der Krieg und der Frieden wird allen Nationen eine geistige Wiedergeburt bringen und einen geistigen Kontakt auf einer höheren Grundlage.«

Ich muß sagen, daß mir für mein Teil noch keine größere Utopie begegnet ist. Viel eher könnte es sein, daß dann diese Grundlage, wenn wir sie nicht zum Gegenstand unserer Sorge machen, verschwunden wäre. Wahrscheinlicher ist, daß die einst so vertrauten Wege sich als zu weithin, zu tief verwüstet erweisen, als daß sie wieder begangen werden könnten. Viel eher könnte es sein, daß an Stelle ihrer verwehten Spuren der Turm Babel der Verwirrung herrschte.

»Was ist das Heilige? Das ist's, was viele Seelen zusammenbindet. Bände es auch nur leicht wie die Binse den Kranz.«

Dieses leichte Band ist sicherlich nun zerrissen und hat zerreißen

müssen. Aber Goethe fährt mit vermehrtem und prophetischem Nachdruck fort:

»Was ist das Heiligste?
Was heute und ewig die Geister tiefer und tiefer gefühlt immer nur einiger macht.«

Warum sind diese Worte so unendlich deutsch? Nur durch die so weit übergreifende Erkenntnis, die aus ihnen atmet.

Und hier ist die Stelle, verehrte Anwesende, wo ich Sie an das erinnern muß, was ich von uns, dem verschwindenden Häuflein der französischen Germanen und der romanischen Deutschen sagte, denn hier ist die Bresche, die wir behaupten. Sie fassen festeren Griffes das nächstliegende auf, wir können das Gesamtbild nie aus den Augen verlieren. Unser Wille ist dabei nicht in Frage. Vielmehr hegen wir eine mit Neid untermischte Sehnsucht nach allem, was glücklich umgrenzt, nicht zugleich ins andere hinüberspielt, während es das eine ist. Wir müssen teuer bezahlen für alles, was wir sehen. Und wir sehen, daß sich deutsche Wesensfülle seit 44 Jahren nicht näher geklärt hat. Die Krankheitssymptome des uns immer mehr entfremdeten Frankreichs hat keiner drastischer geschildert, als Romain Rolland in seinem Jean Christophe, einem Buch, das uns andere unbeschreiblich irritiert, weil die Dinge, die es enthält und die längst Gemeinplätze sein sollten, noch so gänzlich neu sind. Erinnern Sie sich des Wortes Burckhardts in seiner Kultur der Renaissance? »Das scheinbar kränkste Volk kann der Gesundheit nahe sein, und ein scheinbar gesundes kann einen mächtig entwickelten Todeskeim in sich bergen, den erst die Gefahr an den Tag bringt.« Sehen Sie, Sätze solcher Art sind es, an denen wir nie vorüberhören. Immer wieder wird das Bild von den männlichen und den weiblichen Nationen hingeworfen: warum macht sich keiner daran, es auszumalen? Sie wundern sich über den Haß der Franzosen, die Sie doch selber nicht eigentlich hassen. Aber wird der Groll der Verschmähten nicht viel erbitterter sein, als der des ungeschickten oder zaudernden Freiers, der die Gelegenheit nicht wahrnahm oder die richtigen Worte zur Werbung nicht fand?

Gewiß schlägt die schön beredte Muse d'Anunzios den Rekord der Gedankenarmut, und die heutigen Meister der französischen

Sprache sind in dem Maße von der Hohlheit ihres Geistes zerquält, je gründlicher sie die Verbindung mit uns verloren haben. Wir brauchen nur Flaubert mit Anatole France zu vergleichen. André Gide und Romain Rolland, beide auf ihre Art sehr angedeutschte Geister, werden uns am meisten sagen können.

Aber auch auf unsere Literatur der letzten Jahrzehnte gehört als Motto jener uralte Ausspruch: »Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.« Unsere Größten stehen heute ihrer Anlage nach unseren Allergrößten nicht nach, ich denke an Gerhard Hauptmann, und es läßt sich das Schönste über sie sagen, was es gibt, nur nicht, daß sie sich selbst übertrafen, nur nicht, daß sie ihr letztes gaben, nur nicht, daß sie sich vollendeten. Nein, wenn wir jetzt zurückdenken: es ist doch keine Lust gewesen zu leben. Der große Deutsche vor der Zeit der großen Entfremdung war gerade dadurch eine so überbietende Erscheinung, daß er, wie ein großer Komponist implicite ein großer Dirigent sein kann, sich spielend gleichsam auch der romanischen Vorzüge bemächtigte. Nicht ohne sie hielt er Haus. Es war aber gerade sein Deutschtum, das dabei seine glücklichste Entfaltung und seinen mächtigsten Ausdruck fand. Er, und nur er brachte es dann zu jener überragenden Bedeutung, durch die er den großen Romanen den Rang ablief. Wenn ich Goethe im Gegensatz zu Victor Hugo nenne, wird man mich sogleich verstehen. Ich nenne ihn aber auch im Gegensatz zu Hebbel. In seiner Universalität liegt das Geheimnis, warum der rauhere Deutsche im Grunde eine stärkere Beziehung zur Antike hat, als bei allem Formensinn der Franzose. Selbst ein so verrannter Nationalist wie Maurice Barrès fühlte sich über die Goethesche Iphigenie zu dem Geständnis, zu der Huldigung hingerissen: »J'aime la Grècque germanisée.« Vergleichen wir Racine mit Gluck. Und welcher lateinische Komponist hat auch nur annähernd die Grazie eines Mozart erreicht! Wer allerdings hat sich lateinischeren Einflüssen zugänglicher gezeigt? Vergessen wir auch nicht, daß einer der größten Diplomaten, vielleicht der größte Diplomat aller Zeiten ein Deutscher war. Wer aber hatte es gelernt, ein größerer Meister dessen zu werden, wofür wir bezeichnenderweise kein gleiches deutsches Wort besitzen: die Nuance?

Hier ließe sich freilich manches weiterspinnen, aber es ist nicht der

Ort, noch sind mir Befugnisse erteilt worden, über die Politik zu sprechen — über die es so viel zu sagen gäbe. Aber sicher wird es mir gestattet sein, einen Satz Ernst Moritz Arndts aus den Jahren der Freiheitskriege anzuführen: »Die Zeit, worin wir leben,« schrieb er 1815, »hat uns Deutschen zugemutet, politische Menschen zu werden. Es hat schwerer Jahre bedurft, daß wir aus dem dämmernden Traum einer Gleichgültigkeit erweckt wurden, die dem deutschen Namen fast mit dem Untergang drohte. Gottlob! uns ist wieder ein Vaterland gezeigt worden, ein Ziel, worauf alle Deutschen als Volk schauen, wofür sie streben und arbeiten sollen. Immer aber gilt noch mit Recht die Klage, daß wir nicht politisch genug sind. Damit wir dies immer mehr werden, dafür muß jeder redliche Deutsche denken und streben und auf seine Weise den Kampf durchkämpfen helfen, der nicht allein auf den Schlachtfeldern entschieden werden kann.«

Ich werde mich streng an meine Weisung halten, und in keiner Weise untersuchen, ob wir diese politischen Qualitäten, die Arndt uns so dringend empfahl, innerhalb dieser hundert Jahre erworben haben. Ich möchte nur einen anderen Satz anführen, aus einem an Schönheiten sonst reichen Aufsatz von Thomas Mann im Dezemberheft der Neuen Rundschau. Da steht: »Wir hätten die Kultur als Wort und Begriff dem Worte Zivilisation stets vorgezogen, weil es rein menschlichen Inhaltes ist, während wir beim anderen einen politischen Einschlag und Anschlag spüren, der uns ernüchtert, der es uns zwar als wichtig und ehrenwert, aber nun einmal nicht als ersten Ranges erscheinen läßt — weil dieses innerlichste Volk der Metaphysik, der Pädagogik und der Musik ein nicht politisch, sondern moralisch orientiertes Volk ist.«

Dies hundert Jahre nach Arndt, und nachdem Deutschland inzwischen zu einem geeinigten Reich und einer Großmacht erstarkt war.

Ich werde weiter nichts sagen, als daß ich an diesem Satze Ärgernis nahm. Denn wir, die Herausgestellten, haben einen anderen Ehrgeiz, wir sehen gar keinen Grund, warum wir dieses politische Volk mit einer politischen Sprache nicht eben so gut sein sollten wie andere. Viele meinen ja auch: Jetzt müssen wir's werden, kein einziger scheint sich zu fragen, wie. Ein vorsätzliches Abschließen von den

politischeren Nationen ist sicher nicht der richtige Weg. Was sie vor uns voraus haben — nehmen wir ihnen doch nur, indem wir es von ihnen lernen.

Ich will es jedoch anderen überlassen, dies Thema weiter zu erörtern. Ich habe nur noch zwei Dinge zu sagen. Es ist gewiß außerordentlich kindisch, uns unsere großen Männer streitig machen zu wollen oder sie herabzusetzen. Nicht minder weit vom Schusse sind wir aber, wenn wir uns immerzu auf sie berufen, denn große Männer sind noch lange nicht die Nation. Und wir dürfen nicht vergessen: daß sie immerhin als ziemliche Dulder in unserer Mitte lebten, noch auch die scharfe Kritik, die sie an uns übten. Es besteht sogar immer die Möglichkeit, daß große Männer ihrer Nation verloren gehen. Wären allerorts diese Auserwählten eines Volkes auch dessen führende Geister, Europa böte heute ein anderes Bild! Es sind aber ganz im Gegenteil die Zeitungen und unter ihnen nicht die besten, welche diese Rolle übernahmen...

Ich sprach von unserer Sonderstellung und den Dingen, die wir besser sehen. Aber vielleicht sind die Dinge, die wir nicht sehen, noch bezeichnender.

So können wir gar nicht verstehen, daß die Völker, die doch schon allesamt ihre Revolutionen hatten oder zu haben versuchten, warum sie sich allesamt ihre hetzerische Presse noch gefallen lassen, warum sie sich die noch nicht verbaten, warum sie noch nicht zusammentraten und gegen die rebellierten? Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die Greuel der belgischen Bevölkerung infolge verleumderischer und aufreizender Zeitungsartikel als Repressalien entstanden sind. Wann werden die Vertreter der würdigen Blätter dagegen protestieren, daß solche Mörder der Gesellschaft sich ihre Amtsbrüder nennen?

Man hat schon Regierungen davongejagt, aber der Herausgeber eines Hetzblattes thront wie ein Gesalbter des Herrn auf seiner Redaktion. Argwöhnisch wird das Tun und Treiben eines Monarchen verfolgt, wer aber hat es gewagt, gegen den »Matin« einzuschreiten, der schlimmer als eine russische Knute Wahrheit, Vernunft und Mäßigung unterdrückt?

In jedem Lande aber gibt es Erscheinungen, die dem »Matin«

nacheifern, ohne ihn zu erreichen, es ist unleugbar, daß die öffentliche Meinung sich der extremen Lüge leichter, als der Wahrheit ergibt, und deshalb wäre heute nichts notwendiger auf der Welt, als daß eine Sezession innerhalb der Presse entstünde.

Es wird Sie nicht mehr befremden, daß ich mir die Interessen der Internationalen Rundschau zur Gewissenssache machte, auch wenn ich hinzufüge, daß es aus freien Stücken geschah, ohne irgendeinen Auftrag von seiten der Herausgeber. Und erlauben Sie mir, nachdem ich mit so viel Entschiedenheit meine Behauptungen vorzutragen unternahm, daß ich mit einer Vermutung schließe.

Wir versprechen uns so viel von den Erleuchtungen, die uns auf allen Gebieten nach diesem großen Krieg geschenkt werden. Aber ist es nicht wahrscheinlicher, daß, wenigstens in den ersten Friedensjahren, nur diejenigen Ideen Ansehen genießen werden, die schon im Kriege sich einen Platz in den Gemütern errangen und teil hatten an dem heutigen Schwung und der Erhebung der Geister?

Sprechen wir also heute schon von einer Einheit der kämpfenden Nationen durch die letzten Güter der Menschheit. Denn wir müssen sie dieser Feuerprobe der Beurteilung unterwerfen, gerade inmitten der gegenwärtigen äußersten Not und Anspannung.

MOPP.

Paul Zech:

DER FLUG IN DIE STERNE

FRAGMENT EINER SZENE

PERSONEN:

Der Vater
Der Sohn
Die Mutter
Der Mutter Mutter
Die Dämmerstunde

Der Schauplatz ist ein Zimmer irgendwo in einem Hause während des großen Krieges.

Die Dämmerstunde:

Die Wände gähnen hohl wie eine Gruft.
Ich höre nicht mehr das gewohnte Plauschen
an summendem Kamin, wo sich im Duft
des Harzes Kissen in den Sesseln bauschen.
Geschieht denn nichts in Nachbarhäusern mehr,
fielen nicht Worte, die euch bitter trafen,
und war das Mittagsblatt von allem leer —:
Brand, Seuche, Mädchenmord am untern Hafen?
Denn das verstandet ihr —: in alles, was der Tag
heraufwarf aus dem schwarzen Schoß, euch einzuwickeln.
Ob Liebe, Segnung, Haß und Peitschenschlag,
durch eure Pulse schoß das gleiche wilde Prickeln..
Daß ihr jetzt stumm seid, in mein stumpfes Glas
hineinstarrt, wie wenn da auf einer weißen,
gespannten Leinwand Tiere sich zerreißen,
gehetzt von einem ungeheuren Haß,

und daß ihr manchmal auffahrt, heiß, durchfroren,
mit beiden Händen an die Stirne greift,
die Schläfen mit den Nägeln zu durchbohren —:
hat euch der Atem der Verstorbenen gestreift?
Steht nicht in Flammenschrift auf jedem Stein:
»wahrlich, ich werde immer bei euch sein?!«
Engel des Lichts, entzünde deine Flammen
und schlage sie um diesen Raum zusammen!

Die Mutter (unter dem Lampenkreis):

Wie dieses gelbe Scheinen mich umengt!
Die Wanduhr hämmert immer noch so laut,
und die Tapete hinterm Ofen sengt.
Manchmal streicht Rauch heran und übergraut
die Augen mir, die langsam Maschen zählen..
Weiß ich denn noch, für wen ich dieses strick?
Wirkt das Bemühn der Hände nicht schon mein Geschick?
O, alle Abende dasselbe Quälen
umflorten Spuren nach, die schweres Bangen bahnt,
in jedem Wassersummen Atem ahnt
und Arme sieht aus schwarzen Ecken langen.
Wer deutet deinen Brief mir recht, mein Sohn?
Die Worte, die verschattet aus den Zeilen sprangen,
trafen mich tags wie brauner Celloton.
Doch jetzt klafft jede Silbe wie ein Brunnen tief,
in den ich mich in Schwindeln niederbücke,
auf daß ein Blick von dir zu mir sich zücke,
ein Blond, das einst auf meinem Arm schön schlief.
Da du noch »Mutti« stammeltest — wie war
dein Sein in mir unendlich ausgegossen,
Der kleine Trippel-Tanz war wunderbar,
ich sah dich wie auf blauen Leitersprossen
in ein umfriedetes Entschweben wachsen.
Dein Tauben-Lachen drehte Erdenachsen,
und um dich her lag weltweit aufgeschlagen
das Bilderbuch tobender Knabenwelt.

Manchmal umdonnerten die bösen Wagen
dein Gehn... wie hat mein Herz da laut geschellt!
Und noch aus diesem Raum herausgenommen,
warst du wie ein Gefühl von Sternen
allnächtlich breit um meinen Schlaf gestellt,
wie eine hundertfache Stimme dem Klavier
tastender Träume selig hingeschwellt...
Mein Sohn —: jetzt allen Fernen
inbrünstig hingedehnt, durch Baum und Tier,
wann wirst du wiederkommen?

Der Mutter runzlige Mutter ⟨am Kamin⟩:
Noch wölbt sich deine Stirne unbeschrieben.
Der Eine, den du dunkel dir errufst,
sein Weltgeschick zu deinem Schicksal stufst,
war mir einst fünffach durch die Brust getrieben.
Fünf Söhne sah ich schwertumgürtet ziehn,
fünf Leben drückten ihr Gewicht schwer in mein Knien
auf harten Fließen... Irgendwas zu büßen,
was irdendwo geschah —: warf ich mich zu Füßen
der heiligen Marie wie aller Sünderinnen
gesamte Schuld. Ich hörte Stimmen innen,
aus denen hundert harte Winter froren,
den Schoß, der diese Kälte in die Welt hinausgeboren,
hab ich verflucht wie eines Drachen Höhle.
Und jeder Tag erreizte andere Qual.
Auf meine Wangen, schon wie Erde fahl,
tropfte der Schwestern Schmerz gleich siedeheißem Öle,
denn ihnen war das Gräßliche schon jäh geschehn,
das mir vorüberging wie dunkelstummes Wehn
durch Türen geht, die offene Kerze greift
und die erschrockene Flamme durch das Zimmer schleift...
Und da F ü n f wirklich wiederkamen, braun und ungeschoren,
lallende Laute auf dem Lippensaum —
die großen Kinder, schattender wie Baum an Baum —
war mir, als hätte ich sie erst in jenem Augenblick geboren.

Die Mutter:

Kann das Gewitter, das du schwarz heraufbeschwörst,
nicht jede Stunde über uns zerplatzen?
Sind nicht die Fahnen wieder aufgerollt, und hörst
du nicht das harte Treten ausgekrallter Tatzen,
von Haus zu Haus ein Mutterherz zu würgen.
Kannst du, Beschwörende, verbürgen,
daß meinen Sohn die donnerhallende Gewalt
von Millionen Kugeln nicht schon rot umknallt?

Stimme des Sohnes (aus umhügelter Ferne):

Wo seid ihr, die ich noch am Bahnhof sah:
Mutter verweint und Vater Falten um den Mund?!
Ich weiß nicht mehr, wie alles so geschah —:
rasende Fahrt, ein buntes Länderrund,
durchpfiffen große Städte, über Brücken,
ein fremder Grenzpfahl, Halt und feindliches Quartier.
Früh fortmarschiert, den wundgeschundenen Rücken
manchmal an einen Baum gelehnt, grau alle wir
wie Schorf der Felder... Freunde stürzen schon...
Umhegte Dörfer flattern auf wie roter Mohn.
Und nun muß dieses Gräbeneinerlei mich schützen.
Wie grauer Vögel Wanderstrich fliegt steil
stählerner Schwung aus riesigen Haubitzen,
schert, wie ein straff gezogenes Seil
des Waldes meilenbreite Front...
Wer weiß noch, daß die Uhren Stunden zeigen!
Ich kenne nicht mehr blauer Sommernächte Schweigen.
Nur wenn der Mittag mich von oben grell besonnt,
streut Schlaf mir in die Augen scharfen Sand.
Nicht sehn ist manchmal mehr, wie Gang zum Küchenwagen.
Nicht sehn, wie Pferde sich aufbäumend überschlagen,
hier halber Rumpf, hier Hirn, hier schwerelose Hand.
Hab ich ein Herz noch, fühl ich, daß fern Mütter sind?
Wie bin ich hart! Wie sind wir alle hartumeist,
wenn über uns der Fahne Adlerflügel kreist!

Wie werfen wir uns in den großen Wind
im Blut das Schicksal harrender Millionen!
Was wird aus dieses Blutes Raserei,
wenn die umdrohten Grenzen wieder frei
und fruchtbar sind und wir im Dumpfen dunkler Zimmer wohnen?!

Der Vater:

Ich meinte dich viel weiter, Sohn, hineingegossen,
schon vor Paris, in Londons Straßenlabyrinth...
Unruhe quält uns, die wir nicht Soldaten sind,
vom Sturmlauf blanker Waffen ausgeschlossen.
Unruhe hetzt uns in ein blindes Eilen,
wir wähnen Stillstand, wo ihr Zoll für Zoll
euch wild hineinbeißt in die Schanzenzeilen.
Wir bauen Pläne an den Wirtshaustischen,
wenn über euch, nach eurem Blute toll,
die Himmelsschlangen der Schrapnelle zischen.
Ja wir! Wie lärmen wir durch alle Straßen,
wenn irgendwo aus einem hellen Amt
Frohbotschaft flattert, weiterwütet und entflammt,
Nächte weiß aufgrellt, ein Orchester ohnemaßen
durch alle Kehlen hämmert, wie wenn Hirsche röhren!
Wer wohl kann ohne Zuckungen beschwören,
daß dieser ausgelassene Überschwang
nicht wie ein Blitz schon in das schwarze Rohr
feindlicher Mörser jäh hinübersprang
und irgendwo von einem brustumringten Fort
in unserer Söhne jauchzendes Ergrimmen gleitet?
Wer hält den Sprung zurück, wo alles leitet?!
— — — — — — — — — — — — —

Die Mutter:

Wuchten die roten Heere um dich her
und wirfst du dich hinein, mein Kind —:
wie nur gebiete ich den Donnerwind
und wie beschwöre ich das Eisen-Meer?!

Hier ist kein Trost, Gebete gehn vorbei.
Hier blutet Golgatha, der heilige Vorhang riß.
Wie weit der Weg zu dir, mein Kind, auch sei,
aus deinem Mut wird mir die Spur gewiß.

Mein Leben war erfüllt, da ich entband,
und nichts als Gnade ist, daß ich noch bin.
Du aber hebst erst deine Knabenhand,
dein Auge zu den goldenen Bergen hin.

Ich will mich wie ein aufgeglühter Zaun,
wie eine Mauer, wie ein Schanzenwald
um deine Brust, um deine Kehle baun,
daß nicht der krumme Finger dich umkrallt,

eh meines müden Herzens Ströme stehn.
Das Messer, das dir zugemessen ist,
muß erst durch mein Gehirn sich blitzend drehn.
Du aber lebe! Lebe, denn du bist!

Stimme des Sohnes ⟨wie Gesang durch den Raum⟩:

Die Kugel kam geflogen . . .
Da sprang ein Strom heraus so rot.
Die Nacht stieg aus den Wogen
und hob uns in das schwarze Boot.

Die hohlen Ufer klangen
im Wind wie eine Herbstallee.
Gottalte Himmel sprangen,
Äonen riefen: Erde, steh!

Nun stehn wir Hergereisten
erwacht aus zauberischem Traum
und heben die verwaisten
Gesichter auf in soviel Raum.

Und finden uns nicht wieder,
wir sehn nur lauter Licht.

Wir horchen tiefer nieder
und fühlen uns noch immer nicht.

O ihr noch rot in Schlachten
von Rauch und Eisen überballt,
o ihr in nachtdurchwachten
Witwengemächern kalt und alt,

o alle ihr in uns Gelebten,
Urbruder und Urfeind —:
da wir von euch entschwebten
durchstoßen und beweint

und schon verschattet fuhren,
war noch ein Hauch von Mensch und Tier...
Jetzt sind die bunten Spuren
gelöscht. Jetzt sind wir nicht mehr wir.

Um uns ist keine Ferne,
von uns geht keine Wiederkehr.
Wir sind nur Mond und Sterne,
wir sind nichts anderes mehr.

Die Mutter:

Daß du mir dieses antun mußtest, Kind!
Jetzt steh ich wie die Kante eines Steines quer,
an der man ein Gefäß zerschlug, doch keines mehr
herausschlägt, das von Schwere überrinnt.

Jetzt muß ich ewig harter Stein die Spur
umhügeln, die, auf der du blühend mich umwarbst,
für meine Schuld verblutetest und für mich starbst...
Mein Stern, warum verwarfst du die Natur?!

Der Vater:

Du hebst dein gramgedunkeltes Gesicht,
hebst deine Zitterhand und klagst mich an,
ich fühle, wie mir jedes Wort zerbricht,
das ich mir, dich zu trösten, vorersann.

Es klafft ein Riß jetzt zwischen dir und mir,
den keine Tröstung wölbend überbrückt.
Es weht kein Hauch durch diese Räume hier,
aus dem nicht Drohendes zu mir sich zückt.

Ich fühle mich mit allem schuldig, ja!
Weiß, daß es meine spitze Kugel war,
durch die dies Ungeheuere geschah:
schlaflose Nacht und Reif in deinem Haar,

ein liebewarm Umhegtes plötzlich kalt
und irgendwo verscharrt im fremden Sand...
Was weinst du? Warum brauchst du nicht Gewalt?
Durchbohre meine Seite, meine Hand!

Schlag mich an alle Kreuze dieser Welt!
Lösch meinen Namen aus der Menschheit Buch
und streu mich, schon gerichtet und zerschellt,
streu meine Asche noch in jeden Fluch.

Dir aber wachs' aus Christi Wunder die Passion
zu der Geburt, um die sich Sterne drehn,
der Sohn, durch den wie brausender Posaunenton
die Götterhimmel aller Erden gehn.

MOPP.

KRIEGSBERICHTERSTATTER

Hier sollen, zum größten Teil in unveröffentlichter Übersetzung, Proben der besten Kriegsberichte folgen. Bei der Auswahl deutscher Kriegsberichte mußten wir allerdings zu Schilderungen greifen, die bereits in der Tagespresse gestanden haben. Immerhin wird man sie an dieser Stelle, und nachdem schon Monate seit ihrer Veröffentlichung verstrichen sind, vermutlich anders lesen, als das erste Mal, wo man sie, zwischen faustdicken Nachrichten, in der Zeitung überflog. Leonhard Adler und Aage Madelung schreiben im Berliner Tageblatt. Die „Schlacht bei Reims" erschien im Figaro, der „Tod von Ypern" im Corriere della Sera, „Hinter der Schlacht" in der Retsch.

I.

Leonhard Adler:

DIE SCHLACHT STEHT

Vor Przemysl, Anfang November 1914.

DIE schweren Haubitzen, halbvergraben in einem Wall aus fetter, schwarzer Erde, heben ihre runden, gelben Mäuler wie Fische über den Rand. Vor ihnen läßt ein falscher Wald aus mageren, abgehauenen Birken trübselig seine goldenen Blätter hängen. In seinem Schutze schleicht sich ein Laufgang von Deckung zu Deckung. Die Deckungen sind Gruben, die mit starkem Wellblech, Sandsäcken, Rasenstücken und Erde gegen Schrapnells überdacht sind. Ihr Ausgang ist dem Feinde abgekehrt, ihr Inneres mit Stroh gepolstert. Im Schatten eines seitlichen Gehöftes reihen sich Granatenkisten, die links und rechts handliche Henkel haben.

Telephondrähte kriechen am Boden hin, Fangschlingen für den Fuß, der ihnen unvorsichtig nahe kommt. Sie vereinen sich in einer Höhle, die im Zentrum beider Schwesterbatterien liegt. In ihr hockt ein Mann, Fernsprecher und Drähtespulen neben sich. Es pfeift wie von einer Maus, der Mann in seiner Höhle greift zum Hörer und

wird zum lauten Echo einer fernen Stimme, die für mich unhörbar ist. Es ist die des Kommandanten, der weitab aus der Deckung einer Hügelkuppe durch sein Panoramaglas den Feind beobachtet.

»Seite 57, 70«.

»57, 70«, wiederholt ein zweites derbes Echo von den Mannschaftsständen her.

»Richtbogen 500«. — »Richtbogen 500«.

»Libelle 200«. — »Libelle 200«.

»Granatenmuster 80«. — »Granatenmuster 80«.

Der kommandoführende Oberleutnant fragt:

»Erstes Geschütz fertig?«

»Fertig!« ruft der Feuerwerker zurück.

»Salve!«

Ein paar Dutzend Hände fahren nach den Ohren, eine Hand zieht an der langen Zündschnur, im Feuerspeien und Krach des Schusses scheint das Geschütz vorwärts zu springen, gleitet matt zurück, gibt vorn und hinten Wolken weißen Dampfes von sich, und in den Lüften braust es wie eine wahnwitzig beflügelte und fortgeschnellte Lokomotive unter Volldampf. Vier Kilometer hoch und weit schlägt die Granate ihre Himmelsbrücke bis zum Feind. Die Musik ihrer Geschwindigkeit verebbt, schwingt wie der Ton einer Stimmgabel aus, drüben hinterm Wald hebt sich eine Säule aus emporgeworfener Erde und sinkt fontänenhaft in sich zurück.

Wieder pfeift die Maus im Loch, »Richtbogen 530« schallt und widerschallt das Doppelecho. Die zweite 15-Zentimeter-Granate geht nach Osten auf die Reise, die dritte, vierte, fünfte — Richtbogen 520, 510, 500. Die Batterie ist eingeschossen. Andere Batterien fallen dröhnend ein.

Nach einer Weile wächst ein Punkt aus dem leeren Himmelsraum, schnurrt wie eine Katze, surrt und orgelt dann hoch über unseren Häuptern: ein feindliches Flugzeug. Auf seiner Nase steht ein Strich: das Maschinengewehr, in seiner offenen Brücke flimmert der Propeller: Farman-Doppeldecker. Wendend, schrumpft es wieder ein und wird vom Himmel aufgesogen.

Dann bumst es dumpf in Intervallen wie ein Stampfer auf Pflastersteinen. Der heulende Granatensang nimmt jetzt den umgekehrten

Weg. Einen Augenblick singt die Windsbraut schaurig über uns. Sterne zersprühen, schwarze Wirbel steigen auf, die Erde blutet aus tiefen, trichterförmigen Wunden. Die Soldaten auf der Straße kommen in ein geducktes Traben, zwei flüchtende Bauernweiber heben angstvoll die Arme, wie Hennen, die im Laufen ihre Flügel lüften. Ein Adler irrt im Wolkengrau, von den Straßenbäumen sinken langsam falbe Blätter. Die Kanoniere hocken in der Deckung.

Unvermittelt wie sie kam, bricht die Kanonade ab. Ich gehe im Straßengraben weiter vor, der Magiera zu.

Ich komme durch ein Dorf, das von Weidenzäunen einheitlich umflochten und durch Flaggen mit dem roten Kreuz gekennzeichnet ist. Die niederen Häuser sind aus Balken, weißgetüncht, die altersgrauen Strohdächer hängen wie struppiges Bauernhaar vornüber. In ihrem Windschutz windet sich auf frischer Streu ein Cholerakranker in hilfloser Klage. Die eingefallenen, schwärzlich angelaufenen Augenlider sind mir zugekehrt. Der Arzt des Hilfsplatzes schüttelt auf meine Frage bedauernd den Kopf. Ein zügelloser Schimmel streicht um das Gehöft, fällt grundlos in Galopp und kreist wie ein Geisterpferd um den einsam Sterbenden. Im Küchenraum der Hütte kocht ein Sanitätssoldat auf dem Steinherd Suppe. Die Küchenwände sind mit Lehm beworfen und mit Heiligenbildern vollgehängt. Durch ein Granatenloch in der Außenwand schießt ein Bündel Licht. Die Häusler, armes ruthenisches Bauernvolk, vegetieren in der Kartoffelgrube unten am Bach. Im Torffeld, das in der Ferne schwält, verbrennen an Infektionskrankheiten Verstorbene.

Im Nebengehöft tritt ein orthodoxer Priester mit langem, schwarzen Rock und schwarzen Ledergamaschen zu drei andern Soldaten, die schwerkrank unter dem Strohdach ruhen. Der Priester nimmt die Offizierskappe ab, legt die goldene Stola um die Schultern und beugt das bartlose, blatternnarbige Gesicht zu den Kranken, die sich mühsam auf die Knie aufgerichtet haben und dem Diener Gottes beichten. Der eine von ihnen öffnet seine Bluse und ergreift mit schwanken Händen das Silberkreuz auf seiner haarigen Brust. Seine harten, spitzen Züge, die durch den ungepflegten Bart verwildert scheinen, glätten sich und werden sanft.

Ich biege von der Straße ab, hügelan. Der Hügel ist wie der

Mars von Kanälen, von Laufgängen durchzogen, die staffelförmig höher steigen. Aus ihnen buchten halbüberdachte Deckungshöhlen aus. Die meisten sind zerschossen und verfallen. Tornister, Patronenhülsen, Gewehre, Konservenbüchsen, Unrat, faulendes Stroh liegen verstreut umher. Die russischen Granaten haben wie riesige Ameisenlöwer zahllose Trichter in die schwarze Erde eingewühlt. Am Hügelfuße schläft die Heldenschar, die beim Sturm auf die Höhen fiel. An gekreuzten Birkenstämmen hängen Kränze aus noch grünen Farren und vertrocknetem Eichenlaub. Auf Holztafeln, die an den Kreuzstamm genagelt sind, ist mit Tintenschrift geschrieben: »Hier ruhen mit Gott 17 Mann vom L.-I.-R. Nr. * und L.-I.-R. Nr. *. Ruhet sanft!« Daneben: 15 Mann und viele andere noch. Vor den Massengräben sind zwei gekreuzte Gewehre mit dem Lauf in die Erde gerammt, eine Soldatenmütze und eine Trompete zwischen sich. Der Hügel heißt: der Totenhügel.

In seinem Westabhang sind drei Batterien eingegraben, 8-Zentimeter-Feldkanonen. Auf den Lafetten trocknet ausgewaschene Unterwäsche. Die Mannschaft haust seit vierzehn Tagen in unterirdischen Höhlen. Die Höhlen der Offiziere sind fast mannshoch, Treppenstufen führen in sie hinab. Das erdbedeckte Bretterdach ist mit den Messingentkappungen der Granaten gar lustig ornamentiert. Über dem geschrägten Eingang reihen sich die kreisrunden Messingkapseln zu der Inschrift: »Villa Erdloch«. Die Anwesenheit eines Zivilisten erregt Sensation, seit vier Wochen hörten die Offiziere nichts mehr als das Sausen der Granaten. Ich hinterlasse Nachrichten aus Frankreich, Streichhölzer und Zigaretten und nehme Warnungen mit auf den Weg.

Der Talsenkung folgend erreiche ich das erste Höhlendorf der Infanterie. Die Wohngruben ragen halb aus der Erde, wie die Schneehütten der Eskimos aus dem Nordlandsschnee. In der größten, mannshohen Höhle, die mit Tisch, Stuhl, Bett und Ofen wohnlich eingerichtet ist, hat der Brigadier sein Quartier. Er ist Durchlaucht, Geheimer Rat und General — und lebt nun das primitive Leben, das diesseits und jenseits von Weichsel und San zwei Millionen Krieger leben. Die Not und Langeweile wecken den Erfindergeist, der findige Kopf und die geschickte Hand zaubern Wunderdinge

aus dem Nichts. Aus Stämmen und Zweigen werden regendichte Unterstände für die Pferde, aus Erde Menschenheime, aus Rasenstücken unbezwingbare Forts. Patronenkisten werden Stühle und Kochkisten, Granatenhülsen Wasserkannen, Messingkappen Ornament. Ein Stückchen Draht, ein Lederriemen, ein Zeltblatt finden hundertfach Verwendung.

Die bärtigen Tiroler in den Schützengräben weiter vor haben mannslange Schlaflöcher, die wie Schlafsäcke nur einem Menschen Einschlupf geben. Meisterschützen, Falkenaugen, spähen sie durch die Schießscharten ihrer Rasenzinnen zu dem Feind hinüber, der sich niemals zeigt. Sie schießen nur, wenn sie sich etwas rühren sehen, und erfahren nichts von dem Erfolg. Denn wenn die Russen eine Stellung räumen, nehmen sie die Toten mit, um ihre Verluste zu verbergen. Aber neulich, als die Tiroler in eine fluchtartig geräumte Deckung nachdrängten, lehnten in einem einzigen Schützengraben, das Gewehr im Anschlag, 27 tote Russen. Alle Siebenundzwanzig waren durch die Stirn geschossen.

Irgendwo auf jener nächsten Bodenwelle sollen die Linien der Russen eingegraben sein. Ich sehe nichts davon, und ihre Flinten schweigen. Nur über unseren Häuptern braust die wilde Jagd. Dämonen der Luft, gleich ihnen mehr geahnt als sichtbar, beschreiben die Granaten tönende Regenbogen durch den Raum.

Über den russischen Stellungen kreist ein österreichischer Flieger. Die Wölkchen des Schrapnells stehen zart wie Flaum um ihn herum. Die Dämmerung fällt ein, die russischen Gewehre wachen knatternd auf, lärmen wie Kinder im Dunkeln, die durch ihr Geschrei die eigene Furcht übertönen möchten.

II.

Aage Madelung:

ZU DEN KARPATHEN.

Ende November bis Anfang Dezember.

Schon halbwegs auf der vierzig Kilometer langen Wagenfahrt von Ungvar nach Nagymihály fing es an. Hier kamen mir die ersten maroden Landstürmler entgegen. Hinkend oder die Beine mühsam

schleppend, schlichen sie den Weg entlang, einzeln und haufenweise — der Abfall des Krieges. Je mehr ich mich Nagymihály näherte, desto häufiger zeigten sich am Wegrand diese fahlen, schleichenden Spukgestalten, die das verzerrte Abbild des Krieges in ihren fleischlosen Gesichtern trugen. Wie alles, das das Zeichen des Todes trägt, hatten sie weder Alter noch Geschlecht, aber ich vermute, daß sie einst Jünglinge gewesen sind und unlängst als bauchrunde Familienväter das Werndlgewehr ihrer Jugend wiedergesehen haben. Jetzt aber sind sie nichts mehr, und ich frage sie auch nicht, von wo sie kommen, und was sie geleistet haben. Weiß ich doch, daß sie sich auf den Etappenwegen müde und wund gegangen haben. ... Rechts erheben sich die Karpathen wie ein blauer, versteinerter Wellenkamm über die unendliche, große, ungarische Ebene zu meiner linken Hand. Dann und wann halte ich den Atem an, um besser hören zu können, aber der frostangehauchte Wind aus den Bergen trägt keinen Donner mit sich, und ich muß mich mit meinem theoretischen Wissen begnügen, daß es in den Karpathen sogar zur Winterzeit donnern soll.

Hier und da kommen uns auch jüdische Flüchtlinge aus Nagymihály entgegen. Die meisten sind schon auf und davon. Eine ganze Familie hockt, bis zu der Nase in Kissen gebettet, in dem steifen Bretterwagen. Sehr lange Locken und Bärte haben sie und sehr viele Kinder, und wie sie da so, ein ganzer Kasten voll, von einem elenden Gaul gezogen, auf der Landstraße vorwärts oder richtiger rückwärts pilgern, fällt es mir auf, daß sie eine außerordentliche Ähnlichkeit mit den Zigeunern haben, eine Ähnlichkeit, die ich erst heute bemerke, wo beide auf der Landstraße sind. Sonst ist niemand auf der Landstraße, niemand fährt nach Nagymihály. Nur weit vor mir sehe ich zwei Reiter. Allmählich holt der Fiaker sie ein: es sind zwei Husaren. Bemerkenswert ist nur, daß die Pferde gut ausschauen, und daß die Steigbügel der Kälte wegen mit Stroh bewickelt sind. Die Husaren lassen den Fiaker nicht vorbeifahren, und so fahre ich mit Vorreitern in Nagymihály ein. Beinahe alle Häuser sind leer. Die Bevölkerung ist geflohen, begleitet von der Kanonenmusik aus den Bergen. Frauen und Kinder gibt es jedenfalls nicht in der Stadt. Selbst die Behörden haben ihre Familien andere Wohnorte aufsuchen

lassen. Von 10000 Menschen, ich meine Zivilisten, sind höchstens 1000 geblieben. Dafür hat sich aber die Stadt mit Militär neubevölkert. In einer Straße steht eine halbe Schwadron Husaren. Train und allerlei Fuhrwerke rollen und rattern durch die Straßen. Trotzdem ist die Stadt unbelebt, eine sterbende Stadt, die noch unheimlicher wirkt als eine ganz und gar tote, weil die letzten Bewohner hoffnungslos noch am Sterbebett weilen, nur mit Selbstüberwindung den Todeshauch erharrend.

Ich suche für meine Pferde Unterkunft in einem Gasthaus, wo nur der Wirt geblieben ist, um noch einige Schnäpse ausschenken zu können, bevor alles aus ist. Ich selbst aber begebe mich zu dem Oberstuhlrichter. Ich finde ihn in seiner Privatwohnung. Er ist gerade dabei, Vorbereitungen für einen Autoausflug nach dem Barkopaß zu treffen, und ich fühle blutheiß, daß ich mir einen Platz in dem Auto erzwingen muß. Jetzt oder nie! Ich richte es wirklich so ein, daß der Oberstuhlrichter mich überredet und überzeugt, daß ich mitfahren müsse. Ich habe nicht Zeit, darüber nachzudenken, was er von mir hält und was ich von ihm halte. Dazu wird später Gelegenheit sein. Aber es macht auf mich einen guten Eindruck, daß mir sofort unaufgefordert gesagt wird, wo man seine Hände waschen kann, und daß gekochtes Wasser in der Karaffe ist. Alles, was ein gutes Haus kennzeichnet, ist also vorhanden, und ich nehme deshalb mit Vertrauen die Einladung an, als Gast nach dem Barkopaß mitzufahren. In zwei Minuten bin ich im Lederpelz, mit Filzstiefeln und Fliegermütze, und wir fahren hinaus.

Der Weg durch die Stadt wird mit Vorsicht genommen. Draußen wird das Tempo auf 60 Kilometer eingestellt, was vollständig genügt, da die Straße mit Trains besät ist. Das Auto trägt die rot-weiß-grüne Fahne Ungarns. Sie flattert und peitscht in unermeßlichen Schwingungen durch den Sturm der schneidenden Frostluft, die aus dem offenen Schlund des Barkopasses dem Auto entgegendrängt. Der Führer lenkt bewundernswert. Das Auto gehorcht ihm wie ein gut gerittenes Pferd dem Reiter. Ununterbrochen wachsen die Karpathen unserer Fahrt entgegen. Sie erheben sich aus dem blauen Dunstkreis des Horizonts, als erwachten sie aus einem Schlaf und als richteten sie sich allmählich in voller Körpergröße auf. Weit auf

einem Bergrücken steht die verwitterte, altersgraue Gestalt einer Rákóczy-Burg, Zeuge vieler Kämpfe des freiheitliebenden Fürsten von Siebenbürgen und seiner Kuruczen. Dem Wege entlang liegen slowakische Bauerndörfer, deren Bewohner sorglos dem Treiben der Landstraße nachgaffen oder ihr Vieh füttern, als geschähe nicht in wenigen Kilometern Entfernung sehr Bemerkenswertes. In einem großen Dorf prangt das Kastell des Grafen Széchenyi, der eine Vanderbilt nach dieser romantischen Gegend entführt hat. Jenseits des Dorfes begegnen mir in dem Straßengraben die ersten Fratzen des Todes: Ein weißes Pferd liegt auf dem Rücken, alle steifgefrorenen Viere unbeweglich in die Luft streckend. Links auf dem Acker ruht ein toter Hund, seitwärts hingeschmissen, und — harmonisch genug — weiß wie das Pferd.

Im nächsten Augenblick sind wir in dem Backopaß, und von nun an ist kein Zweifel mehr. Wir haben die Heimat des Krieges erreicht. An beiden Seiten der Straße sind Granaten eingeschlagen, sie haben die gefrorenen Schollen aufgewühlt. Das ist gestern gewesen. Heute sind die österreichisch-ungarischen Truppen eine Stufe weiter in den Paß vorwärtsgedrungen, und der Feind ist entsprechend zurückgewichen. Im Dorfe Backo machen wir halt. Hier ist der Verbandplatz. Einige hundert Meter weiter fängt die Feuerzone an. Gestern schlug eine Granate in ein Backo-Bauernhaus ein und stülpte es auseinander. Die Bewohner kamen ohne Unfall davon und sind noch immer unbekümmert im Backo. Als der Motor schweigt, hören wir deutlich die Kanonen, deren Schläge wir während der Fahrt nur als ein unbestimmbares Gemurmel der Berge empfunden haben. Wir hören es außerordentlich deutlich und aufdringlich, und — was einen besonderen Eindruck macht — wir sehen sehr anschaulich, wie die Schrapnells krepieren. Nach fünf Minuten unterscheidet man, ohne nachzuschauen, unfehlbar die Stimme der Kanonen diesseits und jenseits. Unsere sind viel heller und knapper, die russischen Stimmen liegen tiefer. Kumm! Kumm! sagen sie einladend und erhalten als Antwort zurück: Klapp! Klapp! ... Einige Sekunden nachher stehen vor den Positionen kleine faustgroße, komprimierte Dampfflecken, die sich dann mit einem Ruck ausdehnen und langsam wolkenähnlich über den Himmel ziehen, meistens eine Birnen-

gestalt annehmend. So reden die Kanonen miteinander über das Paßtal hinweg. Es ist genau wie eine Unterhaltung. Dann und wann schweigen sie, als dächten sie über das soeben Gehörte nach, bis eine oder mehrere von ihnen auf einmal, wie in einem neuen Einfall, laut und überstürzt zu dem Gegner hinüberbrüllen. Es kommt auch vor, daß sie auf einmal sprechen, ohne den anderen anhören zu wollen, und sich ganze Salven aus den Därmen reißen, so daß der heiße Atem vor den Bergseiten lagert, wo sie einander versteckt vermuten. Ausnahmsweise geschieht es, daß die Stimmen sich verdichten und daß wütend eine Granate ausgespien wird.

Parallel mit der Landstraße, in etwa zweihundert Meter Entfernung, läuft die Eisenbahnlinie. Dieser Streifen Erde ist fruchtbares Ackerland und schon einmal vom Ackerbauer gepflügt. Es scheint für die nächste Ernte nicht genügt zu haben, denn die Granaten haben metertief nachgepflügt. Sie haben die gefrorene Erddecke in große Fetzen zerrissen und den weichen, frostfreien Boden, tausend scharfe Eisensaatsplitter hinterlassend, wahnsinnig geliebkost. Einer meiner neuen Bekannten, der Gut und Haus in Homonna hat, wo die Russen jetzt, fünf Kilometer von uns entfernt, hausen, ist etwas weiter vorgegangen. Er kommt zurück mit dem Splitter einer Granate, die fünfzig Schritt hinter ihm die Erde küßte und ihn mit dem Luftdruck zu Boden geworfen hätte, wenn er sich nicht an ein Kreuz am Wegerand geklammert hätte. So sagte er jedenfalls. Daß Granaten da waren, habe ich aber selbst gesehen. Sie kamen suchend und lüstern an der Landstraße und Eisenbahn entlang und stürzten sich voll Heißhunger und aufgespeicherter Kraft auf die Mutter Erde . . . Allmählich scheinen die Geschütze müde und der Unterhaltung überdrüssig zu werden. Die Dämmerung schleicht grauviolett über die Berge hinein. Schließlich wird nur ein letztes losgerissenes Wort ohne Zusammenhang hinübergeschleudert. Für heute ist es genug. Morgen ist wieder ein Tag. Wir fahren nach Hause, die rot-weiß-grüne Fahne Ungarns flattert voran.

*

In der Nacht sind unsere Truppen in Homonna eingedrungen, und als der Tag graute, war die Stadt in ihrem Besitz . . . Wir

sind wieder am Verbandplatz aus unserem Auto ausgestiegen. Es ist verboten, weiter als bis Barko zu fahren. Selbst Graf Sandor Andrassy, der in seinem großen Reisewagen vorbeifährt und aus Budapest gekommen ist, um sein Schloß oder dessen Überbleibsel nach der viertägigen russischen Herrschaft wieder in Empfang zu nehmen, muß bei den Gendarmen haltmachen, wie alle anderen Zivilisten, wie die Zigeuner, die frierend am Wegrand nach Homonna schauen, und wie wir. Früh sind wir ausgefahren, um unter den Allerersten zu sein, die die neuerworbene Stadt begrüßen. Zögernd hebt sich die winterliche Sonne und beleuchtet diese sinnvoll gestaltete Schlachtenlandschaft mit dem bergbegrenzten, granatengepflügten Tal. Fern in den Bergen kaum hörbar murmelt Kanonendonner wie Dünung nach dem Sturm. Die Russen sind über Szinna zurückgewiesen. In ihren Fußtapfen rauchen die Städte, wimmern Frauen und Mädchen. Aus den Trümmern in Homonna steigt auch heute wie gestern und vorgestern Rauch. Die Kosaken und sibirischen Schützen haben sich an brennenden ungarischen Häusern gewärmt und haben beim Schein der Feuerbrünste sich den besten Wein in den Hals gegossen. Es kommen bei Barko gefangene sibirische Schützen mit großen, grauen Pelzmützen vorüber, starke Kerle, denen man nicht ansieht, daß sie einen Feldzug hinter sich haben und von so weit her sind. Eng gedrängt in dem Rahmen der Eskorte trampeln sie mit kurzen Schritten vorwärts. Etwas Unsicheres und Gebeugtes ist ihnen wie allen gefangenen und entwaffneten Soldaten eigen. Der eine hält ein Stück Brot in der Hand und kaut tunlichst unauffällig, als wäre das Kauen vorschriftswidrig. Ich frage ihn, von wo er das Brot hat. »Unser eigenes,« antwortet er, »Kommißbrot, wie es uns geliefert wird!« Ich betaste und berieche das russische Brot. Grobes Brot ist es, aber nicht schlecht und nach dem Aussehen der Fresser muß es auch nahrhaft sein.

Der Gefangenentransport zieht vorüber. Zuletzt kommen vier Russen, die einen großen Korb — die Reste eines Wagenkorbes scheinen es zu sein — wie eine Bahre zwischen sich tragen. In dem Korb liegt auch ganz richtig die Leiche eines russischen Soldaten. Ich sehe aber weder Verband noch Wunde und frage deshalb die Träger: »An was ist er gestorben?« »Gestorben? Er ist nur besoffen, Herr!« . . .

Nach dieser Antwort schleppten sie seelenruhig die Spiritusleiche weiter, und ich lache unwillkürlich über diesen unverfrorenen Dreckwisch, der sich feierlich besoffen mit heruntergerutschter Hose in Gefangenschaft tragen läßt. Hundert Rutenstreiche sollte er haben, um wieder zur Besinnung zu kommen. Dann aber würde er glauben, daß die russischen Offiziere doch recht hatten, als sie ihm und den Kameraden erklärten, daß die Gefangenen bei uns gehungert, geprügelt, gehängt und gerädert werden. Viele gefangene Russen, auch ein Verwundeter heute am Verbandplatz, haben mir bestätigt, daß es ihnen so gesagt worden ist. Immerhin scheinen sie nicht gerade Tränen darüber zu vergießen, daß sie nun bei uns aufgehoben sind...

Mir ist, als käme ein Zug über die Schienen der Eisenbahnlinie, und ich schaue schnell rückwärts, von Homonna weg: ein merkwürdiges, ja unheimliches Gebilde schiebt sich auf dem Gleis vorwärts, ein Wesen ist es, das mit den ausgestorbenen Riesenamphibien verwandt ist, vielleicht das Tier selbst, das, vom Donner und Blut geweckt, die versteinerten Panzerglieder emporgerichtet hat. Es ist der Panzerzug! Es ist das gepanzerte und feuerspeiende Tier, der Drache unserer Zeit! Spähend und beutesuchend gleitet er über die Stahlsaiten des Bahnpfades hinweg, langsam und doch mit gerade unheimlicher Gewalt, drei Wagen im ganzen, in der Mitte die Lokomotive, alles geschlossen, vernagelt und geheimnisvoll. Löcher sehe ich in der Panzerhaut, Luftlöcher, aus denen das Scheusal Feuer niest, wenn jemand ihm in den Weg kommt, Blitz und Wolken knurrend losläßt, daß einem übel dabei zumute wird. Der Panzerzug macht gerade gegenüber dem Verbandplatz halt. Was will das graugrün kriegsgemalte Fahrzeug? Wie wird es sich jetzt benehmen? Gespannt trete ich näher. Wäre es gestern oder vorgestern gewesen, hätte ich mich in hübscher Entfernung gehalten, weil es in der Umgebung des Fahrzeuges Feuer regnete, heute aber ist der Wolkenbruch vorüber. Plötzlich, während ich so vorwärts gehe, öffnet sich die Panzerbrust des ersten Wagens, und aus dem Ungeheuer springt ein Mann, wie Jonas aus dem Bauche des Walfisches, und steht ganz unwahrscheinlich da auf dem soeben menschenleeren Gleis. Ihm folgen ein zweiter und ein dritter. Die zwei ersten sind Offiziere, der dritte ist Maschinist. Ich gehe auf die zwei Offiziere zu und grüße. Sie sehen tatsächlich aus wie

Wesen der Tiefe, die plötzlich an das Tageslicht kommen; blaß und übernächtig und sehr ernst sehen sie aus: — Ob das Kommando hier sei? — Nein, hier ist nur der Verbandplatz. Das Kommando ist weiter vorne! Viel mehr wird nicht gesprochen. Wir schweigen und rauchen. Doch ich frage: Sagen Sie, bitte, Herr Hauptmann, wie geschah es, daß Ihr Offizier vergangenen Tag verwundet wurde? Der Hauptmann zeigt mit dem Kopf und den Augen seitwärts in die Höhe, und ich bemerke dabei eine hutähnliche Panzerluke auf dem breit gewölbten Rücken des Fahrzeuges. — Ich hatte soeben ausgelugt, erklärte mir der Hauptmann, und war wieder mit dem Kopf drinnen, bereit, die Luke zu schließen, als der Leutnant bat, auch für einen Moment sich umsehen zu dürfen. Wie er mit dem Kopf draußen war, ging ihm eine Kugel quer durch die Nasenwurzel und goß ihm dabei beide Augen aus . . . Der Hauptmann schweigt eine Weile, unbeweglich am selben Fleck stehend. Schließlich sagt er: Sie haben spezielle Revolverkanonen für uns mitgebracht, deren Kugeln die Panzerhaut nur gerade widersteht. Den Kopf durch die Luke zu zeigen, ist riskant . . . Ich habe die Ehre . . . Vorwärts! . . . Er und die zwei anderen springen in das Fahrzeug hinein. Die Panzerbrust klappt zu, zwei neue Dampfstrahlen stieben aus dem Bauch der Lokomotive, und wieder gleitet das Panzertier langsam spähend mit unheimlich verhaltener Gewalt über den Schienenpfad, uns und den Verbandplatz hinter sich lassend.

Auf dem Verbandplatz Barko bin ich schon wie zu Hause. Ich kenne die slowakischen Bauern und Frauen, die am Wege stehen, wenn sie gerade nicht ihr Vieh wie sonst jeden Tag füttern. Ich kenne die Kinder, die mit leeren Konservendosen und Schrapnellhülsen so sorglos wie je in der Dorfstraße spielen, kenne die Ärzte, Gendarmen, die Häuser und Bäume und weiß genau, wie ein Regiment oder Bataillon sich verhält, das zur Verstärkung angelangt ist. Der Befehlshaber mit Ordonnanzen macht halt, liest die Karte und biegt links ab durch das Dorf, leise das Pferd mit den Schenkeln drückend. Ihm folgt der Truppenkörper. Die Mannschaften sehen ebenso ruhig und selbstverständlich aus, als gingen sie ihrer täglichen Arbeit nach. Mit ihrem neuen Beruf sind sie schon vertraut. Sie marschieren in freien, elastischen Reihen, den Oberkörper leicht vornübergebeugt,

um die Aufpackung auf den richtigen Schwerpunkt wirken zu lassen. Dabei rauchen, lachen und unterhalten sie sich ebenso sorglos und gemütlich wie sonst. Sie sind zu Hause, sind Glieder einer Familie, Glieder des Truppenkörpers, der ihr zweites, ja vielleicht einzigstes und letztes Haus und Heim geworden ist. In derselben Weise und von derselben Hausordnung beseelt, gehen sie in das Gefecht hinein, fallen, werden verwundet oder kommen mit heiler Haut davon. Der Tod und die Wunden haben schon das Außergewöhnliche verloren, sind etwas Unvermeidliches, was dem Beruf anhaftet. Am Verbandplatz kommen die Verwundeten hinkend oder angefahren, werden behandelt, verbunden und weitergeleitet, sachlich und selbstverständlich, weil es nun einmal beim Gefecht Tod und Wunden gibt, und weil an einem Verbandplatz Verwundete dasein müssen. So schafft und gestaltet der Krieg neue Gefühle und Gewohnheiten, lenkt die Menschen in neuen Bahnen, die vielleicht dem Ursprung des Lebens näher sind, als Menschen des Friedens je gedacht haben. Ich antworte nicht auf die Frage, ob es so besser sei. Die Tatsache genügt mir vollständig.

Der Verbandplatz ist hinter uns. Wir fahren gegen Homonna. Auch diesen Weg kenne ich, als wäre ich als Kind hier in die Schule gegangen. Unbewußt hat jeder Zoll dieses Weges von Barko bis zu den Pappeln neben dem Wächterhaus, wo ich unter den Schrapnells- und Granatenbahnen stand, sich in mein Bewußtsein unvertilgbar eingegraben. Hier links standen unsere Batterien. Weiter vorn liegt Pferdekadaver neben Pferdekadaver im Straßengraben. Auf dem Hügel links vor Homonna steht eine katholische Kapelle. Der Weg hinauf ist mit eingemauerten Heiligenbildern umrahmt, und hier, dem Weg zur Kapelle folgend und sich noch jenseits etwa einen Kilometer weit dehnend, starren uns die leeren russischen Schützengräben entgegen, wo der Feind vor Homonna den letzten Widerstand leistete.

III.

Robert de Lezeau:

DIE SCHLACHT BEI REIMS

Die Schlacht! Was sind alle Schilderungen, die man gelesen und wieder gelesen hat, alle Bilder der Historiker oder Dichter, von

Thiers, Stendhal oder Paul Adam, alle Visionen von Kämpfen, die wir unserer überregten Einbildungskraft entreißen! Sie erreichen nie die ungeheuerliche Wirklichkeit. Wer diesem entsetzlich großartigen Schauspiel einmal nahegekommen ist, vermag sein Denken nie wieder davon zu befreien. Diese Erinnerung schützen alle mystischen Kräfte des Lebens und des Todes vor der Vergessenheit.

Wir verlassen Epernay in der Dämmerung und durchqueren die weinbewachsenen Hügelgelände, die die Marne beherrschen. Golden türmen sich die Verheißungen einer reichen Ernte auf der weichgeschwungenen Brust der Hügel. Nur hie und da ein Strohdach zwischen den weiten Strecken sorgsam gereihter Weinstöcke, hin und wieder die Spuren von Schützengräben. Hier hat man vor drei Wochen heiß gekämpft. Als dann der Feind nach Norden zurückgewichen war, hat man die mit Leichen gefüllten Gräben wieder mit Erde bedeckt. Nun sind sie ein gemeinsames Grab geworden. Bald sind wir wieder in den Weinbergen. Plötzlich würgt uns ein fader, fürchterlicher, Übelkeit erregender Geruch. Da sind wohl Soldaten gefallen und verwesen nun langsam. Man hat sie nicht aufsuchen können in diesen endlosen Reihen der Weinstöcke, die ganz mit Netzen von Eisendrähten durchsponnen sind. Wir kommen auf den Kamm des Waldes von Reims, der bis zum Horizont hin die Hügelkette krönt. Nach Norden zu rasen die Kanonen. Ihr Donner hat die ganze Nacht nicht geschwiegen. Wir kreuzen ein Regiment Senegalesen, die auf dem Wege zur Front Rast machen.

Schöne Männer sind das, ganz in Dunkelblau gekleidet. Sie zeigen uns Vorübergehenden ihre blendend weißen Zähne. Einige springen und gestikulieren voller Vergnügen. Der Himmel ist wolkenlos, und die langsam aufsteigende Sonne erwärmt sie. Sie haben diese Nacht gefroren. In ihnen allen mischt sich seltsam Lebensfreude und Todesfreudigkeit, harmlos lächeln sie ihrem Schicksal entgegen.

Bald treffen wir, erst vereinzelt, dann truppweise und schließlich in ununterbrochenem Strom, Flüchtlinge aus Reims. Bei Tagesgrauen sind einzelne Viertel der Stadt geräumt worden. Man befürchtete für den Nachmittag einen neuen Angriff, und schon hat das Bombardement mit verstärkter Kraft eingesetzt.

Welch trauriger Zug zerlumpter Armut! Hastig zusammengeraffte

Bündel drücken die Schultern nieder. Andere stoßen in Schiebkarren und Handwagen ihren armseligen Hausrat vor sich her. Frauen ziehen ihre Kinder an der Hand nach — oft tragen sie noch jüngere auf den Armen. Karmeliterinnen in einem Möbelwagen, den ein verhungertes Pferd zieht: gleichgültig gegen das Leben, das sie umgibt, beten sie laut, gesenkten Hauptes, mit gefalteten Händen. Der eiserne Sturm hat sie wohl ihren sichern Mauern entreißen können, nicht ihrer andächtigen Versunkenheit. Sie sind es gewohnt, dem Leben abgestorben zu sein, sie sind dem Tode vertraut. Für sie hat sich nichts geändert.

Von Gruppe zu Gruppe ruft man sich an: »Hast du die Planchots nicht gesehen?« — »Nein.« — »Die können sich auch nie entschließen.« — »Das stimmt, sie tun sich Wunder wie, daß sie länger bleiben als die andern, und im Grunde haben sie mehr Angst als irgendwer.« — »Was hast du mit deinen Alten angefangen?« — »Sie wollten nicht mitkommen. Sie sagen, sie wären zu alt zum Fliehen.« — »Die Preußen werden ihnen schon nichts tun, und übrigens kommen die auch gar nicht wieder herein.« — »Ich bin der Meinung, daß man fliehen mußte, erstens einmal der Kinder wegen und dann auch seiner selbst wegen.« — »Es ist ja natürlich scheußlich, aber schließlich lebt man doch wenigstens noch.«

Und die Menge, die sich hastig und doch langsam vorwärtsschiebt, die meisten schreiend und redend, einzelne in qualvollem Schweigen, das im Lärm der andern um so mehr auffällt, hat trotz des Elends dieser verzweifelten Flucht nicht allen Humor verloren, sie machen noch Späße und streiten noch, die Lust am Unerwarteten, am aufregenden Abenteuer bricht trotz allem durch. An den Wegrainen lassen sich Familien und Bekannte gemeinsam nieder und teilen ihre Speisevorräte. Morgen schon haben sie vielleicht nichts mehr zu essen, so wollen sie wenigstens heute noch eine tüchtige Mahlzeit halten. Ein Picknick beim Kanonendonner. Auf einem kleinen Wagen, den drei arme Teufel ziehen, kommt eine dicke Dame vorüber, eine reiche, gelähmte Rentiere. Sie hat, niemand weiß warum, ihren Sonntagsstaat angelegt und trägt einen großen, schwarzen Hut mit lila Federn. Auf ihrem seltsamen Gefährt gleicht sie einem ins Bürgerliche verkleideten Buddha. Von Zeit zu Zeit gibt sie den Leuten,

die sie ziehen, einige Sous, damit sie wacker weiter arbeiten. Sie hat durchaus keine Lust zurückzubleiben. Der Kanonendonner wird heftiger, die Fliehenden werden aufgeregter.

Wir hören, daß die Preußen vor einer Stunde bei La Neuvillette einen wütenden Angriff unternommen haben. Sie sind bis auf 500 Meter an die Vorstadt Laon herangekommen, dann wurden sie zwar zurückgeworfen, aber sie können wiederkommen.

Wir setzen unsern Weg quer durch den Wald fort. Da und dort sind die Bäume von den Geschossen zersplittert, das Laubwerk ist stellenweise verbrannt. Wir werden jetzt andauernd durch allerlei Transporte aufgehalten. Die schweren Wagen schleppen sich mühsam über die zerfahrenen Wege. Wie viele Transporte, wie viele Geschütze sind da wohl seit vierzehn Tagen vorbeigekommen! Bei einer Kreuzung hält ein Trupp Soldaten. Einige tragen den Arm in der Binde, andere haben verbundene Köpfe. Es sind Verwundete von heute Morgen. Die Blutflecken auf den Verbänden sind noch frisch. Sie sehen nicht sehr müde aus, sie haben ihr Tagewerk früh beendet. Welch ein Unterschied gegen die Verwundeten des Abends, die ein zwölfstündiger Kampf völlig erschöpft hat!

Wir nähern uns dem Waldrand. Der Lärm der Kanonen wird betäubend. Wir kommen durch ein Dorf. Dort liegen die Kavallerieregimenter des Generals Z. in Quartier. Seit Beginn des Krieges haben sie nur zwölf Mann verloren. Pferde und Mannschaften stampfen ungeduldig vor den Türen. Jeden Tag hat man ihnen versprochen, daß sie in die Kampflinie kommen, jeden Tag wurden sie wieder enttäuscht. Die Jäger sind wütend. Die Dragoner nehmen die Sache gelassener, denn man hat ihnen versprochen, sie bald irgendwo zu Fuß zu verwenden. An dreißig Soldaten stehen um einen Feldgeistlichen herum, der ihnen wohl eine hübsche Geschichte erzählt, denn sie erheben ein schallendes Gelächter. Der Priester ist, von hohem Wuchs, mit energischem Gesicht und stolzer Haltung, ein echter Kavalleriegeistlicher.

Ein Hauptmann hält uns an: »Sie wollen nach Reims?« — »Jawohl, Herr Hauptmann.« — »Da geht's seit heute Morgen heiß zu, das Feuer brennt tüchtig, sie haben Holz nachgelegt.« — »Und wie läuft's?« — »Nun, wir haben gute Aussichten.«

Und dann folgt ein kurzes, warmes Lob des Oberkommandos. Seit gestern sind wir keinem Offizier begegnet, der uns nicht sein vollkommenes Vertrauen zu der Energie und Umsicht des Generals Foch ausgesprochen hätte, der, unterstützt von General Franchet d'Esperney, die Schlacht leitet.

*

Da liegt Reims, mitten in dem riesigen Kreis der umgebenden Hügel, Reims, dessen Dom auch als Gerippe glorreich in den Himmel ragt. Reims, das seit 14 Tagen der Mittelpunkt erbitterter, rastloser Kämpfe ist. Auf das Nordviertel und die Kellereien von Pommery regnen die Granaten nieder. Wir können genau beobachten, wie sie zerspringen. Von Westen kommt der erregende Ton der Mitrailleusen herüber. Wir schlagen uns nach links und erreichen einen kleinen Hügel, der das Dorf Ludes überragt. Von dort überblicken wir das ganze endlose, majestätische Schlachtfeld. Die letzten französischen Batterien sind kaum hundert Meter von uns entfernt. Wir können genau die Linie der feindlichen Stellung erkennen. Es herrscht ein entsetzlicher Lärm. Wir unterscheiden den trockenen, hohen Klang unserer 75er und den dunkleren der größeren Geschütze, die gewissermaßen den Baß bilden. Ab und zu erschüttert noch ein tieferer, schrecklicherer Knall die Luft. Das sind die ganz großkalibrigen deutschen Geschütze, die in Aktion treten. Der Feind hat einen Teil des Artilleriematerials, das für die Belagerung von Paris bestimmt war, hierher nach Reims gebracht und hat damit die Höhen von Berru und Nogent l'Abesse besetzt. Von diesen beiden Höhen aus beherrscht er das Tal und hält unsere Offensive auf. Noch hat kein Angriff ihn vertreiben können. Von dort aus beschießt er ohne Pause unsere Dörfer und unsere Schützengräben. Aber heute Morgen scheint der Artilleriekampf besonders erbittert zu sein. Wir können ihn in seiner ganzen Größe, seiner ganzen Ausdehnung betrachten. Es ist ein großes, ein entsetzliches Schauspiel.

Aus allen Gehölzen, aus jedem Gebüsch springt das Feuer der Kanonen oder steigen die Rauchwolken der explodierenden Geschosse. Hin und wieder schlagen an einigen Orten Flammen empor, das sind Hütten oder Strohdiemen, die abbrennen. Die französische

Batterie, die sich hinter einem Vorhang von Bäumen verbirgt, hört nicht auf zu schießen: ihre vier Geschütze arbeiten wie ein Donnerwetter. Die Kanoniere bedienen sie mit der Regelmäßigkeit von Maschinen. Deutsche Geschosse schlagen vor ihr ein, aber sie erreichen sie nicht.

Jetzt ist La Pompelle das Ziel des Gegners. Dies Fort, das genommen, wieder verloren und zurückerobert wurde, kämpft heldenhaft. Die Kompagnie, die es verteidigt, hat alle ihre Offiziere verloren. Sie wird von dem Reserveleutnant M. kommandiert, einem ganz jungen Offizier aus Bordeaux, den wir am Abend verwundet im Feldlazarett in Epernay wiederfinden. Die Sache stand einen Augenblick verzweifelt. Der kleine Leutnant hatte Befehl erhalten, zu kämpfen bis zum letzten Mann und lieber zu sterben, als einen Schritt zurückzugehen. Er kämpfte und wich nicht. Aber da er Verstärkung nötig hatte, kniete er nieder und kritzelte eine Botschaft an seinen Oberst in sein Notizbuch. Dieser Bewegung verdankt er sein Leben, denn im selben Augenblick platzte dicht bei ihm eine Granate und hätte ihn wohl mitten vor die Brust getroffen. Nun verletzte ihn nur ein Splitter an der Schulter. Der kleine Offizier schleppte sich bis zur Ambulanz, ein Sergeant übernahm für ihn das Kommando, eine Reservekompagnie kam zur Hülfe herbei, und eine Stunde später war La Pompelle gerettet.

Die Linien, um die nacheinander gekämpft wird, lassen sich klar übersehen. Unsere Infanterie hat eben nach unerhörten Anstrengungen den Kanal überschritten und dabei große Verluste gehabt. Sie liegt jetzt in den tiefen, von den Deutschen verlassenen Schützengräben. Der Lärm der Gewehrsalven wird von der lauten Stimme der Kanonen völlig zugedeckt. Frische Truppen treten von Zeit zu Zeit an die Stelle der Toten und Verwundeten. Wir können sie sehen, wie sie gleichsam päckchenweise aus einem kleinen, von den Geschossen völlig zerzausten Wäldchen herauskommen, wo sie hinter einem Buchendickicht in Reserve lagen. Jede Einheit lauert ungeduldig auf den Augenblick, einen Schritt vorwärts zu kommen und benutzt das kleinste Zögern des Feindes zum Andringen.

Während vieler Stunden — o, welche Stunden! — wohnen wir diesem schrecklichen, erbitterten Kampfe bei, in dem fast unsicht-

bar, in Gehölzen und Schützengräben versteckt, in jeder Falte des Terrains verborgen, tausende und tausende von Menschen mit dem gleichen tragischen und mächtigen Willen nur zu dem einen Ziel gespannt sind: Vordringen!

Dort, vor uns, kaum einen Kilometer entfernt, in der Feuerlinie, dort, fühlt man, ist glühendes Heldentum, ist opferwilligste Todesbereitschaft, ist edelster Opfermut des einzelnen für den Sieg des Ganzen — brutal und erhaben zugleich.

*

Aber unmittelbar hinter der Feuerzone bietet uns das Schlachtfeld einen ganz anderen Eindruck, den wir nicht erwartet hatten: ein Gefühl von höchster, angespannter Intelligenz, von fieberhafter und überlegtester Tätigkeit, von vollkommener Ordnung, die es möglich macht, ohne Unterlaß dem Tumult, dem Morden, dem Entsetzen der Kampflinie neue Kräfte zuzuführen. Von der Front bis zum Fouragepark, bis zu den Ambulanzen, bis zu den verschiedenen Stäben der Brigaden, Divisionen und Armeekorps ist eine ständige Bewegung, ein ewiges Hin und Her wie in einem ungeheuern, tätigen Ameisenhaufen. Eine wunderbare Beweglichkeit, schnell, genau, methodisch. Es ist ein ständiges Kommen und Gehen von Fußgängern, Reitern, Radfahrern, Automobilisten, von Wagen und Munitionstransporten. Ich sah einen Artilleriehauptmann Munition verlangen und sie prompt zehn Minuten später in Empfang nehmen. Keine Unruhe, kein Zuspätkommen. Jeder weiß, daß er das Nötige zur rechten Zeit erhalten wird.

Man hört, daß unsere Truppen da unten bei dem kleinen Wäldchen besonders scharf haben kämpfen müssen, sofort gehen drei Hilfsambulanzen nach jener Seite ab. Vier Munitionswagen hasten über einen Querweg, sie sollen vorgeschobene Geschütze versorgen. In kurzem Abstand folgen ihnen ein Dutzend Pferde, die vier Begleiter dorthin bringen, wo sie getötete Pferde ersetzen sollen. Nach allen Richtungen hin eilen Stafetten, zu Fuß, zu Pferde, auf dem Motorrad, je nach der Eiligkeit des Befehls, den sie zu überbringen haben. All das ordnet und fügt sich mit einer wunderbaren Regelmäßigkeit zum Ganzen, die Schnelligkeit artet nie aus in hastiges

Gedränge. Und dies große Netz von Willen und tätiger Intelligenz dehnt sich auch in unserm Rücken aus, zu weiter entfernten, stärkeren Reserven, und die Trainkolonnen werden um so wichtiger, je weniger nahe und exponiert sie sind. Man staunt geblendet so viel organisatorische Umsicht an, die aufmerksam und vielseitig all das vorgesehen hat und allem dem vorsteht, all dem, das auch noch die Schlacht ist und die charakteristische Forderung des modernen Krieges erfüllt: ein Maximum von Kühnheit in der vorderen Linie, gestützt auf ein Maximum von überlegter Vorsicht in der rückwärtigen Stellung.

*

Seit einigen Augenblicken erkennt man, daß das Dorf Prunay der Mittelpunkt der Aktion geworden ist. Verschiedene seiner Häuser brennen wie Holzstöße. Zahlreiche Geschosse schlagen in das umgebende Gehölz ein. Wir erwidern mit größerer Heftigkeit, die Schüsse folgen so schnell aufeinander, daß man sie nicht mehr einzeln wahrnehmen kann. Unsere kleinen Artilleristen eilen tapfer von den Munitionswagen zu den Geschützen, die ohne Aufhören ihre Geschosse speien. Ein reitender Jäger, der bei uns vorüberkommt, ruft uns begeistert zu: »Die geben's ihnen aber ordentlich!« Aber es scheint, als ob bald eine Stille eintreten wolle. Die Explosionen lassen sich wieder einzeln unterscheiden, dann treten sogar kleine Pausen zwischen die einzelnen Schläge. Es ist sicher anzunehmen, daß die feindlichen Batterien da drüben sich verschossen haben. Wir sehen hinten eine in eiliger Unordnung einen Weg passieren. Man wird vorrücken! — Man rückt vor! — Eine ungeheure Aufregung erfaßt uns.

Wie gut verstehen wir in diesem Augenblick alles, was an Heldentum, Selbstverleugnung und Schönheit in der kleinen, banalen Phrase des offiziellen Communiqués enthalten ist: »Gestern hat man in der Gegend von X. Fortschritte gemacht.« . . . Nie wieder werden wir diese Worte ohne Bewunderung lesen.

Jetzt scheint Prunay entsetzt zu sein. Mehrere Kompagnien sind um einen Graben vorwärts gedrungen. Nun ist die Eisenbahnlinie das Ziel beider Heere geworden. Sie ist ganz nah. Aber welcher Anstrengung wird es bedürfen, um sie zu gewinnen! Und die

Anstrengung wird gemacht. Und wie freudig! Die Artillerie hat nach einer kleinen beiderseitigen Pause von neuen Stellungen aus ihre wilde, fesellose Tätigkeit wieder aufgenommen. Am Horizont wird das vom Feinde besetzte Gehölz überschüttet. Hastige Flammen springen auf und erlöschen wieder am Waldrand — die Antwort auf unsern Angriff. Große Büschel weißen Rauchs hängen stellenweise in den Gipfeln der Bäume und bezeichnen den Einschlagsort unserer Schrapnells. Anderwärts steigen schwarze Rauchsäulen aus dem Boden empor, da schlugen die großkalibrigen Granaten ein. Der gigantische Zweikampf wird wilder, überstürzt sich. Dies ist die entscheidende Stunde. Der Tag geht zur Neige.

Der Bahndamm! Der Bahndamm muß um jeden Preis erreicht werden. Unsere Infanterie stürmt vor. Aber ach! wie viele werden in ihrem Vorwärtsstürmen jäh aufgehalten! Von Sillery verlangt man eilig einen Sanitätswagen. Unsere Verluste waren bedeutend. Macht nichts. Man rückt vor, langsam, mühevoll, aber sicher. Alle unsere Batterien mühen sich, den Fortschritt unserer Infanterie zu schützen und zu sichern. Es gelingt ihnen, denn der Bahndamm ist überschritten.

*

Die Landstraße! Jetzt müssen wir die Landstraße haben! Ihre weiße Linie bietet dem Feinde ein gutes Ziel. Von Nogent l'Abesse kann man sie leicht mit Geschossen abfegen. Wieder ein neuer und schrecklicher Aufenthalt, bei dem die Artillerie ganz allein das Spiel führt. »Man hat sich um die Straße bemüht,« sagt uns am Abend ein verwundeter Richtkanonier, »man hat hübsche Schüsse erzielt.«

Die »hübschen Schüsse« tun ihre Wirkung, denn nach einer Stunde, die uns wie ein Jahrhundert vorkommt, sehen wir jenseits der Landstraße eine unserer Batterieen, die kühn dort Stellung nimmt und anfängt zu arbeiten. Sofort ist sie in Rauchwolken eingehüllt, denn der Feind eröffnet ein Höllenfeuer. Aber sie läßt sich durch so etwas keineswegs aus der Fassung bringen. Sie schießt, sie schießt ruhig weiter und hält nicht ein. Sie ist viel zu stolz darauf, so weit vorgedrungen zu sein, als daß sie auch nur um einen Finger breit zurückweichen sollte. Die Flammen springen in der einbrechenden Dunkelheit leuchtender aus den Schlünden der Kanonen. Aber dort

oben in einer uneinnehmbaren Stellung halten die Deutschen noch immer die Höhen von Berru.

Plötzlich bricht um uns her ein lebhaftes Gewehrfeuer los. Die Reserve-Kompagnien schießen auf eine »Taube«, die gerade über unsern Köpfen kreist. Um diese Zeit kommen die feindlichen Flieger, um unsere Stellungen zu erkunden. Man erwartet sie. Gestern hat einer von ihnen acht Bomben auf Mourmelon herabgeworfen. Sie wenden Listen an, denen man rasch auf die Spur gekommen ist. So schlagen zum Beispiel, wenn sie eine Acht beschreiben, unmittelbar nachher deutsche Granaten auf dem so bezeichneten Platze ein. Unsere Artilleristen lassen sich das gesagt sein.

Die Taube verschwindet unbeschädigt.

*

Die Nacht kommt herauf! Eine bestirnte, so milde Nacht! Eine Nacht, in der man nicht kämpfen, nicht sterben sollte! In der Ferne setzt sich die Schlacht im Osten nach Châlons, im Westen nach Soissons fort, unendlich, grenzenlos. Nutzlos die Dunkelheit, sie bringt keine Ruhe, die deutschen Geschosse stoßen durch den Horizont. Zwischen den Weinbergen, die sich in das Tal hinter der Mühle von Verzenay herabsenken, bemerken wir tausende von schwarzen Flecken, die laufend, gleitend, sich zwischen den Reihen der Weinstöcke durchdrängen. Das sind Senegalesen, denen wir am Morgen begegnet sind. Bei Sonnenaufgang wird man sie zum Sturm gegen die Stellungen der Deutschen vorschicken. Schon sammeln sie sich auf einem Stoppelfeld hinter einem Vorhang dichter Pappeln und warten unbeweglich, eng aneinander gedrängt.

Wir erreichen wieder die Straße nach Epernay. Aus dem Weingelände strömt uns der schwere Geruch der reifen Trauben entgegen. Auf dem abschüssigen Hang eines Seitenpfades sammeln sich die Raben um einen Pferdekadaver. Der Lärm der Kanonen hat an Heftigkeit nicht nachgelassen, und die Dunkelheit scheint die Schlacht gefährlicher, geheimnisvoller zu machen. Am Wegrand sitzen erschöpft Verwundete. Andere schleppen sich mühsam fort. Von allen Seiten kommen sie . . . . Sie scheinen gleichgültig gegen alles, auch gegen ihre eigenen Leiden. Aber zwei oder drei von ihnen reden doch

ganz gern, sie sind ziemlich früh verwundet worden, und von da an, sagen sie, hätten sie sich ausruhen und in den Ackerfurchen schlafen können. Von ihnen erfahren wir einzelne Episoden aus dem Kampf: das fürchterliche Handgemenge am Kanal, wo die Unseren ins Wasser stürzten und sich dann im Schilf zu verstecken suchten, die List der Zuaven, denen es gelang, einen Deich zu durchstechen und einen Graben unter Wasser zu setzen, in dem eine deutsche Batterie Stellung genommen hatte, wie ein Sergeant ganz allein eine Batterie, deren Mannschaft zusammengeschossen war, bediente — kurz, das Kleingeld des Ruhms vom heutigen Tage.

Der Mond geht auf. Eine große Kühle breitet sich aus. Der Friede der hohen Wipfel kommt über uns. Der Wald will schlafen. Aber dort unten, unerbittlich, geht die Schlacht.

IV.

Luigi Barzini:

DER TOD VON YPERN

An einer Straßenwendung ist die Stadt in der Ferne emporgetaucht, die Stümpfe zweier Kirchtürme, die Überreste eines festen Steinturms, des ehemaligen Bellfrieds, verschwimmende blaue Umrisse von Gebäuden. Im grauen Lichte dieses Tages erscheinen die Bäume, die die Ebene einrahmen, als ein dichter Nebel, als graue luftige Spitze, die den Horizont mit einer düsteren Wolkenstickerei begrenzt, und die immer noch majestätischen Reste der zerschossenen Stadt heben sich verschleiert von diesem nebelhaften Gespinst ab, ebenso durchsichtig, fahl, trostlos und wesenlos, unwirklich in ihrer Zerstörung, Gespenster eines hingemordeten Ruhms.

»Man erkennt es nicht wieder, das arme Ypern,« rief der Mann, der uns führte, nachdem er lange mit gerührtem Schweigen den veränderten Umriß der alten wundervollen vlämischen Hauptstadt betrachtet hatte, die nun verstört und zerrissen war, als ob in wenig Stunden der Atem vieler Jahrtausende über sie hingegangen sei.

In kurzen Zwischenräumen erschüttert das Bombardement die Luft, ind vom Wind getrieben, fliehen zwei weiße Wolken durch die

Bäume, rollen näher, verwirren sich, verschwinden. Zwei spukhaft violette Funken springen in der Höhe auf, und für einen Augenblick ist die Spitze des Turms in einer Wolke verschwunden. Der Vernichterzorn der deutschen Kanonen richtet seine Schläge noch immer auf Yperns schon erstorbenes Herz.

Die Straße ist verlassen.

Hinter uns liegen Städte und Dörfer, wimmelnd von Soldaten, ungeheure Lager von Artillerie und Lastfuhrwerk — auch die Wiesen, welche die Wege begrenzen, sind davon überschwemmt. An den Straßen liegen Truppen, ihre in unzähligen Bündeln zusammengestellten Gewehre scheinen schwarze Garben mit spitzen, metallenen Stacheln. Standarten zeigen Hauptquartiere von Divisionen und Brigaden an, wir kommen durch tiefe Schützengräben einer zweiten Gefechtslinie, in denen schweres Geschütz untergebracht wird, vorbei an wimmelnden Unterkünften für erschöpfte Arbeiter und Wagenführer.

Bis an die Überschwemmungszone zwischen Yser und Bregues zittert auf den baumbestandenen Straßen, die über die Wasserfläche herausragen, in kleinen und endlosen Pünktchen das geordnete und angestrengte Leben der Etappenstraße. Dann, jenseits Vlamentynghe, vier Kilometer vor Ypern, beginnt die schauerliche Einsamkeit des modernen Schlachtfeldes.

Keine andere Stimme, kein Ton, kein Geräusch, als die Schläge der Kanonen, das Platzen der Granaten. Aber dies Aufsprühen von Blitzen scheint das grauenvolle, schreckhafte Stillschweigen der Stadt und der Felder noch auffälliger, noch tiefer und bedeutungsvoller zu machen. Ein Schweigen der Resignation, des Entsetzens, der Todesangst. Unsere Schritte auf dem Pflaster der Vorstadt hallen von den kleinen Häusern wider, den ersten Häusern von Ypern.

Kein einziges ist unberührt geblieben. Der eiserne Hagelsturm hat sie gepeitscht, zerlöchert, durchbohrt, abgedeckt.

Dächer sind weggefegt, die zerbrochenen Dachbalken starren, geknickte Tragepfeiler stehen empor, Brocken von Mauerresten sind durch die Gewalt der Explosionen über die Wege gesät und hindern überall unser Vorwärtskommen. Eins eng ans andere geschmiegt, haben diese Häuschen gezittert, sie sind zusammengekrochen,

sie haben sich schaudernd geschüttelt und schauen nun verstört, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Entsetzens aus den hohlen Augen ihrer glaslosen Fenster. Sie haben den leeren, angstvollen, gequälten Blick der Toten.

Das Bombardement dauert an. Die Deutschen beschießen die Eisenbahnstation, die zwischen dem Vorort und der Stadt liegt. Aber die Granaten fallen bis in die Straßen.

Es ist eine Batterie von 105ern, die das Feuer mit der Regelmäßigkeit einer Maschine fortsetzt. Zwei Schüsse, dann noch zwei, und dann eine Pause. Man hört das Sausen der großen Bomben, wie sie über die verlassene Stadt hinfliegen; es wird lauter und voller, klingt näher, schärfer, zögert einen tiefen Atemzug lang, und dann folgt die entsetzliche, lärmende Explosion, die einen schweren, dumpfen Regen von Splittern und Kugeln auf Mauern und Wege niedergehen läßt.

*

An einer Stelle der Straße warten drei Verwundete auf Hilfe. Sie liegen noch an derselben Stelle, wo sie soeben hingeschleudert wurden. Es sind Bewohner der Stadt, die der Hunger aus irgendeinem Schlupfwinkel ans Licht trieb. Sie rufen nicht, sie sagen nichts, sie klagen nicht einmal. Sie schauen um sich, blaß, entsetzt, leidend und stumm. Die Gefahr macht schweigsam. Man hat den unbewußten Wunsch, nicht gehört, nicht gefunden zu werden von jenem furchtbaren, unsichtbaren Mordwillen, der die Luft erfüllt.

Wir sind zu dritt, drei Journalisten, und drücken uns im Gänsemarsch an den Mauern entlang, wie Indianer auf dem Kriegspfad, nach dem berühmten Marktplatz, der noch vor wenig Tagen einen der schönsten und wertvollsten künstlerischen Eindrücke der Welt bot.

Der Weg ist nicht immer bequem. Wir müssen tiefe, von den Geschossen ausgehöhlte Löcher umgehen, Mauerreste überklettern und uns aus Netzen heruntergefallener Telephondrähte herauswickeln, die zahlreich und wirr wie die ausgerauften Locken eines Titanen umherliegen, und die Stimme der Granaten bannt uns immer wieder regungslos an den Boden. Immer wieder bleiben wir dann stehen mit jener merkwürdigen, unwiderstehlichen Plötzlichkeit der vlämischen Uhrenfiguren, wenn der letzte Schlag der Stunde

aushebt. Dann setzt sich plötzlich unser Werk wieder in Bewegung, und so geht es weiter.

Ich mache die Beobachtung, daß der menschliche Instinkt wohl bei der Urform des Krieges mittels Steinwürfen und Stockschlägen stehen geblieben sein muß. Wir erwarten die Explosion einer Bombe in der Stellung eines, der einen Schlag auf den Rücken fürchtet. Wir ziehen die Schultern hoch, krümmen das Rückgrat und stehen still, zufrieden mit den so getroffenen Vorsichtsmaßregeln. In einem solchen Augenblick der Unbeweglichkeit vervollkommnete mein Nachbar seine Verteidigungsmaßnahmen durch energisches Hochklappen seines Rockkragens.

Jedes Geräusch findet in der tragischen Ruhe einen ungeheuren Widerhall. Pferdegetrappel kommt lärmend, hart hallend aus einer kleinen Gasse. Es sind zwei Gendarmen, nur zwei. Sie erscheinen an der Ecke, grüßen und entfernen sich langsam auf ihren müden Gäulen. Der eine verbindet ruhig, die Zähne zu Hilfe nehmend, mit seinem blau karierten Militärtaschentuch die verwundete rechte Hand, von der das Blut herabtropft. Zwischen den Ruinen verkehren nur Polizeipatrouillen, die auf Plünderer fahnden.

Weil, wenn alles tot ist, das Böse noch lebt. Der Krieg läßt Bösewichter erstehen, wie er Helden erstehen läßt, aus friedlichen Bürgern, die weder das eine, noch das andere waren. Er ist die große Flamme, die alle Patina, allen Lack, alle falsche Vergoldung frißt, den Schein und die Konvention der Welt und jeden Menschen zwingt, das Metall zu zeigen, aus dem er gemacht ist. Er stellt die unbekannte, wahre und ursprüngliche Seele nackt vor uns hin. Der Mensch wird wieder ein Wilder im Guten und im Bösen, in Größe und Niedrigkeit. Und eine ehrbare Stadt fällt, wenn sie beschossen wurde, wieder in ferne Finsternisse zurück, sie sieht in grausamen Wüsteneien den Raub heranschleichen, wie in den Tiefen der Wälder.

Der Schall der Pferdehufe verliert sich in der Ferne, und wir fühlen uns entsetzlich einsam in der gemordeten Stadt.

*

Lange Ruinenperspektiven öffnen sich an jeder Querstraße vor uns, eingestürzte Mauern, Dachbalken, die herabfielen und zwischen

den Fassaden hüben und drüben stecken blieben, aus den Angeln gerissene Türen. Die getroffenen Häuser haben aus ihren Wunden bis zur gegenüberliegenden Straßenseite hin ihre Eingeweide von Stein, Kalk und Holz verstreut und stehen nun da, offen, ausgehöhlt, leer, nicht wieder zu erkennen.

So durchschreiten wir die Elverdinghestraße — sie kommt uns endlos vor — und erreichen den berühmten Platz. Und bleiben — wie lange wohl? — an jener Ecke stehen wie angewurzelt, staunend, bewegt, voll Bewunderung, Schmerz, Ehrfurcht, stumm, überwältigt von der großartigen Trauer dieses Anblicks, schüchtern vor etwas Wunderbarem, Heiligem. Wir erscheinen als unberufene Eindringlinge, die das feierliche Mysterium eines erhabenen Todes belauschen. Wir fühlen, was wohl der empfinden möchte, der auf dem einsamen und zerstörten Markusplatz das schweigende Sterben des Dogenpalastes mit ansehen müßte.

Gestern flutete hier noch das Leben von sieben Jahrhunderten. Heute verlöscht es in Entsetzen und Einsamkeit, in der dämmernden Blässe eines Herbsttags, der wie ein Schluchzen ist. Riesenhaft und feierlich türmen sich über die Menge der zertrümmerten Häuser monumentale Dämme auf, zerissen, abgedeckt, durchlöchert, zerstört, aber aufrecht, gewaltig und stolz. Von den Schüssen unterwühlt, offen, von langen Sprüngen zerrissen, voller Breschen, rauchgeschwärzt, ragen die edeln Steinmauern der Hallen, des Rathauses und der St. Martinskirche, öde, ohne Seele, mit den gotischen Bogen ihrer leeren Fensterhöhlen den Himmel einrahmend, in starrer unsäglicher Majestät schleudern sie den Stolz ihrer Türme zu den Wolken empor, der Türme, die keine Glocken, keine Spitze mehr haben, und deren Fuß die Schläge ungeheurer Äxte unterhöhlt zu haben scheinen.

Die ursprünglichen Formen sind nicht festzustellen. Die Linien der Gebäude erscheinen so verändert und verwirrt, daß wir im ersten Augenblick in der fahlen Dämmerung vor jener grauen imponierenden Masse von Pfeilern und Bögen, vor jenem ungeheuern Grabhügel gemordeter Schönheit nicht unterscheiden können, was Kirche, Palast, Museum war. Das Auge sucht auch nicht danach: es irrt träumerisch über die düstere Feierlichkeit der zerschmetterten Linien hin, es verliert sich in der reinen Grazie all dieser Steinmassen,

die aus der Erde springen, sich zu den verschwundenen Krönungen emporrecken, emporsteigen und plötzlich, abgerissen, enden: eine ungeheure, abgebrochene Symphonie.

Wir zeigen uns die Dinge mit vagen Gesten, wortlos, so vertieft und weltfern, daß wir sogar vergessen, den Rücken zu krümmen, wenn der klagende Ton der Granaten laut wird. Keiner von uns hat Ypern je vorher gesehen, und das Leid über den Anblick einer unwiderruflichen Zerstörung vereint sich in uns mit den Wundern einer Offenbarung. Durch Liebe und Andacht unzähliger Generationen erhalten, war hier ein unberührter, wundervoller Winkel des dreizehnten Jahrhunderts lebendig geblieben, und wir kamen an diesen verzauberten Ort, nun, da er sich ins Nichts auflöst, wir erfassen diesen Traum in dem Augenblick, da er für immer verschwindet...

*

Die ganze übrige Welt rang in der finsteren Barbarei des Mittelalters, als der flämische Frieden seinen Mittelpunkt in Ypern hatte, Ypern, reich durch Handel und Industrie, frei, volkreich, von dem die wiedererstehende europäische Kultur, diese in ihrer neuen Jugend so eifrige und kindliche Kultur, die prächtigen Tuche zu ihren Krönungsmänteln erbat, die feinen, kühlen Leinen, deren Bereitungsgeheimnisse der Orient verloren hatte, die zierlichen, kunstvollen Stickereien, die sich dem prunkenden Luxus der kriegerischen Höfe anschmiegten, die zarten Spitzen, mit denen sich die rauhen Edelleute so gerne schmückten. Und es waren die reichen und ernsten Kaufleute von Ypern in ihren langen, hermelinbesetzten Röcken, das reichbehaarte Haupt mit turbanähnlichen Mützen bedeckt, die hier die Hallen schufen, den Markt der Welt, die Königsburg der Geschäfte, den unvergleichlichen Sitz des Handels und der Freiheit, das Parlament der Regierenden und des Volkes. Dante war noch nicht geboren, und schon waren die Hallen von Ypern ein Jahrhundert alt, und schon schaute die Kirche von St. Martin auf die Stadt nieder, wie ein Hirte auf seine Herde.

Die Herrschaft im Handel ging von einer Stadt auf die andere über. Ypern sank, und Gent stieg auf, Gent ging zurück, und Brügge kam empor, Brügge starb, und Antwerpen erblühte, Antwerpen

nahm ab, und London wuchs, alles änderte sich, verwandelte sich, stürzte zusammen und wurde neu geboren: aber die Hallen, die Kirche, der Markt von Ypern standen unberührt im Strom der Zeiten, sie wurden zu Heiligtümern der Rasse und lebten durch die Verehrung und die Sorgfalt eines ganzen Volkes. Solche Monumente leben, solange sie geliebt werden. Sie haben kein Alter, sie haben kein Ende, solange sie einen Platz im Herzen der Menschen besitzen. Sie schwinden, wenn sie ihm fremd werden. Vergessen, kehren sie Stein für Stein zur Erde zurück.

Und die leidenschaftliche Liebe Yperns gab den Hallen und dem großen Marktplatz eine ewige Jugend. Ypern betete sie beinahe an, diese feierlichen und beredten Zeugen seiner Vergangenheit, die von seiner einstigen Größe erzählten. Ypern schützte sie, verteidigte sie, litt nicht, daß das Gewicht der Jahrhunderte sie erdrückte, beobachtete sie mit jener ständigen Zärtlichkeit, der nichts entgeht, und stete, geduldige Arbeit suchte und besserte alle Schäden des Alters und der Geschehnisse am heiligen Gemäuer aus. Jede Generation gab den Hallen etwas von ihrer Frische und ihrer Heiterkeit. Nur die ruhige Zähigkeit des flämischen Gefühls, die tiefe Treue, mit der diese edle Rasse an ihrer Tradition hängt, konnte das Wunder vollbringen, bis auf unsere Tage das kraftvolle Alter jener Gebäude zu erhalten, deren Grundstein unter dem Jubel des Volkes im Jahre des Heils 1200 gelegt wurde.

Um sie herum tobten Revolutionen und Kriege, ohne sie zu berühren. Von Hungersnot und Pestilenz geplagt, erhob sich das Volk von Ypern, raubte, brannte: die Hallen blieben unberührt. Die Genter kamen in Waffen, es kamen ihre Verbündeten, die Engländer, und belagerten Ypern, eroberten es, verwüsteten es. Die Hallen blieben unberührt. Die Bilderstürmer erfüllten die Stadt mit Tumult und Raub. Die Hallen blieben unberührt. Es kamen des Herzogs Alba Truppen und lagerten in dem schon niedergehenden Ypern. Die Hallen blieben unberührt. Die Geusenkriege wüteten mit Feuer und Schwert, und die Hallen blieben unberührt. Alessandro Farnese eroberte die Stadt und gab sie der Wut seiner Soldaten preis. Die Hallen blieben unberührt. Viermal in einem Jahrhundert nahmen die Franzosen Ypern, und die Hallen blieben unberührt.

Wir dringen langsam auf dem Platz vor. Die kleinen alten Häuser ringsum, fast alle beschädigt, einige ganz zerstört, scheinen sich zurückzudrängen, sich aufzureihen, eng aneinandergepreßt wie eine Menge, die entsetzt und angstvoll im Kreis um ein Schreckensschauspiel herumsteht. Auf dem Boden im freien Raum zwischen den Hallen und der Kirche eine ungeheure, schwarze Höhle, unregelmäßig und tief: die Einschlagstelle eines 42cm-Geschosses. Es sieht aus, als habe die Granate das Straßenpflaster und die Erde verschlungen: denn alles, was sie aus diesem ungeheuren Krater, in den sich zwanzig Menschen verbergen könnten, herausgegraben haben muß, ist verschwunden — aufgelöst und als Wolke kleinster Projektile umhergeschleudert. Ringsum sieht es aus wie nach einem Erdbeben. Laternenpfähle sind gegen Mauern geschleudert, Bäume sind entwurzelt und weit fortgerissen, was sich in der Nähe befand, ist beiseite geworfen. Die ungeheure Explosion hat sich aus allem, was in ihrer Nähe war, Waffen geschaffen und damit um sich geschlagen.

Zwischen all dieser Zerstörung steht mitten in einem kleinen, verwüsteten Gärtchen das einzige Menschliche, das übrigblieb, das Standbild des Bürgermeisters Vandenpeereboom. Aufrecht und unberührt steht er da und schaut immer noch zu den Hallen hinüber, zufriedenen Gesichts und mit theatralischer Geste.

*

Die Kirche St. Martin war eine jener gotischen Basiliken des Nordens, deren Grundstein das elfte Jahrhundert legte, die das zwölfte erbaute, das dreizehnte erweiterte und das vierzehnte Jahrhundert vollendete, stark, wie eine Festung, umgeben von feinen, geschwungenen, durchbrochenen Strebepfeilern, die ihre schlanke Kurve zu seiten des großen Schiffes wie leichte Springbrunnen emporwarfen, eine Kirche, die wie ein Sturm der innigsten Andacht ist, und auf die frommer Glaube Jahrhunderte lang alle Grazie einer nun verlorenen Kunst häufte.

Das riesige Spitzenmuster der Rosen ist zerrissen, die gemeißelten Portale sind zertrümmert, die Wände klaffen, die historischen Glasfenster haben die Edelsteine ihrer bunten Bilder am Boden verstreut wie die Stücke eines blitzenden Zauberspiels, das niemand je wieder zusammensetzen wird. Auf der Erde häufen sich die herabgefallenen

Mauerbrocken, der Glockenturm ist zernagt, zerkratzt, zersplittert, der Bekrönung beraubt, von Rissen und Löchern durchbohrt, die eine lebendige, blutige Farbe haben, und an seinen Seiten schwanken die verkohlten Balken eines Gerüstes, mit dessen Hilfe geduldige Arbeit eben dabei war, die Schäden der Zeit auszubessern. Auf der Höhe des Turms ist eine kleine, zerfetzte, belgische Fahne stecken geblieben und zittert und bebt — das einzig Lebendige in all der Einsamkeit, wie ein erschreckter Vogel.

Mauerbrocken versperren die Eingänge. Man muß über Hügel zerschmetterter Bildsäulen klettern, um in die Kirche zu gelangen. Sie ist vom blassen Tageslicht erfüllt, das durch die riesigen Breschen eindringt. Die Bomben haben sie gerissen. Das prächtige, hohe Gewölbe, auf dem sich die reizvollen Rippenanordnungen kreuzten und verschlangen, die in Bündeln aus den Kapitälen der Säulen stiegen wie Palmwedel aus ihren Stämmen, ist eingeschlagen. Zerstörte Gräber, verwüstete Altäre, zerrissene Gemälde — die blinde Wut der Kanonen hat über alles andere gesiegt. Eine Kreuzabnahme hängt in Fetzen herab, das leidvolle Antlitz Christi ist von einem neuen Martyrium verwundet, eine Geburt Christi mit Brandflecken bedeckt, als habe ein Feuer sie angespieen. Durch die Erschütterung herabgestürzte Gewölbestücke häufen sich im Mittelschiff, wo man die Toten aufbahrte. Von Zeit zu Zeit ertönt Lärm, ein Krachen, ein dumpfer Aufprall, der unter den hallenden Bogen weiterklingt, und eine dichte Staubwolke steigt auf. Das sind Stücke der Wölbung, die sich loslösen und niederfallen. So stand die Martinskirche feierlich da in ihrer Qual.

*

Wenige Schritte weiter die Hallen.

Eine unabsehbare Flucht von Spitzbögen über geschwärzten Mauern, hinter denen nichts mehr ist, eine unbeschreibliche, übergroße, steinerne Spitzenverzierung, düster, ins Leere gespannt. Eine Volksmenge verstümmelter Steinbilder in den Höhlungen der Nischen, in Reih und Glied. Hoch oben die reizende Linie eines gemeißelten Gesimses, das nichts mehr stützt. Alles das hier und da eingestürzt, zerstört, von Breschen durchbrochen, beherrscht vom Bellfried, dem riesigen Turm, der das Symbol, das Wahrzeichen der bürgerlichen Unabhängig-

keit war und nun, enthauptet, aufgerissen, ungestalt, durchlöchert, jeden Augenblick aufzubrechen und in Trümmer zusammenzustürzen droht. Und an den vier äußersten Ecken dieser Ruinen vier Türmchen, schlank und schmal wie Minarette, die seltsam unberührt, schmerzlich ausdrucksvoll bei der Zerstörung Schildwacht stehen.

Die Hallen waren der einzige, große Palast der Frühgotik, der auf der ganzen Welt existierte.

Wie soll man sie sich in unzerstörtem Zustand vorstellen mit ihrem hohen, steilen Dach, auf dessen First ein blitzendes Goldgitter entlanglief, dem nordischen Dach, dem Dache der alten Kathedralen? Zugleich mit den zerstörenden Bomben kamen die Brandbomben, und die Flammen haben die ungeheuren Balken verzehrt, die man einst aus den riesenhaften Bäumen längst verschwundener Wälder zurechtgehauen hatte. Es war eines der Wunder der Welt, dies Dach, das aussah wie ein sagenhaftes, umgestülptes Schiff. Der ganze Palast war nur ein einziger Saal, beispiellos, riesenhaft. Hier war es, wo das vlämische Volk die Befreiung Flanderns von der burgundischen Herrschaft beschloß, und dann ließ der Bellfried seine Stimme erschallen, die alles Volk zu den Waffen rief.

Aber seit Jahrhunderten rief der Bellfried nur noch zur Arbeit. Friedlich war er geworden, zählte die Stunden und verkündete sie mit harmonischem Klingen seines Glockenspiels, das der Stadt eine süße, alte Weise sang. Nie wird sie jemand wieder vernehmen, die Stimme des guten Riesen. Die Glocken sind herabgestürzt: die letzte Stunde, die sie schlugen, war sieben Uhr morgens am Sonntag, den 22. November. Um sieben ein viertel erhielt der Bellfried die erste Todeswunde. Die aufgesetzten Bogen, die seiner Gestalt soviel Grazie verliehen, sind herabgestürzt. Das Innere des Turmes ist nur noch eine einzige Höhle, die ihn weitet und teilweise aufreißt. Das Arbeitsgerüst, das auch um ihn gerade aufgeschlagen war, hängt aufgelöst an ihm herunter wie Reste eines luftigen Schiffbruchs.

Und noch in der Nacht vorher stiegen nach altem Brauch von der Spitze des hohen Turms die Klänge des Nachtwächterhorns in das noch nicht ganz verlassene Ypern nieder und verkündeten von Stunde zu Stunde nach allen vier Himmelsrichtungen, daß alles ruhig sei.

Wie lange her das scheint! Wie die Hallen in wenig Stunden wieder in die Epoche ihrer Entstehung zurückgefallen scheinen!

Einige Standbilder der Grafen von Flandern, welche die Nischen der Fassade zierten, sehen, angesplittert, vom Feuer entfärbt, schon jetzt so aus, als seien sie irgendwo aus der Erde gegraben, und die Wissenschaft habe sie hierher in eine archäologische Rekonstruktion hineingestellt. Sie haben keine Gesichter mehr und keine Hände und schüchterne, geheimnisvolle Gebärden. In den Rissen der Mauern, auf den Resten der Innenwände erscheinen, unbestimmt, nebelhaft, Spuren von Fresken, die den Grabgemälden ferner Kulturen gleichen und den Augen der Gelehrten ein Labyrinth von Möglichkeiten bieten. Im inneren Hof reihen sich vereinsamte Säulen, wie in den pompejanischen Tempeln.

Und doch anders. Und doch spricht das Leben von Gestern aus tausend frischen Spuren, aus tausend zerbrechlichen Dingen, welche die Zeit zuerst vernichtet hätte, wie sie Fleisch und Blut eher vernichtet, als das Knochengerüst. Da sind Fetzen alter Stoffe, Möbeltrümmer, geschnitzte Tür- und Fensterkrönungen, das ganze zerbrechliche Material der Inneneinrichtung. Und in den Fensterhöhlen hängen noch die Reste der kleinen Scheiben aus Glasflüssen einer früheren Zeit. Sie baumeln an ihren bleiernen Rautenfassungen im Leeren und geben den erloschenen Augen der Hallen einen zitternden Tränenglanz . . .

Wie wir langsam, langsam weiter vordringen, wächst in uns ein Gefühl von Angst empor, eine Art heiliger Scheu, wir fühlen uns angezogen und zurückgestoßen, gefesselt und verschüchtert zugleich, und wir verlassen die Hallen in unwillkürlicher Flucht. Aus dem noch warmen Gemäuer haucht ein schauerlicher Leichenduft. Wir kehren auf den Markt zurück, auf dem sich, näher und menschlicher, die Tragödie der kleinen Häuser abspielt.

In einer Ecke hat das alte Schlachthaus, ein Zeitgenosse der Hallen, das in ein Museum verwandelt worden war, unter der Wut des Feuers weit über seine Schwelle hinaus die Scherben seiner alten, flämischen Porzellane ausgestreut, wertvolle Münzen, jetzt geschwärzt und formlos geworden, geschmolzene, unkenntliche Dinge in gläsernen und metallenen Fassungen, verkohlte Gewebefetzen, die einst Gemälde großer Meister waren. Eine marmorne Statue der Leda hat

sich wie unterwegs ermüdet auf eine Türschwelle niederfallen lassen. Sie liegt auf dem Rücken, ihr weißer Busen ist von den Flammen geschwärzt, wollüstig lächelt ihr klassisches Antlitz zu uns herüber.

*

Ringsum kämpfen die verlassenen Giebelhäuschen mit dem Tode. Diese kleinen Häuser aus einer vergangenen Epoche vermitteln einen traulichen Eindruck von häuslicher Ruhe und patriarchalischer Lebensführung. Sie schauen so unsagbar gutmütig und wohlwollend aus, so väterlich milde und ernst. Durch die zerbrochenen Fenster dringen unsere Blicke in Winkel, die an gewisse Interieurs der flämischen Malerschule gemahnen.

Die flämische Malerei liebt das Haus, weil die flämische Seele das Haus liebt. Das Haus leistete den Jahrhunderten ebensogut Widerstand wie die Kirche, weil es ebensogut seinen Kultus hatte. Niemand so sehr wie dieses Volk mit der geduldigen Langmut konnte die zarte Poesie des Familienlebens empfinden. Die flämische Kunst fand am häuslichen Herd unzählige Motive unschuldiger und heimlicher Schönheit, tiefer und reiner Freude.

Bis gestern saßen in diesen Häusern, hinter diesen Fenstern mit ihren kleinen, bleigefaßten Scheiben die sanften Frauen von Ypern in ihren weißen Hauben und klöppelten in ungestörter Ruhe ihre Spitzenstücke. Aus ihren geschickten, klugen Fingern quollen noch die weißen Blumenmuster der schaumleichten Valancienne. Denn wenn Gent auch Ypern seine Leinenindustrie hatte nehmen können, England seine Tuche, Paris seine Seiden und Damaste, so hatte doch kein anderes Land die Tugend, die Seelenruhe, die Geduld und den Geschmack, die geklöppelten und die genähten Spitzen nachzuahmen. So ist Ypern die Heimat dieser duftigen Wunderwerke geblieben. Von dieser alten Industrie lebte es, bescheiden und still.

Und mit der Kunstfertigkeit zugleich war auch das Denken und die Zufriedenheit der alten Zeiten in Ypern heimisch geblieben. Die mittelalterliche Stadt schlief ihren tiefen Zauberschlaf mitten im Getümmel der Welt, ungestört, als ob die Kasteelgracht und die Majoorgracht, die beiden großen Kanäle, die sie umschließen und ihr Hafen sind, ein Zauberkreis wären, der sie vom wimmelnden Werden

und Schwinden der Dinge abschlösse. Und plötzlich wurde sie geweckt, um zu sterben.

Warum?

O armes Flandern, lieblich und milde, eben und still wie die glatte See, Land der Kanäle, der Giebel und der Ruhe, frommes Reich der Tradition, der Heiterkeit, der Güte, der Tugend! In dem alten, sturmbewegten Europa, wo jeder etwas von seinem Nachbarn will, wo jedes Volk Wünsche, Ehrgeize, Feindschaften, Ruhmsüchte hat, gab es ein einziges Land, das nichts verlangte, das nichts wollte, das beschaulich, träumerisch heiter, phlegmatisch, lächelnd und zufrieden dahinlebte: Flandern. Und gerade auf dieses Land stürzte sich die fürchterlichste und erbarmungsloseste Kriegsfurie, die je in der Welt entfesselt war. Das flämische Volk ward zu traurigen Flüchtlingshorden und zerstreute sich in die Welt. Seine Häuser brennen, seine Heiligtümer stürzen zusammen, sein Vaterland stirbt, Stück für Stück . . . Armes, geliebtes Flandern, lieblich und milde!

Übersetzt von Else Hadwiger.

V.

Valery Brjussow:

HINTER DER SCHLACHT

Irgendwo in der Nähe, vor uns, donnern dumpf die Kanonen. Dann tritt an die Stelle des Kanonendonners das Knattern der Maschinengewehre. Feurige Blitze durchschneiden wie weiße Pfeile den Nebelvorhang am Horizont: dort feuern die Geschütze. Sie flammen auf, beleuchten für eine Sekunde die fernen Schützengräben und Batterien, mit den schwarzen Menschenpünktchen vor ihnen, dann versinkt wieder alles im grauen Nebel, um nach einer Sekunde wieder in hellem Lichte aufzuflammen. Es sind nicht die taubstummen Dämonen Tjutschews, die hier Zwiesprache miteinander halten: diese Dämonen lassen Kanonen und Maschinengewehre zueinander sprechen.

Ha, ein schallendes Hurra in der Ferne! Wie harmonisch klingt es in der reinen, frostigen Luft! Es sind unsere Soldaten, die zum Bajonettangriff gegen die feindlichen Stellungen vorgehen. Bei einem

neuen Aufflammen des weißen Lichtpfeiles sieht man, wie kleine, schwarze Pünktchen über die weiße Schneefläche laufen. Und in dem Hurra unserer Soldaten klingt nichts Wildes, Tierisches: es ist ein kühner, freudiger Schrei, der unwillkürlich aus tausenden von Kehlen dringt und tausende Herzen mutiger schlagen läßt.

Wir stehen bei alten Schützengräben. Die Schützengräben sind deutsch und, wie alles bei den Deutschen, mit erstaunlicher Sorgfalt hergerichtet. Es heißt, die Deutschen hätten besondere Maschinen zum Graben der Schützengräben. Sonst kann man sich schwer erklären, weshalb die Linien so gerade, die Wände so glatt, die ganzen Arbeiten so musterhaft sind. Zwei Reihen tiefer Kanäle, die sich unter einem stumpfen Winkel schneiden, ziehen sich über das ganze Feld hin, bis zum Horizont. In diesen Schützengräben konnte man sich lange halten, fast wie in einer Festung. Nun sind sie aber leer, die Deutschen haben sich überall etwa vier Werst nach Norden zurückgezogen.

Die Schützengräben sind leer, aber neben ihnen liegen hier und da tote Soldaten: auf dem Rücken, auf dem Bauche, auf der Seite, die Arme ausgebreitet oder an die Brust gedrückt, mit schmerzverzerrten oder sonderbar ruhigen Gesichtern. Die meisten von ihnen stecken in ihren dunkelgrauen Uniformen, eine Anzahl ist halb entkleidet, ohne Stiefel und Uniformröcke, einige sind in russische Soldatenmäntel gehüllt, die sie sich offenbar zum Schutz gegen die Kälte umgehängt hatten. Ich sehe unter den Getöteten Jünglinge mit sanften Gesichtern, auf denen der erste Flaum sproßt, ich sehe aber auch ältere, ernste Männer, über vierzig Jahre alt, die wahrscheinlich schon längst ihr Leben auf sichere Grundlage gestellt und wohl nie gedacht haben, daß es ihnen beschieden wäre, ihr Leben auf einem schneebedeckten Acker im fernen, fremden Rußland abzuschließen...

Wir gehen langsam die Schützengräben entlang und betrachten die auf dem Boden liegenden Leichen. Uns schließt sich eine Gruppe von Soldaten an, die an dem Kampf um diesen Schützengraben teilgenommen haben. Sie sind jetzt in der Reserve und können ausruhen, während ihre Kameraden aus den anderen Regimentern gegen die nächste Reihe der deutschen Stellungen vorgehen. Zwei, drei Fragen, eine von uns herumgereichte Zigarettenschachtel — ein wert-

volles Geschenk in der Kampflinie — und wir sind mit den Soldaten schon fast befreundet. Hier, in der Nähe des Feuers, fühlen sich alle durch den Zufall Zusammengeführten einander verwandt, wie Brüder, wie Söhne der Mutter-Heimat. Hier, wo es wahre »Feinde« gibt, sind alle Russen Freunde geworden.

Die Soldaten schildern uns die Einzelheiten der Schlacht, die mit Erbitterung ausgefochten wurde. Die Deutschen wollten um jeden Preis Lowicz erreichen*). Obwohl wir vorzügliche Stellungen einnahmen und die Deutschen mit Schrapnells und Maschinengewehrfeuer überschütteten, hielten die Deutschen fast drei Tage stand und gingen fortwährend zum Angriff über. Erst nachdem wir neue Verstärkungen bekommen hatten und den linken Flügel der Deutschen mit Umgehung bedrohten, zwangen wir sie, Lowicz aufzugeben. Sie zogen sich auf rückwärtige Stellungen zurück, die sie schon früher vorbereitet hatten, und setzten ihren Widerstand fort, der übrigens zum Mißlingen verurteilt war. Das Hurra unserer Truppen bewies, daß die Deutschen sich noch weiter würden zurückziehen müssen.

Bekanntlich war die Schlacht bei Lowicz eine wichtige Episode jener umfassenden Operation, zu der die Deutschen durch die Kunst unserer Strategie gezwungen waren. Ein starker Teil der deutschen Armee, die gegen Lodz marschierte, war von den Hauptkräften abgeschnitten worden. Die Deutschen machten verzweifelte Anstrengungen, um die getrennten Kräfte wieder zu vereinigen. Die von Norden anmarschierenden Truppen hofften, indem sie Lowicz besetzten, sich zu den abgeschnittenen Korps durchzuschlagen. Dieser Versuch schlug fehl: nach einer dreitägigen Schlacht, deren Ergebnisse vor unseren Augen lagen, mußte sich die Nordarmee zurückziehen und die abgeschnittenen Truppenteile ihrem Schicksal überlassen**).

. . . Unsere Soldaten begleiten uns bei unserem Gang längs der Schützengräben und betrachten ernst und in sich gekehrt die Gesichter

*) Dieses Ziel ist bekanntlich bei dem zweiten deutschen Vormarsch erreicht worden.

**) Es gelang diesen Truppenteilen, den eisernen Ring der Russen zu sprengen und sich mit den Hauptkräften zu vereinigen. Der Übersetzer.

der Gefallenen. Man gewöhnt sich im Kriege an das Antlitz des Todes. Man sieht es so oft vor sich, daß der Tod kein abschreckendes Gefühl mehr einflößt. Im Alltagsleben wird der Tote von zahlreichen Lebenden: den Verwandten, Freunden und Bekannten, zu Grabe geleitet — dort ist ein Toter eine außergewöhnliche Erscheinung, und so glaubt man, der Tod halte selten bei uns Einkehr. Aber im Kriege sieht man tagein, tagaus Getötete, und die Menschen gewöhnen sich an den Gedanken, daß der Tod eine alltägliche Erscheinung ist.

Der Anblick der toten Deutschen weckt bei unseren Soldaten keinerlei finstere Vorahnungen, sondern bringt ihnen nur verschiedene Episoden der Schlacht in die Erinnerung.

»Zu Hunderten fielen die Deutschen« — bemerkt ein ernst blickender Soldat mit schwarzem Bart — »aber sie wollten nicht weichen...«

»Und wie dieser fiel« — erinnert sich ein junger, bartloser Soldat — »habe ich selbst mit angesehen. Der arme Kerl wollte zum nächsten Schützengraben hinüberlaufen, plötzlich fing er an, mit den Händen um sich zu schlagen, drehte sich im Kreise herum und fiel zu Boden. Offenbar hatte er einen Schuß in den Kopf erhalten, dann dreht sich der Verwundete immer im Kreise.«

Wir traten an den Toten heran. Es war fast ein Knabe, die Lippen halb geöffnet, schien er im Tode freudig zu lächeln. Bei näherer Untersuchung fanden wir in seiner Brusttasche eine Postkarte, die der Tote offenbar am Tage der Schlacht geschrieben und nicht abgeschickt hatte. In der Karte, die eine polnische Stadt darstellte, schrieb der Tote an seinen Freund Karl, er lebe, sei gesund und wünsche ihm »das gleiche«. Der Arme ahnte nicht, welch düsteren Sinn dieser Wunsch erlangen würde.

Überhaupt hatte fast jeder Tote Briefe bei sich, die er entweder vor kurzem bekommen oder geschrieben hatte. Die Sanitäre, die das Schlachtfeld bereits halb »aufgeräumt« hatten, indem sie unsere Toten begraben und die Flinten, Seitengewehre, Schaufeln und Wertsachen fortschafften, hatten diese Briefe als unnützen Ballast fortgeworfen. Mit blutigen Flecken, zuweilen völlig mit Blut übergossen, faulen sie nun unter Schnee und Eis. Wir heben diese schmutzigen Papier-

fetzen vom Boden auf: Es wird einmal interessant und lehrreich sein, diese »Briefe der Feinde an die Feinde« zu sichten.

Außer Briefen ist das Feld mit dem üblichen »Schutt des Schlachtfeldes« übersät. Hier liegen Berge von Patronenhülsen, versprengte Stücke von Schrapnells, zerbrochene Helme, zerrissene Tornister und Mützen, Schachteln mit Patronen, verschiedene Büchelchen, unter denen namentlich viele deutsche Militärliederbücher zu finden sind. Die Menschen glauben bis zum letzten Atemzug, daß sie etwas »Eigenes« besitzen, dann kommt der Tod und tausend Dinge werden »herrenlos«.

Hinter uns liegt ein zerstörtes, verbranntes Dorf. Unter dem ununterbrochenen Geknatter der Maschinengewehre begeben wir uns dorthin. Anfangs war das Dorf von den Deutschen besetzt. Unsere Truppen mußten es im Sturm nehmen. Die Gebäude entzündeten sich an den niederprasselnden Granaten, und jetzt steht kein Haus mehr. Zwischen den verbrannten und verkohlten Baumstümpfen sieht man nur Spuren hölzerner Bauten und halb zusammengestürzte Öfen — sonst nichts. Noch nirgends habe ich in diesem Kriege ein solches Bild völliger Verwüstung gesehen wie hier. Kein Dach, keine Wand ist heil geblieben. Die Einwohner sind im genauesten Sinne des Wortes obdachlos geworden.

»Hier hatten die Deutschen ein Lazarett«, sagt leise und finster der ernste, schwarzbärtige Soldat.

Nach einigen Schritten begreifen wir, weshalb er in einem solchen Tone sprach. Inmitten der Überreste eines steinernen Fundaments, auf dem offenbar ein größeres Gebäude, eine Schule oder eine Postanstalt, gestanden hatte, sieht man vom Feuer verbogene Überreste eiserner Bettgestelle, halbverbrannte Zeugstücke, die offenbar von Mänteln und Bettdecken herrührten und wieder einen Berg von Leichen.

Mit gesenktem Kopfe und abgekehrtem Gesicht gehen wir vorüber. Nein, wir haben nicht die Kraft, dieses Schauspiel anzusehen. Die Phantasie will sich nicht ausmalen, was hinter diesen zusammengestürzen Wänden sich abgespielt hat.

Es dunkelt. Es ist schon Winter, und die Dämmerung bricht schnell herein. Wir kehren auf die Chaussee zurück, wo unser

Automobil uns erwartet. Uns entgegen kommen Verwundete, die noch imstande sind, selber nach der Stadt, zum Verbandplatz zu gehen. Die meisten sind an der linken Hand verwundet, die während des Kampfes in den Schützengräben das einzige sichtbare Ziel für die feindlichen Geschosse bildet. Die Hand mit rosafarbigem Verbandstoff umwickelt, durch den das Blut sickert, begeben sich die Soldaten ruhig nach dem Verbandplatz.

Im Krieg gewöhnt man sich auch an Wunden. Wenn jemand sich im Privatleben einen Finger verletzt, erscheint das schon als ein ernstes Ereignis. In der Schlacht wird eine zerschmetterte Hand, eine Anzahl abgerissener Finger als eine Kleinigkeit betrachtet, obgleich eine solche Verwundung nicht selten den Tod durch Blutvergiftung nach sich zieht. Man sieht aber so viel grauenerregende Wunden, daß man eine verwundete Hand nicht einmal beachtet.

Die Verwundeten machen bei unserem Automobil Halt, bitten um eine Zigarette, berichten über den Gang der Schlacht.

»Was sollen die Deutschen tun?« bemerken sie. »Gegen uns können sie nichts ausrichten. Sie gehen schon zurück. Aber Teufel sind sie: hinter der Schlachtlinie haben sie sich neue Stellungen vorbereitet.«

Die Umsicht der Deutschen, die stets Stellungen für den Fall eines Rückzuges vorbereiten, erscheint unseren Soldaten als etwas »Teuflisches«.

Ruhigen, gemessenen Schrittes zieht ein frisches Regiment an uns vorüber. Die Gesichter der Mannschaften sind streng und ernst: sie ziehen in die Schlacht. Das Regiment biegt von der Chaussee auf eine schmale Landstraße ab. Dies ist eine Umgehungsbewegung, die das Ziel verfolgt, den linken Flügel der Deutschen zu umfassen

Es ist fast ganz dunkel geworden. Am Himmel steht, der Wintersonne ähnlich, der weiße Mond. Die am Horizont aufflammenden Blitze nehmen eine rosige Färbung an: das sind die Schrapnells, die in der Luft losgehen und den Feind mit einem Kugelregen überschütten. Welch eine Hölle tobt wahrscheinlich in einer Entfernung von vier Werst von uns! Hier aber stehen die Soldaten an einen Zaun gelehnt, der wie durch ein Wunder heil geblieben ist, und warten, bis sie ins Feuer geführt werden. Und alles ringsum gleicht den Kulissen eines großen, gewaltigen Schauspiels.

Der Geschützdonner schweigt auch im Dunkel des Abends nicht. Weder Finsternis noch Kälte halten den Gang der Schlacht auf. Wir müssen aber aufbrechen.

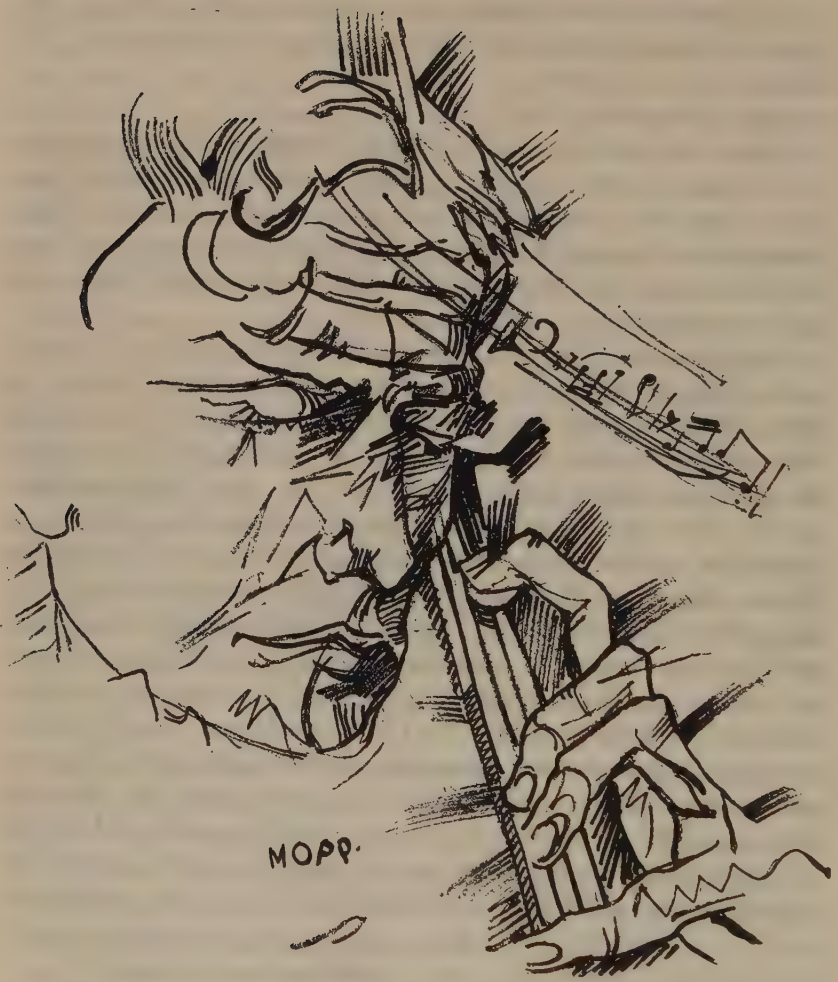
»Auf Wiedersehen, Brüder!«

»Leben Sie wohl, Euer Wohlgeboren! Danke für die Zigaretten.«

Die Soldaten wissen uns für unser bescheidenes Geschenk aufrichtig Dank. Man schämt sich, auf den vorderen Stellungen Dankesworte von Leuten anzuhören, die vielleicht an demselben Tage ihr Leben für uns lassen werden. Wir finden keine Worte, um ihnen zu antworten...

Das Automobil fährt auf der menschenleeren, wüsten Chaussee in der Richtung nach Warschau davon. Wir passieren Lowicz. In vielen Häusern sind die Fensterscheiben infolge des Luftdruckes während des Artilleriekampfes gesprungen. Äcker und Felder ziehen sich hin. Das geübte Auge unterscheidet die alten Schützengräben, um die schon im Oktober hart gekämpft wurde. Nun geht es an Socharzew vorüber, wo auf hohem, steilem Berge die malerischen Ruinen einer alten Festung sich erheben. Der Mond spiegelt sich in dem stillen Wasser der Bsura. Zerstörte Gebäude stehen am Wege, am Wegrande liegen die ungeheuren Stämme der Bäume, die noch vor kurzem die Straße einsäumten, anstelle der zerstörten Brücken sind niedrige Notbrücken über die Flüsse geschlagen. Hier ist Blonie, in dessen Nähe bei dem Anmarsch der Deutschen gegen Warschau eine ernste Schlacht stattgefunden hat, jetzt schläft die Stadt, in Dunkel gehüllt... Weiter, unmittelbar vor Warschau, sind wieder Schützengräben und Feldschanzen mit Drahtverhauen zu sehen. Bis hierher hatten die Wellen des deutschen Vormarsches geschlagen.

Geschrieben am 15.—28. November 1914.
Übersetzt von H. Stein.


MOPP.

Josef Luitpold Stern:
DICHTER

IN der Geschichte des geistigen Lebens wird die Haltung der deutschen Dichter während des großen Krieges von Neunzehnhundertvierzehn für immer denkwürdig bleiben. Aus der Art, wie sich das ungeheure Geschehen in den Herzen und Hirnen, in den Worten und Wendungen der Poeten gespiegelt hat, werden die Forscher, die nach uns kommen, manches Gesetz des dichterischen Schaffens aufspüren.

Als dieser Krieg ausbrach, stand die deutsche Kunst in heller Blüte. Aber seine Möglichkeit war dem Bewußtsein der Dichter in Wahrheit fremd. Die Mörser und Haubitzen waren gerüstet, die Jamben und Trochäen keineswegs. Dennoch ist der geistige Landsturm im Augenblick zur Stelle gewesen, Korps um Korps — ein nie zu vergessendes Schauspiel flinkster Anpassungsfähigkeit.

*

Richard Dehmel wird sich erinnern, daß er einmal ein Gedicht geschrieben hat »An mein Volk«:

> Ich hab ein großes Vaterland:
> zehn Völkern schuldet meine Stirn
> ihr bißchen Hirn.
> Ich habe nie das Volk gekannt,
> aus dem mein reinster Wert entstand.

Heute spricht er von der »Feindesrotte« und sieht ringsum »Räuber, Söldner, Schufte, Knechte«! Einmal hat er die Losung geprägt: »Wir Welt!« Heute ruft er: »Zum Teufel! soll da etwa Deutschland mit christlichen Phrasen um sich werfen, anstatt mit Bomben und Granaten!«

Diese jähe Wendung hat die Überzahl der deutschen Lyriker mitgemacht. Sie sind plötzlich Hasser geworden. Sie sind nur darüber

nicht völlig eines Sinnes, wen sie eigentlich am wütendsten zu hassen hätten. Einige, die sich von ihrer sozial gestimmten Vergangenheit nicht rasch genug zu trennen wissen, wie Frank Wedekind und Karl Henckell, wenden sich gegen den Zarismus. Sie erhalten freilich sonderbare Kollegen. ‹Auch Herr Paul Lindau wendet sich entrüstet vom Zarat in Rußland ab.› Sie denken eben nicht an das Wort des helläugigen Adolf Glasbrenner: »Ich bin wenig empört, wenn man uns etwas verbietet, aber die tiefste Entrüstung ergreift mich, wenn man uns etwas erlaubt.« Karl Henckell zieht an seinem Schreibtisch übrigens auch gegen Frankreich los.

In einer schärferen Witterung der wirtschaftlichen Wurzeln des Weltkrieges lenken die anderen ihren Haß wider England. Hier ist Ernst Lissauer der Wortführer: »Was schiert uns Russe und Franzos', Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß«, aber »wir haben alle nur einen Haß, wir lieben vereint, wir hassen vereint, wir haben alle nur einen Feind: England!«

Die dritten haben die einfachste Lösung gefunden, sie hassen alles, was Feind heißt. So kommt Arno Holz zu seinem »deutschen Schnadahüpfel«:

Alldeutschland, du mußt wandern
Durch die Hölle ins Paradies,
Heut' stehn wir noch in Flandern,
Doch morgen schon vor Paris.

Bataille um Bataille,
Und jeder stellt seinen Mann.
England, du falsche Kanaille,
Dich kriegen wir auch noch dran!

Heut' zwacken uns noch die Kosaken.
Tut nichts, wir brechen durch.
Wir helfen euch auf die Haken
Bis nach St. Petersburg.

Ihr übrigen Hallunken
Noch einen Momang! Noch einen Momang!
Wir werden euch tunken, tunken!
En avant, en avant, en avant!

Selbiger Arno Holz hat vor dreißig Jahren ein tapferes Gedicht den deutschen »Franzosenfressern« gewidmet. Heute ist er es selbst geworden.

Ebenso klingt Gustav Falkes Jagdlied auf den Bären und den Hahn und auf den britischen Löwen, die falsche Katz': »Und früher, bei Gott, wird Rast nicht gemacht, bis das letzte Wild zur Strecke gebracht.«

Diese Erhitztheit treibt die wunderlichsten Gedankenblüten. Richard Dehmel bejubelt »Alldeutschlands Erweckung«. Schön. Aber er hält

auch die Krainer und Mährer für Deutsche. In der Aufregung verwechselt man sogar die Nationen. In einer zweiten Fassung hat er, da Krain wegen des Reims auf Rhein unentbehrlich ist, wenigstens Mähren zu ersetzen versucht — durch Kärnten. Ob aber die Slovenen reinblütigere Germanen sind, als die Hannaken und Wallachen? Ein Lustspielmotiv.

Erwähnung verdient hier noch Heinrich Vierordts Aufruf »Deutschland, hasse!«

O du Deutschland, jetzt hasse mit eisigem Blut,
hinschlachte Millionen der teuflischen Brut,
und türmten sich berghoch in Wolken hinein
das rauchende Fleisch und das Menschengebein!

O du Deutschland, jetzt hasse: geharnischt im Erz:
jedem Feind einen Bajonettstoß ins Herz!
Nimm keinen gefangen! mach' jeden gleich stumm!
Schaff zur Wüste den Gürtel der Länder ringsum!

*

Richard Dehmel hielt vor dem Ausbruch des Krieges einmal einen Vortrag über »nationale Kulturpolitik«, die er selbst spöttisch eine fragwürdige Angelegenheit nannte. ⟨Der Vortrag ist im dritten Band seiner gesammelten Werke zu finden.⟩ Er meinte damals: »Wir gründen sehr sittliche Einrichtungen zum Schutz der menschlichen Arbeitskräfte — und das Vollkommenste, was mit all dem Aufwand für Volk und Menschheit geschaffen wird, sind Instrumente der Zerstörung: Kanonen, Kriegsschiffe und dergleichen.« Er nennt diesen Widerspruch einen »Wahnsinn«, der am wenigsten durch Kasernen zu kurieren ist. Heute greift Richard Dehmel selbst »gläubig zur Wehr«, macht Fahnenlieder, Flottenlieder, Schlachtenlieder. »Lieber Alfred,« schreibt er, »jetzt wird schon nach Noten geknallt, tags in den Schützengräben zwischen Caisnes und Culs ⟨südöstlich von Nyon⟩, abends im Stabsquartier pfropfenziehenderweise, immerfort mit Musik und Liedern.« Flintenknall und Pfropfenknall — für den Richard Dehmel von Neunzehnhundertvierzehn zwei gleichwertige Erscheinungen.

Gerhart Hauptmann, dessen Jahrhundertfestspiel alles eher, denn eine Verherrlichung des Krieges ist, er, der Träger des Nobelpreises

für den Weltfrieden, er, der einst einen Aufsatz über »Duldsamkeit« geschrieben hat, ruft heute den deutschen Mann zur Sichel, daß er »ein Gras« mähe:

»Und es ist ein Gras, das von Blute träuft,
Kein Erbarmen kann dir sein erlaubt«,

und der Deutsche antwortet: »Mähen will ich, mähen und nicht ruhen.« Und dies ist derselbe Gerhart Hauptmann, der einst der Meinung war: »Indem die Natur den Künstler schafft, stellt sie das parteilose Auge in den allgemeinen Krieg.« Heute schreibt auch er ein Reiterlied: »Es kamen drei Räuber auf einmal daher . . .«

Die anderen sprechen ebenso. Cäsar Flaischlen haut mit seinem Federstiel »drauf und dran, durch Eisen und Stein, durch Kolben und Kanonen«. Hermann Kienzl verwechselt den Schützengraben mit seinem geheizten Zimmer und phantasiert: »Halunken! und speit ihr die Kotzhölle aus, ich schieße und schieße und mach' mir nichts draus. Fiff! Fiff! Fiff! Rarr! Bumm!« — Ebenso begeistert die Herrlichkeit des Schützengrabens Edgar Steiger im sichern Heim:

Da sieh am Waldrand dort ein jähes Blitzen,
Ein Menschenkopf taucht aus dem gelben Rasen,
Und prickelnd zuckt dir's in den Fingerspitzen —
Ein Wölkchen Rauch — der Kopf ist weggeblasen.

Ähnlich gewandelt hat sich Alfons Petzold:

Die Bücher hinein, das Schwert heraus,
Schußfreudig die blanke Büchse,
Und losgeritten im donnernden Braus
Auf die französischen Füchse!

Noch steht der Tag in hellem Brand,
Doch eilt mit Fahne und Eisen,
Wir wollen zur Nacht in Engeland
Bären und Füchse verspeisen.

Alfons Petzold betet sogar:

O daß ich könnte jetzt in jeder Kugel sein,
Die fröhlich zischend ein rotes Menschenherz grüßt,
O daß ich könnte jetzt atmen in jeder Säbelklinge,
Die flammenrasch ein weißes Menschenherz küßt.

Das ist eine gefährliche Konkurrenz für Heinrich Vierordt!

Während Ernst Lissauer den Krieg gern »kulturell« mitmachen möchte und Luther, Bach, Beethoven, Goethe und Bismarck »als den Generalstab der Geister, mitwaltend über der Schlacht« zeichnet, fährt

ihm der in seiner Aufrichtigkeit entschiedenere Richard Nordhausen kräftig über den Mund: »Welches Volk im Recht ist? — Nicht Hegel und Kant, die Mordschlacht entscheidet's bei Helgoland.« Seine Wahrheitsliebe sieht klarer als die Kulturmilitanten, und darum gilt sein Lied dem 42-Zentimeter-Mörser, der »faulen Grete«:

Nun ist sie die Göttin der Menge,
Gebete und Trompetenklänge
Flehen zu ihr,
Daß sie den Weg in die Zukunft sprenge. — —
— — — — — Spielereien
Nun all die anderen Tendelmaschinen,
Die des Friedens kindischem Firlefanz dienen.

Das ist wenigstens die nackte Ehrlichkeit.

Etliche deutsche Dichter verbinden ihre soziale Sehnsucht mit dem Ausgang des Krieges. Sie suchen in ihm ein utopisches Ziel.

Gerhart Hauptmann erklärt in einem Aufsatz, es »würde darauf ankommen, den Völkerfamilien des Kontinents begreiflich zu machen, daß dieser Weltkrieg der letzte unter ihnen bleiben muß«. Julius Hart besingt »den letzten Krieg«. Eduard Stucken meint: »Wir sind, die der Schlange den Kopf zertreten, die den Krieg ausrotten durch heil'gen Krieg.« ⟨So eine Art von militaristischen Antimilitaristen ist im Grunde auch Alfons Petzoldt.⟩ Und Karl Ernst Knodt hofft: »Das ist wohl des Schicksals Wille, daß du, deutsches Volk, sollst lernen, wieder von des Mammons Irrgang aufzuschauen nach den Sternen.«

Der junge Deutsch-Österreicher Anton Wildgans gibt sich ähnlichen Schwärmergedanken hin. »Nur scheinbar wird um Markungen gerungen«, denn »aus dem Wahnsinn wird der Geist sich lösen, der streng der Menschheit neue Ordnung schafft, und aus der Not des allgemeinen Bösen erhebt das Gute sich mit klarer Kraft«. Er erhofft ein neues Vaterland und eine neue Zeit, in der es weder Taube noch Blinde gegen Bruderleid mehr geben wird.

Wer dann in enger Ichsucht weiternistet,
Der wird hervorgeholt und ausgemistet,
Und all sein Wandel ist vermaledeit.

Inzwischen beweist Herr Steinmann-Bucher, der bekannte deutsche Finanzmann, im »Tag« die Rentabilität des Krieges: »Wir werden

reicher sein, als je zuvor. Der Krieg ist das nutzbringendste Geschäft, das uns in kürzerer Zeit reichere Früchte bringen wird, als die Friedensarbeit . . .«

*

Nicht klein ist die Gruppe der jungen Dichter, die den Ausbruch des Krieges als das große Abenteuer begrüßen. Ein Bild von ihrem Wesen gibt das »geharnischte Sonett« von Karl Lerbs.

WIR JUNGEN

Wir trieben unbewußt im Strom der Zeit
Und wußten nichts von Kämpfen und Gefahren,
wir lebten unsern lichten jungen Jahren
in stiller Lust und stiller Traurigkeit.

Nun ist das alles wesenlos und weit,
worin wir einstmals wunschlos glücklich waren.
Und Feinde rings und wilde Kriegsfanfaren —
so sei es denn. Sie finden uns bereit.

Wohl traf das alles wie ein Wetterstrahl,
der zündend niederfuhr und das verzehrte,
was uns so lange unser Glück bereitet.
Nun aber sind wir ein Geschlecht von Stahl,
das sieghaft-trotzig mit dem blanken Schwerte
aufrecht und klirrend in die Zukunft schreitet.

Hier wird nach keinem Ziel des ungeheuren Geschehens gefragt. Es wird gern hingenommen, denn es hebt unklares und gefahrloses Dasein auf, es bedeutet die endliche Vernichtung der Tatlosigkeit, zu der sich die jungen Leute dieser Zeit verurteilt fühlen. Die Herostrate von 1914 träumen alle wie Hans von Krailsheimer (auch er meistert bezeichnenderweise das Sonett):

UNSER IST DIE GLUT

Es werden einst Musik, Bazare, Wiesen,
alles wird wiederkehren, wie es war,
die schönen Sommer werden sanft und klar
über die Welt wie lichte Träume fließen.

Doch Enkel werden sein, die nach Gefahr
sich sehnen aus der Enge: und vor diesen
wird glanzumwoben ein Geschlecht von Riesen,
die Zeit aufleuchten, welche sie gebar . . .

So brenne denn, Jahrzehnt! Der Flammenschein,
der deine Himmel gellend überzündet,
mag Morgen- oder Abendröte sein —

wir sind gesegnet: das erlöste Blut
ist plötzlich dem Unendlichen verbündet.
Wir sind gesegnet. Unser ist die Glut.

»Die nach Gefahr sich sehnen aus der Enge« und in einem Weltkrieg die richtigste Gelegenheit zur Erfüllung dieser Sehnsucht wittern, scheinen aber bisweilen in noch merkwürdigere Zwischenstimmungen zu geraten. Von Rudolf Leonhard gibt es das folgende Bild:

DON JUAN

Krieg ist noch immer ritterlich.
Ich liebe Mühe, Gefahr und Lärm. So reizt es mich,
dabei zu sein
und meinen Degen
in fremder Männer Leiber zu bewegen.

Aber es fällt mir ein,
in Bälde
stehn alle Männer im Felde,
und alle Frauen warten in leeren Häusern, erregt und allein.

Und draußen die eroberten Frauen —
unzählige würden sich mir vertrauen.
Mein Herz ist voll.
Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll.

Was hier in allen diesen Gedichten schreckhaft aufflammt, ist die Abenteurersucht eines entnervten und verantwortungslosen Bürgertums. Diese Lebensauffassung hält aber nicht nur die bürgerliche Jugend in ihren Fängen, sie steckt tiefer in der Masse.

Hier sei an ein Sonett voll Kriegssehnsucht erinnert, das Alfred Walter Heymel im Inselalmanach für das Jahr 1913 veröffentlicht hat, und das von derselben Stimmung ‹Krieg — die Zielgebung für den Ziellosen› getragen wird.

Richard Dehmel selbst hat in diesen Tagen einen Brief an seine Kinder geschrieben ‹der natürlich auch veröffentlicht wurde›, und der Brief endet mit den aufschlußreichen Worten, die deutlich zeigen,

wie sehr all das Nationale, Religiöse und Militante Maskenformen sind: »Ich war seit jeher der Meinung, liebe Kinder, daß man ein herrliches Erlebnis nicht zu teuer mit dem Tode bezahlt.«

*

Hermann Hesse hat zwei Friedensgedichte veröffentlicht, die von stiller Schönheit sind:

Jeder hat's gehabt,
Keiner hat's geschätzt,
Jeden hat der süße Quell gelabt,
O wie klingt der Name Friede jetzt!

Klingt so fern und zag,
Klingt so tränenschwer,
Keiner weiß und kennt den Tag,
Jeder sehnt ihn voll Verlangen her.

Ebenso mannhaft tritt der Dichter auf, der sich bescheiden hinter dem Decknamen Dr. Owlglass verbirgt. Sein Gedicht vom »Verwundetentransport« enthüllt schärfer das, was ist, als die Strophen der Entzückten:

Die alte Menschenbestie wittert Blut,
Will — etwas sehn — und — meint es ja so gut . . .
. . . O seid mir doch mit eurem — Mitleid still.
Mitleid . . . was taugt's, wenn es nicht helfen will?

Zu Nietzsches siebzigstem Geburtstag am fünfzehnten Oktober stellt er trotzig ein neues Ideal vor die Deutschen hin: Nicht den Übermenschen, aber wenigstens — den Menschen!

Dann ist das Einzigartige zu verzeichnen, daß in dem Augenblick, da die Gewiegten versagen, plötzlich aus den Tiefen der Masse Unbekannte aufsteigen. Das Furchtbare erschließt ihren Mund und läßt sie — vielleicht nur für dies eine Mal — in ihrem Leben lang noch Lebendiges ergreifend zum Ausdruck bringen:

ZU HAUSE

Es wäre ja alles nicht so schwer,
Wenn nur die brennende Scham nicht wär'.

Sie gehen für dich in die Kugeln hinein —
du liest es abends beim Lampenschein.

Sie schlafen, in nasses Gras gestreckt —
dir steht dein gutes Bett gedeckt.

Du weißt deine Liebsten zum Greifen dicht —
sie sehen im Sterben ein fremdes Gesicht.

Und all dein Lieben und all dein Leid,
dein heißestes Wünschen reicht nicht so weit,

daß es einem da draußen in würgender
die letzte Stunde leichter macht. [Schlacht

Andrea Fram

DAS JUNGE WEIB

Ich kann nicht denken, ich kann nicht meinen,
ich kann nicht lachen, ich kann nicht weinen.

Und Tag und Nacht bin ich bei dir
und immer liegt der Alp auf mir.

Und unser Kind, wie soll ich's nennen
und unser Kind, wird's je dich kennen?

Anni Faber

Und die Zeilen von einem jungen, unbekannten Ludwig Marck:

Jedwede stille Minute mahnt's:
Menschen sind jetzt in Not,
Jede stille Minute ahnt's:
Brüder schlägt man dir tot!

Nichts denken als dies und immer dies:
Menschen in Not,
Brüder dir tot.
Krieg ist im Land!

*

Dieser Krieg ist zum Kreuzwendedich der jungen Dichter geworden. Etliche haben ihre Vorbilder in Dehmel und Hauptmann erschaut und sind mit ihnen auf dem Schlachtfeld des Geistes gefallen.

Etliche aber, die noch weitab von Ruhm und Anerkennung rangen, die verwirrt und zielblind waren, die man in ihrem Suchen verlacht und verhöhnt hat, fanden zu sich selbst. Mit ihnen beginnt die neue deutsche Dichtkunst.

Da ist Albert Ehrenstein, der bisher einige groteske Dichtungen schrieb, kaum beachtet, vielfach zurückgewiesen. Verhöhnung der Käufer war seit je ein wenig erträgliches Benehmen auf dem Markt Nun ist ihm das Gedicht »Der Kriegsgott« gelungen:

Heiter rieselt ein Wasser,
abendlich blutet das Feld
— aber aufreckend
das wildbewachsene Tierhaupt,
den Menschen feind,
zerschmettere ich, Ares,
zerkrachend schwaches Kinn und Nase,
Kirchtürme abdrehend vor Wut,
eure Erde.

Lasset ab, den Gott zu rufen, der nicht hört.
Nicht hintersinnet ihr dies:
ein kleiner Unterteufel herrscht auf der Erde,
es dient ihm Unvernunft und Tollwut.
Menschenhäute spannte ich
an Stangen um die Städte.

Der ich der alten Burgen Wanketore
auf meine Dämonsschultern lud,
ich schütte aus die dürre Kriegszeit,
steck Europa in den Kriegssack.
Rot umblüht euer Blut
meinen Schächterarm,
wie freut mich der Anblick!

Der Feind flammt auf
in regenbittrer Nacht,
Geschosse zerhacken eure Frauen.
Unabwendbar euren Kinderhänden
rührt eure Massen mein Tod.
Schon speien die Wölfe
nach meinen Festen,
euer Aas muß sich übermästen.

Bleibt noch ein Rest
nach Ruhr und Pest?
Aufheult in mir die Lust,
euch gänzlich zu beenden!

Welch ein aufwühlender Grimm schäumt durch diese Zeilen!

Bedeutsamer noch sind die Bekenntnisse, Erlebnisse und Wandlungen der Jungen, die im Felde stehn. Die anfangs eingestimmt haben in die allgemeine Begeisterung, im Angesicht der Schrecken der Wirklichkeit sind sie ihrer eigenen Wahrhaftigkeit auf die Spur gekommen.

Da ist Fritz von Unruh zu nennen, der junge Dramatiker. Er hat sich freiwillig als Ulane gemeldet. Bei Kriegsanbruch ruft er: »Beleidigt ist die deutsche Ehr', auf! in die Schlacht gezogen«, es gilt wälsche Fahnen zu holen, »Paris ist unser Ziel!« Das ist seine Auguststimmung. Noch vor der Erstürmung der Marne-Stellung ruft er: »Bajonett zur Hand und die Kehle frei!« und preist diesen »heiligen Rachekrieg«. Im September aber verfaßt er an der Aisne ein Gedicht »Das Lamm«, das er wohl mit besonderer Absicht Gerhart Hauptmann zueignet, »dem Dichter der Liebe unter den Menschen«. Ein Artillerist trägt ein Lamm zum Schlachten über die Straße:

Lamm Gottes, ich sah deinen wehen Blick,
Bring Frieden uns und Ruh,
Führ uns bald in den Himmel der Liebe zurück
Und deck die Toten zu!

Die Unversöhnlichkeit ist gewichen, nicht Paris ist das Ziel sondern — der Friede. Und wieder einen Monat später, Fritz von Unruh ist inzwischen Träger des Eisernen Kreuzes geworden, da steht er »In der Kirche von Roye«:

Der Priester weint vom Krieg und Krieg,
Im Betstuhl kniet die Nonne,
Soldaten sprechen laut vom Sieg.
Ich schaue auf zur Sonne.

Hier hat das Schauen und Erfühlen der Wirklichkeit dem Dichter alle Masken abgenommen. Was ist geblieben? Das Rein-Menschliche. Wer diesen neuen Ernst, diese innere Abkehr nur als Deutung gelten lassen wollte, der lese Fritz von Unruhs herben Mahnruf:

MEINEN DEUTSCHEN MEISTERN

O Meister, die ihr still dem Schwertsang lauscht,
der hell aus unserm jungen Siegesfeuer
hinbrennt zum Atem eurer Götterleyer,
o hört es wohl, was um die Heere rauscht.

Vertreibt unwürd'ge Jünger ernster Kunst,
die unser Blut sich zum Gewerbe machen,
o hütet wohl in dreimal heil'gen Wachen
das reine Antlitz wahrer Heldenbrunst.

Was Sonn' und Mond nur sehn im Schlachtenglühn,
das hebt aus Gräben grauer Wirklichkeit
zur Liebe auf und höherem Gestalten.

Die Eitelkeit muß eure Tempel fliehn.
Ihr sollt den Geist, der Völkerglück befreit,
in deutschen Liedern einst der Welt erhalten.

Diese Wandlung von Tradition zur Selbständigkeit, von Wahn zu Erkenntnis steht nicht vereinzelt da.

Die grausame Schule des Erlebens hat auch Rudolf Leonhard zum Manne gemacht. Auch Leonhard beginnt als der Kleinbürger ⟨der fast in allen deutschen Lyrikern lebt⟩ prahlerisch und rasselnd: »Trompeten herrschen. Über Europa geht ein Getöse. Wir lieben den Krieg. Wir wollen das Böse!« Und: »Wir fühlen in unsern Fäusten Ströme von Blut. Der Krieg ist da, er muß sein. Er ist gut!« Den Landsturm auf der Wache läßt er bitten:

Guter Gott, laß doch ein paar Spione ins Land
Und gib eine einzige russische Gurgel in meine gesunde Hand!

Aber dann kommt das Schauen der Wirklichkeit und die große Veränderung. Da gelingt ihm ein Gedicht wie »Der Spion«. Ein französischer Flieger erleidet eine Wunde, muß landen, wird gefangen und erschossen:

Ein junger Infanterieoffizier
Diente dem Kriegsgott als Schreiber.
Er trat nachher an den zusammengefallenen Haufen Mann,
Hob seine schmalen Finger, sah sie an
Und sah, daß die Leiche glatte
Spiegelnde Fingernägel hatte.
Er ließ sie fallen. Verzerrte die Lippen. Dachte »Leiber
Wie wir —!«

Und er schildert ein Tedeum. Ein Priester dankt für den großen Sieg der Deutschen. 18000 Engländer sind in die Luft geflogen.

Die Orgel zögert, aber lauter brausend
Geht es zurück, Choral und Chor,
Die vielen Soprane jubeln klar hervor:
»In Fetzen zerrissen! Achtzehntausend!«

Leonhard sieht das gespenstische Bild des deutschen Fliegers »hoch über Europas sinnlos versammelten mythischen Heeresmassen«:

Ich bin der Erde ferner als dem Mond,
Leben ist wertlos, Tod ist längst gewohnt,
Ich sah, daß ein Schrapnell zweiundsiebzig Leiber zerrissen in einen Graben schmeißt.
Ich sah es an!
Aber wir kämpfen für den Geist.

Leonhard schildert einen Patrouillenritt. Er kommt an einem Haus vorbei, sieht ins Fenster:

Eine Lampe, die eine Gruppe bescheint,
Vier sitzen. Drei schweigen. Eine weint. —
Mich rühren ihre Frauen.
Doch es ist der Feind,
Und ich ritt weiter.

Leonhard schildert die Schrecken des Kampfes mit den Franktireurs, schildert Verwundung, Irrsinn und Gemetzel. Diese Gedichte sind aus der Kriegslyrik nicht mehr zu streichen. Leonhard, der ursprünglich Begeisterte, hat diese seine Strophen in einen Band gesammelt und ihm den alles sagenden Titel »Über den Schlachten« gegeben. Ehrlich und entschlossen hat er dem Buch die Worte vorangesetzt, die allein den Aufstieg der Menschheit verbürgen:

Im Taumel der ersten Wochen geschrieben,
Der Rausch ist verdunstet, die Kraft ist geblieben —
Wir werden uns wieder besinnen und lieben.

Max Brod:

TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT

ROMAN

(Fortsetzung)

VII.

FÜR längere Zeit blieb dies Tychos letzter Schmerzensausbruch; denn nun kamen für ihn einige heilsame Wochen der Besinnung und ruhigen Arbeit, gemeinsam mit Kepler, ganz so wie er sich sie vorgestellt hatte.

In der Tat ergänzten einander die beiden großen Forscher in ihren besonderen Fähigkeiten wie auch in ihren Methoden auf das glücklichste. Tychos Hauptstärke lag in seiner kühnen und zugleich ganz zuverlässigen Art, zu beobachten, während Kepler schon infolge seiner schwachen Augen hierzu weniger taugte; mußte man doch damals, vor Erfindung des Fernrohrs, mit dem bloßen Auge, nur mit Zuhilfenahme von Visierinstrumenten, die feinsten Daten des Nachthimmels ablesen können. Hingegen zeigte Kepler ein bewundernswertes mathematisches Genie und einen nie erlahmenden Rechenfleiß, seine Kombinationen und Zusammenfassungen waren vorsichtig und meist trafen sie wie unter einer Eingebung das Richtige. Tycho hatte gleichfalls im Theoretischen eine gute Hand bewiesen und gerade seine Untersuchungen der Mondbahn, die er damals als Konsequenz jahrelanger, mühseliger Kleinarbeit abschloß, waren bestimmt, ein bleibender Besitz der Wissenschaft zu werden. Im ganzen aber fiel es ihm nicht leicht, aus seinen ersten Sammlungen zutreffender Einzelheiten ins Allgemeine überzugehen. Oft geriet er hierbei gleich ins Allgemeinste, Phantastische, Gefühlvolle; es war, als ziehe sich derselbe Riß, der seinen Charakter in zwei so weit voneinander entfernte Bestandteile, in kalte Berechnung des Kopfes und leidenschaftlichen Überschwang des Gemütes, teilte, auch durch seine wissen-

schaftliche Anlage, der gleichfalls das verbindende mittlere Schlußvermögen in einem gewissen Grade abzugehen schien.

Zu jener Zeit jedoch war gerade durch Keplers Mitarbeiterschaft alles aufs beste ausgeglichen. In Kepler hatten Tychos begeisterte Zuneigung wie sein Verstand gleichsam einen gemeinsamen Brennpunkt gefunden; hier stand endlich einmal, wie er glaubte, sein Interesse und sein wohlerwogener Vorteil der freien Ergießung seines Herzens nicht hemmend im Wege, im Gegenteil, hier wiesen beide in dieselbe Richtung, — zu Kepler hin, den er ungestraft, ja zum Heile seiner Kunst lieben durfte; hier konnte also nach so jahrelanger Fesselung der alte Mann seinen Schwall, seine ganze Kraft hinströmen lassen, ohne diese ewige, kluge Vorsicht, die sein Leben verbitterte, ohne Angst vor kleinlichen Gehässigkeiten und Widerständen. — Die Folgen zeigten sich sofort, schon in den nächsten Tagen. Tycho lebte auf, ganz von selbst, ohne Zutun ärztlicher Rezepte verschwanden seine üblen Zustände, das schleichende Fieber und die Schlaflosigkeit; die Wangen strafften sich, die Hand zitterte nicht mehr; ungestüm schritten die Arbeiten vorwärts; die Augen wurden hell und scharf, mit jugendlicher Frische spähten sie in die Schlünde des Nachthimmels; und was den Augen sich darbot, hielt die Feder unermüdlich fest. Unter dem Ansturm neuer Anregungen entschloß sich Tycho, seinen Lieblingsplan eines umfassenden Hauptwerkes, zu dem er seit dem Abschiede von Hveen den Mut verloren hatte, wieder aufzunehmen. Gigantisch wie alles, was Tycho entwarf, war dieser Plan. Alle Tatsachen der Sternenwelt, die er nach dem Grundsatze, nichts ungeprüft von seinen Vorgängern zu übernehmen, neu festgestellt hatte, sollten hier vereinigt werden und sich zu einem unwiderleglichen System steigern. Von diesem vielbändigen Werk, das den Titel »Astronomiae Instauratae Progymnasmata« führte, war bisher nur der zweite Band, den Kometen des Jahres 1577 betreffend, fertiggestellt und vor einigen Jahren auch gedruckt worden. Alles andere lag in Skizzen und Schlagworten vor, die nun eifrig hervorgesucht und geordnet wurden.

Tycho ermunterte auch Kepler zu einem neuen Buch und gab ihm einige Richtlinien. Kepler dankte, versprach, Tychos Weisungen zu befolgen, — hatte aber auf dessen Fragen auch noch einige Wochen

später nichts vorzuzeigen, kein Blatt, keine Notiz. Kopfschüttelnd erwog Tycho diese auffällige Schwäche seines Assistenten, dem bei all seinem blendenden Können die letzte Entschlossenheit zu einem Werk abzugehen schien; schon machte er sich im stillen Vorwürfe, daß er vielleicht den unerfahrenen, energielosen Menschen für seine persönlichen Zwecke mißbrauche. Er war ernstlich unsicher, ob er Kepler weiterhin für sich arbeiten lassen dürfe, dessen feine, gesprächsweise hingeworfenen Bemerkungen ja niemals in einem eigenen Buch zu Ehren kommen, sondern in Tychos Werk verwoben sein würden. Und da Tychos Gewissen in diesem Punkte sehr fein war, gelobte er sich gleich, in diesem künftigen Werke Keplers gebührend zu nennen, ihn wie gegen die arge Welt, so auch gegen sich selbst, den um so viel Stärkeren, zu schützen. — Ja, dieses Gefühl steigerte sich in Tycho zu einer förmlichen Begierde, Kepler zu unterstützen, sich für ihn einzusetzen, ihn so schnell wie möglich berühmt zu machen. In keinem der Briefe, die er damals schrieb, unterließ er es, anzufragen, ob der Adressat Keplers bedeutungsvollen »Prodromus« schon gelesen, vielmehr studiert und richtig gewürdigt habe, eben jenes Keplers, den jetzt bei sich zu haben seine unendliche Freude ausmache, dessen weisen Aussprüchen er wie denen eines neuen Hipparch lausche und mit dem er von nun an immerdar zur Augmentation der Wahrheit zusammenarbeiten wolle. — Und wie Tycho von Kepler schrieb, so sprach er auch von ihm und zu ihm. Es war ein ununterbrochenes Schwelgen in Bewunderung, Verständnis und Freundschaft. Kepler konnte gar nichts äußern, ohne daß Tycho in entzückte Lobesworte ausgebrochen wäre.

Gerade dieses Übermaß des Vertrauens war es, was Elisabeth ängstigte. Sie war oft bei den Unterredungen der beiden Männer anwesend und immer wieder kehrte der Eindruck zurück, den sie gleich zu Anfang empfangen hatte: daß in dieser gegenseitigen Beziehung etwas Verborgenes waltete, das sie nicht durchschauen konnte, dessen Gefahr für den Vater sie jedoch ahnte. — Sie machte kleine, schüchterne Versuche, um diesem Unheil auf die Spur zu kommen. Traf sie einmal Kepler allein, so holte sie ihn aus, begann etwa damit, wie es ihm in Benatek gefalle, kam dann auf Tycho zu sprechen und wollte wissen, was Keplers offene Meinung über ihn

sei. Keplers Antworten waren stets unverfänglich, sichtlich ehrlich gemeint, aber leider so inhaltslos, daß sie dem Mädchen keine Ruhe schaffen konnten. Manchmal machte es wirklich den Eindruck, als kenne Kepler außerhalb seines wissenschaftlichen Bereiches nur einige feststehende Höflichkeitsformeln, mit so wenig Worten kam er aus. Sie rückte ihm daher näher zu Leibe, indem sie auf das Besondere einging. Sie fragte ihn, ob er schon bemerkt habe, daß Tycho eine ungewöhnliche Zuneigung zu ihm gefaßt habe, und ob er auch so etwas wie herzliche Liebe, Dankbarkeit gegen ihn fühle. Dann wunderte sie sich darüber, daß Keplers Familie noch immer nicht eingetroffen sei. Ihr scharfsinniger Weiberkopf fand gerade diesen Umstand, dem Tycho gar keine Beachtung schenkte, bedenklich. — Nun war es das Merkwürdige, daß Kepler durch solche Fragen durchaus nicht in Verlegenheit gebracht wurde, obwohl er offenbar auch nicht auf sie vorbereitet war, daß er ihnen niemals auszuweichen suchte, obwohl er sie auch nicht gerade mit Entzücken herausforderte. Schlicht und klar erwiderte er, und man hatte das Gefühl, daß er mit seiner Meinung keinesfalls zurückhielt, nur blieb einem bei näheren Hinsehen von dieser Meinung nichts in der Hand, ihre Freimütigkeit und ihr sympathischer Tonfall war eben das einzige, was sie von einer ganz durchschnittlichen, unpersönlichen Äußerung unterschied.

Es konnte nicht fehlen, daß aus solchen Aussprachen allmählich eine gewisse Vertraulichkeit zwischen Elisabeth und Kepler erwuchs, die sich nun auch sonst bei jeder Begegnung durch freundlichen Wortwechsel, durch Lächeln und Kopfnicken andeutete. Ja, eines Tages mußte Elisabeth sich eingestehen, daß sie Kepler eigentlich sehr liebenswürdig und angenehm finde, daß sie jedenfalls weit davon entfernt sei, ihn zu bekämpfen, daß vielmehr sein stilles, ebenmäßiges, gehaltvolles und dabei ganz unaufdringliches Gehaben ihr bald nicht minder unentbehrlich sein würde wie ihrem Vater. Sie mußte lachen, wenn sie daran dachte, daß eine ganz sinnlose Eifersucht ihres Bräutigams auf Kepler den Anlaß zu den nachfolgenden Zwistigkeiten gegeben habe. Wie nun, wenn in dieser Eifersucht wirklich ein Gran von Wahrheit, eine richtige Vorahnung gelegen wäre!... Der arme Tengnagel! Nun saß er eingesperrt, in seinem engen Gelaß, und ahnte nicht, daß seine Braut ganz fröhlich mit dem Rivalen Konver-

sation führte. Nun war er ganz machtlos, der große Schreihals... Elisabeth fand rechten Gefallen daran, mit solchen Gedanken zu spielen, und da diese launischen, gefährlichen Vorstellungen ihr einziger Trost in ihrer traurigen Lage waren, die einzige Erleichterung inmitten der vielen Kraftproben, die sie täglich zu bestehen hatte, benahm sie sich gegen Kepler lieber noch etwas zutunlicher und neckischer, als ihr eigentlich zumute war.

Dies nun versetzte ihre Mutter in maßloses Erstaunen. Die einfache Frau konnte schlechterdings nicht begreifen, wieso Elisabeth nicht ihren ganzen Einfluß bei Tycho daransetzte, um Kepler zu schaden, wieso sie im Gegenteil gar noch freundlich mit dem Feinde tat. Oft schalt sie sie deswegen. Aber Elisabeth verwies dann immer auf einen Plan, den sie bei alledem insgeheim verfolgte, und als sie der Mutter einige Bruchstücke dieses Planes andeutete, beruhigte sich diese wirklich. Aber nur für kurze Zeit. Als dann immer noch nichts geschah und die Dinge nur im Geleise weitergingen, beschloß die Mutter, die einen ehrlichen, tiefen Haß gegen Kepler als den Störer des Eheglücks ihrer Tochter gefaßt hatte, auf eigene Faust vorzugehen. Sie tat es auf ihre Weise. Da sie nicht wagte, ihrem Manne die wahre Sachlage zu enthüllen, begann sie mit kleinen Trätschereien, damit etwa, daß Kepler, so ein rechter Hans-guck-in-die-Luft, eines ihrer Küchlein tot getreten habe, daß er überall lästig falle, daß sie sein Zimmer notwendig zur Aufbewahrung von Küchengeräten brauche. Als dies nichts nützte, wurde die Brave dringlicher. Sie beklagte die großen Kosten, die der neue Genosse dem Haushalt aufbürde, die Lebensmittel seien unerschwinglich, kurz, sie könne für ihn nicht ohne Bezahlung kochen. Tycho gab ihr Geld und schickte sie weg. Sie kam mit einem neuen Einfall zurück: ob Tycho schon bemerkt habe, daß sich der Zwerg auf keine Art an den Gast gewöhnen wolle. Wo immer er ihn sehe, wiche er ihm mit kläglichem Geheul aus, offenbar wittere er ein Unglück...

»Ja, das Unglück, das jedesmal die Narren wittern, wenn ein Weiser unter ihnen erscheint,« lachte Tycho, gab seiner Frau einen herzlichen Kuß und ging durch die andere Türe hinaus.

*

»Bleiben wir heute allein?« pflegte Tengnagel seine Braut zu empfangen, wenn sie ins Turmgemach zu ihm kam.

»Gewiß, ganz allein,« schmeichelte Elisabeth und legte den Arm um seinen Hals.

Aber wenige Minuten später erschien schon Magdalena oder die Mutter, nur auf ein Weilchen, nur um nachzusehen, dann aber kamen sie wieder, richteten sich in dem für kurzen Aufenthalt ganz hübschen Stübchen mit ihren Näharbeiten ein, kurz, es war dafür vorgesorgt, daß die Liebenden niemals längere Zeit sich selbst überlassen blieben. Man war durchaus auf höfische Zucht und Sitte bedacht. Dies nun empfand Tengnagel als eine ganz besondere Tücke. Solange er frei gewesen war, hatte er mit dem Mädchen natürlich ganz nach Belieben ungestörte Zusammenkünfte haben können. Und jetzt, da es überdies zu spät war, wurden sie streng bewacht! Jetzt nahm man ihm seine Besitzrechte! Bitter lachte er auf: diese Komödie! Doch es galt, sich den Weiberlaunen vorläufig zu fügen und eine bessere Zukunft abzuwarten. — »Warte nur, bis mein Diener zurück ist,« fuhr er manchmal Elisabeth an, »bis ich nur Geld habe und mich rühren kann! Dann werdet ihr schon sehen, was ich mache.«

»Nun, was wirst du denn machen? Ich habe keine Angst vor dir.« Aber sie zitterte dabei.

»Das sage ich nicht. Ich habe meinen Plan, der ist mein Geheimnis.«

»Du wirst von uns weggehen, nicht wahr?«

»Tycho sollte ich verlassen, meinen Freund, meinen väterlichen Freund! Was denkst du von mir?« zeterte er mit schmerzlich bewegter Stimme. In der Einsamkeit hatte sich seine Vorstellung von dieser Beziehung zwischen ihm und Tycho noch mehr idealisiert. Er hing nun wirklich mit herzlicher Neigung an dem berühmten Manne, dessen Hausgenosse er jahrelang gewesen, mit dem er Leid und Freud geteilt hatte, die Beleidigungen hatte er ganz vergessen, vielmehr erwartete er täglich, daß Tycho sich seiner erinnern, ja von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach ihm ergriffen werden und ihn ausforschen lassen würde. »Nein, nein, jedenfalls bleibe ich in seiner Nähe, ich rühre mich nicht weit weg. Die Stunde kommt, da er meiner bedürfen wird. Und dann ist Tengnagel zur Stelle.«

»Was würde man auch in Prag sagen, wenn es plötzlich hieße,

du seist nicht mehr bei uns?« griff Elisabeth mit scheinheiliger Miene ein. Es machte ihr kein geringes Vergnügen, den Geliebten ein wenig in Verlegenheit zu bringen. Sie wußte wohl, daß Tengnagel den allergrößten Wert darauf legte, den Bruch mit Tycho nicht ruchbar werden zu lassen, sondern vor der Öffentlichkeit weiterhin zu dessen Vertrauten zu zählen, was ihm eine unerläßliche Vorbedingung für seine weitere Laufbahn schien. Solange er nun in seiner Abgeschlossenheit lebte, fiel es niemand ein, ihn besonders zu vermissen, und eine spätere Versöhnung mußte jeden diese ruhmlose Zwischenzeit gänzlich vergessen lassen. Anders, wenn er von Benatek fortgezogen und sich anderswo öffentlich gezeigt hätte. Dann wäre der Zwist nicht länger zu verbergen gewesen.

»Wozu brauchst du also eigentlich das Geld, wenn du hierbleiben wirst?«

Aber er wiederholte nur dumpf: »Das wirst du noch rechtzeitig erfahren.«

So konnte Elisabeth eine gewisse Bangigkeit nicht loswerden. Tengnagels Diener war nämlich schon neulich auf Schloß Benatek eingetroffen, hatte seine Botschaft bei Tengnagels Sippe brav ausgerichtet und brachte dicke Geldbeutel mit. Schnell hatte ihn Elisabeth in einem Gelaß des Vorderhauses, wohin die Turmaussicht nicht reichte, versteckt und ihm bei Todesstrafe verboten, sich im Hofe blicken zu lassen.

»Nun habe ich also schon zwei Pulverkammern im Hause,« sagte sie sich angstvoll. — Indessen sann sie unerschrocken in der Richtung ihres Planes weiter, der ihr als der einzige Ausweg erschien. Sie wollte sich geheim mit Tengnagel trauen lassen, damit ihrem Vater zumindest das Ärgste, die Schmach eines unehelichen Enkelkindes erspart bliebe. Und Tychos Zorn zu ertragen, ihn nachträglich mit dem fertigen Geschehnis, mit sich und Tengnagel zu versöhnen: das wollte sie eben auf sich nehmen, diese Demütigung galt es als Sühne ihrer Schuld zu ertragen. Eine weit schlimmere Demütigung aber hatte sie sich Tengnagel gegenüber auferlegt: den hatte sie, Tychos stolze Tochter, förmlich darum zu bitten, er möge sie doch heiraten, und zwar in dieser seltsamen und wenig ehrenhaften Form, die Tengnagel gewiß nicht ohne weiteres billigen würde, da es ihm ja

eben auf eine allgemein sichtbare Verbindung mit dem Hause Brahe ankam. Nun sollte sie ihm also vorstellen, daß diese Sichtbarkeit nicht ausbleiben, daß es eben ihre, Elisabeths, Sache sein würde, sofort nach der Eheschließung einen offenen Frieden zwischen Tycho, Kepler und ihrem Gemahl zu stiften. Das war das Allerentwürdigendste: sie sollte Vorwände und Gründe in einer Angelegenheit erfinden und ausbreiten, die ihr bisher freie Hingabe der Liebe, freudigste Herzensentschließung gewesen war. Doch eine andere Lösung gab es nicht, wollte sie die beiden anderen Beteiligten, den Vater und Tengnagel, möglichst schonen und nur über ihr eigenes Herz alles Schmerzliche zusammenziehen.

Wie sich indessen in ihrer Seele dieser heroische Entschluß sehr wohl mit gelegentlich ausbrechender Mädchenlaune und mit einer eigentümlichen, beizenden Freude an der Gewagtheit der ganzen Lage wohl vertrug, so ging sie auch in ihrem Tun nicht geradlinig auf ihr Ziel los. Die begreifliche Angst vor der peinlichen Aussprache mit ihrem Bräutigam ließ sie immer dann, wenn sie das entscheidende Wort sagen wollte, nach etlichen Andeutungen abschwenken. Hundertmal nahm sie sich vor, heute von nichts anderem als von dieser Hauptsache mit ihm zu sprechen. Kaum hatte sie aber die Türe zum Turmgemach geöffnet, so fiel ihr irgend ein anderer wunderbarer Schabernack ein, den sie ihm spielen konnte, eine kleine Bosheit, ein durchtriebener Scherz. Zweifellos, es bereitete ihr Freude, ihn zu quälen, seine Geduld auf die Probe zu stellen. Seine Wehrlosigkeit reizte sie, machte ihr Lust, die äußersten Möglichkeiten ihrer Übermacht auszunützen. War es nicht wirklich eine merkwürdige, fast zauberhafte Lage: sie brauchte nur eine Wendeltreppe emporzugehen, einen alten Schlüssel im Schloß umzudrehen, und schon stand ihr nach ihrem Belieben der Geliebte zu Diensten, konnte keinesfalls ins Nebenzimmer weglaufen, wenn sie ihn mit ihren Berichten von Keplers hohem Ansehen im Hause allzusehr ärgerte, mußte alles lämmchenfromm anhören und so lange, als sie nur wollte. Sprach er aber ein einziges Wörtchen, das ihr nicht genehm war, so konnte sie sofort, frei, wie sie gekommen war, weggehen und mit einer Umdrehung des Schlüssels das arme Tier im Käfig sich selbst überlassen. Und von diesen ihren Rechten machte sie einen ziemlich ausgedehnten

Gebrauch. Ihr selbst unbewußt war es ein Gefühl süßer Rache, dem sie sich bei diesen neckischen Folterungen überließ, sie rächte sich gleichsam im vorhinein für die schroffe Ablehnung ihres Planes, die sie von Tengnagel fürchtete. Auch mochte noch tiefer der geheime Wunsch mitsprechen, den Geliebten durch all die kleinen Nadelstiche vielleicht gefügiger, bescheidener zu machen. Doch dies war zugleich etwas, wovor ihr bangte. Nein, klein und gedemütigt wollte sie ihren Franz nicht sehen, nur das durfte um Gottes willen nicht geschehen. Und so empfand sie alle Qualen, die sie ihm antat, um seinen Stolz zu beugen, zugleich als eigene Qualen und Gefahren. Sie hatte das Bedürfnis ihn aufzurichten, aber auf der Zunge schlug ihr der Trost in Spott um. Tengnagel tat ihr ja leid. Gerade jetzt liebte sie ihn mehr als je, liebte ihn gerade seiner Tapferkeit und Beharrlichkeit wegen, mit der er seinen mißlichen Zustand ertrug — In der Tat brachte diese Gefangenschaft seine besten Eigenschaften zur Geltung, seinen ungebrochenen Lebenswillen, sein ernstes, schlichtes Vertrauen auf die Zukunft, die feste, unbeugsame, gar nicht spielerische Richtung des Geistes: lauter Eigenschaften, die Elisabeth so innig an ihm bewunderte und von denen sie selbst nichts besaß. Niemals beklagte er sich, nie gab er die Hoffnung auf. Und doch wäre der Aufenthalt in dem engen Turmstübchen, in dem es nach Weihrauch und vermoderten Linnen roch, manch einem ganz unerträglich geworden. Welche Langeweile galt es auszuhalten! Nur ein halbes Stündchen im Tage durften die Besucherinnen zu ihm schlüpfen, mehr wäre aufgefallen. Und abends, gerade dann, wenn man sich am verlassensten fühlt, durfte er nicht einmal ein Licht anzünden, das ihn verraten hätte. Um sechs Uhr schon mußte er die lange Winternacht beginnen.

Mehrmals bat er sie, ihm einen Schlüssel zu verschaffen, hinter dem Rücken der Mutter. Sie zögerte. Wie, wenn er einmal die Türe offen ließ, wenn ihn die Lust anwandelte, die Treppe hinunterzugehen? Oder gar, unversehens im Schloß zu erscheinen? Die Brüder lauerten immer noch auf ihn, suchten ihn in der Umgebung... »Nein, ich werde nicht früher ins Schloß kommen, als bis mein Freund Tycho selbst mich herbeiruft. Das verspreche ich dir...«

»Wozu also der Schlüssel...?« Darüber drückte er sich geheimnis-

voll aus, es stehe mit seinem weitausholenden Plan im Zusammenhang. Diesen Plan nun hielt Elisabeth für etwas sehr Fernliegendes, wußte sie doch, daß Tengnagel nichts überstürzen würde. Überdies wünschte sie selbst seit langem, den Freund wenigstens dem Symbol nach frei zu sehen. Es beleidigte sie im Innersten, daß er so kläglich eingesperrt saß. Als sie ihn einmal so recht verhöhnt und aufgebracht hatte, steckte sie ihm daher zur Versöhnung den Schlüssel zu. Er wies ihn zurück. Er hatte sich inzwischen aus seinem Degen einen Sperrhaken gedreht, den er mit Stolz vorzeigte.

Eine immer deutlichere Feindseligkeit zeigte sich im Verhältnis der beiden, ein Kampf in jedem Wort und in jeder Handlung. So sah sich Elisabeth immer weiter von ihrem Ziel abrücken. Und trotzdem konnte sie keine ihrer losen Bemerkungen, die Tengnagel bis aufs Blut reizten, unterdrücken. Fühlte sie sich dann so recht von ihm gehaßt, so flammte unter Schmerzen ihre Liebe doppelt heiß an seiner Wut empor... Um ihm die Zeit zu vertreiben, hatte sie ein Schachspiel mitgebracht. Oft spielten sie, aber es war kein gleichgültiges, müßiggängerisches Spiel, sie rangen wirklich um den Sieg miteinander, das Spiel, in dem sie ihre Kräfte maßen, wurde zum Ernst. Tengnagel liebte eine hartnäckige Verteidigung, ein solides Gambit, Elisabeth verblüffte ihn durch bizarre Figurenopfer und überraschende Rösselsprünge. Konnte sie aber trotzdem nicht aufkommen, so griff sie zu einem allerdings noch überraschenderen Mittel: sie nahm einfach mit flinker, zierlicher Hand denjenigen Stein des Gegners, der ihr gerade im Wege stand, und schleuderte ihn im Bogen zum Fenster hinaus. »Geh hinunter und hol dir ihn, du hast ja deinen Diebeshaken.«

Als Tengnagel einmal, wutverzerrten Gesichts, einem solchen Steine nachblickte, sah er niemand anderen als seinen Diener unten vorbeigehen.

Elisabeth erbleichte.

Er fuhr sie an: »Warum — warum hast du mir nicht längst gesagt —?«

»Der Diener — ist erst heute — eben — angekommen.«

Da maß er sie mit einem so fürchterlichen Blick, daß sie merkte, jetzt werde es Ernst. Er legte das Spiel zusammen, sprach kein Wort

mehr, saß in der Ecke und schien nur darauf zu warten, daß sie weggehe. Vergebens waren ihre Anreden, ihre Tränen. Ein Grausen befiel sie plötzlich, sie eilte hinaus — zu ihrem Vater wollte sie, in der Not sah sie keine andere Hilfe mehr.

*

Tychos ungestörtes Glück war gerade an diesem Tage zum erstenmal seit langer Zeit durch die Nachricht getrübt worden, daß sein Todfeind, der kaiserliche Hofmathematiker Raymarus Ursus, nach Prag zurückgekehrt sei. Bei Tychos Ankunft in Prag war er nach Schlesien geflohen, jetzt wagte er sich wieder hervor, da er Tycho in Benatek wußte. So hatte er, wie die Nachricht lautete, neulich sogar in einem öffentlichen Vortrage die schimpflichsten Dinge gegen Tycho vorgebracht, bei welchem Anlaß übrigens Hagecius wacker Tychos Partei genommen und die Argumente des Mathematikers in gelehrter Gegenrede entkräftet hatte. Außerdem hatte Ursus auch eine Schrift gegen Tycho drucken lassen, die jetzt in Prag großes Aufsehen erregte. Tycho hatte denn auch sofort an Hagecius geschrieben, er solle ihm dieses Machwerk beschaffen. Damit aber war er noch nicht beruhigt. Er fürchtete, dieser Angriff könne ihm bei Hof, in der Gunst des Kaisers schaden, er sah seine Stellung, seine Lebensquelle bedroht. So erging er sich in Mutmaßungen darüber, was man etwa gegen ihn einwenden könne, und wehrte sich mit aller Macht gegen den noch unsichtbaren Feind.

Elisabeth kam gerade dazu, wie Tycho in heftigster Erregung den Sachverhalt Keplern erzählte: »Es ist ja wahr, ich habe diese Fehde selbst begonnen. Im Namen der Wahrheit glaubte ich die Abstrafung dieses alten Diebes und Schweinehirten, der sich mit dem Raub meines Systems in die Welt gesitteter Forscher eindrängte, auf mich nehmen zu müssen. Als ob ich nicht hundert wesentlichere Menschheitspflichten gehabt hätte! Nun aber ist es geschehen. Ich habe heftige Briefe gegen ihn geschrieben, dann auch drucken lassen. Er hat in seiner Art geantwortet, als ein rechtes Schandmaul. Injurien statt der Beweise. Meinen alten Freund Rothmann in Cassel nennt er in seinem ersten Pamphlet ständig Rotzmann, so sehen seine Waffen aus. Aber mit dieser einen Erwiderung hat er sich noch nicht

Genüge getan. Jahr für Jahr muß er mich von neuem angreifen. Nun, er hat ja allerdings nichts Besseres zu tun, das Schimpfen ist ihm die angenehmste und wohl auch angemessenste Betätigung. Mich aber hält er von meiner wichtigeren Arbeit ab, meine Zeit ist für dieses sinnlose Zetern zu wertvoll. Es wird mir nichts anderes übrigbleiben, als mir durch ein Gerichtsverfahren endgültig Ruhe zu schaffen...«

Elisabeth konnte die zornige Rede Tychos nicht anhören. Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, fürchtete zu sehr für den nächsten Augenblick. Daher lief sie wieder hinaus, wollte nach einiger Zeit wiederkommen, wenn Tycho allein sein würde. Sie ging in den Hof, sah von allen Seiten zum Kirchturm hinauf. Der stand gelassen auf dem alten Fleck, nichts rührte sich. Das beruhigte sie ein wenig. Sie irrte im Garten umher, blickte wieder zurück, sah den Kopf des Turmes mit Glocken und Fensterluken ganz gutmütig, förmlich verwandtschaftlich über die Bäume hinwegschauen. Nein, vielleicht geschah gar nichts Übles. Sie stieg noch einmal zu Tengnagel hinauf, fand ihn wortkarg, aber nicht unfreundlich. Sie suchte ihn ganz zu besänftigen und glaubte schließlich, daß es ihr gelungen sei. — Gegen Abend, in recht guter Laune, kam sie dann zu ihrem Vater.

Sie fand ihn in der Bibliothek gerade dabei, sich die Haare scheeren zu lassen. Er saß in einem bequemen Lehnstuhl, ein Buch vor sich auf den Knien aufgeschlagen, von dessen Blättern er hier und da die herabfallenden blonden Borsten mit dem Handrücken wegkehrte. Auf einem zweiten Sessel hinter ihm stand Jeppe, der Zwerg, wie ein Lakei hinten auf einer Staatskalesche, und bearbeitete Tychos Schädel eifrig mit der Scheere. So oft er nicht fest genug andrückte, mahnte ihn Tycho: »Kürzer, kürzer!« Es war eine Schwäche des großen Mannes, daß er stets ganz kahl geschoren sein wollte, damit man, wie er glaubte, seine sich ausbreitende Glatze nicht bemerke.

Elisabeth vergaß über dem komischen Anblick für einen Augenblick alle ihre Sorgen. Lachend schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen: »Aber, Vater, wie oft soll ich es dir sagen, daß ich diese Mode gar nicht an dir leiden mag. Ich bin eitel auf dich. Ich will einen schönen Vater haben.«

Tycho sah sie fast wehmütig an, sein Lächeln war nur eine halbe Zustimmung zu ihrem hellen Gelächter: »Ich werde vielleicht in den

nächsten Tagen nach Prag reisen müssen. Für alle Fälle setze ich mich in den Stand...«

Schnell erwiderte sie: »Nach Prag? Warum schickst du nicht Kepler hin?«

»Kepler?«

»Nun ja. Was wird er überhaupt für dich tun, in dieser Angelegenheit? Hat er nichts gesagt?«

»Nein, er hat nichts gesagt.« Tycho dachte nach. In der Tat wäre Kepler der Geeigneteste gewesen, um den Ursus ein für allemal in die Schranken zu weisen. Viel geeigneter als der wackere Hagecius, der die Wissenschaft doch nur als Liebhaber betrieb. Keplers gründliche Art dagegen hätte mit den schwachen Gegenargumenten des Gegners von den Wurzeln aus ausgeräumt. — Bisher war dies Tycho noch nicht eingefallen. Die Bemerkung seiner Tochter aber entrollte ihm gleich hundert Möglichkeiten einer Niederringung des Ursus durch Kepler.

»Aber er muß doch etwas auf deine Klagen geantwortet haben,« fuhr Elisabeth fort, »ich war eben dabei, als du im besten Zuge warst. Du hast mich gar nicht bemerkt. Aber du hast so eindringlich gesprochen und dein Recht dargelegt, daß niemand dir hätte widerstehen können.«

»Was hat er nur geantwortet?«, dachte Tycho vergeblich nach. Und er sagte düster: »Ich habe ihn ja nicht darum gebeten, etwas für mich zu tun.«

»Und hat er etwa dich bitten müssen, etwas für ihn zu tun?«, fuhr Elisabeth empor, über die ganz unerwartet eine tiefere Einsicht in dieses Verhältnis gekommen war. »Nein, ohne sein Bitten, freiwillig, aus freien Stücken hast du es getan, deinem großmütigen Herzen folgend. Er hat nicht einmal daran gedacht, und du hast es getan, hältst ihn hier wie dein eigen Kind, teilst alles mit ihm, was du hast, die leiblichen Dinge wie die Güter deiner Seele. Er brauchte nicht den Mund aufzutun, du hast seine Bedürfnisse erraten, bist ihm entgegengekommen bis an seine Haut. Und wenn du nun so ganz und gar mit ihm verschmolzen und sein Freund bist, wozu bedarf es da noch der Bitten! Hat er denn keine Ohren, hat er deine Verzweiflung nicht gehört? Hätte nicht jeder an seiner Stelle zugegriffen

und wäre hinausgestürmt, für Tycho zu kämpfen und sein Recht, für den Freund, für den Wohltäter, den gütigen, großen Menschen? Hättest du auch nur ein Nu gezögert, wenn er der Angegriffene gewesen wäre und sich bei dir so bitter beschwert hätte?«

Tychos Antlitz wurde immer finsterer. Elisabeth, deren angstvolle Aufregung wie ein Blitz so vieles erhellte, berührte die Dinge, die ihn selbst schon lange quälten, ohne daß er bisher das Bedürfnis gefühlt hätte, sich über sie genaue Rechenschaft zu geben... Plötzlich schrie er den Zwerg wütend an: »Kürzer, Jeppe, ganz kurz, ganz kurz!« Dann versank er wieder in Brüten.

Leidenschaftlich setzte Elisabeth fort, und sie konnte sich dabei nicht enthalten, an ihren Tengnagel zu denken, der in seinem engen Sinn doch tausendmal herzlicher für Tycho fühlte als der gelehrtere, aber kaltsinnige Kepler, und den man für sein gutes Gefühl ins Verließ gesteckt hatte. »Nein, nein, dein Freund Kepler benimmt sich nicht schön gegen dich,« rief sie, »du willst es vor dir selbst verhehlen, willst es nicht bemerken, aber weißt es schon: er mag ein Genie sein, jedoch eine rechte Menschenseele ist er nicht. Und so mußt du dich auch vor ihm hüten, sonst wird er dir noch Böses antun. Denn er ist ein böser Mensch, mit all seiner Weltfremdheit und Selbstlosigkeit ein böser Mensch.«

»Du redest ja schon genau ebenso wie die Mutter,« platzte endlich Tycho los, den die offenbare Übertreibung in den letzten Worten Elisabeths wieder zu sich gebracht hatte. »Das ist ja eine ganze Verschwörung, lauter Weibersachen! Du und die Mutter und den Jeppe habt ihr auch dazu gemietet, der zuckt ja mit der Scheere, so oft man nur den Namen: Kepler — ja, Kepler — Kepler — du Mißgeburt, Kepler schreie ich dir in die Ohren, bis du taub davon wirst und dein dummes Zucken einstellst! — Laß einmal sehen, wie es ausgefallen ist.« Er ließ sich den Spiegel vorhalten und zeigte sich befriedigt. Daß in dem kahlen Gesicht die verstümmelte Nase und die überangestrengten Augen beinahe grauenhaft häßlich die Aufmerksamkeit auf sich zogen, schien ihn nicht zu stören. Wenn man nur die Haarlücken nicht auf den ersten Blick sah. Er stand auf und ging im Zimmer umher, aufgebracht und doch schon wieder seine Erregung niederzwingend. »Siehst du, mit solchen Gewaltmitteln

kommt man noch der Natur bei, anders nicht,« sagte er zu Elisabeth, auf seinen Schädel deutend, »ich bleibe dabei, alles geht, alles läßt sich abtrotzen. Nur ist nicht jeder der Mann darnach. Nicht jeder hat den erfinderischen, harten Kopf wie der alte Tycho. Kepler ist eben ein anderer Mensch als ich. Was verlangt ihr von ihm? Er taugt zu anderen Dingen als ich und zu anderen taugt er eben wieder überhaupt nicht. Aber tastet mir meinen Benjamin nicht an! Kepler, ein böser Mensch! Elis, Elis, wenn du das sagen konntest, — wer weiß, dann hat ja vielleicht auch der Ursus recht, mich einen Betrüger und Schuft zu heißen!«

*

In dieser Nacht arbeitete Tycho mit Kepler wie gewöhnlich, den Kampf mit Ursus erwähnte er nicht mehr. — Am Vormittag aber stürzte Kepler in höchster Empörung zu Tycho. Man war in seinem Zimmer eingebrochen, während er bei Tycho gewesen war. Erst beim Erwachen war es ihm aufgefallen: die Fächer des Schreibtisches, die Kästen waren gewaltsam geöffnet, die Papiere bedeckten den Fußboden.

»Meine Jahrbücher!« schrie Tycho auf und eilte sofort in das verwüstete Zimmer. Da zeigte es sich, daß die Aufzeichnungen, die Kepler von Tycho entliehen hatte, in ihren Umschlägen unberührt geblieben waren. Die Schriften Keplers dagegen waren offenbar durchwühlt worden und lagen in größter Unordnung umhergestreut. »Ob es nur nicht etwa deine gewöhnliche Unordnung ist? Du sagst ja selbst, daß du deine Manuskripte nicht zusammenhalten kannst,« lachte Tycho, dessen Miene sich sofort aufgehellt hatte.

Man riet auf einen neulich entlassenen Knecht, der sich vielleicht dadurch hatte rächen wollen. Auf die Frage, was er vermisse, konnte Kepler nur dunkle Auskünfte geben. An seiner Barschaft, an Kleidern fehlte nichts. Also maß Tycho der Sache keine weitere Bedeutung zu... Da wurde er von einem Gerücht ereilt, das sich bereits im ganzen Schloß verbreitet hatte: Elisabeth sei plötzlich umgefallen und gestorben.

Tycho schrie auf und brach in die Frauengemächer. Auf einer Lagerstätte ruhte Elisabeth, — sie lebte, sie war eben aus tiefer Ohnmacht erwacht. Magdalena und die Mutter bemühten sich um

sie. Tycho wollte an sie herantreten, aber mit bösen Augen fuhr ihn seine Frau an: Er solle nur gehen, er sei selbst an allem schuld. Elisabeth schluchzte auf, sie konnte ihm nicht antworten. Dann bat sie in halbunverständlichen Worten, man möge sie nur sofort aufstehen lassen, Unwiderbringliches gehe verloren, wenn sie sich nicht sofort auf die Suche begeben könnte. Sie sprach von dem Einbruch bei Kepler, offenbar wußte sie mehr darüber, als sie sagen konnte, offenbar hing auch ihr Ohnmachtsanfall mit dieser Sache irgendwie zusammen. — Nun kamen auch die Brüder ins Zimmer und fragten sie, wen sie denn eigentlich suchen wolle, auf wen sie einen Verdacht habe. Sie griffen zornig an ihre Degen, sie schwuren, die Ordnung in diesem Hause endlich wieder einmal herzustellen. Plötzlich fiel der Name: Tengnagel. Elisabeth preßte den Kopf in die Kissen, ein Krampf durchlief ihre Glieder. »Was quält ihr sie, du und du? Alle quält ihr sie,« rief die Mutter. Sie wollte ihre Söhne und Tycho hinausdrängen. Plötzlich schien sie selbst von der Aufregung überwältigt zu werden, sie wankte. Dienerinnen stützten sie und führten sie in ihr Schlafzimmer.

Tycho folgte ihr, schloß die Türe hinter sich ab und ließ niemand herein. Er brachte seine Frau zu Bett, reichte ihr Wasser, drückte ihr Hand und Stirn, bis sie sich ein wenig erholt hatte. Dann sagte er ihr streng: »Nun muß ich erfahren, was eigentlich in meinem Hause vorgeht. Was sollen diese rätselhaften Vorgänge?«

Sie erhob sich zur Hälfte im Bett: »Nun denn, Tyge, du hast das Glück deines Kindes vernichtet.«

»Ich? Was sprichst du da?«

»Kein Anderer, als du und Kepler!«

»Christine,« entgegnete Tycho schmerzlich, »wenn es dir möglich ist, sprich ruhiger zu mir... Wir haben kein gutes Leben miteinander gehabt. Durch wessen Schuld? Nun, ich habe den Trotz verlernt. Wann wirst du ihn aufgeben? Wir könnten vielleicht einen Weg finden. Ich habe die besten Absichten auf einen dauernden Frieden. Nur rede offen zu mir, geradeaus. Fasse doch endlich Vertrauen zu mir, verheimliche mir nichts. Wie steht es mit Elisabeth, was soll ich für sie tun?«

»Nur eines kannst du für sie tun.«

»Und was ist das?«

»Auf der Stelle Kepler wegschicken.«

Tycho fuhr empor: »Alle seid ihr gegen ihn. Was hat er euch getan? Warum wollt ihr mir ihn nehmen? Welchen Zusammenhang kann er mit Elisabeths Schmerzen haben?«

»Das eben kann ich dir nicht früher sagen, ehe du ihn weggeschickt hast.«

Der ewige Eigensinn, dachte Tycho. Traurig blickte er auf seine Frau, er setzte sich an den Bettrand, sprach lange und eindringlich, aber Christines Zornfalten blieben, im unruhigen Herdfeuer züngelten sie wie blaue Flämmlein über ihr Gesicht... Dieser Zornfalten wegen hatte sich Tycho einst in sie verliebt. Sie war damals gewöhnliche Bauernmagd auf seinem Gut Knudstrup gewesen, und Tycho hatte es sich eben zugetraut, durch die bloße, reine Macht der Liebe die Ungleichheiten der Bildung und Geistesanlagen zu überwinden. Aller Schwierigkeiten wollte er Herr werden, zum Anteil an allem Großen, an seiner Arbeit wollte er die Geliebte erziehen. Freundin sollte sie ihm werden, bewußte Mithelferin aus der Urkraft ihres dumpfen Seins, ihres Zornes, ihrer gesunden Leidenschaft hervor. Ach, die schönen Träume!... Er strich über ihr volles, grauschwarzes Haar mit zwei Fingern, die darin einsanken. Immer noch liebte er sie. Nicht ohne innere Bewegung fühlte er durch die Decke hindurch die Wärme des mächtigen Körpers, mit dem er sich so oft vereinigt hatte.

»Was hilft dir denn dieser Kepler?« suchte sie ihn nun zu überreden. »Was nützt er dir? Du hast ja Schüler genug, wenn du willst. Aber in den einen hast du dich vernarrt, für den würdest du deine Familie, dich, alles opfern. Ich sehe freilich nur immer, wie du für ihn lebst und wirkst. Aber deinen Vorteil sehe ich nicht. Was hat er denn schon dir zum Entgelt getan, he?«

»Bin ich ein Händler, daß ich in allem auf meinen Vorteil sehen muß? Geht es hier um mich und um Entgelt oder geht es vielmehr um den Geist über uns allen, um die Mehrung unserer ewigen Kunst, die wichtiger ist als dieser einmalige Schatten Tycho oder Kepler?« Er hielt ein, er merkte, daß dies nicht die richtige Art war, um auf den einfachen Sinn Christines zu wirken. »Und wie, wenn ich wirklich in all dem, was ich an Kepler tue, nur meinen eigenen Vorteil suche.

Kepler ist begabt, ein Licht der Zukunft. Er hätte seinen Weg auch ohne mich gefunden, auch gegen mich. Solch ein Genius kann nicht verborgen bleiben. Ist es da nicht klüger, wenn ich ihm von Anfang an zu einigem Vorteil bin, ihn dadurch an mich binde, ihn mir für immer verpflichte...« Während Tycho dies mit einem an ihm ungewöhnlichen, listigen Lächeln vorbrachte, wußte er eine Weile lang nicht, ob diese Gedanken, die ihm noch nie gekommen waren, für den Augenblick erfunden oder am Ende wirklich die geheimen Triebfedern seiner Vorliebe für Kepler waren. Da erschrak er, als hätte er das Medusenhaupt erblickt. Er sah das Edelste, Schönste seiner Seele entwürdigt, durch den Staub geschleift. Er wurde unsicher, begann zu stottern, ja, er errötete. Ein Schmerz, wie er ihn noch nie gefühlt hatte, verschlug ihm die Rede. »Denn auch der Gerechte sündigt siebenmal des Tages,« fuhr er nach einer langen Pause fort, während das Lächeln auf seinem grauen Gesicht erfror.

»Ja, du tust gut, einmal in dich zu gehen,« keifte die Frau, die seine plötzliche Erstarrung mißdeutete, »es wäre ganz recht, dir die Wahrheit zu sagen, das würde dir die Augen öffnen. Aber wir fürchten uns ja alle vor dir. Du willst ja lauter Schmeichler um dich haben. Gott weiß, wie dieser Kepler dir schmeichelt, deshalb hängst du wohl so an ihm. Würdest du die Wahrheit vertragen, so säßen wir ja alle noch in der Heimat und müßten nicht wie Vaganten durch die Welt ziehen. Aber zu Hause haben sie dir nicht genug geschmeichelt, das war es, deshalb haben wir wegziehen müssen.«

Tycho erhob sich und ging.

Er fühlte, wie diese Streitigkeiten in der Familie ihm das Reinste, was er besaß, befleckten. In wüste Zweifel und Gewissensqualen verstrickten sie ihn schon, sein natürliches, herzliches Gefühl für Kepler begannen sie anzufressen, sie machten ihn klein, hatten ihn ja schon dazu gebracht, sich selbst grundlos gemeiner Berechnungen zu verdächtigen... Nein, so weit durfte es nicht kommen, er wollte nicht länger streiten. Er bedauerte seine Frau, die Ärmste konnte ihr Dänemark nicht vergessen, sie litt an Heimweh. Aber in seiner Macht lag es eben nicht, ihr zu helfen. Und was sollte er für Elisabeth tun? Ein vorübergehender Schrecken, den er nicht verstand, mochte sie in diesen Zustand gebracht haben. Nein, er mußte sich abschließen,

er mußte sich dieser widerspenstigen Familie entziehen, um seine Seele rein zu erhalten. Das wurde ihm nach dieser Unterredung mit seiner Frau noch klarer, als bisher. Einfach arbeiten mußte er, nicht aber sich in Selbstbetrachtungen und müßigem Spintisieren über Vorteil und Entgelt verzehren, die ihn nur erschütterten und vergifteten, ohne zu einem Ergebnis zu führen; überhaupt durfte er mit niemand mehr ein überflüssiges Wort über Kepler sprechen. Dieses Verhältnis mußte allmählich von allen als etwas ganz Selbstverständliches aufgefaßt werden, wie Herzschlag und Atem. »Es ist ja mein Atem und mein Herzschlag,« sagte sich Tycho.

*

Gegen Mittag gelang es Elisabeth unbemerkt aus ihrem Zimmer zu entkommen.

Ihr erster Gang war in Tengnagels Turm. Sie hatte richtig vermutet. — Die Türe war offen, die Stube leer.

Obwohl sie nichts anderes vorhergesehen hatte, taumelte sie vor Schrecken. Dann aber sagte sie sich, daß sie den Kopf oben behalten müsse. Ohne Bedenken lief sie durch den Weinberg, den kürzesten Weg zur Landstraße hinab. Dann schlug sie die Richtung gegen Lissa ein. Das war der nächste größere Flecken, sie rechnete damit, daß Tengnagel sich nicht weiter entfernt haben würde. Zuerst war sie zuversichtlich, glaubte, sie müßte dem Geliebten auf der Landstraße begegnen. Im Ort selbst wurde sie ängstlicher, fragte immer häufiger, beschrieb den Gesuchten immer genauer. Zweifel stellten sich ein. Wenn er nun, des guten Rufs nicht achtend, doch nach Prag geritten war? Es dunkelte schon, als sie den Rückweg einschlug. Atemlos, keuchend trieb sie sich noch zur Eile an. Es durfte in Benatek nicht bemerkt werden, daß sie fehlte, sonst hätte sie am nächsten Tage ihre Nachforschungen nicht fortsetzen können. Das ungewisse Licht der ersten Sterne erhellte ihr den Weg. Und nun stand der Bräutigam am Rand jedes Waldes, spiegelte sich in allen Bächlein, lehnte sich mit dem Rücken an jeden der verschwimmenden Hügel in der Ferne. Die riesige, veilchenblaue Wölbung des Abendhimmels war erfüllt von seinen Atemzügen. Seine unendliche Sehnsucht ging durch die stumme Landschaft. Elisabeth hielt im Laufen

inne, sie hörte ihren letzten Fußtritt in der Öde verhallen, das einzige Geräusch weithin. Wie sie aber nun das vollkommene Grabesschweigen um sich fühlte, mußte sie einen heulenden Schrei ausstoßen, und es war ihr, als gehe mit diesem fremden Laut ihre letzte Hoffnung von ihr. Da verfiel sie in einen müden, trabenden Schritt, ihre Widerstandskraft, in den letzten Wochen auf das äußerste gespannt, war gebrochen. So bog sie in der Dämmerung bei den ersten Hütten von Benatek ein, der Iser entlang ... Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen.

Es war Tengnagel, er stand bei einer Gruppe von Bauern, mit einer Art von Feldarbeit beschäftigt, wie es schien.

Sofort strafften sich alle Muskeln in ihr. Er kam ihr entgegen und führte sie ohne ein Wort der Begrüßung in die Hütte, vor der er gestanden hatte... Mit aller Wut des verzweifelten Nachmittags schrie sie ihn an, sobald sie allein waren: »Du bist der Dieb. Du hast bei Kepler geplündert. Ich weiß es.«

Er lachte derb, umklammerte sie so fest, daß sie sich gar nicht wehren konnte, und küßte sie: »Nun, da hab' ich dich wieder. Da sind wir ja endlich wieder beisammen und ohne mütterlichen Schutz.«

»Du Dieb,« schrie sie und versuchte sich aus seinen Armen zu befreien, »du Dieb, ich verachte dich.«

»Du hast mich gesucht, Schätzlein. Nun hast du mich eben, wie ich bin.«

Sie spie über seinen Ellbogen hinweg, mitten in die dunkle Stube: »Pfui, ein Dieb, ein Räuber. O wie ich dich hasse! Nun, so leugne es doch, sage, daß du es nicht getan hast, diese gemeine, diebische Sache. Laß mich, sage ich dir, laß mich los, du Lügner!«

Je mehr sie sich sträubte, desto enger hielt er sie fest: »Du nennst es Diebstahl. Ich nenne es Politik... Sieh nur her.« Er wies mit dem erhobenen Kinn auf den Tisch. »Wichtige Papiere. Saubere Brieflein des Herrn Kepler, der ein Verräter ist und ein Feind Tychos, wie ich es geahnt habe.« Er führte sie an den Tisch, indem er sie aus der Umarmung frei gab, nur ihre Hand eisern in seiner Rechten behielt. Das erste, was er ihr reichte, war der leidige Briefentwurf, den Kepler gleich am Morgen nach seiner Ankunft geschrieben und seither nicht abgeschickt hatte. Dann zeigte er den

ersten Brief Tychos an Kepler vor, den Kepler freilich mit recht spöttischen Randbemerkungen versehen hatte. So trug die Stelle, in der Tycho die Erwartung aussprach, Kepler werde bald vom Kopernikanischen Weltsystem zum Tychonischen übergehen, den Beisatz: »Jeder ist eben in sich selbst verliebt...«

»Und das willst du meinem Vater zeigen,« bäumte sich Elisabeth wild auf, »willst ihm das Herz brechen? Das sähe dir ähnlich.«

»Nein, mein Liebchen, so ist es nicht. Vorher gibt es Wichtigeres zu tun. Ich habe noch andere Akta gefunden, um Hochverrat und Konspiration geht es nun. Einen Bericht an den Kanzler habe ich bereits abgefertigt. Kepler korrespondiert mit den evangelischen Reichsstädten, einer ganzen Verschwörung bin ich auf der Spur. Nun, davon verstehst du nichts. Ich aber werde hier sitzen und diese Zettelchen studieren... Warte nur, diesen Kepler wird eines Tages der peinliche Gerichtsbote abholen. Dann aber werde ich zur Stelle sein und mit diesen Briefen werde ich meinen Freund Tycho nicht kränken, nein, trösten und beruhigen.«

»Wenn er dich nicht schon vorher aufs Rad bringt, als gemeinen Hausdieb.«

»O nein, da habe ich mich vorgesehn. Mein Freund Tycho ist jähzornig. Und wie streng er mit seinen Untertanen und widersätzlichen Hausgenossen umgeht, das haben wir auf Hveen erlebt. Nun, deshalb eben baue ich mir hier eine Trutzburg...«

»Eine Burg?«

Er führte sie zum Fenster: »Ich darf es wohl so nennen. Über Nacht wird der Wall um dieses Häuschen fertig sein. Und mit den handfesten Kerlen, die ich mir als Besatzung angeworben habe, will ich mich wenigstens so lange halten, bis der Kaiser von meinen gerechten Eingaben erfährt... Übrigens wird mich Tycho gar nicht hier suchen. Er glaubt mich längst über alle Berge, auch deine Brüder glauben es. Ich aber habe dir versprochen, in seiner Nähe auszuharren, bis zur Entscheidung. Den Turm habe ich für ein freieres Quartier umgetauscht. Aber Wort halte ich, Elisabath, ein Lügner bin ich nicht.«

Er hätte den Turm gar nicht erst mit so triumphierender Stimme erwähnen müssen. Elisabeth fühlte, daß sie mit ihrer Macht über ihn

zu Ende war. Dies, wie das Entsetzen über die kriegerischen Vorbereitungen, die sie gegen ihren Vater gerichtet sah, lähmte ihr das Denken, verwirrte sie gänzlich. Nur noch einen dumpfen, ohnmächtigen Abscheu vor Tengnagel fühlte sie, gemischt mit einem geheimen Entzücken über seine Kraft, sein Entweichen, seine Kühnheit, das sich nun steigerte, da er wiederum seine Arme um sie warf und seine Wange an ihr glühendes Gesicht preßte. Sie fühlte sich dem Ersticken nahe. »Niemand wird es ihm sagen, wo ich bin,« flüsterte er an ihrem Ohr, »wenn du mich nicht verrätst. Wirst du mich verraten, Liebste?«

»Ja, ja, ich verrate dich,« brachte sie mit verlöschender Stimme heraus. Sie fühlte sich einem Abgrund entgegenstürzen, sie gab alles verloren. Nun mußten die Dinge ihren Lauf nehmen, sie hatte ihr Letztes getan. Plötzlich war es ihr, als werde ihr das Bewußtsein der Verantwortung genommen, eine ganz neue, fremdartige Ruhe überfiel sie mitten im Toben ihrer Sinne.

»Wirklich, du verrätst mich?« Seine Stimme war nur noch ein Kichern, ein bösartiges Zischen. Süß und warm klang es ihr in den Mund, bis in den Gaumen hinab.

»Ja, ich tue es,« winselte sie und küßte ihn.

Da schlug er ihr seine Faust mitten ins Gesicht. Sie rangen miteinander, wie bei den Gesprächen im Turm, nun aber Körper an Körper. Bald fielen sie beide auf den Fußboden nieder... Eine grenzenlose Liebe erfüllte Elisabeths Herz. Nun wusch der Geliebte die Schmach der Kerkerhaft von sich, und sie selbst fühlte sich mit ihm befreit. Sie biß sich in seinem Ohr, in seinen Lippen fest. »Ich verrate dich, ich verrate dich,« keuchte sie noch immer...

*

Den ganzen Nachmittag wollte es nicht ruhig um Tycho werden. Seine beiden Söhne, Tyge und Jörgen, erschienen im Beobachtungssaal und wollten mit Kepler ein Verhör wegen des Einbruchs anstellen. Sie maßten sich seit Tengnagels Verschwinden eine Art Polizeigewalt im Schlosse an. Tengnagel hatte sie tyrannisiert, hatte ihnen bei jeder Gelegenheit zu fühlen gegeben, daß sie noch unreife Knaben seien, daher kannte auch ihr Haß gegen ihn kein Maß. Nun ahnten

sie, daß Tengnagel bei diesem Einbruch seine Hand im Spiele hatte. Deshalb wollten sie die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Ihr energisches Auftreten war aber auch zugleich gegen Kepler gerichtet, dessen wachsendes Ansehen bei ihrem Vater ihnen mißfiel, da sie in ihm schon einen zweiten Usurpator hausväterlicher Rechte fürchteten. Daher stellten sie ihrem Vater vor, daß seit Keplers Eintritt ins Haus die ärgerlichen Auftritte nicht mehr aufhörten, daß er sich in die Familie eben nicht einfüge und daß übrigens sie selbst dem Vater bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten so eifrig assistieren wollten, daß er Kepler füglich entlassen könne...

Tycho sah sie groß an und wies sie mit einer Handbewegung hinaus.

Zornig schritt er auf und ab. »Und wenn ich mich mit allen verfeinde: Kepler und ich sind unzertrennlich!«

Am Abend saß er mit Longomonten und Müller an den Apparaten, — Kepler hatte sich mit Aufregung und Unwohlsein entschuldigt, war früher zu Bett gegangen. Es war schon recht spät, als ein reitender Bote gemeldet wurde.

Er kam von Hagecius, brachte das erbetene neue Buch von Raymarus Ursus, mit einem scherzhaften Brief des Arztes, welcher den Titel des Buches »Chronotheatrum« dahin auslegte, daß es so nichtssagend wie ein Theaterstück und dabei so bösartig, wie eine chronische Krankheit sei.

»Nun, es gibt noch gute Freunde!« rief Tycho, über die rasche Ausführung seines Auftrages erfreut. Dann eilte er voll Ungeduld ins Nebenzimmer, um die Polemik ungestört durchzusehen.

Sie war nicht anders, als er sie erwartet hatte. Die alten Lügen wurden aufgewärmt, und während der Autor schamlos das Äußerste, was er je gehört hatte, gegen Tycho vorbrachte, ohne es zu prüfen, sollte überdies durch geheimnisvoll tuende Andeutungen der Schein erweckt werden, als halte er aus Vornehmheit mit noch weit belastenderen Dingen, die er wußte, zurück. Tycho wurde nicht nur als Forscher auf die unterste Stufe der Unwissenheit und Unfähigkeit herabgesetzt, er solle auch ein Verbrecher, ein Heuchler, ein Intriguant, ein durch und durch ruchloser Charakter sein. Mit nicht geringem Aufwand an Witz und Scharfsinn waren aus einigen krassen und übermütigen

Jugendschriften Tychos kurze Stellen herausgerissen und in einen neuen Zusammenhang, den sie nie gehabt hatten, zum Beweise seiner gotteslästerlichen Ansichten aneinandergefügt. Ebenso willkürlich wurden diesen Zeilen Zitate aus späteren Büchern Tychos entgegengeführt, und dort, wo eine allmähliche Entwicklung vor sich gegangen war, ein Widerspruch herausgelesen. Und hatte er wirklich hier und dort einen kleinen Fehler, eine Flüchtigkeit sich zu Schulden kommen lassen, so konnte er gewiß sein, dies hier als Paradestück der gegnerischen Heerschau hundertfach unterstrichen zu finden.

Tycho spürte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg, wie die Schläfenadern doppelt so schnell zu zucken und eine jähe Wärme über sein Gesicht, bis an die Nase, bis zum Mund hinab zu schleudern begannen... Er war an Angriffe und schlechte Kritiken gewöhnt, zuzeiten hielt er sie sogar für förderlich, und niemals hatte er sich eingeredet, daß es anders sein, daß sein ehrliches Wollen von den Menschen begriffen werden könne. Was ihn trotzdem jedesmal von neuem erschütterte, war dieser üble Dunst von Haß und Bosheit, der ihm zum Dank für seine Leistungen statt holder Liebe entgegenschlug. Und nun gar dieser ausführliche, wohldurchdachte Haß des Ursus! Da hatte sich also einer hingesetzt, hatte wochen- und monatelang seine Werke durchgelesen, ja studiert, aber keinen Augenblick in der Absicht, aus ihnen Erhebung und Belehrung zu empfangen, sondern immer nur wie ein Jäger über der Spur seines Wildes, voll Wachsamkeit und Feindseligkeit. Diese Vorstellung verwirrte und bedrückte Tycho. »Dazu also meine Arbeit!« Er mußte die Zähne zusammenbeißen. Nun schöpfte er plötzlich frischen Mut: »Nein, ich ergebe mich nicht! Ich will stärker sein als mein Feind.« Und eine Weile lang empfand er sogar gesteigerte Lebensfreude und trotzige Arbeitslust. Doch wie gut kannte er schon diesen Übergang, wie oft hatte er ihn erlebt, und wie ekelte ihn eben deshalb diese erkämpfte künstliche Tröstung an! Des Gleichgewichts bedurfte er bei seinem ferneren Schaffen, nicht solch unnatürlicher Aufregungen und Gegengifte...

Er las weiter, als müsse durch eifriges Suchen doch auch etwas Freundliches in der Schrift zu finden sein. Dabei lehnte er an einem seiner großen Himmelsgloben, strich mit der Linken liebkosend über die Holzkreise, die sein Werk waren. Plötzlich zitterten seine Pupillen,

sein Blick trübte sich... In der Schrift war auch Kepler erwähnt... Er verstand den Sinn dieser Zeilen nicht sofort. Ja, Kepler wurde gerühmt, in den honigsüßesten Worten gefeiert... Wie ist es möglich, dachte Tycho, sein System mußte doch eigentlich dem Ursus noch viel sinnloser erscheinen als meines... Und dennoch, es war nicht zu zweifeln, Kepler wurde gelobt, sogar in recht verständiger Weise anerkannt. Und weiter: was war denn das? Kepler wurde mit Tycho verglichen, er wurde über ihn gestellt, er wurde gegen ihn ausgespielt, als Gegner, als Überwinder Tychos gefeiert... Ja, ist denn dieser Ursus aus lauter Haß schon verrückt geworden, fragte sich Tycho. Meinen Benjamin, meinen Hipparch will er in einen Gegensatz zu mir bringen, meinen liebsten, nein, einzigen Freund mir entfremden, ihn, den ich gerade heute als den wahren Pol an meinem Himmel erkannt habe, für den ich meine Frau, meine Kinder hingebe, weil er mein echterer Sohn ist, nicht dem Fleisch und Blut, sondern der Seele nach, ihn, der meine Hoffnung, meine Zukunft, meine Arbeit, meine Kunst ist...

Heftiger blätterte er in dem Buche. Wo steckte die Erklärung? Da fand er gleich hinter dem Titelkupfer den Namen Keplers wieder. Diesmal besonders auffallend gedruckt... »An den hochberühmten Mathematiker Raymarus Ursus!«... Das war ja ein Brief Keplers. Eine Fälschung! Nein, solch plumpe Kühnheit war dem Ursus nicht zuzutrauen... Ein Originalbrief Keplers war es. Mit seiner Unterschrift. Und was für ein Brief! Verehrung, Bewunderung, Meisterschaft... in jeder Zeile eine Lobhudelei... Tycho wollte aufschreien, die Zunge war ihm ganz dick geworden, sie rührte sich nicht. Das Herz schlug so schnell und hastig, daß es schon einen leeren Raum um sich herum in der Brust ausgehämmert hatte... Kepler hielt also zu Tychos ärgstem Feinde, das war die Erklärung.

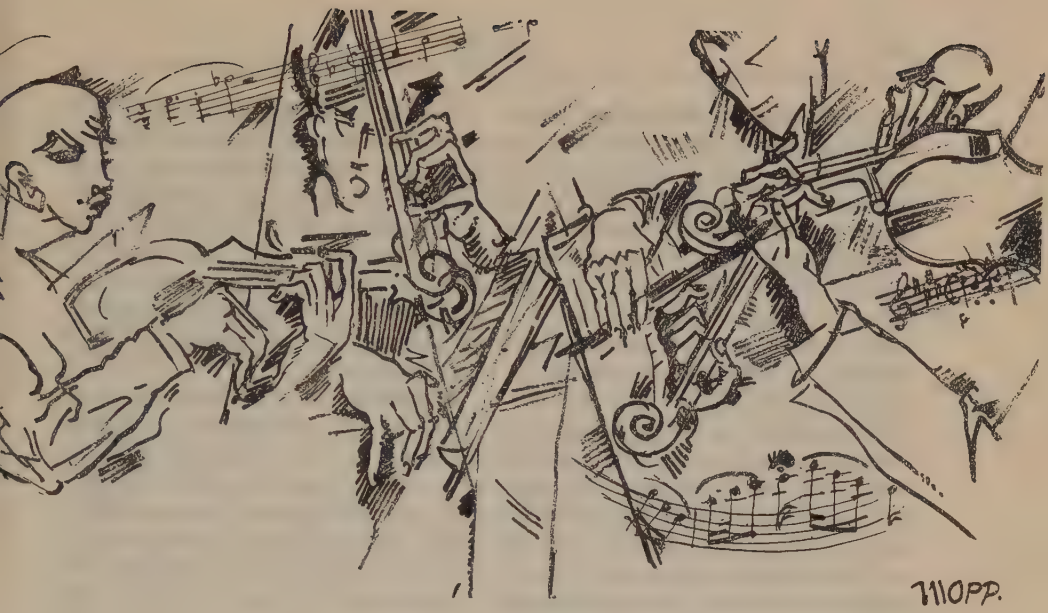
»Verrat«... lallte Tycho leise.

Die Einwürfe seiner Tochter gegen Kepler begannen ihm wie Steine durch den Kopf zu rütteln. Schwarze, bleischwere Steine, die wie etwas Lebendiges von innen an seine Gehirnwände schlugen, die seinen ganzen Leib auf die eine Seite beugten, dann auf die andere... Verrat, Verrat, Kepler ein böser Mensch... Jetzt mußte er die Stimme wieder erlangen, jetzt weitete sich seine Brust, jetzt wollte

er es herausschreien. Da begannen die Steine zu rollen, in den Mund, in die Luftröhre hinein. Er verlor den Atem...

Die Schüler nebenan schraken auf. Ein dumpfer Fall, ein Knistern und Splittern war erdröhnt. Sie eilten herbei. Tycho lag bewußtlos auf der Erde, die Linke festgekrampft in den klaffenden Rohrstäben und Kreisgittern seines Globus, die er zerbrochen und mit sich herabgezogen hatte.

(Fortsetzung folgt.)



GLOSSEN

Erinnerung.

Es war an einem jener Abende in Brüssel, da auf dem Wege nach Scherrebeck die Belgier mit beklommenem Atem, Blumensträuße in den Händen und nervös stampfenden Fußes standen. Der Geschützdonner von Antwerpen herüber verdichtete die Luft zu einer meerhaften Schwere. Man fühlte sich auf- und niedergehoben. Die Erde zerfloß einem unter den Schritten. Die Konturen der Bäume, Häuser und Menschen franzten in niegesehenen Verzerrungen aus. Wo sich der Wahnsinn dieser Erscheinung wieder schloß, entstand ein anderes, das vorher nicht da war. Der Rhythmus klirrender Scheiben schwoll zu einer geschlossenen Folge von infernalischen Dissonanzen, daß jeder Ton, der sich auf der Zunge formte, kraftlos verlallte, sobald er den Saum der Lippen berührte. Und als nun gar die Spätsonne das sturmdunkle Rot der Untergänge von den violett umhügelten Dächern auf die Straßen schüttete, furchtbare Gloriolen um die Silhouetten der steingrauen Soldaten florte, glaubte man: jeden Augenblick müssen über uns die eigenen Blutströme himmelhoch und weltweit zusammenschlagen mit dem Gewicht aller Gebirge.

Welche Erlösung, als vor einem Hause in der Rue de la Loi mit einem Mal eine Militärkapelle aufspielte! Welcher Gott war in die Menschenseele gefahren, die das Signal zu diesem Geschehnis gegeben hatte? Zu diesem Tönenden, das mit der Gewalt von Pfingstflammen in die Augen aller Waller brach?

Denn ich stand miteins in einem Gehäuf von hundert und aberhundert Augenpaaren. Das ganze Gewicht der Menschen lag in ihren Augen. Lächelnde waren und vergrämte, hoffende und sich selber mißtrauende, schüchterne und geilvertraute. Niemand hörte Musik, alles sah Musik. Und es war doch nur irgendeine harte, schrittanfeuernde Marschmelodie.

Ich stand neben einem hünenhaften Flamen, der sicher zu den vielen gehörte, die der Gefangenschaft dadurch entgangen waren, daß sie über die Uniform schnell genug eine Maurerbluse streifen konnten.

Ich sah seine Augen: sie waren ganz aufrechter Marsch, fahnenüberweht, eisenumklirrt.

Ich sah seine Fäuste: sie waren gespannt wie um den Kolben des Brownings, um den Griff des Degens.

Er stand wie in einem Granatfeuer, zuckend, er flüsterte, röchelte zuckend. Und ich hatte das Gefühl: er wird heute noch schießen, zwischen zwei Zuckungen. Fürchtete: daß dieser röchelnd zuckende Kopf von seinem Körper von einer Granate fortgerissen nach links, zu mir her, flöge. Ich sah schon die Sekunde, in der er vor mir schweben, das Nervenspiel, in wirrem Kreisen rasend, die Mienen des Gesichts übereinanderschieben, die aufgerissene Gurgel in einem breiten Strahl das Blut hinfallen lassen werde . .

Pause der Musik, während ich mir mit dem feuchten Handrücken über die trockenheiße Stirn fuhr, um mich her nicht mehr Augen, schon Gesichter sah, Formen von Körpern sah, starraufgereckte, gebückte, hüftenrüstige.

Und nun spielte die Musik zum zweiten Mal. Ein Lied. Irgendein sentimentales, deutsches Lied.

Neben mir aber stand nicht mehr der hühnenhafte Flame, stand ein trauerfarbenumdunkelter, buckliger Mönch. Ich kannte, fremd in dieser Stadt, natürlich das Gesicht dieses Fremden nicht. Auch sah ich immer nur seinen Rücken. Trotzdem war kein Zweifel in mir: er betete. Schluchzend, wie die Trompete die Grundmelodie des Liedes aus dem Wolkendonner der Bässe herausschluchzte.

Ein einzelnes, schluchzendes Gebet. Mit ihm aber klangen alle ungeweinten Tränen, die niemals wirklich wurden und in den geheimen Tränenseen der Glücklosen geblieben sind, in Tiefen, die wenige ahnen, keiner willig sehen mag — nur Einer, der den starken Mut zum Leiden hat, schaut träumend in den Tränentiefen glitzernde Kristalle, die eine Wunderhand auf seine Höhe holt.

Warum die Erde sich plötzlich nicht aufhob, nicht mit dem schwarzumschauerten Mönch bis an den Samtsaum der Sterne wuchs, warum das Volk sich nicht lagerte, nicht Millionen lagerten um diesen Berg, warum der Mönch hoch oben vom Gipfel nicht anhob mit orgelnder Stimme:

»Wahrlich . . . wahrlich, ich sage euch . .«

Es war in jener Nacht, da der Geschützdonner von Antwerpen herüberhallte und die Luft zu einer meerhaften Schwere verdichtete. In den Häusern irgendwo krähten erschrockene Hähne. *Peter Wüsfrath.*

Europa und der Krieg.

III.

Man irrt, wenn man sagt, daß der Krieg die Bänder der europäischen Geistessolidarität gesprengt habe, daß er Freundschaft und einträchtiges Zusammenwirken in höchsten Dingen der Kultur für unabsehbare Zeit unterbunden habe. Was Krieg an diesem Kriege ist — und nicht seine beispiellos niedrige Führungsart sowie der antikriegerische, unritterliche, gerade aus den Quellen jener Art des Pacifismus, die ausschließlich in wachsender Verzahmung der internationalen Wirtschafts- und Klasseninteressen die Garantie des Friedens erblickte, gespeiste Völkerhaß der meisten Zurückgebliebenen, — das hat nur enthüllt,

daß es nicht des Geistes Band war, was hier geknüpft hatte, daß es also notwendig ist, im kommenden Frieden andere und echte Geistesbänder, an Stelle von Höflichkeit gegen Kunden und internationaler Courtoisie aber wahre Freundschaft zu setzen. Daß der Krieg nicht echte Kultursolidarität und echte Freundschaft zerbrechen könne, — das gehört zur Definition des Wesens von Kultur und Freundschaft. Scheidung aber des Echten vom Unechten ist das Gegenteil der Zerstörung. So töricht ein Militarismus, der vom Kriege neue Kulturschöpfung erwartet, so töricht ein Pacifismus, der ihm die Kraft der Vernichtung wahrer Freundschaft und echter Kultursolidarität zuschreibt. Krieg klärt, prüft, übt Kritik, er schafft in kultureller und moralischer Hinsicht gar nichts, was nicht im Keime schon da war, er vernichtet in gleicher Hinsicht gar nichts, was nicht schon innerlich tot war oder sich als etwas ausgab, was es faktisch nicht war. Er rubriziert nur Dinge und Menschen nach ihrem wirklichen Wert.

Was so der Krieg ganz allgemein gezeigt hat, das ist zunächst ein ganz unabsehbarer Rückschritt des gesamteuropäischen Ethos. Jetzt erst erwies es sich vor aller Welt, was es bedeutet, daß Europa keine allanerkannte übernationale moralisch religiöse Autorität mehr besitzt, die ohne Gewalt allein durch das Gewicht ihrer inneren Würde Gehör besäße. Die Nötigung der Kriegsparteien, sich in Sachen der beispiellos verrohten Kriegsführung an eine Stelle außerhalb Europas, an den Präsidenten der Vereinigten Staaten Amerikas zu wenden, ist das beschämendste Zugeständnis dieser geistigen Führerlosigkeit Europas. Nicht nur die Erkenntnis der jeweilig zu beurteilenden Tatsachen (in Belgien, Reims usw.) ist durch eine würdelose, zum Teil mehr servile und feige, zum Teil mehr lügnerische und gewissenlose Presse und Nachrichtenvermittlung vielleicht für immer ausgeschlossen, auch die Maßstäbe der Beurteilung unseres stolzen Vernunftzeitalters zeigten Differenzen, welche die Differenzbreite des europäischen Ethos aller uns bekannter Zeitalter Europas vom Frühmittelalter bis zur Aufklärung und den letzten europäischen Kriegen um ein gewaltiges Maß übersteigen. So zeigten erst jetzt die vereinigten Denkarten eines schrankenlosen historischen und nationalen Relativismus, eines gewissenlos und lieblos bloß auf »Gott und das eigene Gewissen« pochenden Moralsubjektivismus, und eines metaphysisch aufgeblähten Nationalismus, der der Gottheit Stimme allein im Bauche des eigenen Volkstums beschlossen wähnt, ihre furchtbaren Früchte. Aber das Merkwürdigste und Beschämendste in dieser Erscheinungsgruppe ist die Tatsache, daß die Demoralisierungskurve in der Spannweite dieses Krieges örtlich, volklich, nach Völkern, Klassen und sonstigen Gruppen betrachtet, genau den Richtungen folgt, nach denen die beteiligten Menschen einen mehr religiösen und kriegerischen oder einen mehr positivistischen und merkantilen Geist besitzen. Die Kurve springt mit der ost-westlichen Richtung. Das relativ am meisten kriegerische Volk der Japaner behandelte nicht nur in diesem Kriege, sondern schon im Russisch-japanischen Kriege die auf seinem Staatsterritorium befindlichen Ausländer des feindlichen Staates am besten. Es trennt am schärfsten Krieg von Staaten und Haß gegen Volk und Privatperson. Die Kugeln der Russen, die im Laufe von 200 Jahren längere Kriegszeiten als Friedenszeiten hatten, sind die bei gleicher Verwundungsart ungefährlichsten, wogegen das Dumdumgeschoß nach den genausten

uns zugänglichen Berichten vor allem von den Engländern gebraucht wird. Auch sonst wird von der russischen Kriegsführung ⟨von den Kosaken abgesehen⟩ nur Günstiges bekannt. Die russischen Gelehrten, Künstler und Intellektuellen haben in ihren auf den Krieg bezüglichen Auslassungen bisher bei weitem das größte Maß eingehalten. Als der russische Ministerrat kürzlich aufforderte, die Streichung der deutsch-österreichischen Gelehrten, die den »Aufruf an die Kulturwelt« unterzeichnet hatten, aus den Listen der russischen gelehrten Gesellschaften vorzunehmen, haben der Rektor der Universität von Petersburg und eine große Reihe von Professoren sich gegen diese Forderung entschieden gewehrt. Man vergleiche dieses Verhalten mit jenem der Académie Française und der Académie de Science, aber auch mit dem Verhalten einer großen Reihe deutscher »Geistesführer«. Täglich wehren sich Feldpostbriefe ⟨ich besitze selbst mehrere dieser Art⟩ gegen den Haß der Zurückgebliebenen und gegen die abschätzigen Beurteilungen der moralischen Qualitäten des Feindes durch die heimischen Pressen. Je ferner vom Schuß, desto größer das Maul. Die liberalen Pressen haben fast in allen Ländern mit geringen Ausnahmen diejenigen der national-konservativen an hysterischem Chauvinismus weit überboten.

Gruppen, welche die Haager Friedenskonvention am großmäuligsten vertraten, haben es am meisten daran fehlen lassen, die Genfer Konvention über die Kriegführung einzuhalten. So scheinen seelische Kriegsbereitschaft und Höhe der Kriegsführung im umgekehrten Verhältnis zu stehen. Zum Teile mag dies dem Gesetze entsprechen, daß die Moral einer Schicht um so höher zu sein pflegt, als die Achtung ist, die sie in ihrem Volke genießt. Der hoch geachtete chinesische Kaufmann ist verläßlich, der gering geachtete japanische unverläßlich. Das überträgt sich mutatis mutandis auf den Krieger.

Am wenigsten dauernde Verwirrung haben von diesem Kriege die — im strengen Sinne des Wortes — internationalen Interessengemeinschaften zu besorgen. Einfuhr, Ausfuhr, Post, Telegraph, der Internationalismus der Geselligkeit in Hotel, Salon und Straße sind in der Egoität der Menschennatur, in den Geschäftstugenden der Höflichkeit zum Kunden und der Entwicklungsstufe der allgemeinmenschlichen Bedürfnisse wohl verankert. Je *edler* aber die Kräfte sind, auf denen übernationale Gemeinschaften beruhen können, desto mehr haben sich die vor dem Kriege bestehenden zum größten Teil als nur scheinhaft erwiesen. Nur dieser kritische Befund kann die Aufgabe klar hervorleuchten lassen, welche die zur Zeit im Felde stehende europäische Jugend nach dem Kriege besitzt: *Haltbare* Bänder an die Stelle jener zu setzen, welche die Meßprobe dieses Krieges nicht überdauern konnten. Während das Internationale im obigen Sinne wesentlich unverletzt aus dem Kriege hervorgehen wird, ist die *europäische Kulturgemeinschaft* zunächst zusammengebrochen. Auch hier erweisen eben schrankenloser Nationalismus und Internationalismus ihre antieuropäische tiefe Zusammengehörigkeit, ihr Verwurzeltsein in demselben europäischen Ethos.

Was die Krisis des Völkerrechts betrifft, so stellt jetzt von Liszt mit einer Anzahl anderer Juristen den höchstwichtigen Satz auf, daß seine formale Entwicklungstendenz zu einem *Weltvölkerrecht* in den letzten Jahrzehnten der Gemeinschafts- und Verbandsbildung der Staatsbevölkerungen so erheblich vorangeeilt sei, daß darin

seine Schwäche wurzele. Wir müssen zunächst ein partikulares europäisches und — solange England noch der »weltpolitische« Außenseiter der europäischen Kulturgemeinschaft bleibt — ein kontinental westeuropäisches Völkerrecht anzubahnen suchen. Ein Vertrag, der mehr ist als Termingeschäft, bedarf einer Gemeinschaft zu seiner Basis, bedarf der Imponderabilien der Sympathie, der Loyalität, der Treue, eines geistigen Zusammenhangsgefühls zu seinem Medium. Egoität, Vertrag und rationelle Organisation genügen nirgends, Gemeinschaft zu begründen. Das ist die große Lehre dieses Krieges.

Auch die Art des Zusammenbruches der europäischen Kulturgemeinschaft, die Ordnung, nach der sie erfolgte, lehrt vieles. Als die allerschwächsten und widerstandslosesten Bande europäischer Zusammengehörigkeit erwiesen sich jene der »voraussetzungslosen« Wissenschaft, die nach ihrem steten Kampfe gegen religiöse, ethische und ästhetische Voraussetzungen nun wirklich keinerlei andere belastende »Voraussetzungen« mehr zu haben schien als die des national chauvinistischen Triebimpulses. Daß da, wo die Objektivität nicht Berufsmoral des an Figuren oder an harmlosen Fischlein im Institut forschenden Gelehrten ist, sondern sie etwas kostet — Niederringen von ersten Einfällen und Impulsen usw. — der Gelehrte zuerst versagt und wie in den Fällen Lasson, Haeckel, Ostwald vom Journalisten zurecht gewiesen werden muß, das wäre bei den bekannten sehr differenziellen Bedingungen, denen die Ausbildung einer Intellektualität und eines Charakters unterliegt, noch einigermaßen begreiflich. Das auch intellektuell unsagbar tiefe Gesamtniveau der Äußerungen der wissenschaftlichen Führer Europas ist es nicht. Daß A. Comtes und Spencers Versuch, die »Wissenschaft« zum Ersatz der Religion und zu einer moralischen Autorität zur Leitung der Gesellschaft zu machen, sinnlos ist — dieser Beweis ist jetzt gründlicher als jemals geliefert worden.

Nicht ganz so schwach als jene der Wissenschaft erwiesen sich die Zusammenhänge, die zwischen Vertretern der Literatur und Kunst bestehen. Hier war viel ehrliches Wollen zur Wahrheit, viel Gefühl eines gemeinsamen europäischen Bandes von Ethos und Bildung zu spüren und auch die Freundschaften haben hier häufig ihre Prüfung bestanden. In Romain Rolland und Shaw — um nur öffentlich Bekanntes zu nennen — stak ehrliches Verstehenwollen. Chauvinistischen Exzessen wie jenen von Maeterlinck, D'Anunzio, Verhaeren usw. hätte man in deutschen Zeitungen wenigstens nicht mit Äußerungen begegnen sollen, daß wir doch so viel für sie getan hätten, sie so viel gelesen, aufgeführt und sie so reichlich bezahlt hätten. Denn es ist immer noch vornehmer, einen Teil seines Ruhmes und seines Einkommens auch für die Äußerung der irrsinnigsten Einfälle aufs Spiel zu setzen, als mit dem Einkauf erwünschter Waren, deren Qualität man fremdendienerisch überschätzt, dem Verkäufer die Verpflichtung auferlegen zu wollen, daß er einen von dieser Stunde ab nur mehr zu lieben und ethisch zu loben habe. Eine Dankbarkeit, mit der man rechnen dürfte, wäre nicht Dankbarkeit, sondern ein Geschäft.

Die sozialistische Internationale hat, indem sie — unter schweren Kämpfen besonders gegen einen Teil der italienischen Sozialisten — ihren Fortbestand rettete, wenigstens erwiesen, daß noch andere als ökonomische Klasseninteressen in ihrem Aufbau tätig waren. Auch sie wird nach

dem Kriege lernen müssen, die Gemeinschaft eines europäischen Ethos höher einzuschätzen als die streng internationalen Interessengleichheiten eines nur durch das ökonomische Moment geeinigten Proletariats. Sie wird ihre Ziele zugleich bewußt auf den Spielraum des Europäertums zu beschränken und zugleich mehr unter dem Gesichtspunkt der praktischen Teilnahme an der Leitung der europäischen Gesellschaft als unter dem der bloßen Opposition gegen die heimischen Regierungen zu setzen haben.

Am meisten aber verspricht die mit dem Kriege von selbst überall sich vollziehende Belebung des religiösen Geistes der Völker ein Ferment für eine organischere Form des Wiederaufbaus der europäischen Kulturgemeinschaft zu werden als die Formen vor dem Kriege sie darstellten, die allzusehr auf die bloß geschickte Organisation vertraut hatten. Das Heil, das in einer übernationalen spirituellen Autorität besteht, wie es für einen beträchtlichen Teil der kriegführenden Völker das in den Brandungen der nationalistischen Haß- und Giftwogen ruhig und würdig dastehende und gleichzeitig nach dem Maße seiner Kräfte überaus tätige Papsttum vorstellt, wird gegenwärtig in der öffentlichen Meinung der gesamten Welt sehr stark spürbar.

Wie immer man über sein und der gegenwärtigen katholischen Kirche inneres Recht und beider welthistorische Zukunft denken möge — daß die in ihm verkörperte menschliche Daseins- und Kulturform, daß die Größe und Weite der geistigen Strukturform der Kirche, die einen vom positiven Gehalt aller Dogmatik und alles Kultus auf alle Fälle unabhängigen Sonderwert besitzt, durch die Idee einer absolut souveränen Nationalkultur ebensowenig zu ersetzen ist als durch abstrakte Vernunftprinzipien, ebensowenig durch einen »alten Preußengott« als durch spinnwebendünne evangelische Solidarität und »Blut, das dicker wie Wasser« sein soll, das hat dieser Krieg aller Welt gezeigt.

Den Weg, den die historische Entfaltung der in Europa einheitstiftenden Momente historisch genommen hat, ging seit Ende des Mittelalters in die Richtung Religion, Kultur, Zivilisation. Diese Richtung hat sich nicht bewährt. Vielleicht ist es noch möglich, die entgegengesetzte einzuschlagen und zum Aufweis zu bringen, daß Europa noch ein höheres Existenzrecht und eine tiefere Kraft der Selbsterhaltung gegen den andrängenden Osten besitzt, als den europäischen Kapitalismus und seinen »Geist«.

Max Scheler.

August Macke.

Der achtundzwanzigjährige Maler August Macke aus Bonn, der am 26. September im Kampfe gegen die französische Republik fiel, fand die Möglichkeit einer persönlichen Entwicklung, als es ihm gelang, den Einfluß Kandinskys zu überwinden. Die Befreiung von Kandinsky gelang ihm durch Robert Delaunay. Der Berliner Herbstsalon von 1913, der für viele Maler eine Entscheidung brachte, bezeichnet auch für Macke eine Wendung. In den Bildern, die Macke damals zeigte, bestanden noch Reste eines geschmackvollen Impressionismus. Das Licht »flimmerte« noch, die Blätter »zitterten«. Gerade diese Reste einer impressionistischen »Stimmung« gewannen den Bildern manche Freunde. Es kam hinzu, daß ihre Stoffe liebenswürdig waren. Die »Mädchen« erinnerten an ähnliche Gruppen und an eine ähnliche Auffassung bei Renoir, den Macke in der Tat sehr liebte.

Die Bilder im Herbstsalon hatten bei manchen Reizen den Charakter von Kompromissen. Sie standen unsicher zwischen Impression und Kubismus. In dem »Wald« vermied Macke wohl die Andeutungsmalerei des Impressionismus, erreichte aber mit der Nutzbarmachung kubistischer Klarheiten eigentlich nur eine »Lichtung«. Es fehlte den Bildern die Fülle der Gestaltung, die nur das frei und sicher ausströmende Temperament gibt. Sie fehlte, nicht weil Macke temperamentlos war — er war das gerade Gegenteil —, sondern weil er unter einem innerlich fremden Einfluß nicht zur eigenen Sicherheit und Gewißheit kam. Und dieser Einfluß war Kandinsky, obwohl jene Bilder direkt kaum noch an Kandinsky erinnern konnten. In der Wahl seiner Stoffe war Macke damals schon zum Glück der Selbstverständlichkeit gelangt. Will man den Einfluß Kandinskys greifbar haben, so betrachte man Mackes einige Jahre früher entstandenes Bild »Der Sturm«. Hier ist die Abhängigkeit von Kandinsky in der symbolhaften Umsetzung der Naturformen ganz offenbar. ⟨Das Bild ist reproduziert im »Blauen Reiter« und war ausgestellt in der ersten Ausstellung des »Sturm«.⟩ Von noch älteren Bildern sind mir nur die »Indianer« bekannt, eine sehr liebenswürdige Arbeit, die aber über das Dekorative noch kaum hinausgeht.

Was Macke an Kandinsky gefesselt hatte, war Kandinskys »Mystik«. »Mystik« und »mystisch« waren die beiden Worte, die Macke am liebsten gebrauchte. Was er so nannte, war das Geheimnis künstlerischen Lebens. Es war zunächst sein Irrtum, daß er dieses Geheimnis nur dort glaubte finden zu können, wo Dunkelheit, Ungewißheit und Ahnung waren. Es gab gewiß eine Zeit, wo er in Kandinskys Bildern die tiefste Mystik sah. Aber allmählich empfand er, daß Kandinskys typisch slawischer Expressionismus nicht seine Möglichkeit war. Robert Delaunays festliche Bilder im Herbstsalon, neben denen des Kandinsky hängend, bewiesen ihm, daß seine »Mystik« sich verwirklichen lasse in erhelltester Klarheit, in heiterster Einsicht. Delaunays »Soleils« wirkten auf ihn wirklich wie das Licht der strahlendsten Sonne.

Das Erlebnis war für Macke entscheidend. Mit der Erbitterung eines Verirrten und Enttäuschten wandte er sich von Kandinsky ab; mit grenzenloser Begeisterung bewunderte er Delaunays neue Arbeiten. Er fand plötzlich Delaunay unendlich viel reicher an wahrer Mystik als Kandinsky, über den er nicht mehr gerecht urteilen konnte.

In den Ausstellungen des November 1913 im »Sturm«, in der »Freien Sezession« des Sommers 1914 und in der »Neuen Galerie«, wo Macke als einer der Stärksten in der Gruppe der »Rheinischen Expressionisten« erschien, sahen wir mit freudigem Erstaunen die prachtvollen Verheißungen einer neuen Entwicklung. Die Bilder verleugneten die Einwirkung Delaunays gewiß nicht, aber sie waren trotz alledem der Beweis, daß Macke die Möglichkeit einer völlig persönlichen Kunst sich gewonnen hatte. Die frühere Heiterkeit der Stoffe stand hier nicht mehr außerhalb der Form — die Form selbst war heiter geworden. Die Frauen vor den Schaufenstern, die Hutauslagen und die Müßiggänger in Straßen und in Gärten waren in Formen liebenswürdigen Witzes umgesetzt, so wie sie keinem anderen Maler bei uns möglich schienen, wie sie auch keineswegs von Delaunay zu leihen waren. Man hatte den bestimmten Eindruck, daß Mackes Temperament endgültig die hindernden Fesseln abgestreift hatte und war überzeugt, daß

ein prächtiges Blühen kommen werde. Die Farben seiner Bilder, die zu immer kleineren Formaten wurden, waren selbst ein Blühen: leuchtend, glücklich und so fröhlich reich an enthusiastischen Versprechungen.

Die junge deutsche Kunst hat durch August Mackes frühen Tod einen unausdenkbaren Verlust erlitten. Unter den Gestalten der ersten Expressionisten wird August Macke als eine der besten und als die liebenswürdigste ewig fortleben.

Adolf Behne.

Die Großmutter.

In diesem Jahre gab es große Hitzen und Trockenheit, wie sich ihrer kein Mensch entsinnen konnte. Am Peter- und Paul-Tag war es schon ganz schlimm, und die Menschen redeten mit seltsamer verwelkter und vertrockneter Stimme. Wie viel Wochen regnete es nicht mehr, und die Sonne hatte aufgehört, ein Segen zu sein, die Tage verkalkten in den Flammen des zinnernen Firmaments und die Nächte waren klebrig. Und an diesem Tage, zur Zeit, wo die Leute zur Nachmittagsandacht gingen, war förmlich der letzte Windhauch verstorben, und der kleine Marktplatz ächzte unter den Fenstern wie eine gewürgte Kehle.

Großmutter ist im Lehnstuhl eingeschlummert, und der kleine Jenik schaut zu, wie ihr Kopf hin und her schwingt, so neugierig ist er und irgendwie beklommen, das Haupt sinkt nach jedem Aufrichten immer tiefer und tiefer, nur eine Fliege summt irgendwo, und die Kammer erstickt in heißem Schweigen, und die Angst in Jeniks Innern wächst, dieses niedersinkende Haupt löst Schreckliches in ihm aus: vielleicht wird es von den Schultern auf den Boden rollen, und da erst wird die Großmutter die Augen öffnen, und das werden furchtbare Augen sein, denn diese Augen werden den Jenik fragen, warum er das teure Köpfchen zu Boden fallen ließ, das teure Köpfchen, ach! sich so weh tun ließ...

»Großmutter!«

Das Stimmchen ist ausgetrocknet, aber die Großmutter hat wahrhaftig keinen festen Schlummer. Nur daß, mein Gott, diese Augen bereits so schwer aus Träumen wiederkehren, Gott weiß, wo sie waren, wem sie ins Angesicht blickten, jemandem, der sonderbar war und nicht von dieser Welt, und Jenik nimmt etwas Fernes in diesen Augen wahr. Die Fliege summt wieder irgendwo und Jenik kommt es plötzlich vor, als höre die Großmutter der Fliege zu, solch ein merkwürdiges Gesicht hat Großmutter jetzt, jede Faser darin scheint zu lauschen.

»Geh, Jenik, sieh mal aus dem Fenster... ob nicht das Wasser im Brunnen zu fließen aufgehört hat,« sagt sie plötzlich. Jenik tritt ans Fenster und schaut hinaus. Genau genommen kommt ihm Großmutters Frage zum Lachen vor: was kann denn geschehen sein, daß in dem Brunnen vor ihren Fenstern kein Wasser fließen sollte? Nein, das vermag er sich wahrlich nicht vorzustellen. Aber in der Tat ist's unbegreiflich, was er sieht, er blinzelt mit den Augen und atmet rasch.

»Es fließt nicht, Großmutter....!«

Aber die Großmutter schüttelt nur den Kopf, und ein Erschrecken hat ihr ein rätselhaftes Lächeln um die dünnen Lippen herum eingegraben.

»Schau noch einmal hin, schau gut hin,« sagt sie endlich.

»Es fließt nicht, Großmutter.«

Sie macht eine Bewegung mit beiden Händen, läßt sie schwer in den Schoß sinken und sagt trocken und böse:

»Versteht sich, daß es nicht fließt. Wie sollte es auch fließen? Gott legt seine Hand auf alle Quellen, und alles Wasser versiegt. So wird der Zorn Gottes sein ...«

Das begreift Jenik allerdings nicht: daß der liebe Gott so zürnen und so strafen könnte. Es geht ihm überhaupt so allerlei nicht in den Kopf. Wenn es kein Wasser gäbe, würden die Menschen vor Durst sterben, auch der Vater würde sterben, und die Mutter, und die Großmutter würde gleichfalls sterben, aber dann, dann — und dieser Gedanke ist für Jenik schrecklich — dann würde er wohl den lieben Gott nicht mehr gern haben können. Aber, er ist doch ein dummer Junge, würde doch auch er sterben ... das ist doch klar? ...

In der Uhr polterten drei Schläge und die Großmutter wurde sehr unruhig.

»In diesem Augenblicke war es etwa ... auch an Peter und Paul ... da sahen wir den ersten preußischen Soldaten,« sagt sie auf einmal wie zu sich selbst.

Und ihre Lippen zittern leise, wie wenn ein Lüftchen die Blätter streift.

»Das war eine schreckliche Weile ... Kurz vor Mittag zogen die letzten von unsern Soldaten ab. Jene, die am Morgen vorbeimarschierten, die waren noch wie zum Tanze gegangen, hatten zu uns in die Fenster hinaufgeschrien und die Kappen geschwenkt, mit den Kappen würden sie die Preußen verprügeln, aber diese letzten hoben nicht einmal den Kopf mehr, etwas stieß sie förmlich in den Rücken und drängte sie eilends nach vorwärts ... Dann starb der Marktplatz aus, und wir horchten in die Ferne. Ich stand am Fenster, es war so still, daß man den Brunnen plätschern hörte. Ein paar Leute gingen zur Nachmittagsandacht, aber sie traten nicht in die Kirche ein, sie standen nur so vor der Kirche herum, wie wenn sie warteten, ob der Kaplan heute die Messe lesen werde. Endlich trat der Kaplan aus der Dechantei, die Menschen vor der Kirche grüßten, aber die Hüte blieben in der Luft schweben, in der Vorstadt begannen die Hunde schrecklich zu heulen. Da lief auch unser Hund, wir riefen ihn Strach, vor das Haus und heulte durchdringend, aber sogleich lief er wieder in das Haus hinein und warf sich mit voller Wucht gegen die Türe. Als wir ihn eingelassen hatten, schleppte er sich über den Boden hin und preßte sich an unsere Füße. Aber da, schon wie ich am Fenster stehe, fuhr es mir wie ein roter Wind um die Augen, und einige rote preußische Husaren bewegten sich quer über den Marktplatz. Ich schrie auf, und der selige Großvater sprang auf, zum Fenster hin. Er sagte bloß: Jesusmaria, sie sind schon da! Und hinter den ersten kamen weitere herangejagt und gerade vor unser Haus. Im ersten Entsetzen vergaßen wir, von den Fenstern zurückzutreten. Sie hielten die Pferde an, riefen etwas und zeigten, daß sie trinken wollten. Einer von ihnen war so schön und hatte einen blonden Bart. Und er lachte so gutmütig zum Fenster hinauf, wie wenn er gar kein feindlicher Soldat wäre. Irgendein höherer Offizier war es — — —«

Und Großmutters Lippen beben wieder so leise. »Ich wollte ihnen selbst Wasser bringen, aber der selige Großvater schaute mich so streng an, stieß mich zur Seite und ging allein. Ich schlich inzwischen wieder ans Fenster, ich sah, wie der Großvater zuerst trinken mußte, wobei ihm einer auf den Rücken klopfte. Der Junge, Blonde blickte noch einmal herauf, und seine Augen lachten so brav. Und wie wenn der Wind sie davon trüge, gleich waren sie wieder Gott weiß wo. Abends

darauf,« die Großmutter nickt eine Weile mit dem Kopf, die Lippen bewegen sich ihr dabei, aber kein Laut entgleitet ihnen, »abends darauf brachten sie jenen jungen Offizier mit zerschossenem Bein auf einem Wagen her. Da war die ganze Stadt bereits voll preußischer Soldaten und bei uns wurde ein kleines Lazarett errichtet. Dann amputierten sie ihm das Bein, er blieb während des ganzen Krieges bei uns liegen. Er langweilte sich und wollte etwas lesen. Wir hatten ein paar deutsche Bücher, die wir ihm liehen. Als er sie uns dann wiedergab, waren in dem einen zwei Blätter vollständig mit Blut zusammengeklebt, das war wohl bei der Amputation geschehen ... Ich habe mir das Buch aufgehoben ...«

Wiederum bewegen sich ihre Lippen ins Leere. Schließlich erhebt sie sich und geht zum Schrank. Ein altes Buch nimmt sie heraus, setzt sich in den Lehnstuhl und schlägt es auf. Da sind zwei Blätter wie mit Rost bedeckt, und die Lippen beben leise, versunken.

Draußen stürzt Feuer vom Himmel, und in Jenik zittert sein kleines Herz und schwingt wie ein banges Glöckchen hin und her. Etwas ist da, große, rote Tropfen rieseln daraus hervor auf den Fußboden und Jenik flüstert: Blut, Blut, Blut!

Jemand, der zürnt, legt die Hand auf alle Quellen, niemandes erbarmt er sich, nirgends wird Wasser fließen.

Und Jenik fragt plötzlich:

»Großmutter?«

»Nun?«

»Der liebe Gott hat alles erschaffen?«

»Alles.«

»Alle Menschen?«

»Alle.«

»Den preußischen Offizier auch?«

»Auch den.«

»Und wer hat ihm das Bein durchschossen?«

»Na, irgendeiner von unsern Soldaten.«

»Den hat der liebe Gott auch erschaffen?«

»Auch.«

»Und Gott wollte es, daß er so schießt?«

»Er wollte ... Ohne seinen Willen kein —«

»Und der Fuß hat sehr wehgetan?«

»Sehr. Damals schrie er die Nacht hindurch.«

»Das wollte Gott auch?«

»Ach ja.«

»Und der Offizier hatte brave Augen?«

»So brave. Und was war er für ein guter Mensch!«

Jenik war ganz bleich geworden und sein Gesicht verzerrte sich.

»Das ist merkwürdig,« sagte er.

»Was ist merkwürdig?«

Aber Jenik lachte plötzlich statt zu antworten auf, und sein Lachen war seltsam trocken, unkindlich. *Fráňa Šrámek.*

(Deutsch von Otto Pick.)

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

ZWEITER JAHRGANG 1915
ZWEITES QUARTAL
APRIL/JUNI

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG 1915

INHALTSVERZEICHNIS

I.
AUFSÄTZE

	Heft	Seite
Friedrich Burschell, Der reiche Jüngling	V	529
Wilhelm Hausenstein, Das Bild der englischen Weltpolitik	V	566
Gustaf Kauder, Der Flug zur Menschheit	IV	496
René Schickele, Bemerkungen zu diesem Heft	V	533
Otto Schneider, Unsere politische Unterkunft	VI	689

II.
GEDICHTE

Gottfried Benn, Ikarus ⟨3 Gedichte⟩	V	618
Albert Ehrenstein, Entwandlung	V	620
Martin Gumpert, Zwei Gedichte:		
Ausmarsch	IV	504
Eroberte Stadt	IV	505
Francis Jammes, siehe Ernst Stadler		
Gustav Landauer, siehe Walt Whitman		
Otto Erich Schmidt, Psalm stillen Glücks	V	623
Otto Schneider, Der Eine	V	625
Bruno Schœnlank, Der Knabe im Krieg ⟨5 Gedichte⟩:		
Militärzug	VI	707
Mord	VI	708
Schwerverwundeter	VI	709
Gespenstisch scheint ...	VI	710
Einer Schwester	VI	710
Fritz Schwiefert, Ödipus ⟨4 Gedichte⟩:		
Ödipus' Zeugung	VI	697
Ödipus' Geburt	VI	698
Ödipus' Aussetzung	VI	699
Ödipus' Streit	VI	700
Ernst Stadler †, Franziskanische Gebete von Francis Jammes	V	551
Franz Werfel, Der Erkennende	V	627
Walt Whitman, Krieg ⟨Deutsch von Gustav Landauer⟩	IV	385

III.
EPISCHES

	Heft	Seite
Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott. Roman. ⟨Fortsetzung⟩	IV	506
„ „ „ „	V	628
„ „ „ ⟨Schluß⟩	VI	732
Kasimir Edschmid, Yousouf	V	585
Leonhard Frank, Die Ursache	IV	399
Walther Krug, Regen	VI	725
Alfons Paquet, Die anderen Legenden um Joseph von Arimathia	VI	713
Robert Walser, Nachtstück	IV	493
Alfred Wolfenstein, Novelle an die Zeit	VI	701

IV.
GLOSSEN

Max Adler, Der himmlische Riese	V	685
Hugo Ball, Totenrede	IV	525
Adolf Behne, Berliner Kunstausstellungen	VI	811
Franz Blei, An die Reichen, die Armen und die Dichter	IV	518
„ Der Bon Sens	VI	805
Felix Braun, Ein neuer Bildhauer: Gustinus Ambrosi	VI	817
Kasimir Edschmid, Datterich	VI	808
Annette Kolb, Brief an einen Toten	V	675
Rudolf Kurtz, Börsenmetaphysik	IV	523
„ Nationale Kunst	V	683
Alfred Lemm, Abschied von Lichtenstein	VI	807
Rudolf Leonhard, Die Politik der Dichter ⟨Mit einem Nachwort des Herausgebers, René Schickele: Der »Paw« im Krieg⟩	VI	814
Medard Ottenhayn, Kleine Ratschläge	V	682
R. S., Österreichs Kriegsziel	IV	527
Christian Undt, Der neue Papst	V	680
Robert Walser, Rede an einen Ofen	VI	805
Paul Zech, Das Wiegenlied	VI	820
Arnold Zweig, Ein Luxemburger	IV	521

V.
ZEICHNUNGEN

Acht Zeichnungen von Ludwig Meidner,
acht Zeichnungen von Ines Wetzel,
Seewald, Aus einem südfranzösischen Skizzenbuch.

Walt Whitman:

KRIEG

Deutsch von Gustav Landauer

ICH SITZE UND SCHAUE –

Ich sitze und blicke nach allen Qualen der Welt aus, und nach jeder Unterdrückung und Schmach,

Ich höre verhohlenes, krampfhaftes Schluchzen von jungen Menschen in Selbstquälerei, die in Reue sind nach geschehenen Taten,

Ich sehe im niederen Leben die Mutter von ihren Kindern mißhandelt, sterbend, vernachlässigt, ausgemergelt, verzweifelt,

Ich sehe das Weib vom Gatten mißhandelt, ich sehe den niederträchtigen Verführer der jungen Frauen,

Ich sehe das Nagen der Eifersucht und unerwiderter Liebe, mit Mühe zurückgedrängt, ich sehe diese Gesichte auf Erden,

Ich sehe die Werke der Schlacht, der Seuche, der Tyrannei, ich sehe Märtyrer und Gefangene,

Ich gewahre Hungersnot auf dem Meer, ich gewahre Seeleute, die Lose werfen, wer von ihnen getötet werden soll, um den andern das Leben zu retten,

Ich gewahre Schimpf und Verachtung von anmaßenden Herren Arbeitern zugeworfen, den Armen, und Negern, und dergleichen,

Nach allem – nach all der Gemeinheit und Todesnot ohne Ende halt ich im Sitzen Ausschau,

Sehe, höre und schweige.

DER GRUNDSTEIN ALLER METAPHYSIK

Und nun, meine Herrn,
Geb ich Ihnen ein Wort zur Erinnerung und zur Besinnung,
Als Grundstein und als Finale für jegliche Metaphysik.
‹So zu den Studenten der alte Professor
Am Schluß seines überfüllten Kollegs.›
Hab nun die neuen und die antiken, Systeme der Griechen und Deutschen erforscht,
Hab Kant erforscht und gedeutet, Fichte und Schelling und Hegel,
Gedeutet die Lehre Platons, und Sokrates größer als Platon,
Und habe den, der größer als Sokrates suchte und deutete, Christus den Göttlichen lange erforscht,
Und nun blicke ich heute zurück auf all diese griechischen und deutschen Systeme,
Sehe alle die Philosophien, christliche Kirchen und Richtungen seh ich,
Unterirdisch aber und hell sehe ich Sokrates, und unterirdisch Christus den Göttlichen seh ich,
Die Liebe des Menschen zum Kameraden, das Band zwischen Freund und Freund,
Des wohlgeborgenen Gatten und Weibs, von Kindern und Eltern,
Von Stadt zu Stadt und Land zu Land.

ALS ICH LAG, MEINEN KOPF IN DEINEM SCHOOS, CAMERADO –

Als ich lag, meinen Kopf in deinem Schoos, Camerado,
Die Beichte wiederhol ich, die ich dir machte, was ich zu dir und der Luft gesagt, wiederhol ich,
Ich weiß, ich bin ruhlos und mache andre ruhlos,
Ich weiß, meine Worte sind gefährliche Waffen und tödlich,
〈Wahrlich, ich bin der echte Krieger,
Nicht der dort ist's mit dem Bajonett und nicht der rotgestreifte Artillerist.〉
Denn ich befehde Frieden, Sicherheit und alle festen Gesetze, um sie zu stürzen,
Ich bin entschlossener, da alle mich abwiesen, als ich je wäre, wenn sie mich grüßten,
Ich achte nicht und hab nie geachtet auf Erfahrung, Vorsicht, Mehrheit oder Verlachen,
Und die Drohung sogenannter Hölle ist wenig für mich oder nichts,
Und die Lockung sogenannten Himmels ist wenig für mich oder nichts,
Lieber Camerado! Ich bekenne, ich habe dich mit mir gerissen und reiße dich noch, und weiß nicht, nach welchem Ziel,
Oder ob wir siegreich sein werden, oder schmählich zu Boden geschlagen.

ICH SAH
IN LOUISIANA EINE EICHE WACHSEN –

Ich sah in Louisiana eine Eiche wachsen,
Ganz allein stand sie und das Moos hing von ihren Ästen,
Ohne Genossen wuchs sie und äußerte immergrün dunkel und froh ihre Blätter,
Und ihr Anblick, rauh, stark, unbiegsam, rüstig, gemahnte mich an mich selbst,
Nur daß ich staunte, wie sie ihr Laub froh äußern konnte, da sie allein stand, ohne den nahen Freund, denn ich wußte, ich könnte es nicht,
Und ich brach einen Zweig, der etliche Blätter trug, und spann etwas Moos darum,
Und nahm ihn mit, und in meinem Zimmer hab ich ihn aufgehängt,
Nicht daß ich Erinnerung an meine lieben Freunde brauchte,
⟨Denn ich glaube, schließlich denk ich kaum an andres als an sie,⟩
Aber er bleibt mir ein seltsames Zeichen, er mahnt mich an mannhafte Liebe,
Trotz allem und obwohl der Eichbaum dort in Louisiana grünt einsam für sich in weitem Flachland,
Und seiner Lebtag froh sein Laub herausstrahlt ohne Freund und Liebenden bei sich,
Weiß ich sehr wohl, ich könnte es nicht.

HEIMKEHR DER HELDEN

Ich war bei der Heimkehr der Helden dabei,
(Doch die trefflichsten Helden sehen wir nie mehr,
Die sah ich nicht an dem Tag.)
Ich sah die endlosen Korps, ich sah den Zug der Armeen,
Ich sah sie nahn, defilieren in Divisionen,
Nordwärts fluten sodann, nach vollbrachtem Werk, und in Haufen von Riesenlagern kampieren.
Keine Paradesoldaten — jung und doch Veteranen,
Müde, gebräunt, stattlich und stark, Bauern- und Handwerkerschlag,
Gestählt in vielen Schlachten und schwitzenden Märschen,
Abgehärtet auf manchem schwer erkämpften blutigen Feld.

Pause — die Heere warten,
Zahllos in Haufen aufgestellte Eroberer warten,
Es wartet die Welt, und dann — sanft wie sinkende Nacht, sicher wie Morgengraun,
Schmelzen sie hin, verschwinden.

Jauchzt, o Lande, siegreiche Lande!
Nicht euerm Sieg dort auf den roten schaudernden Feldern,
Jauchzt euerm Sieg hier und von nun an.
Schmelzt, ihr Heere, schmelzt fort — zergeht, Soldaten in Uniform,
Löst euch endgültig auf, legt die tödlichen Waffen nieder,
Andre Waffen und Felder von nun an für euch, ob Süden, ob Norden,
Heilsamere Kriege, holde Kriege, lebenspendende Kriege.

LEB WOHL, SOLDAT –

Leb wohl, Soldat,
Mann rauhen Feldzugs ‹den wir teilten›,
Der schnelle Marsch, das Lagerleben,
Der heiße Streit feindlicher Fronten, das lange Hinziehn,
Die roten Schlachten mit ihrem Gemetzel, die Wut, das wilde, gräßliche Spiel,
Alles zeugt von tapfern und männlichen Herzen, von Zeiten, die du und deinesgleichen gefüllt,
Mit Krieg und Kriegsgepräge.

Leb wohl, Kamerad,
Dein Amt ist aus, — ich aber, kriegerischer,
Ich und dies mein streitendes Herz,
Wir stehen noch im eignen Feldzug,
Auf unbegangnen Wegen voller Gefahren und Hinterhalte,
Fechten in Niederlagen und Krisen, oft betrogen,
Und immer im Marsch, vorwärts marsch, den Krieg zu Ende, drauf,
Wir prägen wildere, schwerere Schlachten.

WENDE DICH, FREIHEIT –

Wende dich, Freiheit, denn der Krieg ist zu Ende,
Von ihm und jedem, der künftig ausbricht, nicht mehr zweifelnd, entschlossen, die Welt ausfegend,
Wende dich ab von nach hinten schauenden Ländern, die Abzüge des Gewesenen häufen,
Von den Sängern, die nachschleifend den Ruhm des Gewesenen singen,
Von den Liedern feudaler Welt, Königstriumphen, Sklaven und Kasten,
Hin zu der Welt und den Siegen, die bevorstehn und kommen, gib die Rückwärtswelt auf,
Gib den Sängern des Bisher den Laufpaß, gib ihnen das schleifende Gestern,
Doch was bleibt, bleibe deinen Sängern, künftige Kriege gehen um dich,
‹O, wie die Kriege des Gestern dir so recht die Wege gebahnt, und die Kriege von heute bahnen sie auch,›
Wende dich denn getrost, o Freiheit – wende dein Tod nicht kennendes Antlitz,
Zukunftwärts, wo das Morgen, größer als alles Gestern,
Rasch und sicher wartet auf dich.

SALUT AU MONDE!

Du, wer du auch bist!
Du Tochter oder Sohn Englands!
Du aus den gewaltigen slawischen Stämmen und Reichen! du Russe in Rußland!
Du Dunkelsproß, schwarzer Afrikaner mit göttlicher Seele, Breiter, Schmalköpfiger, edel Gebauter, stolzer Bestimmung, auf gleichem Fuß mit mir!
Du Norweger! Schwede! Däne! Isländer! Preuße Du!
Du Spanier aus Spanien! Du Portugiese!
Du französisches Weib und Franzose aus Frankreich!
Du Belgier! Du Freiheitsfreund in den Niederlanden! ‹Stamm, dem ich selber entsprossen,›
Du handfester Östreicher! Lombarde! Ungar! Du Böhme! Steirischer Bauer!
Du Nachbar der Donau!
Du Arbeitsmann vom Rhein, von der Elbe oder der Weser! Du Arbeitsfrau auch!
Du Sardinier! Du Bayer! Schwabe! Sachse! Wallache! Bulgare!
Du Römer! Neapolitaner! Du Grieche!
Du geschmeidiger Matador in der Arena von Sevilla!
Du Bergbewohner, der gesetzlos auf dem Taurus oder Kaukasus haust!
Du Hirt Bokharas, der seine Stuten weidet und Hengste züchtet!
Du schöner Perser, der im vollen Galopp im Sattel Pfeile nach dem Ziele schießt!
Du Chinese und Chinesin aus China! Tartar der Tartarei!
Ihr Frauen der Erde im Dienst eures Amtes!
Du Jude, der im hohen Alter durch alle Gefahren durch pilgert, um einst auf Palästinas Boden zu stehn!
Ihr andern Juden, die in allen Ländern auf ihren Messias warten!

Du sinnender Armenier, der an einem Euphratstrom brütet! Du Starrer unter den Ruinen von Ninive! Du Araratbesteiger!
Du müder Pilger, der sich fortschleppt, um das ferne Funkeln der Minarete von Mekka zu grüßen!
Ihr Scheiks auf der Strecke von Suez nach Bab-el-Mandeb, Gebieter eurer Familien und Stämme!
Ihr Ölbaumpflanzer, die ihre Früchte hegen auf den Feldern von Nazareth, Damaskus oder am See Tiberias!
Du tibetanischer Kaufmann im weiten Innern, oder in den Läden von Lassa feilschend!
Du japanischer Mann oder Frau! Bewohner Madagaskars, Ceylons, Sumatras, Borneos!
All ihr Festlandbewohner in Asien, Afrika, Europa, Australien, wo eure Stätte sei!
Alle ihr auf den zahllosen Eiländern der Inselmeere!
Und ihr in den fernen Jahrhunderten, wo ihr mich hört!
Und du jeglicher und allenthalben, den ich nicht bezeichne, doch den ich mit einschließe!
Heil euch! Willkommen euch allen, von mir und Amerika dargebracht!

Jeder von uns unvermeidlich,
Jeder von uns grenzenlos — jeder mit seinem oder ihrem Recht auf die Erde,
Jeder von uns mit dem Anspruch auf das ewige Erbe der Erde,
Jeder hienieden so göttlich wie irgendeiner hienieden.

LIED DER LANDSTRASSE

1.

Und nun von Stund an erklär ich mich frei von Schranken und eingebildeten Linien,
Ich gehe, wohin ich will, mein eigener Herr völlig und gänzlich,
Ich höre auf andre und prüfe gut, was sie sagen,
Breche ab, empfange, suche, betrachte,
Freundwillig, jedoch unbeugsamen Willens, der Krücken entratend, die mich stützen wollen.

Ich atme die Weiten des Raums ein,
Ost und West sind mein, und Nord und Süd sind mein.
Ich bin weiter, besser als ich vermeint,
Ich wußte nicht, daß ich so gütig sei.

Alles erscheint mir nun schön,
Männern und Fraun kann ich immerzu sagen, Ihr waret so gut zu mir, ich wäre grad so zu euch,
Kraft will ich sammeln für mich und für euch, wenn ich wandre,
Unter Männer und Fraun will ich mich streun, wenn ich wandre,
Neue Lust und Herbheit will ich aus ihnen schütteln,
Verleugnet mich einer, so solls mich nicht stören,
Nimmt mich einer auf, ob Mann ob Frau, so sei er gesegnet und wolle mich segnen.

2.

Erschienen jetzt tausend vollkommene Männer, es sollt mich nicht wundern,
Erschienen jetzt tausend schöne Frauengestalten, ich würde nicht staunen.
Ich sehe jetzt in das Geheimnis, wo die besten Menschen herkommen.

Sie wachsen in freier Luft, haben Essen und Schlaf mit der Erde.
Hier ist Raum für große persönliche Tat,
‹So eine Tat ergreift die Herzen des ganzen Menschengeschlechtes,
Was ihr an Stärke und Willen entströmt, reißt alle Gesetze um
und spottet aller Autorität und aller Reden gegen sie.›

Hier ist die Prüfung der Weisheit,
Weisheit wird nicht letztlich in Schulen geprüft,
Weisheit ist nicht übertragbar von dem, der sie hat, auf den, der
sie nicht hat,
Weisheit entstammt der Seele, ist keines Beweises fähig, ihr eigner
Beweis,
Paßt auf alle Stufen und Gegenstände und Eigenschaften und ist
genügsam,
Ist die Gewißheit der Wirklichkeit und Unsterblichkeit der Dinge,
und der Trefflichkeit aller Dinge,
Etwas ist im Strom der sichtbaren Dinge, das sie aus der Seele
hervorruft.

Jetzt überprüf ich Philosophien und Religionen,
Sie mögen gut sein für Vorlesungssäle, doch nicht im geringsten
unter den massigen Wolken, an eilenden Strömen und in
der Landschaft.

Hier ist Verwirklichung,
Hier ist der Mensch aus dem Kernholz geschnitten — er bewährt,
was er in sich hat,
Das Gestern, das Morgen, die Herrlichkeit und die Liebe — sind sie
nicht in euch, so seid ihr nicht in ihnen.

Nur der Kern jeder Sache ernährt,
Wo ist der Mann, der euch und mir die Schalen abstreift?
Wo ist der Mann, der euch und mir Masken und Hüllen zerreißt?

Hier ist Zusammenhalt, künstlich gedrechselter nicht, sondern spontaner,
Wißt ihr, was es heißt, im Vorbeigehn von Fremden geliebt zu
werden?
Kennt ihr die Sprache der zugeworfenen Blicke?

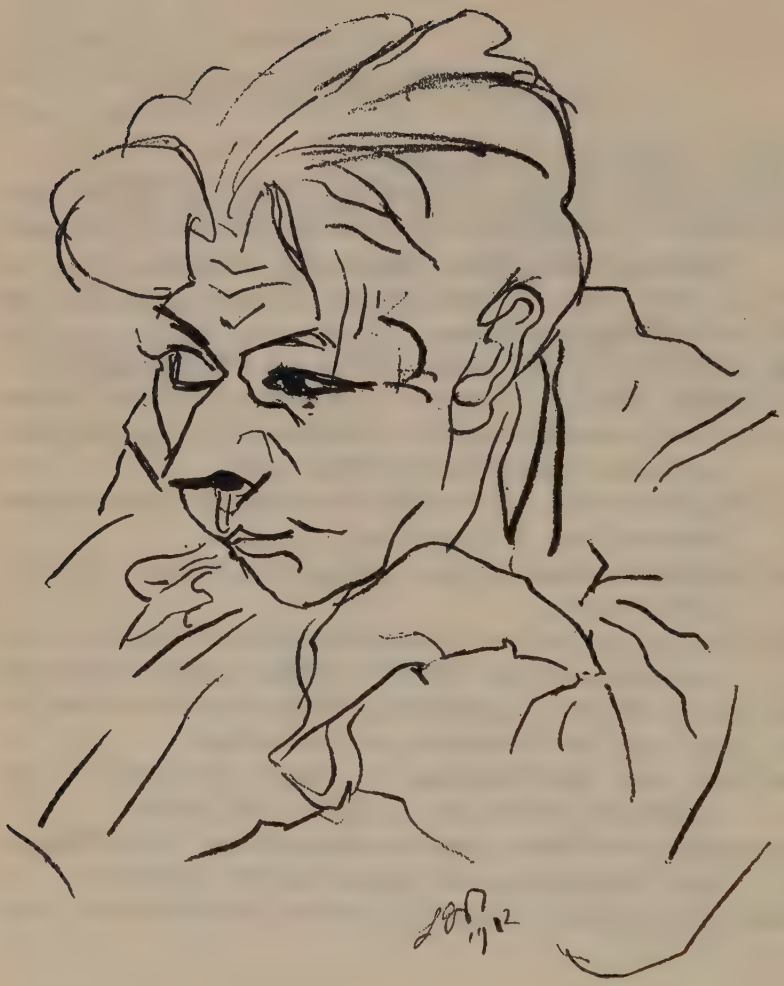
3.

Allons! Durch Streit und Krieg!
Genanntes Ziel ist unwiderruflich.
Sind die vergangenen Kämpfe geglückt?
Was ist geglückt? Du? Dein Volk? Die Natur?
Nun höre mich wohl — es liegt im Wesen der Dinge, daß aus jedem genossenen Glück, gleichviel wie es heiße, etwas hervorkommt, das größeren Streit notwendig macht.

Mein Ruf ist der Kriegsruf, ich nähre tatkräftigen Aufstand,
Wer mit mir geht, muß in Waffen gehn,
Wer mit mir geht, kennt schmale Kost, Armut, scharfe Feinde, Abtrünnigkeit.

DANK IN HOHEM ALTER

Dank im Alter, Dank, eh ich gehe,
Für Gesundheit, Mittagssonne, zarte Luft — für Leben, bloßes Leben,
Für köstliches, nie vergehndes Gedenken ‹an dich, lieb Mutter mein,
Vater, an dich, Brüder, Schwestern, Freunde›,
Für all meine Tage — nicht bloß des Friedens — für die Tage
des Kriegs desgleichen,
Für holde Worte, Liebkosungen, Gaben aus fremden Ländern,
Für Obdach, Wein und Fleisch — für süßes Verstehen und Grüßen,
‹Ihr fernen, verschwimmenden, unbekannten, ob jung oder alten,
zahllosen, ungeschiednen geliebten Leser,
Wir sahn uns nie und werden's nie — doch unsre Seelen küssen
einander, lang, fest und lang,›
Für Geschöpfe, Gruppen, Liebe, Taten, Worte, Bücher — für Far-
ben, Formen,
Für all die Tapfern, Starken, hingegebnen herzhaften Männer, die vor-
wärts sprangen, der Freiheit zu helfen, allerorten, allerzeiten,
Für tapfrere, stärkere, hingegebnere Männer ‹besondern Lorbeer, eh
ich gehe, den Erwählten des Lebenskriegs,
Den Lied- und Idee-Kanonieren — großen Artilleristen — den
vordersten Führern, den Kapitänen der Seele:›
Als verabschiedeter Soldat, nach beendigtem Kriege — Als Wandrer
aus Myriaden, zu dem langen Zug der Rückschau,
Dank — frohen Dank! — Dank des Soldaten, des Wanderers Dank!



Leonhard Frank:

DIE URSACHE

ERSTES KAPITEL

NACH vierzehn unter der ständigen Beobachtung verbrachten Jahren, daß er eine entlarvte Illusion nach der andern für eine Portion Seelenschmutz hatte hingeben müssen, verspürte der vermögenslose Dichter Anton Seiler im Winter 1907, ohne die Ursache zu kennen, unvermittelt und heftig den Drang, von Berlin in die kleine Stadt zu reisen, wo er als Sohn eines Spenglergesellen auf die Welt gekommen war.

Die resultatlos verbrauchte Energie hatte sein Gesicht scharf gemacht, wie das eines gefährlichen, rücksichtslosen Verbrechers. Alle Reisenden im Abteil fühlten einen Widerstand, den Dichter mit in die Unterhaltung zu ziehen. Und alle verstummten vor Verwunderung, weil ganz unerwartet die scharfe Verbrechermaske seines Gesichts von einem traurigen, zarten Lächeln zerbrochen wurde, als er dem im Seitengang stehenden kleinen Mädchen zunickte.

In der Nacht vor dem Reiseentschluß hatte der Dichter von einem bestimmten Schulausflug durch den heimatlichen Laubwald geträumt: der gefürchtete Lehrer Mager geht voraus, wendet sich drohend um. Da wechseln wie damals die fünf Rehe über den Weg. Besonnte Morgendämpfe, Vogelgeschrei. Die Fröhlichkeit geht durch mit dem Achtjährigen, über den gefährlichen Lehrer weg, reißt alle Schulkameraden mit. Von Ast zu Ast mit dem Eichhörnchen in die Höhe fliegend, sitzt er auf dem letzten wippenden Zweig der Baumkrone und singt lachend in wildem Glück zum blauen Sommerhimmel hinauf. Tief unten staunen die Schulkameraden. Plötzlich ist der Himmel tintenschwarz. Alle sitzen Milch trinkend fröhlich im Wirtshausgarten — er allein steht vor dem Zaune. Der Lehrer hält ein kirchturmgroßes Milchglas in der Hand. In der anderen das heiße Herz des Dichters,

stopft es ihm ins Gehirn und schließt den Kopf wieder. Mit diesem ununterbrochen zuckenden Druck hinter der Stirne erlebt der Dichter viele peinigende Demütigungen späterer Jahre traumhaft vergrößert noch einmal.

Die Fingernägel tief in die Kopfhaut gekrallt, in dem Bemühen, das Gehirn freizulegen und den Druck herauszureißen, erwachte er, wußte nicht mehr, was er geträumt hatte. Und fand sich etwas später plötzlich auf dem Bahnhof, sah dann stundenlang gedankenlos aus dem Fenster auf die vorübergleitende Landschaft.

»Tanten, Anfangsgründe!« hörte er wie aus weiter Ferne den ihm gegenübersitzenden Herrn zwei Damen zurufen.

»Ja, das ist keine Erziehung.« Die Damen waren klein und trugen beide Klemmer. Die vier kurzen Beine baumelten gleichmäßig über dem Kokosteppich.

Der Dichter war vergebens bemüht, sich an seinen Traum zu erinnern.

Die eine Dame sagte: »Wenn's auch pedantisch ist, das ist ganz gut für den Jungen.«

»Ganz gut für den Jungen.«

»Ja, ich kann auch gar nicht anders. Anfangsgründe sind die Hauptsache, Tanten.«

»Ganz gut für den Jungen.«

»Nein . . . es ist nicht gut für den Jungen,« sagte der Dichter plötzlich und sah die Damen an.

»Was meinen?«

»Nichts... Es ist eben auf keinen Fall gut für den Jungen.«

Der Schaffner rief etwas Unverständliches. Der Zug fuhr langsam in die Station ein.

Das Gesicht des Dichters war wieder gespannt und scharf.

Aus dem Gefühl heraus, daß die Reisenden nicht nur weiterfuhren, sondern immer an ihm vorbeigefahren waren, verließ er ohne zu grüßen unsicher das Abteil und den Zug. Verlegen empfand er beim Durchqueren der Bahnhofshalle den Kontrast zwischen seinen neuen, eleganten Lackschuhen und dem alten, fleckigen Anzug.

Auf der Treppe blieb er zurückweichend stehen, vor dem bekannten Platz, den Kirchtürmen, dem Geruch der Heimatstadt. Rasend schnell durchliefen die Erinnerungen sein Gehirn: Armut, Prügel,

Demütigungen, Schulqualen, so daß er den Kopf einzog und geduckt gegen die Stadt blickte. »Dieses böse Tier hat mir die Seele krank gemacht,« flüsterte er. ». . . Nein, ich habe kein Gepäck.«

Der Dienstmann trat wieder zurück zu seinem Kollegen, und der Dichter fühlte sich geschlagen, als er die geringschätzig musternden Blicke der Dienstmänner sah.

»Ich habe doch längst erfahren, daß ich ohne Gepäck kein Mensch bin,« sagte er, nachdem er sich die ganze Bahnhofsstraße hinuntergequält hatte — und schaukelte erschrocken gegen ein Schaufenster, denn er war der Meinung, der schräg über die Straße auf ihn zugehende Herr sei Herr Mager, sein früherer Lehrer.

Ein Schuster, der ein Paar schwebende Röhrenstiefel an den Stulpen trug, begrüßte den Herrn mit dem Titel Kanzleirat. Der trat wütend und schnell von einem Fuß auf den andern und beschwerte sich, mit den Händen fuchtelnd, daß seine Schuhe knarrten. Der Schuster beugte sich hinab, drückte das Oberleder, zuckte die Schultern — da sei nichts zu machen. Der Kanzleirat fauchte speichelspritzend den Schuster an, schritt knarrend davon.

Und dem Dichter, der auf der ganzen Reise vergebens darüber nachgegrübelt hatte, was ihn zwang, die Heimatstadt zu besuchen, war von dem unvermittelten gierigen Haß auf seinen Lehrer die Denkfähigkeit vollkommen niedergeschlagen worden.

Noch immer lehnte er gelähmt am Schaufenster und sah dem Kanzleirat nach, den er für seinen Lehrer gehalten hatte. Nur allmählich stellte sich die Denkfähigkeit wieder ein und mit ihr die vom Lehrer empfangenen Demütigungen, die er in den vierzehn Berliner Jahren oft und kritisch durchdacht hatte. »Diese Gemeinheiten können nicht der Grund meines unvermittelten Hasses sein,« sagte er langsam.

»Ist es denn aber möglich, daß ein Mensch als Kind qualvolle Erlebnisse hatte . . . von denen er nichts mehr weiß, die aber in seinem Gefühlsleben ein dunkles Dasein weiterführen und plötzlich einen Haßausbruch verursachen?«

Der drückende Klumpen unter seinem Brustbein sprach dafür.

»Aber was war es? Was?« flüsterte er, schloß die Augen und horchte, ohne zu denken, nach innen — glaubt plötzlich, Kaffeegeruch zu riechen, sieht den Vater morgens die Wohnung verlassen, eine Frau,

die zum Fenster hinaus »Caro« ruft. — Erinnerungsfetzen, welche er anfangs in keinen Zusammenhang bringen konnte, die sich jedoch durch ein weiteres Glied ‹der Hund fährt kläffend nach ihm› zu einem ganz bestimmten Schultag verdichteten. Seine Beklemmung steigerte sich; er sieht die Bankreihen, frohe Aufregung unter den Schülern. Plötzlich wurde er heiß. »Wegen des Schulausfluges.«

»Schulausflug?« flüsterte der Dichter immer noch, als er schon die enge, dumpfriechende Treppe zur Elternwohnung hinaufstieg. Belastet und verwirrt blieb er vor der Gangtüre stehen, ohne zu läuten, weil er fühlte, daß er nahe daran war, die Ursache seines Hasses gegen den Lehrer zu finden. »Schulausflug durch den Wald . . . Wald.« Da verlor er das Gedächtnis, so gänzlich, daß er nicht wußte, wo er sich befand, als der Vater die Tür öffnete und erstaunt zurückwich, weil ihm sein Sohn »tückisch . . . tückisch« ins Gesicht sagte.

Ganz schnell rief der Dichter dem Vater zu: »Wart, wart, wart!« Und: »Ah! . . . Aha! Ja, ich wollte euch einmal besuchen.«

»Kommst du endlich einmal zu uns.«

»Ja, wegen des Lehrers . . . Vielleicht bin ich wegen des Lehrers gekommen.«

»Wegen des Lehrers? . . . Gehe nur hinein, Anton, zur Mutter Ich muß in die Singprobe.«

»So? . . . Bist du immer noch Vorstand vom Gesangverein ‚Zwischen grünen Bäumen'?«

»Ja freilich.« Der Vater lächelte freundlich und schüttelte seinem Sohne schnell die Hand zum Abschied, um rechtzeitig in die Singprobe zu kommen. »Gehe nur hinein zur Mutter.«

Schweißnaß trat er der Mutter entgegen.

Der stiegen die schnellen Tränen in die Augen.

»Nun, Mutter,« sagte er weich. »Nein nein.« Und drückte das Schluchzen zurück.

»Das weiß ich nicht, wie lange ich hierbleibe.«

Die Mutter legte den alten Kopf in die Hand, an den Mund die kleinen Finger, die von der Scheuerarbeit stumpf geworden waren.

»An was denkst du denn, Mutter?«

»In diesem Bett schläft der Vater,« deutete sie, »und ich in dem.«

Der Dichter sah im einzigen Zimmer herum, in dem nichts ver-

ändert war. Nur der Stahlstich nach einer Kreuzigung von Rubens fehlte. »Ich schlafe eben wie früher neben dir auf dem Kanapee . . . Wo ist denn der Christus?«

»Den hab ich für eine Mark verkauft.«

»So, du hast den Christus verkauft? . . . Unsern Christus.«

»Ja. O Gott. Es ging nicht anders... Womit soll ich denn deine schönen Schuhe putzen? Wir haben nur unsere Fettglanzwichse.«

». . . Jetzt muß ich dich aber doch fragen, Mutter. Sag, bist du wirklich so viel kleiner geworden?« Er sah verwundert hinunter auf ihren weißen Scheitel.

Und sie lächelnd auf zu ihm. ». . . Ich war doch nie größer.«

Und das Leben könnte so schön und glänzend sein, dachte der Dichter. — Reisen, Arbeit, Ruhm, eine Frau mit weißem Gesicht und dunklen Augen. Das Schlafzimmer . . . schön beleuchtet. »Hast du's erfahren, Mutter? Einsperren wollten sie mich, wegen meines Artikels.«

»Ja, ich hab's gelesen . . . Ich hab ihn aber verstanden. Ich sag dir, ich hab deinen Artikel ganz gut verstanden.«

Unversehens wurde der Dichter heiter. »Sie nannten mich einen Weltverbesserer.«

»Ja, ja . . . Wenn der Vater nächstes Jahr wirklich die drei Mark Wochenlohn mehr bekommt . . . dann geht's uns auch besser. Dann wird's schön sein.«

»Sechzig ist der Vater jetzt?«

»Oh! Ins Siebenundsechzigste geht er.«

Guter Gott, dann wird's schön sein, glaubt sie. Immer noch Illusionen, immer noch, dachte der Dichter, und sein Leben lag entlarvt und gemein vor ihm. »Dann wird's schön sein,« sagte er zärtlich zur Mutter, in plötzlicher, trauriger, ungeheurer Liebe, worauf die Mutter beglückt ihn neben sich aufs Kanapee zog.

Und durch die nach vierzehn tötlich harten Jahren zum ersten Male wieder empfundene Weichheit schritt aufrecht der Lehrer. Das Gesicht des Dichters wurde spitzig.

Es klingelte.

So starr blickte der Dichter zur Wand, daß er das Aufstehen der Mutter nicht bemerkte, die lautlos aus dem Zimmer ging.

»Schulausflug . . . durch den Wald,« tastete er, den Atem angehalten, und horchte dabei auf das Schimpfen der Altweiberstimme in der Küche.

Wie ein junges Mädchen sieht sie jetzt aus, dachte der Dichter gerührt, als er seine Mutter ansah, die verlegen zurückkam. Bis zum weißen Scheitel stieg ihr die Schamröte.

Seine Gedanken kehrten sofort zum Schulausflug zurück.

»Die Milch . . .«

»Die Milch?« unterbrach der Dichter entsetzt.

»Weil ich die Milchrechnung nicht bezahlen konnte.«

»Halt!« brüllte er und sprang auf. »Nein, still!!« Mit der Hand hielt er die Mutter weg und blickte starr auf das Schulerlebnis, das jetzt scharf aufhellte. Sein ganzer Körper begann zu zittern, sein Gesicht verzerrte sich wie das eines Verfolgungswahnsinnigen, den der Arzt in eine Krise versetzt hat. Bebend klammerte er sich an die Mutter an — der Traum blitzte auf. Und seine weißen Lippen formten die Worte: »Weil ich bei dem Schulausflug die zehn Pfennige nicht hatte, um das Glas Milch bezahlen zu können . . .«

»Anton! Anton! O Gott! Was ist denn! Trink Wasser . . . Willst du ein Glas Milch?«

» . . . ließ mich der Lehrer nicht mit ins Wirtshaus gehen. Ich mußte vor dem Zaune stehen . . . vor allen Schulkameraden.«

Er stieß ein klagendes Wimmern aus.

»Anton, komm doch zu dir. Ich geb dir Wasser . . . ein Glas Milch!«

Da flehte der Dichter kindlich: »Oh! Bitte, Glas Milch . . . Mir auch Milch.«

Als die Mutter zurückkam, war die Krise vorüber. Wunderbar lächelnd saß er auf dem Kanapee und nahm glücklich wie ein Knabe die Milch aus der Mutter Hand.

»Acht Jahre war ich alt, damals.«

»Was ist denn?«

»Ganz vergessen hatte ich es.«

»Was redest du?«

»Später. Ich erzähle dir's später.« Er hob das Milchglas. »Die ist nicht bezahlt?«

»Jetzt warum redest du so . . . Das richt ich schon alles noch.«

»Mutter, Milch muß man bezahlen können . . . Sonst leidet man zweiundzwanzig Jahre lang darunter.«

». . . Dich versteh ich nicht mehr.«

Er stellte das Milchglas auf den Tisch zurück, ohne getrunken zu haben. »Ihr seid also immer noch so furchtbar arm wie früher?«

»Oh, Anton . . . Aber wenn der Vater jetzt die drei Mark mehr bekommt, dann geht's besser. Wir sehn getrost in die Zukunft.«

»So wird man zum Weltverbesserer.«

»Das Brot soll jetzt auch um sieben Pfennige billiger werden. . . . Erinnerst du dich noch? Als Junge bist du oft im Dunkeln mit einem Sack an die Rückseite der Infanteriekaserne geschlichen.«

»Um billiges Kommisbrot von den Soldaten zu kaufen.«

»Die wollen lieber Weißbrot essen.«

»Und einmal haben die Soldaten einen Eimer voll Spülwasser über mich geschüttet, anstatt mir Brot zu geben.«

»Tropfnaß bist du nach Hause gekommen.« Die Mutter legte dem Dichter die Hand auf die Schulter und lachte. »Wie ein Hund, der ins Wasser gefallen ist. So naß. Oh, und fettig warst du!«

». . . Und der Vater hat mich geprügelt dafür.«

»Ja no, weil halt dein ganzer Anzug verdorben war.«

Der Dichter sagte nachdenklich: »Viele solche Sachen . . . Aber das eine, das mit der Milch, habe ich nicht mehr gewußt.«

»Trink sie doch.«

»Warum nicht?«

»Und ich muß jetzt ins Bett, Anton. Um fünf Uhr früh geht der Vater auf die Arbeit. Ich richt dir das Kanapee zum Schlafen.«

An der Fensterwand hing die Schwarzwälder Uhr.

Sie legten sich nieder.

Der Perpendikel ging zwischen Mutter und Sohn hin und her.

So viele Familien es gibt, so viele Wohnungsgerüche gibt es, dachte der Dichter. »Hier riecht's nach Schweiß und süßem Stroh,« flüsterte er im Halbschlaf, »nach Vater.«

»Der kommt auch bald heim.«

»Das Käfiggitter ist aus Gold.«

»Was sagst du?«

»Nein, ich hab doch kein Gepäck!«

»Schläfst du?« Die Mutter horchte auf die Atemzüge ihres Sohnes und verlöschte die Kerze.

Am andern Tage, beim Spaziergang durch das Heimatstädtchen, schienen dem Dichter die Häuschen kleiner geworden, zusammengeschrumpft, zur Hälfte in die Erde gesunken zu sein.

Als er noch einmal durch die einzige Geschäftsstraße ging, war er schon im Bilde seiner Jugend. Nichts hatte sich verändert im Städtchen. Nur dreißig Meter Asphalt war in der Geschäftsstraße gelegt worden.

Beinahe gerührt beobachtete er die Bürger, die stehen blieben und sich befriedigt über den Asphalt unterhielten.

Der Dichter ging ins Café, durchblätterte die neuesten Zeitungen, und fand, daß er sie schon vor seiner Abreise in Berlin gelesen hatte. Wie einen Automobilrennfahrer, dessen Motor auf der Strecke aussetzt, befiel ihn Beklemmung, in dem Bewußtsein, sich in einer Stadt zu befinden, die drei Tage hinter der Welt herlebte.

Die Öde steigerte sich, da es ihn beim Rückweg wieder zur Geschäftsstraße zog, die ihm schon nichts mehr Neues bot.

Eigensinnig bog er in die Lochgasse ein. Die war dunkel und so eng, daß die Dachrinnen der krummen Häuserreihen sich fast berührten.

Erst als er schon vor dem Hause stand, dachte er daran, daß auf seine Frage hin die Mutter ihm gesagt hatte: Herr Lehrer Mager wohne jetzt in der Lochgasse.

»Früher wohnte er doch am Rennweg.« Der Dichter las den Namen auf dem Porzellanschild, blickte am Hause empor und fragte sich mißtrauisch, wieso denn erst jetzt, wo er schon vor dem Hause stand, ihm einfiel, daß die Mutter gesagt hatte: der Lehrer Mager wohne in der Lochgasse.

Da erinnerte er sich, daß er nach dem ergebnislosen Versuch in der Eisenbahn, sich seinen Traum ins Gedächtnis zu rufen, flüchtig daran gedacht hatte, den Lehrer zu besuchen. Dieser wiederholten Vergeßlichkeit wegen, steigerte sich sein Mißtrauen. »Fehlt mir vielleicht der Mut, den Lehrer zu besuchen, weil ich diese Angelegenheit zweimal von mir wegschob?«

Und plötzlich klopfte rasend sein Herz, bei dem Entschluß, die Treppe hinaufzusteigen. Die Angst des Schulknaben war ihm in die

Brust gesprungen. In Gedanken stand er vor dem Lehrer, achtjährig. Und mußte die Augen schließen und die Hände tastend vorstrecken, um ein Minimum von Selbstbeobachtung erübrigen zu können.

»Aber ich bin doch dreißig Jahre alt,« sagte er laut, las grübelnd den Namen auf dem Schild, klinkte die Haustür auf — da stiegen Jahre und Erfahrung von ihm weg in die Luft. Als Schulknabe schlich der Dichter angstbehangen aus der dunklen Lochgasse.

»Es ist mir also unmöglich?« fragte er und blieb stehen, in der sonnigen Geschäftsstraße. »Bring die Furcht nicht heraus aus mir? . . . Ist das mit allem empfangenen Leid so?« fragte er ganz langsam. »Dann trüge der Mensch alle erlittenen Demütigungen mit sich herum? Bis ins hohe Alter. Sein ganzes Leben würde davon bestimmt?«

»Gott, ich fahre sofort nach Berlin zurück. Was geht mich der Lehrer an,« sagte er und ging in der Richtung seiner Elternwohnung, um Abschied zu nehmen.

Im Spiegelglas eines Schaufensters sah er sein Gesicht — ein trotziges Schulknabengesicht. Verblüfft starrte er es an, so daß es sich unter seinem Blick zu einem verblüfften Männergesicht verwandelte

»Mit Trotz ist nichts erledigt,« flüsterte er.

Und ohne daß er bewußt den Willen dazu hatte, wandte er sich um und eilte dicht an dem Häuschen entlang, fluchtartig direkt zum Bahnhof.

ZWEITES KAPITEL

»Den Sack mit Ihren Sachen habe ich auf den Speicher getragen,« sagte die Berliner Wirtin und blieb kampfbereit im Vorzimmer stehen. »Mein neuer Zimmerherr hat die zwei Großen vornehinaus gemietet, und da hat er Ihre Kammer dazu gewollt.«

»Ich hatte ja nicht gekündigt.« Der Dichter blickte unausgesetzt aufs Flurfenster, gegen das die harten Schneeperlen prasselten.

»Mein neuer Herr hat gleich für zwei Monate vorausbezahlt.«

»In vierzehn Tagen bekomme ich ganz bestimmt zwanzig Mark. Damit hätte ich Ihnen meine Schuld bezahlt.«

»Die zwanzig Mark sollen Sie jetzt schon . . . ich weiß gar nicht, wie lange Sie die schon bekommen sollen. Es ist ja möglich, daß Sie

einmal zwanzig Mark bekommen . . . Mein neuer Herr bezahlt mich im voraus.«

»Ich bezahle auch.«

»Sie sagen immer: ich bezahle . . . Es ist ja möglich.«

»Aber Sie stehen der Sache skeptisch gegenüber,« rief der eintretende neue Herr fröhlich und reichte seinen Zylinder der Wirtin, deren fettige Hände die Schürze erst eifrig rieben.

Während sie den Zylinder vorsichtig hielt, zog der neue Herr seinen Pelz aus. Und verbeugte sich: »Doktor Wiener.«

Der Dichter sah gleich wieder zurück aufs schneebeschlagene Flurfenster. — Was hab ich hier noch zu suchen. Meinen Sack und fort.

»Von Ihnen weiß ich alles, alles, Herr Seiler. Sie kenne ich wie meinen Bruder,« sagte Doktor Wiener und tätschelte der erschrekkenden Wirtin beruhigend die Schulter. Sein Tonfall sank: »Was wollen Sie, warum soll denn der Mensch nicht plappern.« Doktor Wieners gesundrotes, hübsches Gesicht lachte ununterbrochen. Sein blondes Schnurrbärtchen sprühte Frische und Glanz.

Der Dichter dachte, entweder fort oder ein gleichgültiges Gesicht machen.

»Also, in einem Vierteljahr übernehme ich das Sanatorium meines alten Herrn. Sehen Sie, und bis dahin praktiziere ich noch in der Klinik. Da bin ich fast den ganzen Tag nicht zu Hause. Sie können demnach ruhig in der Kammer wohnen, Herr Seiler. Darum handelt sich's doch . . . was?«

»Wenn Sie denken,« stotterte der Dichter und suchte, trotz seiner Verlegenheit, herauszubekommen, was für ein Parfüm vom Doktor ausströmte. »Ich könnte ja ein ganz anderes Zimmer suchen gehen.«

»Ganz anderes? . . . Überhaupt, bei dem Wetter. Papperlapapp! Sie bleiben hier,« schnitt der Doktor das Gespräch ab. »Ist gut geheizt bei mir?«

»Jaaa, freilich, angenehm durchwärmt.«

»Ist ja großartig!« rief der Doktor, ohne die Wirtin anzusehen, die neben ihm herlief und beteuernd auf ihn einredete.

»Na, da holen Sie halt Ihren Sack wieder runter,« sagte sie, nachdem der Doktor in seinen Zimmern verschwunden war.

Und als der Dichter neben seinem Sack in der Kammer saß, dachte

er darüber nach, ob er auf eigene oder auf des Doktors Rechnung die Kammer bewohne.

»Wo waren Sie denn heute Nacht wieder?« Sie stand unter dem Türrahmen.

»Nirgends. Gar nirgends!«

»Das geht nicht. Die Leute im Haus . . . Und überhaupt.«

Der Dichter wandte sein einziges Mittel an, die Wirtin in Bewegung zu setzen. Wortlos blickte er ihr in die Augen, die abschweiften, wieder auf den Dichter sahen, in die Ecke.

Dann hörte er sie in der Küche schimpfen.

Melancholisch hob er die zwei Zipfel in Nasenhöhe — der Sack spie alte Schuhe aus, einen Haufen schmutzige Wäsche, Kerzenstummel, Manuskriptfetzen.

Es klopfte, und Doktor Wiener trat auch gleich ein, im Hausanzug von wattierter Seide.

Der Dichter schleuderte den Sack — eine Kaffeemühle fiel auf den Wäschehaufen und polternd auf die Dielen.

»Donnerwetter! Hier bei Ihnen ist's kalt.«

»Kalt.«

»Oho, man faßt's tief auf.« Der Doktor setzte sich auf die Schreibtischecke.

Der Dichter dachte gereizt, vorhin hat er über mich verfügt. »Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, weshalb Ihre Existenz so großartig glatt ist? Während Millionen Menschen ihr Leben in Dreck und Elend verbringen müssen.«

»Oho.«

— Er verschanzt sich hinter seinem lustigen Oho. »Und dabei sind Sie vielleicht noch besser, als viele andere. Aber Ihr Oho genügt nicht . . . Glauben Sie nicht, daß man hin und wieder auch von diesen Dingen reden kann, ohne deshalb ein tiefer August sein zu müssen?«

Der Doktor senkte den Blick vor dem erbitterten Gesicht. »Natürlich traurig, daß es so viel Elend auf der Welt gibt.«

»Denken Sie darüber nach. Wer das nicht tut, ist ja wirklich ein Schurke.«

»Aber ich bitte Sie, Herr Seiler.«

Der Dichter trat ganz nahe an den Doktor heran. Sein Gesicht verzog sich in Selbstverachtung. »Ich empfinde die Not der Allgemeinheit vielleicht nur deshalb, weil ich selbst aus Not ein Schwein geworden bin . . . Materielle Not verursacht Seelennot, versaut die Seele.«

»Sie sind ja ein recht interessanter Nachbar,« versuchte der Doktor, sich aufzuraffen.

»Weil ich Ihnen erläutert habe, wieso wir beide Schweine sind? Ich, weil ich mein Leben lang alle möglichen demütigenden Schweinereien beging, um nicht zu verhungern, und Sie, weil Sie nicht darüber nachgedacht haben, weshalb zahllose Menschen vor Elend krepieren oder zu Hallunken werden? . . . Es hat kein Mensch das Recht, eine glatte Existenz zu haben.«

»Sie sind ja ein recht interessanter Nachbar.«

»Ich kenne einen Menschen, der nicht schlechter ist als Sie und ausgerechnet hat, daß er vierzehn Jahre lang jährlich drei- bis fünfmal Mittagessen hatte.«

»Man sieht's Ihnen an. Sie sollten Eisen nehmen.«

Der Dichter unterdrückte seinen Zorn und lächelte wirklich: »Um mir Appetit zu machen, den ich nicht stillen kann.« Da sah er, daß der Doktor mit Verlegenheit kämpfte, und der Gedanke, den Doktor um Geld zu bitten, verursachte auch ihm Verlegenheit. So sahen sie sich an.

»Da rede ich große Worte, und zum Schluß schrumpft das Ganze zu dem Verlangen zusammen, Sie anzupumpen.«

»Aber ich bitte Sie, der Selbsterhaltungstrieb gibt Ihnen recht . . . schließlich. Lassen Sie mal gut sein. Kommen Sie rüber zu mir. Sie sind mein Gast. Fertig!«

Der Dichter rief wütend: »Warum sagen Sie nicht wieder: Papperlapapp!«

Und der Doktor lächelte zufrieden, warf das Kinn zur Brust, die Arme seitwärts. »Der Kampf ums Dasein . . .«

»Ist eine von den Menschen erfundene Gaunerei! Der Planet kann alles erhalten, was er hervorbringt.«

»Planet, Planet. Ihnen fehlt's nur an gesundem Menschenverstand,« sagte der Doktor und legte dem Dichter die Hand väterlich auf die Schulter.

Der trat flammend zurück. Und der Zorn in seinen Augen wurde sichtbar zu Hohn. Er sagte deutlich: »Da erlaubt sich eine kleine Minderheit, den Verstand von Abermillionen so krank zu machen, daß sie in ihrem Elend am Ende schon glauben, das Elend müsse sein. Und für diese die Erde verdunkelnde Niedertracht nimmt die Minderheit den gesunden Menschenverstand in Anspruch.«

Der Doktor lachte: »Das haben Sie hübsch gesagt.« Und rief fröhlich: »Es kommt eben auf die Kraft an — der Stärkere setzt sich durch . . . Und das ist ganz in Ordnung.«

»Mit einer unappetitlichen Handlung sich durchsetzen, ist nicht in Ordnung,« sagte der Dichter und ging zu seinem Sack.

»Wieso unappetitlich?«

Er hatte die Kaffeemühle aufgehoben und drehte beim Sprechen. »Die Herren des Lebens könnten sich sagen: die armen Menschen haben dieselben Sinne, Fußzehen, Ohren, Augen wie wir . . . und es ist unappetitlich, auf Kosten von Wesen der eigenen Art das Leben zu genießen.«

»Aber ich bitte Sie, Ihr gesunder Menschenverstand . . .«

»Ich hab ihn nicht!« Er ließ die Kaffeemühle senkrecht auf den Wäschehaufen fallen und sah den Doktor an.

». . . muß Ihnen doch sagen, daß ein gebildeter Mensch feiner organisiert ist und demzufolge andere Bedürfnisse hat, als . . . unsere Wirtin.«

»Hn? . . . Das Genußverhältnis darf sich schon differenzieren zwischen Ästhet und Klosettreiniger. Aber der Ästhet des Lebens ist ein unästhetischer Verräter an seiner eigenen Wesensrasse, weil er vergißt, daß auch beim Klosettreiniger sich das Wunder des Sehens offenbart. Das müßte die Minderheit eigentlich demütig machen, wie?«

»Sie stehen dem wirklichen Leben phantastisch gegenüber.«

»Ach nein, ich bin ganz einfach.«

Der Doktor streckte die Hand aus und rollte sie auf sich zu in die Hüfte. »Wie wollen Sie denn dem Tüchtigen und Glücklichen, der ein schönes Leben führt, klarmachen, daß er nicht viel mehr wert ist, als der Kloakenreiniger... Das geht zu weit, Herr Seiler.« Seine Finger zappelten über dem Kopfe. »Nein nein nein! Das Leben ist anders.«

Der Dichter schwieg.

Der Doktor sagte: »Hier ist's fürchterlich kalt,« und zog fröstelnd seinen Hausrock über der Brust zusammen. »Trinken Sie einen Kognak bei mir.«

Da sah der Dichter mit einem Blick von Berlin in seine Heimatstadt — dem Lehrer Mager direkt ins Gesicht. Und der Doktor sah die starren Augen des Dichters an, die nicht mehr in der Kammer waren. »Kommen Sie mit hinüber.«

»Einen Likör?«

»Ja, oder alten Kognak.«

Die Augen kehrten zurück in die Kammer zum Doktor. Der Dichter schauerte fröstelnd zusammen.

Und als er dem Doktor in den durchwärmten, eleganten Salon folgte, blieb er im Türrahmen stehen, damit die Wärme in die kalte Kammer ströme.

»Schließen Sie, es geht kalt herein.«

Der Dichter öffnete die Tür ganz, ging sehr langsam zum Wäschehaufen zurück und tat, als suche er etwas.

Die Kammer füllte sich rasch mit Wärme.

»Wissen Sie,« sagte er und blieb wieder in der offenen Tür stehen, »Ihr warmer Salon und meine kalte Kammer illustrieren gut das Besprochene.«

»Aber machen Sie nur schon endlich zu.«

»Ich sagte Ihnen ja, daß wir beide schmutzig sind . . . Ich mache allerhand kleine Schweinereien — schinde Wärme, und Sie geben freiwillig keine ab.« Er schloß die Tür.

»Ach deshalb! Bitte, öffnen Sie doch, ich nehme eine Decke um,« sagte der Doktor und machte ein abweisendes Gesicht.

Die Stimme des Dichters wurde immer stärker. »Seit Jahrtausenden verlangt der Mensch brüllend, stinkend demütig, stöhnend, irrsinnig, daß der Planet ihn beschäftige und ernähre . . . Ich hasse die Repräsentanten von all denen, die das verhindern.«

Da habe ich mir etwas aufgeladen, dachte der Doktor und sagte unfreundlich: »Na na, nicht so laut.« Er zündete das Nachtlicht an »Der gesunde Menschenverstand sagt einem doch, daß es Unterdrückte und Unterdrücker geben muß. So ist das Leben . . . Trinken Sie noch Ihren Kognak.« Er machte weitere Vorbereitungen zum Schlafengehen.

Und der Dichter hielt sich für hinausgeworfen. Er sagte gedemütigt: »Arbeiten muß ich auch noch heute,« verließ hastig das Zimmer und schloß die Tür.

»Aha, Sie wollen schon gehen, schade.«

»Hat er wieder über mich verfügt.« Starr blickte der Dichter auf den Wäschehaufen. Und während er den Zettel entfaltete, den die Wirtin auf den Muschelschreibtisch gelegt hatte, flüsterte er: »Gegen Doktor Wieners kommen wir nicht auf, kommen wir nicht auf, nie auf ... wenn wir etwas von ihnen brauchen.«

Wie immer nach solchen Erlebnissen, schien es ihm unmöglich zu sein, Würde in sein Leben zu bringen, und der Ekel vor sich selbst versetzte ihn in letzte Hoffnungslosigkeit.

»Wenn Sie nicht bezahlen, müssen Sie morgen ausziehen. Herr Doktor Wiener hat sowieso die Kammer mit gemietet«, schrieb die Wirtin.

»Und dabei könnten wir mit Königen verkehren,« sagte der Dichter, mit einem wunderbaren Lächeln auf dem Gesicht.

Vor Hunger begann sein Magen, wieder zu schmerzen. Es wurde ihm übel vom Geruch der alten Wäsche, er schob sie unters Bett.

Beim Schein zweier Kerzenstummeln versuchte er, zu arbeiten.

Der Wunsch nach des Doktors Kognak quälte ihn. Während er schrieb, beschäftigte ihn ununterbrochen die Frage, von wem er etwas Geld bekommen könne für die Miete. Es fiel ihm nur das Straßenmädchen ein, das er einmal kennen gelernt hatte.

Ohne daß er es sich bewußt geworden war, hatte er auf den Manuskriptrand geschrieben: Kann denn ein Mensch sich von einer Hure Geld geben lassen? Hurengeld. Nachtgeld. Beinegeld. Schoßgeld. Männer, Männer — Schweinegeld... von den guten Mädchen?

»Geben würde sie es mir ... Sie ist ja ein gutes Luder.«

»Wie wohl der Gesunde Menschenverstand darüber denkt,« flüsterte der Dichter und trat zur verschlossenen Tür: »Herr Doktor! Hören Sie! Herr Doktor ... Glauben Sie, daß ein Mann, der noch etwas auf sich hält, von einer Hure Geld annehmen kann?«

Der Doktor fuhr im knarrenden Bett in die Höhe und schrie erschrocken: »Hallo! ... Ist wer da!«

»Glauben Sie, daß ein anständiger Mensch sich von einer Hure Geld schenken lassen kann?«

»Von einer was?«

»Hure!«

»Hören Sie, eigentlich schlafe ich schon.«

»Man könnte sich ja sagen: schließlich hat auch die Hure Augen!« schrie der Dichter.

»Gott, mag der Kerl sich meinetwegen aushalten lassen,« rief der Doktor ärgerlich. »Das ist ja nichts Neues.«

Und der Dichter flüsterte: »Dann seien wir eben einander wert . . . Für den Gesunden Menschenverstand ist die Lösung einfach. Aber ich, aber wir, wir, wir alle, wir betteln noch lieber die Hure an, als den Gesunden Menschenverstand.«

Automatisch griff er nach Mantel und Hut und verließ das Haus.

Es war gegen zwölf Uhr nachts. Der Kurfürstendamm war fast menschenleer und unwirklich hell vom Schnee.

Der Dichter sah auf den Bettler, der, gegen die Gartenmauer gelehnt, im Schnee saß und eintönig die Ziehharmonika spielte.

Ein überelegant gekleidetes Straßenmädchen warf ein Geldstück in den Hut des Bettlers, der sein Spiel unterbrach und ein anderes Lied zu spielen begann:

Die Liiiiiebe ist das Schönste,
Das Schönste auf der Welt.

Das Straßenmädchen blieb stehen und schimpfte wütend zum Bettler zurück.

»Weshalb verhöhnen Sie denn Ihre Wohltäterin mit dem Lied,« fragte der Dichter.

Der Blinde richtete die leeren Augenhöhlen fragend in die Höhe.

Ein vages Glücksgefühl ergriff den Dichter. »Das Schööööönste auf der Welt«, sang die Ziehharmonika. Und als er das elegante Mädchen eingeholt hatte, sagte er: »Sie, er ist blind.«

Das gewohnheitsmäßige Anbietungslächeln erschien auf ihrem gepuderten Gesicht.

»Wir haben uns getäuscht, er ist blind,« sagte er eindringlich. »So etwas macht der nicht. Der gehört ja zu uns.«

Lächelnd legte er ihr die Hand auf die Schulter und scherzte: »Der Gesunde Menschenverstand brächte das fertig. Glauben Sie nicht?«

Sie begann, ihn abschätzend zu mustern.

Da ging er schnell davon.

Bis zum Platz, wo das ihm bekannte Straßenmädchen wohnte. Aus dem Nachtcafé unten im Hause klang die neueste Operettenmelodie.

Sie öffnete selbst. Ihr weißseidener Schlafrock stand vorne offen. Und als sie den Dichter erkannte, fuhr sie ungeniert fort, prüfend ihre linke Brustwarze zu drücken. »Seit einer Woche habe ich Schmerzen. Sehen Sie ... den blauen Fleck.«

Er versuchte zu scherzen: »Was haben Sie denn da wieder angestellt.«

»Das hab doch ich nicht angestellt.« Lachend zog sie ihn ins rote Zimmer. Auch die Ampel war rot. Und das unberührte rote Himmelbett war geöffnet.

Plötzlich lag sie wie eine müde Katze zusammengerollt auf der Ottomane. Ihre Kniekehlen ruhten im Ellbogengelenk. »Das macht der immer.«

»Was?«

»Mit meiner Brust ... Und danach verlangt er immer etwas ganz Unglaubliches von mir ... Meinetwegen.«

Der Dichter sah in die Ecke. — Und da will ich Geld von ihr verlangen. »Es gibt Sachen, die unmöglich sind.«

»Gott, nein.«

»Was! Hab ich etwas gesagt?«

Sie lag noch immer reglos.

Der Dichter kannte ihre Geschichte. Vor einigen Monaten hatte er sie total betrunken auf der Straße gefunden. Sie war von ihren Eltern fortgejagt worden, weil ein Reichstagsabgeordneter sie verführt und sie sich geweigert hatte, ihn als den Vater ihres Kindes zu nennen. Der Dichter wußte, daß der Abgeordnete weiter in ihrem Elternhause verkehrte.

»Das Instrument wickelt er dann immer in ein Beinkleid seiner Schwester ... Und mir legt er zwanzig Mark auf den Tisch.«

»Wer?«

»Der Abgeordnete.«

»Der ... kommt noch zu Ihnen?«

»Warum nicht.«

Und dabei rührt sie sich nicht, dachte der Dichter entsetzt. »Aber wirklich, nicht aus Neugierde. Wie alt waren Sie . . . damals.«

»Ich? Sechzehn.«

Der Dichter sagte plötzlich: »Soll ich Sie heiraten.«

»Und ich wußte damals gar nichts von diesen Sachen. Wahrhaftig, ich lüge nicht.«

Sie hält's für so unmöglich, daß sie glaubt, ich hätte gescherzt, dachte er.

Und wußte plötzlich mit seinen Händen nichts anzufangen. Es war, wie wenn sie nicht zu ihm gehörten, als er sagte: »Ich brauche sehr notwendig zwanzig Mark. Können Sie mir die vielleicht geben? . . . Aber ich habe nicht gescherzt, vorhin. Wirklich nicht.«

Da stand sie auf.

Und der Dichter sah befangen in ihr erstauntes Gesicht, das aber sofort den Ausdruck automatischer Lustigkeit annahm. Lachend sagte sie: »Ich habe momentan gar nichts.«

Er ließ die Hände sinken. Sein Gesicht verschloß sich. »Darf ich?« sagte er, griff nach der Zigarette und dachte gequält — jetzt glaubt sie dasselbe wie der Gesunde Menschenverstand.

Es klopfte, die Wirtin streckte den behaubten Kopf herein. »Es kommt ein Herr.« Sie schloß die Tür leise wieder.

Sichtbar stieg dem Mädchen das Blut in die Wangen, als sie den Dichter ansah.

Der lächelte unnatürlich.

»Gehen Sie ins Nebenzimmer . . . Ich kann Ihnen das Geld dann gleich geben.« Dabei sah sie ihm gerade auf die Augen, ohne ihm in die Augen zu sehen.

Schon eine lange Minute stand er im Nebenzimmer, als ein sehr großer, brünetter Herr im Frack zum Mädchen ins rote Zimmer trat. Er schwankte kaum bemerkbar. Auffallend an ihm war, daß sein linkes Auge fast um einen Zentimeter tiefer im Gesicht stand, als das rechte.

Das Klirren des für ihn bestimmten Geldes riß dem Dichter die Luft aus den Lungen.

Dann hörte er das heftige Atmen im roten Zimmer und preßte die Fäuste an die Schläfen. Er rührte sich nicht mehr.

Bis das Mädchen die Tür öffnete.

Äußerlich und innerlich zerwühlt, stierte er auf das verwühlte Himmelbett.

Das Mädchen wusch sich die Hände.

— Ich nehme das Geld nicht. Ich brauche es gar nicht. Es war nur ein Scherz, wollte er sagen.

»Hier,« sagte sie, während sie die Hände trocknete. »Sie zwanzig ... ich zwanzig,« und schob ihm das Goldstück hin.

Da sank ihm die Unterlippe schlaff herab. Alles an ihm wurde schlaff. Verurteilt und verkauft ging er mit dem Geld aus dem Zimmer.

Ohne Widerstand zu leisten, ließ er sich direkt zum Bahnhof gehen, um wieder in die Heimatstadt zu fahren, wo im dunklen Erlebnisknäuel seiner Jugend die Ursachen seiner Haltlosigkeit, seines untergrabenen Selbstbewußtseins, seines ruinierten Lebens zu finden sein müßten.

In der Eisenbahn träumte er: ein gewaltiger Zug junger Menschen zieht gleich ihm nach den verhaßten Heimatstädten, die Kindheit zu durchforschen nach dem Messer, das ihnen allen die Sehne der Kraft durchschnitten hat.

DRITTES KAPITEL

Um acht Uhr früh kam er an, zerstört, mit brennenden Augenlidern.

Morgennebel und Dämmerung hingen noch in den Gassen. Der Dichter sah nach Osten, wo zart und strebend die Morgenröte stand.

Geradenweges ging er in die Lochgasse. Der Gedanke hatte sich in ihm festgesetzt und alles andere verdrängt: Lehrer Mager müsse sein Unrecht einsehen und ihn um Entschuldigung bitten. Das würde ihm die Kraft zur Reinigung geben, zu einem neuen, rückgratvollen Leben.

Und als er die steile, muffige Treppe hinaufstieg, erlebte er die Versöhnung im voraus, er dachte, der Lehrer, der schon damals erwachsene Söhne gehabt hatte, werde jetzt ein weißhaariger, gebeugter Mann mit der Einsicht und Güte des Alters sein, mit dem sich auszusöhnen leicht fallen müsse.

Die alte Wirtschafterin ließ ihn ins niedere, mit geerbten Familienmöbeln vollgestopfte Arbeitszimmer eintreten.

Und der Dichter blickte entgeistert zum Lehrer hin, der aufrecht wie ein Pfosten am Schreibtisch stand, zäh, mit noch dunkelrotem Haarkranz, vollkommen unverändert.

Die Mundwinkel voller Wut und hämisch in die Wangen zurückgezogen, las er den Aufsatz eines Schülers. Auf dem Schreibtisch befanden sich zwei Stöße blauer Schulhefte, korrigierte und unkorrigierte.

Der Dichter stand im Dunkel bei der Tür. Der Lehrer hatte ihn noch nicht bemerkt. Er setzte sich und korrigierte mit roter Tinte den Aufsatz, wobei sein Gesicht in dem Gemisch von Wut und hämischer Freude erstarrt blieb, vom Schein der Petroleumlampe getroffen.

»Der Teufel. Der Teufel.«

»Wie?... Sind Sie schon zurück, Josephine?«

»Ich wollte Sie einmal besuchen,« flüsterte der Dichter sehr leise. Er zitterte am ganzen Körper so stark, daß auf dem Biedermeiertisch, an dem er sich festhalten mußte, die bemalte Kaffeekanne schepperte.

Der Lehrer klappte das korrigierte Heft entschlossen auf den Stoß.

Jetzt bemerkte er den fremden Mann in seinem Zimmer. Der Schreck riß ihn vom Stuhl auf in halbe Kniebeuge. »...Wer! Wer sind Sie! ...Was wollen Sie denn hier!«

»Ich bin ein früherer Schüler von Ihnen. Sie waren mein Lehrer. Ich heiße Anton Seiler.«

»Seiler?... Seiler? Haben Sie gestottert in der Schule?«

Eine Blutwelle verdunkelte dem Dichter den Blick.

Und als er wieder sehen konnte, bemerkte er am schrecklichen Lächeln des Lehrers, daß dieser sich erinnerte. Am selben Lächeln, mit dem der Lehrer, wenn der Dichter stotternd steckengeblieben war, ihn der ganzen, belustigten Klasse ausgeliefert hatte.

Der wird mich nicht um Entschuldigung bitten, sagte der Dichter zu sich. Und glaubte, körperlich zu fühlen, wie in seinem Innern die letzte Möglichkeit zur Rettung erlosch. Da stand er wie ein Schulknabe, in kraftlosem Haß.

Die Haushälterin kam und reichte dem Lehrer einen Hundertmarkschein: »Der Bäcker kann ihn auch nicht wechseln.«

Zwei Schulknaben waren hinter ihr eingetreten. Sie blieben bei der Tür stehen.

»Guten Morgen, Herr Lehrer, wir wollen die Hefte abholen,« sagte der Größere, schulmäßig singend.

Und der Kleine, der dem andern nur bis zur Brust reichte, nahm unter dem starren Blick des Lehrers erst jetzt errötend die Mütze ab. Langsam zog der Lehrer den Blick zurück. »Einen Moment,« sagte er zum Dichter.

Vorsichtig, und mit allen Sinnen aufnehmend, begann der Kleine, sich umzusehen, er war zum ersten Male bei seinem Lehrer in der Stube.

Wie wenn er sich als Knaben erblickte, sah der Dichter mit tiefer, schmerzlicher Rührung den Kleinen an, die Augen, denen Angst den Blick bestimmte, den schon vom Leid gezeichneten Mund, die zartmodellierte, schneeweiße Kinderstirne.

Da lächelte der Kleine zum Dichter hin, augenblicklich verschwand das Lächeln, als der Lehrer sich bewegte.

Und der Dichter hatte das bestimmte Gefühl, daß die Seele gelächelt hatte und in Schrecken erstarrt war.

Das Kratzen der Feder verschärfte die drückende Stille.

Der größere Junge empfand sie nicht, er schnäuzte sich laut und stand dabei fest und sicher auf seinen nach innen gerichteten Füßen.

Der Lehrer erhob sich, ebnete den Heftestoß, stellte ihn senkrecht. Der große Schüler warf seine Mütze resolut unter die Achselhöhle und trat aus dem Dunkel in den Lichtkreis. Zögernd und sehnsüchtig näherte sich auch der Kleine.

Aus der Schreibtischlade nahm der Lehrer zwei Himbeeräpfel, gab den einen dem großen Schüler. Und als er den Kleinen erkannte, entstand in seinem Gesicht wirkliches Staunen, das langsam zum hämischen Lächeln wurde. »Ah... der Weigand kommt, die Hefte holen?«

Energisch setzte er den zweiten Apfel wieder in die Schreibtischlade zurück, suchte das eben korrigierte Aufsatzheft des Kleinen aus dem Stoß heraus. »Da geh mal her.«

Das Herz des Dichters begann, rasend zu klopfen.

»Du... schämst dich also nicht, auch noch zu mir zu kommen?«

Der Kleine verschluckte den Speichel.

Sein mit roter Tinte verschmiertes Heft lag geöffnet auf dem Schreibtisch. Wortlos blickte der Lehrer einige Male vom Heft zum Schüler, streckte die gekrümmte Hand aus, und sein Blick zwang den Kleinen, das Ohr der Hand entgegenzuneigen.

Mit einem Ruck zerrte er den Schülerkopf zum Heft und stieß des Kleinen Gesicht darauf.

Vorgebeugt blickte der Dichter auf diese Szene seiner Jugend, eiskalt, als wäre sein Leben in des Kleinen Körper übergegangen.

Immerzu stieß der Lehrer des Schülers Gesicht aufs Heft und rief dabei: »Regen mit ch! Essen mit ß! Keule mit a u! Und mit zwei mm schreibst du Amen? Amen!«

Er schleuderte ihn zur Wand. Der Kopf schlug gegen die Türvertäfelung. Der Kleine richtete sich wimmernd auf. Sein furchtbares, leises Weinen klang in die Stille. Der größere Schüler stand ruhig wie ein Soldat.

Und des Lehrers glühendes Gesicht bebte. »Du Frechling wagst es, zu mir zu kommen?... Antworte!«

»Antworte!«

»Ich wollte auch einmal die Hefte tragen.« Das Schluchzen verschlug ihm die Stimme.

Wütend rieb der Lehrer mit dem Siegelring an seinem Finger des Kleinen Stirne: »Was... hast du... denn da... drinnen.«

Der Dichter saß wie eine Leiche und starrte in kaltem Entsetzen auf das rote Malzeichen, das auf der schneeweißen Kinderstirne leuchtend hervortrat.

»Das Mal, das Mal auf seiner Stirne wird nie mehr vergehen. Sie haben ihn gezeichnet,« sagte der Dichter tonlos und laut. »Und wenn es verschwindet äußerlich, dann ist es ihm ins Gehirn getreten... und der Gezeichnete trägt das Mal in der Seele, sein Leben lang.«

Da begann neben dem Hause dröhnend und gewaltig die Kirchturmglocke zu läuten. Die Stube erzitterte. Der Kleine stand mit ausgebreiteten Armen, eine Hand fluchtbereit am Türdrücker, die

Augen entsetzt offen, wie ein Gekreuzigter an die Wand gepreßt. Die Striemen leuchteten auf seiner Stirne. Alle vier standen.

Der Lehrer klappte das Lineal auf den Schreibtisch. Der größere Schüler packte den Heftestoß energischer.

Und als die Knaben gegangen waren, sagte der Lehrer: »Den ganzen Tag Ärger in der Schule, und in den wohlverdienten Ruhestunden den Lümmeln die Fehler korrigieren!« Er setzte sich und sah den Dichter an. »Was sagen Sie dazu?«

Die Kirchenglocke schlug noch einige Male an und verklang.

»Wie viele Knaben haben sie gezeichnet ins Leben geschickt.«

»Wie denn, gezeichnet? ... Ich unterrichte seit fünfundvierzig Jahren. Es sind viele, viele, die ich vorbereitet habe fürs Leben. Und wenig Dank. Glauben Sie mir.« Seine beiden Hände fuhren wühlend in der Schreibtischlade herum.

»Erinnern Sie sich noch« der Dichter sprach ganz langsam, »an unsern Schulausflug in den Gutenbergerwald ... Da war ein Schüler wild und fröhlich.«

»Durch den Laubwald nach Reichenberg?«

»Stieg auf Bäume, lachte und sang.«

»Damals, als ich der Klasse die Hünengräber im Wald zeigte und erklärte.«

»Der Schüler war ich.«

»Und Sie waren sonst immer so verkrümpelt und still. Ich ententsinne mich.«

»Und im Wald plötzlich so wunderbar glücklich und wild.«

Der Lehrer bemerkte den Mörderblick des Dichters nicht.

»Und als wir zum Wirtshaus kamen ... ließen Sie mich nicht mit hineingehen, weil ich die zehn Pfennige nicht hatte, um ein Glas Milch kaufen zu können.«

»Ja, zu laut und ungebärdig waren Sie im Wald.«

»Ich mußte vor dem Wirtshaus stehen bleiben, am Zaun.«

»Richtig, noch dazu waren Sie der Einzige, der kein Geld hatte.«

»Diese Demütigung vor allen Schulkameraden traf mich damals ins Herz.«

Der Lehrer sah abweisend dem Dichter in die furchtbaren Augen.

»Ich war vorher so fröhlich gewesen ... Und trage vielleicht seit-

dem das Mal . . . das Mal!!« erhob sich die Stimme des Dichters, und langsam erhob sich auch der Körper vom Stuhle, »das glühende Mal in . . . meiner . . . Seele!« Die ganze Kraft seines Körpers ging in des Dichters würggespreizte Hände über, die dem zur Wand zurückweichenden Lehrer folgten.

— — — Der Adamsapfel glitschte noch einmal unter des Dichters Daumen weg, eine Sekunde lang lockerten sich die Würghände — dann drückten die Daumen den Adamsapfel tief in den Hals hinein.

Die ächzenden ä- und e-Laute verebbten.

Solange der Körper an der Wand zu Boden glitt, ließ der Dichter die Hände am Hals des Toten.

Als er sich aufrichtete, sah er in der verwühlten Schreibtischlade den Himbeerapfel liegen, den der Kleine nicht bekommen hatte. Ein irrsinniges Lächeln der Befriedigung entstellte des Dichters Gesicht, als er den Apfel nahm und einsteckte.

Da erblickte er den Hundertmarkschein.

Und hatte momentan eine Vision — vom Mittelpunkt eines fernen Landes reichte bis zu ihm ein gewaltig auseinandergezogenes Gummiseil, das er sich um den Leib knüpfte, worauf das Gummiseil mit ihm durch die Luft über Städte und Meer ins fremde Land zurückschnellte.

Da nahm er den Hundertmarkschein und steckte ihn ein.

Den Blick in eine unwirkliche Ferne gerichtet, ging er gefühllos und bereit aus der Stube.

Der Gottesdienst war aus. Die Kirchenglocken läuteten zusammen. Viele vermummte Menschen verließen die Kirche und punktierten schwarz die Schneefläche des Marktplatzes.

Der Dichter blieb stehen, schlenkerte die Hände, als wolle er den Mord abschütteln, ging ein paar Schritte, schlenkerte wieder die Hände.

Und hielt beim Weitergehen die Arme steifgebogen von sich weg.

Seine Hand zuckte zurück vom Klingelzug der Elternwohnung, so daß nur ein Glockenton erklang.

»Jesus! . . . Du bist's.« Die Mutter lief schnell voraus ins Zimmer und warf die Decke übers ungemachte Bett.

Die Atmosphäre der Elternwohnung schlug ihn vollends nieder.

»Hn?« machte er wie ein Betrunkener und ließ die Hände von

den zur Brust hochgenommenen Armen gleich Seehundsflossen kraftlos hängen.

»Kind! was ist denn!«

»Hn?« Den Mund schlaff offen, sah er blöd umher.

Bis die kleine Mutter ihm in den Blick kam. Da schrie er mit biblisch furchtbarem Entsetzen der Mutter zu: »Mutter! Ich hab ihn umgebracht!« Und flüchtete, vom Teufel verfolgt, wildbrüllend aus dem Zimmer.

Wie ein Kind führte sie ihn an der Hand wieder zurück. »Was machst du mir für Sachen. Du mußt ins Bett. Bist ja krank... Ich mach dir kalte Umschläge.« Geschäftig lief sie zum Bett.

»Mutter, ich hab den Lehrer umgebracht,« sagte er automatisch. »Halt's aus.«

Da sah sie es ihm vom Gesicht ab und warf die Hände in den Nacken. Ihr erster Schrei war kurz, wortlos. Aus den folgenden Schreien hörte er die immer wiederkehrenden Worte »sag nein! sag nein!«

»Nein,« sagte er, und ein Engel gab ihm ein Lächeln dazu. »Nein, Mutter.« Und als er ihren zuckenden Körper umfangen hielt, ihren Scheitel streichelte und dabei über ihn wegsah, rang er sich die letzte Kraft ab, um die Worte sagen zu können: »Es war nur ein Scherz.«

»Mütterchen,« sang er zart, und in seinem Gesicht arbeitete Qual gegen Lächeln.

»Warum hast du mir diesen Schrecken eingejagt. Und ich dumme Frau hab dir geglaubt... Jetzt, jetzt jetzt mußt du was essen.« Sie huschte in die Küche.

Und er lautlos aus der Wohnung und, von der Straßenmitte weg, dicht an den Häuschen entlang.

»Aber ausgesehen hast du, wie wenn's wirklich wahr wär,« rief sie aus der Küche. Und trat mit dem mehlbestaubten Kochlöffel in der Hand ins Zimmer. »So bin ich in meinem ganzen Leben nicht erschrocken,« sagte sie lächelnd. Und richtete den Blick suchend ins Leere.

Während der Dichter vor dem Postamt stand.

Die Welt hatte sich für ihn vollkommen verändert. Sein bisheriges Leben war scheinbar von ihm fortgezogen. Es war ihm, als stünde er plötzlich auf der anderen Seite des Planeten. Schwere, ganz neu-

artige Gefühlsklumpen waren in ihm entstanden, mit denen er sich auseinanderzusetzen hatte.

Nur das Erlebnis mit dem Straßenmädchen griff aus seinem alten Leben herüber. Eine Art Abrechnungsbedürfnis bestimmte ihn, ins Postamt einzutreten und die zwanzig Mark nach Berlin an das Mädchen zu senden.

Am Nebenpult sagte ein junger Bursche: »I streun jetz e bißle am Wasser rum.«

Da wußte der Dichter unvermittelt, daß er ein verlorener Mann war, und sah irr dem Burschen nach, der sorglos pfeifend das Postamt verließ.

Alle fünfzehn Polizeidiener und der Wachtmeister des Städtchens standen in der Bahnhofshalle, um den Mörder abzufangen. Weiber, stillgewordene Kinder ließen sich nicht wegjagen. Die verstörte Haushälterin des Lehrers stand beim Wachtmeister.

Und als der Dichter die Bahnhofshalle betrat, grau und unscheinbar, deutete sie zurückweichend auf ihn.

Die Schutzleute hoben die fünfzehn langen, uralten Pistolen. Und über des Dichters lastbehangenes Gesicht huschte ein schmerzliches Lächeln.

Die Hände den Fesseln entgegengestreckt, trat er verloren in den Schutzmannskreis, der um ihn zusammenschlug.

»An . . . ton Sei . . . ler,« buchstabierte der Wachtmeister aus den Papieren des Dichters, »geboren in . . . ja, sind Sie denn von hier?«

»Ja, ich bin hier geboren.«

»Dann kann's nur der Sohn vom Spengler Seiler sein,« rief eine Alte, die einen Flanellbettkittel anhatte.

Und der Dichter sagte: »Eine halbe Stunde Hoffnung war alles, was ich ihr noch geben konnte.«

Als er, gleich einem einziehenden Zirkus vom halben Städtchen begleitet, durch die Bahnhofstraße geführt wurde, zweigte die Alte im Flanellbettkittel ab und brachte der Mutter die Nachricht.

VIERTES KAPITEL

Ärgerlich blätterte der Untersuchungsrichter in den Akten, schlug die Mappe zu.

Der Dichter hatte den Mord zwar sofort eingestanden, aber der Untersuchungsrichter kam doch seit Tagen nicht vorwärts, denn der Dichter redete immer wieder von einem Glas Milch, das mit schuld daran sei, daß er den Lehrer umgebracht habe.

Des Untersuchungsrichters blondbehaarter Zeigefinger drückte auf den Taster. »Man soll mir den Anton Seiler bringen,« sagte er zum eintretenden Diener. Und zu sich selbst: »Zum letzten Mal!«

Resolut schlug er die Aktenmappe wieder auf und begann, mit dem Taschenmesser die Kruste an seiner Schreibfeder abzuschaben.

Die Hände vor den Leib gefesselt, wurde der Dichter hereingeführt. Sein Gesicht war blaß und faltenlos. Die Oberpartie seines Kopfes — Augen, Stirne — hatte sich stark vergrößert. Über den Brauen waren modelliert hervortretende Höcker entstanden, wie manche Menschen sie haben, die jahrelang angestrengt denken.

Nur das Schaben des Untersuchungsrichters war hörbar.

Und als er sich mit dem Schreibsessel Seiler zudrehte und nervös sagte: »Geben Sie doch schon zu, daß Sie den Lehrer umbrachten, um zu dem Hundertmarkschein zu kommen,« antwortete der Dichter gedankenabwesend erst nach einer Pause:

»Nein, das war es nicht.«

Des Untersuchungsrichters Hand fuhr zur linken Brustseite, er war herzkrank. »Einigermaßen handgreiflich müssen doch auch Sie ... ihrerseits motivieren können, weshalb Sie Ihren alten Lehrer erwürgt haben. Man geht doch nicht einfach hin und erwürgt ohne Grund einen Menschen. Sie sahen den Schein liegen ... und da geschah die Sache, glauben Sie mir's ... So etwas ist schon manchem vor Ihnen passiert.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die Ursachen meines Verbrechens weit zurückliegen.«

»Bleiben Sie mir nur ums Himmels willen mit Ihrem Glas Milch vom Leibe!« Er nahm die Hände weg von den Schläfen. »Gut! Nicht des Geldes wegen. Also gut, nehmen wir an, es war Ihnen

nicht nur um den Geldschein zu tun.« Seine Stimme wurde klein: »Aber doch in der Hauptsache. Nicht wahr?«

Der Dichter war wieder weit weg mit seinen Gedanken, so daß er eine Weile nicht antwortete und nur den Schluß seiner Gedankenreihe aussprach: »Nein, denn die Hauptsache bei jedem Verbrechen sind immer die Ursachen.«

»Schließlich, wir sind doch Männer. Was soll's denn sonst gewesen sein. Was hat er Ihnen denn getan?« Der Richter stieß die Hände beteuernd vor.

»Getan? ... hat er mir nichts ... anderes, als was die meisten Menschen, die meisten Erwachsenen den Kindern antun.«

»Na also! Nichts hat er Ihnen getan. Jetzt sind Sie wenigstens vernünftig.«

»Er hat mich ruiniert.«

Des Richters Kopf zuckte in die Höhe. »Ja aber wodurch denn.«

»Das habe ich Ihnen schon gesagt.«

»Na?«

»Weil er mich damals nicht mit in die Wirtschaft gehen ließ.«

»Glauben Sie, ich sitze hier, um mich von Ihnen zum Narren machen zu lassen!« brach die Empörung aus dem Richter hervor. Seine Hand fuhr zum Herzen. »Acht Jahre waren Sie damals alt! Wie?... Und als einunddreißigjähriger Mann gehen Sie hin und ermorden Ihren Lehrer, weil er Ihnen, als Sie ein Kind waren, eine kleine Strafe auferlegt hat... Unsinn, was?«

»Weil er mir das Mal ins Gehirn gebrannt hat.«

»Was für ein Mal?«

»Das mich ruiniert hat... weil ich's seitdem im Gehirn habe... Und solange ich lebe.«

»Die Milch, wie?« sagte der Richter beißend.

Der Wärter konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

»Es war vielleicht nicht nur das schuld daran. Viel ähnliche Sachen zusammen... Ich erwarte ja nicht, daß Sie mich verstehen, und ich möchte auch nichts mehr sagen.«

Der Richter brauchte eine Weile, ehe er sich wieder beherrschte. »Weshalb haben Sie nun eigentlich den Schein genommen... nach Ihrer Meinung?«

»... Ich glaube, um fliehen zu können... Ich hätte ja das Geld gar nicht genommen, wenn ich nicht diese Erscheinung gehabt hätte... das Gummiseil.«

»Ein Gummiseil hatten Sie?« fragte der Richter gleichgültig und lauerte.

»Aus einem fremden Land ging ein auseinandergezogenes Seil aus Gummi bis zu mir... Ich knüpfte mich daran, und das Seil schnellte mit mir übers Meer... durch die Luft ins fremde Land.«

Auch der Schreiber riß die Augen auf.

Und der Richter brachte erst nach einer langen Pause hervor: »Teufel auch!... Eine fixe Flucht... Und die Ankunft? Haben Sie sich auch Ihre Ankunft überlegt mit dem Gummiseil, dort in dem Land? Teufel nochmal.«

»Deshalb nahm ich das Geld.«

»Während Ihrer ersten Anwesenheit in der Heimatstadt standen Sie doch auch schon vor des Lehrers Haustüre, weshalb sind Sie da nicht hinaufgegangen?«

»Weil ich Angst vor meinem Lehrer hatte.«

»Als Dreißigjähriger!... Angst vor Ihrem Lehrer?... Na, hören Sie.« Der Richter zündete sich eine schwarze Zigarre an.

»An dieser Angst ist ja eben auch das Mal schuld... An allem.«

»Seien Sie so freundlich! Sehen Sie, ich kann mit Ihrem Mal wirklich nichts anfangen... Und nach Berlin zurückgekehrt, dachten Sie sich den ganzen Plan aus.«

»Nein, ich wollte mich aussöhnen mit dem Lehrer.«

»So, aussöhnen?« sagte der Richter ruhig. »Und anstatt dessen ermorden Sie ihn... Ihr gesunder Menschenverstand muß Ihnen doch sagen, daß das Unsinn ist.«

Des Dichters Augen sahen in der Ferne die Kammer.

»Aussöhnen und anstatt dessen ermorden? Das müssen Sie mir erklären.«

»Das zu erklären... ist kompliziert. Dazu fehlen die Voraussetzungen.«

»Mir, wie?«

Der Dichter zuckte bedauernd die Schultern und schwieg.

Und der Richter tauchte die Feder wütend ins Tintenfaß. Dabei lächelte er.

»Zu allem kam auch noch das Entsetzliche mit dem Schulknaben,« begann der Dichter von selbst. »Ich mußte mit ansehen, wie die gleiche Ursache meines Elends dem Knaben ins Gehirn geschleudert wurde. Da empfand ich, daß der Lehrer ein Repräsentant der Seelenzerstörer war ... und mein Haß erwürgte ihn.«

»Erwürgte ihn,« schrieb der Richter auf. »Und dann, dann nahmen Sie den Hundertmarkschein.«

»Dann, ja, dann nahm ich den Schein.«

»Na, sehen Sie.« ‚Nach der Tat nahm ich den Schein,' schrieb er auf. »Nicht wahr? ... Also, um das Geld zu bekommen, geschah die Sache ... Reue und Aufrichtigkeit kann Ihnen nur nützen. Was Sie mir sagen, ist ja auch noch nicht absolut verbindlich für Sie ... Und dann wollten Sie natürlich so schnell wie möglich fliehen.«

»Auch wegen meiner Mutter.«

»Aber durch einen hübschen Zufall waren sämtliche Polizisten auf dem Bahnhof,« sagte der Richter zu sich selbst.

Und der Dichter sagte traumhaft: »Ich wollte gar nicht zum Bahnhof. Auf den Berg wollte ich steigen und noch einmal auf die Stadt hinuntersehen ... Und dann immer weiter wandern.«

Das notierte der Richter und ließ den Dichter abführen.

»Aber auch ein Glück, daß er zum Bahnhof zu diesen fünfzehn Kamelen gelaufen ist,« sagte er zum Schreiber und begann, das Protokoll für die Reinschrift zu diktieren, »denn sonst könnten wir diesen kaltblütigen Erzhalunken jetzt auf der ganzen Welt suchen ... Solche Gummiseile fehlten uns gerade noch. Was meinen Sie?«

In der Zelle stand der Dichter reglos an der Mauer. Seine Gedanken und Gefühle umkreisten die Mutter, seit der Verhaftung litt er nur unter der Qual seiner Mutter.

Der Wärter horchte neugierig am Beobachtungsfenster der Zellentür, als der Dichter vor sich hin sagte: »Welch hartes Herz ... hartes Herz muß Christus gehabt haben, da er rufen konnte: Was geht mich dieses Weib an, ich kenne es nicht.«

Vergebens versuchte der Dichter, sich zu dieser Größe emporzuzwingen, die sich der Allgemeinheit verschreibt. Schweifte er auch nur eine Sekunde lang von diesem Gedankengang ab, sank er wieder

in die Einzelbeziehung — in die mächtige, dunkle Blutliebe zur Mutter zurück.

»Blutketten sind grausam nie zerreißbar, Blutketten,« flüsterte er. Und sehnte sich mit der ganzen Kraft seines Wesens nach Befreiung von diesen Gefühlsfesseln, um allein und bereit sein zu können.

Seine dumpfe Liebe ließ es nicht zu. Aus ihr heraus sagte er: »Wenn die Mutter sterben würde ... vorher, das wäre wunderbar.«

Diesem Gedanken hing er nach, dachte ihn zu Ende. Sein Gesicht wurde alt und klar.

Da trat der Gerichtspsychiater ein.

Und fühlte dem Dichter den Puls, fragte ihn noch einmal dasselbe, wie bei seiner ersten Untersuchung, um eventuelle Widersprüche feststellen zu können.

»Nein, meine ganze Familie ist gesund.«

»Ich? ... Höchstens Schwächezustände wegen Unterernährung.«

Der Wärter stand bei der Tür.

»Geschwister? Alle gesund? Keins gestorben?«

»Gestorben? Nein. Meine Schwester hat Selbstmord begangen.«

»Das haben Sie mir das letzte Mal verschwiegen ... Weshalb tat sie denn das, bitte?«

»Man nimmt an, sie sei verunglückt — beim Baden ertrunken ... Ich glaube, sie tat es aus Scham, weil der Lehrer ihr die Röcke hinten hochgehoben und ihr auf den nackten Körper geschlagen hat, mit seiner Hand ... vor der ganzen Klasse.«

»Und deshalb? ... Im allgemeinen ist das für ein Kind kein Grund, sich das Leben zu nehmen ... Eine Krankheit lag nicht bei ihr vor?«

»Nein ... Ein bißchen empfindsam sind wir Geschwister.«

»Ein Lehrer tat das?«

»Ja, Herr Lehrer Mager.«

»... Derselbe?« Er strich sich vom Nacken weg über den Kopf bis zum Mund. Dann glitt die Hand am glänzenden, schwarzen Vollbart entlang und der Mund öffnete sich.

»Da war sie dreizehn Jahre alt. Sie lief vom Schulhaus weg und sprang in den Fluß. Seit einigen Wochen denke ich mir, daß sie wegen dieser Sache in den Fluß gesprungen ist.«

»So mir nichts, dir nichts sollten Sie das aber doch nicht annehmen.

Das erste Mal redeten sie kein Wort von dieser ganzen Sache... Vielleicht ist ihr die Puppe hineingefallen oder die Mütze... Wie Kinder sind — sie springt nach, will sie herausholen und ertrinkt... Das andere wäre nicht normal.«

»Furchtbar normal, Herr Doktor, furchtbar normal... Ein Jahr später kam ich zum Herrn Mager in die Klasse.«

»Und bei sich haben Sie keine besonderen Erscheinungen beobachtet?«

»Ich weiß nichts... Meine Mutter sagt, daß ich als Junge mit offenen Augen geschlafen habe.«

»Das können ja ... Sie selbst nicht wissen. Und sonst?«

»Ich bin ganz normal, Herr Doktor. Will sagen, ich bin nicht irrsinniger als zum Beispiel Sie... und Millionen andere.«

»Wie meinen?«

»Daß 99 Prozent aller Menschen irrsinnig sind. Und der übrige ganz kleine Prozentsatz Menschen, von denen man im Leben sagt, sie seien verrückt, unzurechnungsfähig, weltfremd, sich am schärfsten dem Normalzustand des Menschen genähert haben.«

»Aber pardon!«

»Es ist auch nur eine Ansicht von mir.«

»Das heißt, Sie wollen sagen, daß Sie so ein Normaler sind.«

Der Dichter errötete.

»Können Sie mir als Arzt sagen, ob es möglich ist, daß meine Mutter wegen meines Unglücks schnell stirbt?«

Der Arzt strich sich den Bart. »Alte Leute sterben nicht so schnell wegen eines ... seelischen Unglücks. Darüber können Sie beruhigt sein.«

»Stirbt nicht?« rief der Dichter entsetzt.

»Wünschen Sie, daß Ihre Mutter stirbt?«

»Das wäre wunderbar,« sagte der Dichter und streckte dem Arzt die Hände betend hin.

»Wenn Ihre Mutter stürbe?«

»Ja... Ich bin nicht Christus.«

Wegen seines plötzlichen Simulationsverdachtes kniff der Arzt die Augen zu. »Nehmen Sie sich halt ein bißchen zusammen,« sagte er, leise ironisch.

»Ich kann nicht. Ich kann ja nicht! Ich bin nicht Christus! Ich kann mich der Allgemeinheit nicht zuwenden. Ich muß die Mutter lieben.«

Er bemerkte den gesteigerten Verdacht auf dem Gesicht des Arztes nicht. »Ich bin nicht Christus!«

»Na, darüber sprechen wir später,« sagte der Arzt skeptisch. »Zeigen Sie mal ... Lunge, Herz.«

Dann kontrollierte er noch die Sehnen- und Hautreflexe und verließ die Zelle.

»Dem Burschen fehlt nichts!« rief er dem Untersuchungsrichter entgegen. »Gesund und zäh wie eine Katze in ihren besten Jahren.«

»Was sagte ich Ihnen?«

»Nur daß er selbst behauptet, ganz normal zu sein, spricht etwas fürs Gegenteil. Das ist die typische Meinung aller Irrsinnigen.«

»Hallo! Wissen Sie, was das bei dem sein wird? Ein ... sozusagen ein Dreh. Dieser Kerl ist nämlich ein ganz abgebrüht intelligenter Halunke.«

»Er hat sich sogar ein sehr hübsches Simulationsmoment zurechtgedacht.«

Der Richter hob die Augenbrauen.

»Er versichert mir nämlich konstant, er sei nicht Christus.«

»Na, ein ziemlich durchsichtiger Kohl... Der weiß ganz gut, daß Irrsinnige behaupten: König, Christus, Kaiser zu sein, Mutter Gottes. Und da dreht er den Spieß einmal um. Eine neue Nuance.«

Der Arzt lachte. »Neue Nuancen sind aber auch nötig, denn es ist heute doch nicht mehr so ganz einfach, einen Psychiater hinters Licht zu führen.«

»Und das Glas Milch? Hat er Ihnen das nicht auch zu trinken gegeben?«

»Diesmal nicht, bei der ersten Untersuchung. Aber als ich ihn hübsch in die Realität des Lebens zurückführte, da wurde er arrogant... Heute wieder hat er mir verklausuliert erklärt — ich sei irrsinnig und er normal.«

»Großartig... Wirklich.«

»Wer verteidigt ihn denn?«

Der Richter winkte lächelnd ab. »Der kleine Schallmann.«

»O weh, Offizialverteidiger?«

»Und was für welcher... Der arme Kerl.«

»Wer?«

»Wenn Sie wollen... alle beide. Der kleine Schallmann und sein Klient auch, schließlich...«

»Ja, es ist ein Elend.«

Der Richter zuckte bedauernd die Schultern. Sie reichten sich die Hand.

FÜNFTES KAPITEL

Schon vor zwei Stunden hatte Doktor Wiener vom Zeugenzimmer aus beobachtet, wie der gefesselte Dichter aus dem Untersuchungsgefängnis über den Hof geführt worden war zur Verhandlung.

Ein Gang trennte Schwurgerichtssaal und das mit einer gepolsterten Tür versehene Zeugenzimmer. Kein Laut klang herüber.

»Da steht man auf einmal mitten im Brennpunkt einer Tragödie.«

Die dicke Wirtin sah ihren Zimmerherrn verständnislos an, machte aber eine zustimmende Bewegung.

Und während drüben weiter verhandelt wurde, fuhr der Doktor fort: »Schlingt das Leben knapp neben mir... in dunkler Nacht einen Knoten, und der soll nun mit unserer Hilfe entwirrt, ich möchte sagen, durchhauen werden.« Dabei spähte er unauffällig in die Ecke zum eleganten, schwarzen Seidenkleid, von dem sich das bleiche Gesicht des Straßenmädchens vorteilhaft abhob.

Die Wirtin machte ihre zustimmende Handbewegung. Das Mädchen rührte sich nicht. Ihre gleichmäßig atmende Brust ließ den Reiher auf ihrem Hute erzittern.

In geteiltem Interesse blickte der Doktor auch manchmal vom Mädchen weg, aus dem Fenster, zum Gesicht eines Untersuchungsgefangenen hinüber, das von den Gitterstäben durchkreuzt blieb, und immer wieder las er in der Zeitung nach, daß die Verhandlung des wegen Raubmords angeklagten Dichters heute beginne und Doktor Wiener als Zeuge geladen sei. Sein Herz klopfte so unruhig, daß er sich endlich doch, den Blick zur Decke gerichtet, den Puls befühlte. Vergebens versuchte er, sich seines Gespräches mit dem Dichter zu

entsinnen, und sagte lächelnd: »Wie meinte er denn das vom Planeten,« sah das Straßenmädchen an, zuckte die Schultern: »Planet?«

Die Wirtin beugte sich vor, die Hand überzeugend zum Doktor gestreckt, sah ihn eine Weile schweigend an und flüsterte: »Mir war er immer unheimlich,« worauf die Hand sofort wieder mit der anderen gefaltet über dem Leibe lag.

Die beiden Schüler standen beim Ofen, der Kleine machte ein Gesicht, als sähe er sich von tausend Hämmern bedroht.

Dasselbe Gefühl hatte der Dichter im großen Schwurgerichtssaal. Die Blicke aller Zuschauer und der Geschworenen waren auf ihn gerichtet, er war die Antwort schuldig geblieben.

Auch der Offizialverteidiger sah zu ihm auf, wollte ihm helfen und schloß den Mund wieder. Der Gerichtsstenograph spitzte einen Bleistift lang an und legte ihn zu seinen fünf andern.

»Sie wollen uns also nicht sagen, weshalb Sie es getan haben?«

»Doch, alles! Es ist nur sehr schwer.« Er wandte sich um zum überfüllten Zuschauerraum und hatte plötzlich gesagt: »Und vor diesen vielen furchtbar horchenden Menschen?«

Da verließ alle Kraft sein Gesicht: die Augen sahen die Mordszene. »Wenn das meine Hände nicht getan hätten.« Seine Lippen waren weiß geworden. Den Oberkörper zurückgebogen, blickte er auf seine Hände hinunter. Er macht Theater, dachte der Staatsanwalt.

Winzig und verloren stand der Dichter, erdrückt von der großen, machtvollen Feierlichkeit.

Ganz unvermittelt veränderte sich seine Erscheinung vollkommen, er sah aus, als stehe er allein in seiner Kammer, grübelnd über eine Idee. Sein Gesicht belebte sich. »Ich leide unter ... diesem entsetzlichen Unglücksfall ungefähr so, wie als Kind unter den qualvollen Sonntagsspaziergängen mit der Familie.«

»Wie denn, einen Spaziergang kann man doch kaum mit einem Mord vergleichen.« Der Vorsitzende blickte erstaunt von einem Beisitzer zum andern.

Der Dichter erwiderte, mit einem eigensinnigen, verbohrten Gesichtsausdruck: »Man muß das miteinander vergleichen. Nicht nur diese Spaziergänge ... mein ganzes Leben. Es gipfelt ja in diesem Unglücksfall.«

Der Vorsitzende lehnte sich zurück. »Einen Unglücksfall nennen Sie Ihre Tat?«

»Man könnte ihn mit dem Bergrutsch vergleichen, den ich zufällig einmal mit angesehen habe.« Der Dichter sprach langsam und schien die Worte erst vom Boden abzulesen. »Das Erdinnere hat eine notwendige Bewegung gemacht... Bewegung gemacht, wie aus Schlaf erwachend, und vom niederstürzenden Geröll sind einige Menschen erschlagen worden... Bei mir verursachte die Summe aller qualvollen Erlebnisse, von denen das eine zweiundzwanzig Jahre lang in mir geschlafen hat, einen plötzlichen, unabwendbaren Haßausbruch... und dabei ist der Lehrer umgekommen. Wie bei einem Erdbeben, das die Stadt einreißt und die Bewohner begräbt.«

»Der Lehrer ist also nur verunglückt, nach Ihrer Ansicht?... mit der wir hier nichts anzufangen wissen...«

»Ja. Meine Hände wurden nur als Mordwerkzeuge gebraucht.«

»... nichts anzufangen wissen, denn erstens sind Sie keine Erdkugel, Ihr Mord kein Beben... und zweitens überhaupt.«

»Oh! für mich deckt sich das vollkommen.« Er sah den Vorsitzenden klar an und sagte laut: »Deshalb geht mich mein Mord nicht viel mehr an, als jeden anderen Menschen.«

Der verblüffte Vorsitzende geriet in Unruhe, die sich auf die Geschworenen fortpflanzte und einer vagen Unsicherheit wich, hervorgerufen durch schnell und bestimmt gegebene Antworten des Dichters, der von seiner Ansicht nicht abzubringen war.

Der Staatsanwalt hatte scharf hingehordt und nahm sich vor, diese Wendung des Angeklagten nicht aufkommen zu lassen. Er hatte eine hohe, reine Stirne und kluge Augen.

»Auf diese Weise können viele scheinbar unbegreifliche Verbrechen verstanden werden,« bemerkte der Dichter in sachlichem Tonfall.

Der Vorsitzende raffte sich auf und erinnerte unter Assistenz des Staatsanwaltes den Dichter daran, daß seine Mittellosigkeit dem Gericht bekannt sei und er wegen eines offenbaren Raubmordes hier stehe. »Ihre phantastischen Abschweifungen werden Ihnen also nichts nützen. Sie sind arm, der Lehrer ist tot... und das geraubte Geld fand man bei Ihnen... Stimmt das?«

Herzbeklemmung zwang den Dichter, die Augen zu schließen.

Da schienen ihm Richter und Geschworene eine lange Reihe steil auf den Schwänzen sitzende Riesenraben zu sein. — Ich stehe der starr gefügten Macht des Gesetzes klein und rettungslos gegenüber. — Und während er automatisch »Ja« und »Nein« und auch einige Male »Ich weiß nicht« antwortete, dachte er — denen kann ich niemals erklären, wie es kam, denn sie erdrücken mich mit ihrer Logik, die nur an der Oberfläche des Geschehens ihre Schlüsse findet... und dadurch Recht behält.

»Sie geben also zu, daß Sie den Lehrer getötet haben, um Ihre Lage zu verbessern.«

»Nein, das gebe ich nicht zu!«

»Aber ja doch! Sie haben doch eben Ja gesagt.«

»Ich habe Ja gesagt? Ich dachte an etwas ganz anderes.«

»Sie müssen aber auf meine Fragen achten,« sagte der Vorsitzende ruhig. Mit ihm gleichzeitig hatte der Staatsanwalt etwas gerufen, und aus der Rekonstruktion der vorhergegangenen Fragen und Antworten mußte der Dichter erkennen, daß er tatsächlich Ja gesagt hatte.

»Gewiß hat er nicht Ja gesagt!« rief der Verteidiger plötzlich. Er wurde zornig, weil alle ihm ansahen, daß er log.

»Ich möchte festgestellt haben, daß er nicht Ja gesagt hat.«

»Haben Sie Ja gesagt?«

»Ja,« antwortete der Dichter dem Vorsitzenden gereizt.

Der Staatsanwalt fragte: »Was verhinderte Sie, während der ersten Anwesenheit in der Heimatstadt Ihr Vorhaben auszuführen?«

— Alles hoffnungslos. Sie gehen gar nicht auf mich ein. Langsam sagte er: »Es ist nicht Gleichgültigkeit, daß ich Ihnen darauf nicht antworte.« Und empfand den Wunsch, überhaupt nicht mehr zu reden oder etwas herauszubrüllen.

Da sah er zum ersten Male das klare Auge eines Geschworenen, das interessiert und klug auf ihn gerichtet blieb. Die andere Augenhöhle war leer. Des Dichters Beklemmung wich sofort. Das ist das wahrhaftige Auge des Gerichts, dachte er. Die Hoffnung auf Rettung zog mächtig in ihm ein.

Er wandte sich an den Einäugigen, in dessen schmales Gelehrtengesicht der Geist viele Falten gezeichnet hatte, sprach heiß und dringend: »Verstehen Sie mich... Erst nachdem ich schon da war,

bei meiner Mutter im Zimmer war, erinnerte ich mich an das Schulerlebnis. Ganz plötzlich. Es hat also volle zweiundzwanzig Jahre lang heimlich in mir gesteckt und mich, wie ich jetzt ganz bestimmt weiß, aus seinem dunklen Versteck heraus gezwungen, in die Heimatstadt zu fahren.«

Mit einem einfachen Lächeln: »Daran können Sie ja doch genau erkennen, daß ich mir nicht sagte: jetzt fahre ich heim, bringe den Lehrer um und nehme ihm sein Geld... Denn, Sie verstehen? in Berlin wußte ich ja gar nicht, weshalb ich eigentlich zum Bahnhof lief und in den Zug stieg... Steigen mußte!«

»Nur zur Aufklärung.« Der Vorsitzende sprach geschäftsmäßig. »Wollen Sie damit sagen, daß dieses Erlebnis, das, nehmen wir einmal probeweise an, Sie gezwungen hat, zu reisen, Sie auch veranlaßte, den Lehrer umzubringen?«

»Nein,« sagte der Dichter fest.

Und der Vorsitzende: »Gut.«

»... denn ein demütigendes oder sonst qualvolles Jugenderlebnis ist nicht mehr gefährlich, nachdem man sich daran erinnert hat. Ich war erst sehr erregt, sehr erregt. Dann wurde ich nur recht traurig und wollte mich mit dem Lehrer aussöhnen. Er sollte sich ein bißchen entschuldigen bei mir und alles wäre gut gewesen.«

»Und brachten Sie ihn um, weil er das nicht tat?«

»Auch deshalb nicht... Und auch nicht gerade, weil er den Kleinen in meiner Gegenwart geprügelt hat.«

»Sondern?... Weil Sie sahen, wie die Haushälterin dem Lehrer einen Hundertmarkschein reichte.«

»Nein nein, das ist nebensächlich...«

Wie ein Mensch, der im Albtraum verfolgt wird, sich aber nicht vom Platz bewegen kann, empfand der Dichter der Fesseln wegen drückende Hilflosigkeit, wollte fortwährend die Hände gebrauchen, die von den Ketten wieder zusammengerissen wurden. Aus Angst, sich nicht klar genug auszudrücken, wurde er sehr erregt.

»Jetzt wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir ein wenig folgen würden.« Er wandte sich an den Einäugigen: »Schon ein einziges vergessenes Jugenderlebnis hat also die Macht, mich eines Morgens von Berlin in die Heimatstadt zu schicken. Ich muß gehorchen. Weiß

absolut nicht weshalb. Hab vierzehn Jahre lang bis zu diesem Morgen gar nicht daran gedacht, zu reisen. Hatte keine Lust. Kostet Geld... Wenn nun schon das eine so eigenmächtig mit mir umspringen kann, dann muß ich mir sagen — und das ist der glühende tragische Punkt —, daß die ohne Zweifel zahllosen schändlichen Kindheitserlebnisse zusammen, die vergessen und verdeckt in einem Menschen sitzen, ihn gegebenenfalls zu ihrem Werkzeug für jede Tat, welche es auch sei, machen können.«

Da legte der Dichter die Hände auf die Brust. »Ich saß beim Lehrer, der mich jahrelang gequält hatte und jetzt vor meinen Augen den Kleinen schändete, da wirkten plötzlich alle diese vergessenen Erlebnisse eigenmächtig zusammen und erwürgten ihn.«

Er ließ die Hände sinken, sagte noch: »Plötzlich begeht man das Schrecklichste, denn der eigene Wille ist fortgezogen.«

»Gut,« begann der Vorsitzende, »daß ein Mensch, wenn er zerstreut ist, manchmal etwas tut, irgendeine Dummheit begeht, ohne zu wissen wie und was, ist uns bekannt...«

»Aber,« unterbrach ihn ein großer, vollblütiger Geschworener gereizt, »daß er in der Zerstreuung einen Menschen umbringt, na, das ist ja... das ist Unsinn.«

»...aber daß Sie wegen dieses, weiß Gott vor wieviel Jahren, vergessenen Schulausfluges in die Heimatstadt gereist sind?... wo steht das geschrieben? Und wo steht geschrieben, daß Sie sozusagen... mit Hilfe... noch anderer Erlebnisse gar jemand ermordet haben? Das glaubt Ihnen kein Mensch auf dieser Welt, auch wenn Sie nicht das Geld geraubt hätten... Ebensowenig wie man glauben wird, daß Sie mit Hilfe anderer, ausgezeichneter, herrlicher Erlebnisse den Ermordeten wieder lebendigmachen können.«

Der Vorsitzende stützte beide Hände auf das Pult, die Ellbogen seitwärts gespreizt. »Jetzt äußern Sie sich einmal, wollen Sie sich denn mit diesen... diesen Geschichten verteidigen? Oder was wollen Sie?... Verteidigen?«

Verlegen scharrte der Dichter mit dem Fuße, sah in die Ecke, die Geschworenen an. »Ja, ich... ich möchte.«

Unvermittelt kam wieder Entschlossenheit in sein Gesicht. »Glauben Sie mir,« sagte er zum Einäugigen, »wirklich, es kann vor-

kommen, daß ein dreißigjähriger Mann in seinem Zimmer sitzt, ganz ruhig bei der Arbeit... Da hört er im Nebenzimmer einen Mann schimpfen und die geschlagene Frau ängstlich kreischen... Plötzlich packt ihn eine rätselhafte, besinnungslose Wut — er hat den unbegreiflichen Drang, hinüberzustürzen und den Mann zu erwürgen. Hinterher kann er seinen Richtern nur sagen, daß der Zank — das Weinen der Frau im Nebenzimmer — ihm diese Wut verursacht hat, und weiß nicht, daß er sich wegen eines ähnlichen Zankes, der aus dem Schlafzimmer seiner Eltern kam, vor fünfundzwanzig Jahren im Kinderbettchen voller Grauen aufrichtete, in Haß gegen seinen Vater, der die geliebte Mutter schlug. Seine Richter glauben ihm dann nicht, weil er, wenn er zur Besinnung kommt, vielleicht einen Mantel mitnimmt, einen Apfel einsteckt oder einen Hundertmarkschein, um fliehen zu können... Bei mir liegt die Sache ganz ähnlich, Sie verstehen mich doch.«

Der Einäugige notierte sich etwas und sah ruhig wieder den Dichter an, der das für eine bejahende Antwort nahm und freudig und hingerissen dem Vorsitzenden zurief: »Ich will mich damit ja nicht entschuldigen! Ich bin so furchtbar schuldig geworden! Aber doch nicht wegen des Geldes. Nicht wegen des Geldes! Glauben Sie das nicht!... Mein Mord wurde von solchen Erlebnissen verursacht... Einmal ließ mich der Vater das eichene Lineal holen, ich mußte die Hose ausziehen. Dann schnallte er mich auf den Stuhl fest und... vor der ganzen Familie. Das tat er... Am andern Tag stürzte ich heulend zu Boden, nur weil ein Kamerad von mir ganz zufällig das Wort Lineal gebrauchte. Ich heulte wie tobsüchtig, rannte aus der Stadt hinaus, stundenlang auf den Feldern herum und zündete vor Qual und Hoffnungslosigkeit eine Scheune an. Sie brannte ab... Viele Jahre wußte ich nicht, weshalb ich die Scheune angezündet habe... Wenn man gerecht ist, ganz gerecht, muß man sagen, daß nicht ich... sondern mein Vater der Brandstifter war.«

»Man könnte ja auch sagen, der Urgroßvater, der schon längst verwest ist.« Das Gesicht des vollblütigen Geschworenen blähte sich auf, daß die Augen verschwanden.

Sofort wandte der Dichter sich wieder an den Einäugigen, sah ihn eindringlich an. »Weil mir das alles so klargeworden war, fuhr ich

dann noch einmal in meine Heimatstadt, in der Hoffnung, mich an vieles zu erinnern — an die furchtbaren Demütigungen, die mich ruiniert haben. Ich hoffte, ihnen mit meinen Erfahrungen, mit dem Verstand meiner dreißig Jahre ihre böse Macht über mich endlich nehmen zu können... Alle Menschen sollten wieder einmal in ihre Heimatstadt zurückkehren. Das habe ich sogar geträumt.« Er bewegte die Hände in großem Bogen von links nach rechts: »Einen ganzen Zug Menschen.«

»Nun, und sind Ihnen solche Erlebnisse eingefallen?« fragte der Vorsitzende.

»Mir? Nein... nein, es sind mir keine eingefallen.«

»Wie denn... Dann sollten Sie uns doch aber das alles nicht erzählen. Weshalb nur?«

Der Dichter warf einen Hilfe suchenden Blick zum Einäugigen hin, auf den Vorsitzenden. »Weil das so wichtig ist. So wichtig.«

»Aber nein doch. Es sind Ihnen ja keine eingefallen.«

Des Dichters Mund blieb offen stehen.

»Nun?«

»Die ganze Stadt ist mir eingefallen... Und da ist auch ein unheimlicher Hohlweg, ein Mensch verschwindet... In dem Hohlweg muß mir etwas Furchtbares geschehen sein. Aber ich weiß nicht was. Weiß nicht was. Glauben Sie mir doch. Um Gotteswillen!«

Fieberhaft suchte er nach noch einem Beispiel, während der Vorsitzende sich nicht um ihn kümmern konnte, weil er die Vernehmung der Zeugen vorbereitete.

Da sah er das Auge des Geschworenen verlangend auf sich gerichtet, machte verzweifelt einen Schritt zu ihm hin: »Es kann doch auch vorkommen, daß ein Mann immer wieder träumt: er ist ein Kind und muß sich verkriechen in die Zimmerecke, aus Angst vor seinem Vater, der ihn gräßlich und verächtlich ansieht. Und es hilft ihm nichts, daß er im Traume seinem Vater zuruft: ich habe doch seither die große Brücke aus Eisenkonstruktion gebaut... Solange er lebt, fürchtet sich der berühmte Brückenbauer im Traume vor seinem Vater... Mich hat der Vater einmal die ganze Nacht auf den langen, dunklen Gang hinausgesperrt... ich kam zu spät nach Hause, weil ich zugesehen hatte, wie ein Ertrunkener aus dem Wasser gezogen

wurde. Das war eine arge, lange Nacht. Seitdem fürchte ich mich im Dunkeln wie ein Kind... Erst vorgestern, am Dienstag, träumte ich wieder: in unbeschreiblicher Angst stehe ich auf dem dunklen Gang — der Ertrunkene kommt die Treppe herauf und langsam auf mich zu... Ich kann nicht in die Wohnung flüchten. Selbst jetzt träume ich das, in einer Zeit, da ich mich in so großer Not befinde. Man sieht daran, daß ein solch gräßliches Kindheitserlebnis stärker ist als alles.«

»Sonnig scheint Ihre Kindheit ja nicht gewesen zu sein, aber mit Ihren Träumen können wir uns wirklich nicht abgeben,« sagte der mit den Zeugenakten beschäftigte Vorsitzende, »die sind nun einmal Schäume.«

Der Angeklagte versuchte, den eindeutigen Hergang immer wieder mit vagen Geschichten zu verschleiern, notierte sich der Staatsanwalt für seine Schlußrede.

»Es sind ihm ja nun doch welche eingefallen,« sagte der Verteidiger. »Ich mache Sie darauf aufmerksam.«

Und der Dichter blickte in plötzlicher Hoffnungslosigkeit so verloren im Saal herum, daß er von der Vereidigung der ersten Zeugen nichts bemerkte.

»Sie stehen unter Kontrolle?«

Im Zuschauerraum wurde es ganz still.

Das Straßenmädchen senkte den Kopf.

Da senkte auch der Dichter den Blick.

Sie wurde nicht vereidigt.

Am weitesten vom Dichter entfernt stand der Kleine; seine Stirne war wieder schneeweiß geworden. Die Zuschauer begannen, sich zurechtzusetzen. Der Offizialverteidiger handhabte, nachdem er eine Weile streng zum immer noch notierenden Staatsanwalt hingesehen hatte, ebenfalls seinen Bleistift. Er trug ein Monokel. Auch die Geschworenen bewegten die Oberkörper, bis sie richtig saßen. Es war sehr warm im Saal.

»Bei Ihnen wohnte der Angeklagte?«

»Mir war er immer unheimlich,« sagte die Wirtin sofort.

»So... Wodurch denn?«

»...Bezahlt hat er mich auch nicht.«

Der Staatsanwalt schrieb's auf und machte den Geschworenen noch

einmal deutlich, daß der Grund der Reise und die Ermordung des Lehrers in des Dichters ständiger Geldlosigkeit zu suchen sei.

Der Vorsitzende fragte die Wirtin, ob der Dichter schon vorher irgendwelche Äußerungen mit Bezug auf den Mord getan habe, da er ihr unheimlich erschienen sei. Sie geriet, zur Belustigung der Zuschauer, ins ungehemmte Erzählen hinein, aufgebracht und endlos, bis der Vorsitzende »Halt« rief, weil die Richter das tägliche Leben des Dichters nunmehr genau kannten.

»Wenn ich aufstand, ging er zu Bett. Zugetraut habe ich ihm alles... denn man wußte ja nie, was er eigentlich macht,« sagte sie noch nachträglich, mit einem ärgerlichen Blick auf den Dichter, wobei ihre Unterlippe befriedigt vorschoß.

»Doch, ich habe gearbeitet,« antwortete der Dichter gereizt.

»Wir hörten aber eben, daß Sie den ganzen Tag geschlafen haben.«

Er schwieg. Der Vorsitzende sagte schulterzuckend: »Arbeiten müssen alle Menschen.«

Und die Wirtin rief: »Das habe ich ihm auch gesagt.«

»Sie dürfen nur reden, wenn Sie gefragt werden.«

Ihr sich empört öffnender, sprechbereiter Mund klappte lautlos wieder zu, weil der Richter vorgriff: »Wie denn ... nur wenn Sie gefragt werden.«

Da sagte der Einäugige: »Der Angeklagte ist doch der Autor jener bekannten Artikelserie... Das war doch eine schwere, langwierige Arbeit für Sie, nicht wahr?«

Der Verteidiger öffnete ruckartig den Mund.

Der Staatsanwalt rief schnell: »Ich bin bereit, diese ... Arbeiten hier verlesen zu lassen, wenn die Verteidigung glaubt, daß diese verbrecherischen Schriften den Angeklagten entlasten können.«

Der Vorsitzende sah fragend den Verteidiger an, der den Blick senkte. Und plötzlich auf einen Papierstoß schlug: »Ich habe hier noch andere Arbeiten von ihm... Grandiose Dichtungen!«

Es wurde gelacht. Der Dichter errötete.

Und der Verteidiger sagte, er wolle keineswegs die Verhandlung hinausziehen, durch Verlesen. »Aber ich muß darauf bestehen, daß er gearbeitet hat. Jawohl.«

Der Vorsitzende lächelte ein wenig.

»Sie hatten am Abend vor der Tat ein längeres Gespräch mit dem Angeklagten? Sagen Sie uns möglichst genau, was er gesprochen hat.«

Doktor Wiener schwieg, er hatte damals den Dichter nicht ganz verstanden.

Vorsitzender und Staatsanwalt fragten abwechselnd und wären zu keinem Resultat gelangt, wenn nicht der Dichter selbst in unmittelbarer Aufwallung dazu geholfen hätte, so daß plötzlich der Satz durch den Saal klang: »Seit Jahrtausenden verlangt der Mensch brüllend, stinkend demütig, stöhnend, irrsinnig, daß er atmen dürfe, ohne unnötige Qualen.«

Sie sahen ihn erschrocken an. Und der erleichterte Doktor Wiener konnte ergänzen: »Ich hasse die Repräsentanten von all denen, die das verhindern.«

Der Verteidiger las einen ähnlichen Satz aus einem Manuskript des Dichters vor, bezweckte nichts damit, denn das vom Staatsanwalt klug und schlagfertig durchgeführte Geplänkel endete mit dessen nachsichtigem Lächeln und sichtbarer Verwirrung des Offizialverteidigers.

Der Vorsitzende fragte: »Sind Sie etwa der Meinung, Lehrer Mager sei so ein Repräsentant gewesen?«

Kein Mensch im Saal konnte sich erklären, auf welche Weise der Kleine an diese Stelle gelangt war. Erschrocken sahen alle zu, wie der Dichter die Hände auf des Kleinen Kopf legte, daß die Ketten vor seinem Gesicht hingen.

Der Dichter sagte: »Ich habe da einen Zeugen, daß der Lehrer ein Repräsentant der Seelenzerstörer war. Dieser Junge wird ja ein Elender bleiben sein Leben lang... Betrachten Sie mich als sein älteres Abbild.«

Der Kleine mit den Ketten vor dem schneeweißen Gesicht rührte sich nicht.

Bis ihn der Gerichtsdiener auf den Befehl des Vorsitzenden hin am Arm vom Dichter wegführte, wie einen Gefangenen.

Im Zuschauerraum wurde es wieder ruhig, als der Vorsitzende den Dichter sachlich zurechtwies und der Staatsanwalt des Ermordeten Leben schilderte, ihn ausführlich einen sich aufopfernden, pflichttreuen Mann nannte.

Noch während dieser Rede hatte der Dichter die gefesselten Hände nach der Seite des Gerichtstisches ausgestreckt, und als der Staatsanwalt geendet hatte und der Dichter immer noch schwieg, mit deutenden Händen, folgte der Vorsitzende der Richtung, nahm den schon ganz verrunzelten Himbeerapfel, der beim Verhafteten gefunden worden war, vom Tisch und fragte, was damit sei.

»Der wird eine furchtbare Wirkung haben, dieser nicht geschenkte Apfel. Das ganze Erlebnis trägt der Kleine im Gehirn. Und noch nach zwanzig Jahren wird es seine Handlungen mitbestimmen.«

»Sehen Sie, das können wir doch heute noch nicht kontrollieren.« Der Vorsitzende machte eine Handbewegung, als habe er dem Dichter ganz überflüssigerweise ein Geschenk gemacht. »Das hier ist nur ein Apfel ... Weshalb haben Sie den eigentlich eingesteckt?« Seine fünf Fingerspitzen hielten den Apfel.

»Oh, den wollte ich haben!« sagte der Dichter rasch, mit sonderbar funkelnden Augen.

Im Zuschauerraum wurde gelacht.

»Als ich ihn einsteckte, dachte ich — jetzt hat ihn der Kleine doch bekommen. Ich dachte — jetzt habe ich das Glas Milch doch bekommen.«

Auch die Geschworenen blickten ihn fragend an.

»Das ist doch furchtbar einfach! Wenn ich zwanzig Jahre früher die Milch bekommen hätte, hätte ich mir den Apfel ja nicht zu nehmen brauchen ... und stände vielleicht heute nicht hier.«

»Wie denn, wenn Sie in Ihrem Leben ein Glas Milch mehr getrunken hätten?« Der Vorsitzende lächelte den rechts von ihm sitzenden Geschworenen zu. Deren Antwortlächeln sprang auf die links Sitzenden über, bis zum Staatsanwalt. Der Einäugige sah zornig vor sich hin.

»Freilich! Dann wäre der Lehrer ein besserer Mensch gewesen, und ich sicher ein besserer geworden ... Er hat mir doch in anderer Form viele tausend Gläser Milch verweigert, während ich zu ihm in die Schule ging. Und nicht nur er — viele andere haben mich gedemütigt, gepeinigt und dadurch schwach und böse gemacht. Deshalb stehe ich hier. Aber ich glaube, daß vor allem der Lehrer mich für spätere Demütigungen so sehr empfänglich gemacht hat ... Denken

Sie an, wenn ich damals nicht vor dem Wirtshaus hätte stehen müssen, hätte ich vielleicht eine Woche später, als die Soldaten, anstatt mir Brot zu geben, Spülwasser über mich geschüttet haben, noch geflucht und geschimpft. So aber habe ich geschwiegen, glaubte schon, mit mir darf man alles machen... Das ist ja das Furchtbare, daß ich nicht geschimpft habe, sondern ganz still weggegangen bin.«

Wie auf Kommando bewegten alle Geschworenen gleichzeitig die Oberkörper, um sich wieder zurechtzusetzen.

Und der Vorsitzende sprach die Prügelszene in der Lehrerstube jetzt doch ausführlich durch. Unter allgemeiner Heiterkeit. Denn der größere Schüler erzählte, da aus dem zerdrückten Kleinen auch mit Güte und Väterlichkeit nicht ein Wort herauszubringen war, daß dieser Regen mit ch und anstatt Amen — Ammen geschrieben habe.

Die Geschworenen lächelten und dachten an ihre Jugendzeit zurück. Gerichtshof und Zuschauer sympathisierten miteinander. Eine Weile ließ der Vorsitzende die Heiterkeit durchgehen, dann spitzte er lächelnd den Mund unterm Schnurrbart, als wolle er sagen — wie Sie sehen, verstehe ich einen Spaß, aber dazu sind wir nicht hier; und da im Zuschauerraum auch dann noch gelacht wurde, rief er erstaunt: »Wie denn!«

Niemand verstand recht, weshalb der Einäugige sich vom Dichter noch einmal aufs genaueste die Reihenfolge der Vorgänge in der Lehrerstube darstellen ließ. Wiederholt fragte er eindringlich, ob die Tat — sofort, nachdem die Knaben die Stube verlassen hatten, geschehen sei; oder ob der Dichter sich mit dem Lehrer erst noch über den Schulausflug unterhalten — und ihn dann erst umgebracht habe.

Und als der Dichter das bei immer stärker werdender Herzbeklemmung bejahte, auf die nochmalige Bitte hin, sich genau zu erinnern, wieder leise und bestimmt Ja sagte, blickte ihn der Einäugige so furchtbar ernst an, daß der Dichter während der folgenden stummen Zwiesprache mit dem Einäugigen am ganzen Körper kalt wurde.

Der Staatsanwalt notierte die Worte: »Vorsicht! Affektmord«.

Dann betonte er kurz und klar die Harmlosigkeit der Prügelszene.

Und der Vorsitzende fragte den größeren Schüler: »Jetzt sage du

uns einmal ... hast du Angst gehabt, zu deinem Lehrer in die Schule zu gehen?«

»Ich hab gar keine gehabt.«

»Gab's viel Keile, wie?«

»Hiebe?«

Der Vorsitzende lachte. »Ja ja, Hiebe ... Aber das macht doch einem strammen Jungen nichts aus, was?«

»Nein. No, und ich hab ja keine bekommen ... Im Kopfrechnen Eins, Rechtschreiben Eins bis Zwei, Deutscher Aufsatz ...«

»Hast also gute Noten gehabt?«

»Deshalb hab ich ja auch immer die Hefte tragen dürfen ... Ich hab die Notenbücher alle noch.«

»Nun, und du?«

Der Kleine wurde kreideweiß.

»Du hast doch auch keine Angst gehabt, wie?«

»Sag's uns nur.«

Die Tränen schossen ihm in die Augen. Er schüttelte verneinend den Kopf.

»Wird schon alles noch besser werden,« sagte der Vorsitzende und lächelte den Kleinen freundlich an. »Aber ja doch.«

Er sah in die Untersuchungsakten, dem Dichter groß ins Gesicht. »Sie gaben an, Ihre Schwester habe sich ertränkt, weil Herr Lehrer Mager sie ... nennen wir es: gequält hat. Es liegt mir daran, auch diese Sache voll und ganz aufzuklären ... Glauben Sie, daß der Lehrer auf Ihre Familie besonders schlecht zu sprechen war?«

»Besonders? Nein. Er hat vermutlich alle Schüler ruiniert, die zu ruinieren waren ... Das heißt, drei oder vier ausgesprochene Prügelknaben hatte er doch, aber zu denen gehörte ich nicht ... Einen davon — er war der Sohn eines Optikers, dick und winzig klein — den maltraitierte er so, daß Sie mir einfach nicht glauben werden, wenn ich es Ihnen beschreibe ... Täglich, bei jeder Gelegenheit mit dem Rohrstock auf den kurzgeschorenen, weißblonden Kugelkopf, ins rosige Gesicht, ins Gesicht! ... Einen Bauern, der ein kleines Ferkelchen so verhaut, würde man einsperren wegen Tierquälerei.«

»Ja aber! In so einem Falle geht ein Junge doch nach Hause und sagt: du, hör mal Vater ... so und so.«

Der Dichter lächelte schwach. »Gewöhnlich wagt ein Junge nicht, sich beim Vater über den Lehrer zu beklagen.«

»Und... was wurde aus dem Jungen?«

»Den habe ich kürzlich aufgesucht, extra aufgesucht... Er hat jetzt einen Schnurrbart. Das Geschäft seines verstorbenen Vaters führt er weiter, erhält seine jüngeren Geschwister. Sehr geachteter Mann... Ich frage ihn: denkst du noch manchmal daran, wie dich der Lehrer behandelt hat?

‚Der Lehrer Mager? Dem begegne ich öfters. Wir unterhalten uns hie und da miteinander,' sagte er, und bediente dabei seine Kundschaft — zwei Gymnasiasten, die einen Photographenapparat kaufen wollten. ‚Das war ein tüchtiger Lehrer. Man hat etwas bei ihm gelernt... Ja ja, jetzt sind wir keine Kinder mehr. Sorgen haben wir jetzt. Nun, das Geschäft geht ja.'«

»Dem hat's also nicht geschadet.«

»Nein,« sagte der Dichter lächelnd, und sah dabei den blinkenden Optikerladen.

»Und Ihre Schwester... Glauben Sie nicht auch, daß die Sache in die Öffentlichkeit gekommen wäre, wenn die Schwester sich wegen des Lehrers ertränkt hätte? Doch sicher.«

»Ach, daß der Lehrer die Schuld haben könnte, daran dachte kein einziger Mensch in der Stadt... Ich selbst bin ja erst seit kurzer Zeit dieser Meinung.«

»Nach allem, was wir von dieser Sache hier gehört haben, vom Angeklagten selbst gehört haben, ist er durch nichts zu dieser Meinung berechtigt,« sagte der Staatsanwalt ruhig.

Und der Vorsitzende: »Je nun, mir scheint auch, daß Sie da etwas vorschnell denken... Herr Doktor Wiener, versuchte der Angeklagte an jenem Abend auch von Ihnen Geld zu leihen?«

»Das nicht... Wärme.«

Der Vorsitzende sah verständnislos drein.

»Ich wollte sagen — er ließ die Zwischentüre absichtlich offen, damit aus meinem Salon Wärme in seine Kammer strömen konnte.«

Ein unterdrücktes, glucksendes Lachen ertönte.

Den Dichter streifte der Wunsch, erklären zu können, wieso die

hinterlistige Art, in der er vom Doktor Wärme genommen hatte, auch eine Folge seiner gedemütigten Jugend sei.

Und die Wirtin rief: »Die Kammer ist so klein, daß sie ganz warm wurde, wenn er nur seine Kerze brennen ließ.«

Die Zuschauer lachten offen heraus.

»Liebe Frau, nur wenn Sie gefragt werden.«

Das Lachen steigerte sich.

Und der Vorsitzende ließ noch einmal den Saal nicht räumen.

Doktor Wiener antwortete zögernd: »Doch, er gebrauchte auch das Wort ‚Anpumpen'«.

Der Vorsitzende fragte den Dichter: »Sie hatten also an jenem Abend gar kein Geld?«

Der Staatsanwalt stellte das ausdrücklich fest.

»Und dann gingen Sie zu diesem... Mädchen?«

Da der Vorsitzende während der Vernehmung des Straßenmädchens die Zuschauer draußen haben wollte, erklärte der Verteidiger, daß volle Öffentlichkeit im Interesse des Dichters liege. Der Staatsanwalt dachte: — da hat er wo etwas aufgeschnappt.

Die Zuschauer mußten hinaus.

Das Straßenmädchen erwiderte: »Ich hatte gerade selbst kein Geld.«

»Bedrohte er Sie, als Sie ihm nichts gaben?«

»Und wieso gaben Sie ihm dann doch?«

»Ich bat ihn, im Nebenzimmer zu warten.«

Unter steigender Erregung der Geschworenen mußte das Mädchen den Hergang mit allen Einzelheiten erzählen, wobei der Dichter einem Blick seines Verteidigers begegnete und dachte: er verachtet mich, wie kann er mich da verteidigen.

Und als das Mädchen unvermittelt gefragt wurde, wie lange der Dichter ihr schon Zuhälterdienste leiste, glaubte er, zum ersten Male ganz hoffnungslos, es werde ihm unmöglich sein, den Ring, den Vorsitzender und Staatsanwalt um ihn zogen, zu sprengen.

Auch einige Geschworene fragten das Mädchen.

Bis sie endlich verwirrt sagte: »Er ist doch kein Zuhälter,« und an der ganzen Geschworenenreihe staunend entlangblickte.

Der Vorsitzende erklärte ihr: »Sie müssen die Wahrheit sagen, trotzdem Sie nicht vereidigt sind. Aber ja doch.« Und brachte nach

langem, eindringlichem Fragen aus ihr heraus, daß sie den Dichter schon seit einem Jahre kenne und er damals zu ihr gesagt hatte, er wolle sie heiraten.

Sehr ernst geworden, sahen die Geschworenen in den leeren Zuschauerraum.

Und der Vorsitzende sagte leise: »Es ist doch auffallend, daß ein Mädchen wie Sie einem Menschen nur so Geld gibt, ihn sogar warten läßt im Nebenzimmer, bis sie das Geld... sozusagen verdient hat.«

Da sah sie ihn verächtlich an. Doch ganz schnell veränderte sich ihr Gesicht, die ganze Körperhaltung drückte schroffe Gleichgültigkeit aus. »Ist mir einerlei.«

»Was ist Ihnen gleich?«

»Alles natürlich.«

»Ich frage Sie, was Sie momentan dachten, das Ihnen gleich sei.«

»Etwas ganz Nebensächliches... das heißt: nicht hierher Gehöriges.«

»Nun?«

»...Nun?«

»Daß meine Mutter heute früh bei mir war und verlangte, ich solle einen anderen Namen annehmen, sonst könne mein Bruder nicht Offizier werden.«

»Also das, meinten Sie vorhin, sei Ihnen einerlei?«

»Nein, alles... Und deshalb wird etwas ganz anderes geschehen.« Sie setzte sich.

Der Staatsanwalt betonte die Unglaubwürdigkeit der nicht vereidigten Zeugin. Und der Dichter sah zu, wie eine Schar Tauben vom gegenüberliegenden Dachfirst aufflog, ihn umkreiste und sich wieder darauf in der Frühlingssonne niederließ. Ein Tauber blähte sich und stolzierte wippend einer Taube nach, die immer wieder davonrannte.

»Wovon haben Sie denn nun eigentlich in Berlin gelebt, all die Jahre?« fragte der Vorsitzende, als die wiedereintretenden Zuschauer stillsaßen.

Der Dichter sagte: »Das ist schwer zu erklären... Ich weiß es selbst nicht.«

Und antwortete nachdenklich noch einmal: »Ich kann's wirklich selbst nicht sagen.«

Der Vorsitzende ließ Augen und Hand verwundert fragen, und der Staatsanwalt formulierte kurz seine Ansicht dahin, daß die Geldquelle bei diesem oder bei irgend welchem anderen Straßenmädchen zu suchen sei. »Der Heiratsantrag ist der schlagendste Beweis dafür.«

»Kurzum ... es ging Ihnen offenbar sehr schlecht?«

»Also. Da fahren Sie in Ihre Heimatstadt ...«

»Weil mir so furchtbar zumute war.«

»Besuchen unvorsichtigerweise Ihre Eltern, ein Kaffeehaus und, wie sich vorhin herausstellte, den Optiker, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dieser unliebsamen Zeugen wegen reisen Sie, obwohl Sie schon vor des Lehrers Tür standen, mit dem nächsten Zug wieder zurück nach Berlin.«

»Sie wußten nicht, daß der Angeklagte verreist war?«

Keine Ahnung habe sie gehabt, antwortete die Wirtin aufgebracht, sah den Dichter an, den Vorsitzenden: »Und mein Herr Doktor hatte ja auch die Kammer mitgemietet.«

»Nachdem Sie Ihrer Wirtin beigebracht hatten, gar nicht verreist gewesen zu sein, gehen Sie zu dem Mädchen, lassen sich zwanzig Mark für die Reise geben und fahren in derselben Nacht wieder in Ihre Heimatstadt, schleichen — diesmal ohne Zeugen — ungesehen durch die noch dunklen Gassen direkt in die Lehrerswohnung. Eine Stunde später wird der Lehrer vor seiner durchwühlten Schreibtischlade gefunden. Das geraubte Geld bei Ihnen ... Was können Sie dazu sagen.«

Während der ganzen Rede hatte der Dichter den Vorsitzenden in kaltem Entsetzen angeblickt, nur stockend konnte er hervorbringen: »Es ist alles so weit entfernt vom Tatsächlichen, was Sie und der Herr Staatsanwalt von mir sagen, daß ich kein Wort mehr mitreden kann.«

»Sie hatten offenbar weitaus mehr vorzufinden erwartet, bei ihrem Lehrer, der als sparsamer, vermögender Mann bekannt war.«

Da stemmte der Dichter die Handballen unter die Achselhöhlen, daß die Kette über seiner Brust spannte, brüllte: »Ihr lügt!« und stieß dabei die Hände nach vorne, wandte sich um, zu den vielen

hunderten, wie auf einem Riesenpräsentierteller liegenden Gesichtern: »Alle Menschen, die im Saal sind, müssen bemerken, daß das Gericht nur eine Seite sehen will und alles dahin zusammenträgt.« Und zum Gerichtshof: »Man will mich viel schlechter machen, als man selbst glaubt, daß ich bin. Man lügt! Und mein Verteidiger verachtet mich.«

Der Vorsitzende hatte die Hand erhoben. Der Dichter sah an ihm vorbei, lodernd zum klarblickenden Auge des Geschworenen:

»Gelogen wird in den Gerichtssälen! Am tatsächlichen Geschehen vorbeigesehen! Die Ursachen liegen tief. Man will sie nicht sehen. Man will nicht!... Weil man sonst erkennen müßte, daß man mitschuldig ist.«

Die zwei Gerichtsdiener an seinen Seiten drehten die Köpfe auf ihn zu, scharf ins Profil, ihre Augäpfel lagen in der Nasenecke. So blieben sie griffbereit stehen.

Auffallend ruhig sagte der Einäugige: »Ich sehe keinen Beweis dafür, daß dieser Mann den Lehrer wegen des Hundertmarkscheins getötet hat. Die Gründe, die er dafür angibt, erscheinen mir viel glaubhafter...«

Der Vorsitzende unterbrach: »So etwas können Sie... nur im Geschworenenzimmer äußern.«

Scheinbar zu allen sprechend, sagte der Staatsanwalt zum Einäugigen: »Da könnte ja jeder Mensch mit Recht seinen Lehrer ermorden... jeder Sohn seinen Vater.«

Der Einäugige senkte den Blick und nickte leise vor sich hin.

Der Vorsitzende sagte, plötzlich nachdenklich und ernst: »Können Sie selbst denn daran glauben, daß Sie Ihren Lehrer deshalb umgebracht haben, weil er Sie vor zweiundzwanzig Jahren... sagen wir: falsch behandelt hat?... Wirklich, wir können damit nichts anfangen.«

»Er allein ist ja nicht an meinem Unglück schuld,« sagte der Dichter unwillig.

»Und trotzdem haben Sie ihn umgebracht.«

Da reckte der Dichter plötzlich die gefesselten Hände senkrecht empor. »Der Dunst der Schulen, der falschen Erziehung, der Eltern, Frömmelei, des ganzen stinkenden europäischen Moralgeschwürs bildet furchtbar drohend das Wort Ursache weithin sichtbar am Himmel.

Der europäische Mensch ist zum kranken, tückischen, reißenden Tier geworden. Gott, die Menschenliebe, die Güte, zogen sich entsetzt zurück vor dem vom Wahnsinn gezeichneten europäischen Gesicht!«

Ein Geschworener beugte sich zu seinem Nebenmann. »Bei mir hat er sich oft Zigaretten gekauft... In meinem Eckladen.«

Der Vorsitzende betrachtete den Dichter sinnend.

Der ließ die Hände sinken, fiel zusammen und begann, mit noch bebender Stimme: »Auf allen Wegen starren dem Menschen offen und versteckt Messerspitzen entgegen, denen er nicht ausweichen kann... Trotz aller Anstrengung konnte ich mich nie erinnern, was mir in dem Hohlweg widerfahren ist... Ich träumte öfters von einer Leiche, die in dem Hohlweg lag. Sie war schon ganz verwest. Ameisen krabbelten ihr in Augen und Ohren hinein, aus Mund und Nase heraus. Die Leiche lachte fürchterlich, weil die Ameisen sie kitzelten... Aber ich weiß bestimmt, daß keine Leiche im Hohlweg lag... Etwas Grauenhaftes muß mir da geschehen sein.«

Der Vorsitzende hatte den Dichter fortwährend grübelnd angesehen. Jetzt richtete er sich auf. Auch die Geschworenen bewegten sich.

»Mittagspause,« sagte der Vorsitzende unerwartet, stand auf. »Wir unterbrechen bis drei Uhr,« sagte er, mit der Uhr in der Hand.

SECHSTES KAPITEL

Die Zuschauer gebrauchten List und Ellbogen, um schneller durch die Flügeltür hinaus auf den Gang zu kommen, den der Dichter passieren mußte.

Ein scharfes Witzwort fiel. Man lachte flüchtig, drängte energisch weiter. Und mauerte sich an den beiden Wänden entlang, vollkommen still geworden. Denn des Staatsanwalts schwarze Robe erschien ganz unerwartet und bewegte sich feierlich durch die Menge.

Auf ihn zu kam vom Treppenabsatz herunter ein kleiner Referendar, mit Klemmer und Leberflecken im zerhauenen Gesicht. »Es hat sich noch ein Belastungszeuge gemeldet.«

»Ah! Wer? Wo ist er?«

»Eine Zeugin. Sie hat angegeben, daß der Schreinermeister, der

seinem Sohne die Augen zugeleimt hat, ihn in diesem Zustand auch bloßfüßig auf die heiße Herdplatte stellte... Dann heizte der Meister tüchtig nach.«

»Also nichts Neues zum Fall Seiler.«

»Nein. Da kann man dir ja gratulieren. Sichere Sache.«

»Ein komplizierter Fall.«

Der kurzsichtige Kleine kroch in die Staatsanwaltsrobe hinein.

»Wieso? Ist es nicht ganz klar erwiesen, daß er es wegen dieses Hundertmarkscheins getan hat?«

Sie verschwanden, von allen Blicken verfolgt, in dem kalkweißen, menschenleeren Seitengang. Der Staatsanwalt sah auf den Kleinen hinunter, zum Fenster hinaus. »Das eben scheint mir jetzt sehr, sehr fraglich zu sein, nach allem... Eigentlich schon nicht mehr fraglich.«

»Nein nein, verzeihe! Wirklich, so in der Eile kann ich dir das nicht erklären. Das Ganze ist zu... weißt du, zu... eigenartig.«

»Nämlich die eigene Frau des Schreinermeisters will gegen ihn zeugen. Interessant, wie?«

»Platz machen!« rief der Polizist.

»Platz da! Platz!« der auf der anderen Seite.

Der Dichter wurde durchgeführt. Der Offizialverteidiger lief mit winzig kleinen Schrittchen über ihn vor, wieder zurück und geriet so in Verwirrung, daß er beim Weitergehen die ungewohnte, lange Robe hochhielt, wie eine Frau den Rock.

Niemand lachte. Des Dichters Gesicht und Augen sahen erloschen aus.

Der Staatsanwalt trat vor ihm in die Fensternische zurück, sah ihm nach. »Gefährlicher Geist... Kompliziert die Sache.«

»Wirklich? Nicht wegen des Hundertmarkscheins getan?«

Der Staatsanwalt schüttelte nachdenklich den Kopf.

»Ja... ja, aber wieso!«

»Schwer zu sagen.« Er zog die Uhr, wollte sich verabschieden.

»Kann man ihn dann überhaupt nicht zum Tode verurteilen?«

»Kann ich dir nicht sagen, weil ich es selbst nicht weiß.«

»Das ist ja, das ist mir ja ganz neu... Und für morgen? Für diesen Schreinermeister hast du also alles beisammen?«

»Hab ich. Bis auf die neue Zeugin... Guten Appetit. Ich muß schnell heim. Hab Hunger.«

Die Menge flutete ausweichend um die beiden herum, machte den gekalkten Seitengang schwarz.

Der Verteidiger hatte keinen Appetit.

Er war in der Zelle beim Dichter, dessen Suppe aus verkochtem Brot, mit einer matten Haut überzogen, kaltgeworden auf dem Klapptisch stand.

Der Dichter dachte darüber nach, weshalb er nicht das leiseste Verhältnis mehr zu seiner Mutter empfand. Auch sich selbst war er so gleichgültig geworden, daß er nur noch ein gedankliches Interesse daran hatte, sich diesen Zustand unkörperlicher Ruhe zu erklären. Es war ihm, als trenne ihn ein ungeheurer Luftzwischenraum von seinen bisherigen Gefühlen und der Mutter. Er lehnte reglos an der Fensterwand.

Der Verteidiger hatte die ganze Zelle für sich, lief schnell auf und ab. »Mein Rat ist... reden Sie nicht mehr von diesen Dingen da, von Kindern usw. Das ärgert uns alle nur. Wahrhaftig, mich auch. Sie sagen: irgendwo auf der Welt liegt eine verweste Leiche in einem Hohlweg und Ameisen... Nun, und wenn schon?« Er blieb stehen. »Nützt Ihnen das was? Nein... Weil kein Mensch mit einer lachenden Leiche was anfangen kann.« Und lief weiter.

Der Dichter redete nichts, hob ein Notizzettelchen auf, das dem Verteidiger aus der Tasche gefallen war, und reichte es ihm.

»Danke.« Er stopfte es in die Tasche zu den andern, holte noch einmal eine Faust voll Notizen hervor und stieß sie nervös wieder zurück in die Tasche. »...Europäisches Geschwür! Wahnsinn! und was noch alles! Kranke, tückische Europäer, die sich zerfleischen... Nun, und die Chinesen?«

Den Kopf schulterwärts geneigt, lauschte er, trat zum Dichter. »Wenn Sie eingestehen, daß Sie Ihrer Armut... dieses dummen Hundertmarkscheins wegen den Lehrer getötet haben... vielleicht, vielleicht kann Sie das retten. Ich meine, vor dem Äußersten... Armut, Not, Elend usw., arbeitslos. Lassen Sie mich nur machen.«

»Wegen des Hundertmarkscheins habe ich es aber nicht getan.« Er ärgerte sich, weil er geredet hatte.

Der Verteidiger lauschte. »Also, denen im Gerichtssaal können Sie das ja weiszumachen versuchen, ist ihr gutes Recht, obschon es nicht

klug war... aber mir gegenüber ist das glatter Unsinn. Sie sagten sich — Geld ist Geld. Ich brauche welches... Glauben Sie denn, ich könnte das nicht verstehen?«

Schritte näherten sich. Der Verteidiger steckte schnell die Finger in die Westentaschen und ging auf und ab, mit gleichgültigem Gesicht.

Der Schließer trat ein, nahm die Hand zur Mütze und meldete, daß er den Dichter in den Verhandlungssaal zurückbringen müsse.

»Ich weiß doch, was ich weiß,« sagte der Verteidiger noch.

Der Dichter stand wieder an seinem alten Platze vor der Anklagebank und hatte den Eindruck, außer ihm sei kein Mensch fortgewesen.

Frisches Interesse kam in die Augen der Geschworenen und Zuschauer, nachdem der Vorsitzende den Gerichtspsychiater gebeten hatte, seine Meinung zu äußern.

»Wesentliches,« begann er, in bescheidener, korrekter Haltung, »habe ich meinem schriftlichen Gutachten nicht hinzuzufügen.«

Nur der Einäugige bemerkte, daß bei diesen Worten die Angstspannung das Gesicht des Staatsanwaltes verließ.

»Daß der Angeklagte versuchen werde, den Prozeß auf... auf phantastisch-intellektuelles Gebiet hinüberzuleiten, war vorauszusehen, insofern das, wie ich bei mehrfacher Untersuchung und während längerer Beobachtung erkennen konnte, seinen psychischen Anlagen und vor allem dem Drange entspricht, durch kümmerlich motivierte Behauptungen vom Kernpunkte der Tat abzulenken... So versicherte er mir zum Beispiel, daß neunundneunzig Prozent aller Menschen irrsinnig und nur die sogenannten weltfremden oder verrückten normal seien... Die moderne psychiatrische Wissenschaft steckt jedoch beileibe nicht mehr derart in den Kinderschuhen, daß es dem zu Beobachtenden durch ixbeliebige, wirre Aussprüche gelingen könnte, den untersuchenden Arzt zu täuschen. Es gibt im Gegenteil heute schon nahezu mathematisch genaue Stützpunkte, von denen aus der Arzt mit relativ großer Sicherheit das wahre Seelenbild des Kranken nachzuzeichnen vermag.«

Der stumme Kampf zwischen dem Vorsitzenden, der den Doktor die momentane Entwicklungsstufe der modernen psychiatrischen Wissenschaft nicht darstellen lassen wollte, und dem Staatsanwalt, der durch

Unterbrechung etwas zu verlieren fürchtete, wurde von dem darauf aufmerksam gewordenen Psychiater bereitwillig beendet.

»Der Großvater des Angeklagten war ein Müllerbursche, der eine sonderbare Leidenschaft für Musik hatte, nämlich viele Jahre lang regelmäßig seinen Wochenlohn mit Zigeunern verjubelte, die ihm aufspielen mußten. Er wurde deshalb der wilde Beethoven genannt. Er, sowie auch des Angeklagten Schwester, haben Selbstmord begangen, aus Motiven, die nicht klar festgestellt werden konnten . . . Wenn auch des Angeklagten Eltern soweit gesund sind, muß somit doch angenommen werden, daß er etwas erblich belastet ist.«

»Während der Herr Psychiater sein Gutachten abgibt, darf er, wenn irgend möglich, nicht unterbrochen werden,« sagte der Vorsitzende ruhig zum Staatsanwalt, der sprechbereit aufgestanden war.

»Jahrelange Unterernährung und seine lebenslangen Anstrengungen, sich bei nur Volksschulbildung geistigen Besitz zu erwerben, haben des Angeklagten Nervenkraft ruiniert und damit die so nötigen staatsbürgerlichen moralischen und sittlichen Hemmungen beseitigt.«

Der Dichter sah den Psychiater groß und still an, als der fortfuhr: »So daß gewisse Anzeichen einer geistigen Erkrankung — der dementia praecox — ins Bild passen.«

»Was ist das?« fragte der Zigarettenhändler den neben ihm sitzenden Geschworenen.

Der wußte es auch nicht.

Der Psychiater kam ihnen zu Hilfe: »Es handelt sich um eine beginnende leichte Verblödung . . . Das Ganze spricht aber höchstens für eine moralische Minderwertigkeit, die Verantwortung nicht ausschließt.«

Der Staatsanwalt rückte seine Mappe gerade, sah auf. »Nach Ihrer Anschauung ist der Angeklagte also voll und ganz für seine Tat verantwortlich zu machen.«

Und der Dichter sagte, plötzlich gereizt: »Nach meiner Anschauung ist die moderne Psychiatrie eine seelische Hochstapelei, die mit exakter Wissenschaft ganz und gar nichts gemein hat.«

Der Vorsitzende wies ihn streng zurecht.

Und der Arzt antwortete dem Staatsanwalt: »Da es sich beim Angeklagten um einen ausgesprochenen Grenzfall handelt, kann ich

mich nicht entscheiden, ob infolge seiner vererbten und erworbenen Anlagen mildernde Umstände in Frage kommen dürften. Doch würde ich, gesetzt, ich müßte mich entscheiden, eher Nein sagen als Ja.« Er verbeugte sich.

Und der Verteidiger rief in das durch Stellungwechseln der Zuschauer verursachte Geräusch hinein mit verzweifelt dünner Stimme: »Zuerst sagen Sie, Sie können sich nicht entscheiden, und dann entscheiden Sie sich doch! Das kann jeder! Ich auch.«

Worauf der Psychiater ein Gesicht machte, wie ein Mensch, der ans Verfolgtwerden gewöhnt ist.

Kurz und scharf ließ der Staatsanwalt in seiner Schlußrede den Gang der Verhandlung noch einmal aufhellen, streifte öfters mit einem Blick seine Frau, die ein helles Frühlingskleid von unbestimmter Farbe trug, eine große, weinrote Schleife seitswärts am Halse, und die Atmosphäre von Jugend und Gepflegtsein um sich verbreitete.

Beim Erwähnen der Not und der ständigen Geldlosigkeit wurde seine Stimme milder, wieder laut und bestimmt bei der Arbeitsscheu und den Beziehungen zum Straßenmädchen, und als er das Auffinden des erwürgten Lehrers vor der durchwühlten Schreibtischlade und des geraubten Geldes beim Dichter in einem gut gebauten, effektvoll gesteigerten Satz zusammengefaßt hatte, wirkte die ruhige Selbstverständlichkeit seines Tonfalls sehr überzeugend bei der Schlußbitte, die Schuldfrage nach vorsätzlichem, überlegtem Raubmord zu bejahen.

Während der Worte des Staatsanwalts, der Dichter habe moralisch zwei Menschenleben auf dem Gewissen — denn die treue Haushälterin des Lehrers sei vor Schreck erkrankt und gestorben — hatte der Offizialverteidiger das Monokel abgenommen.

An diesen Ausspruch klammerte er sich an bei seinem Verteidigungsversuch, behauptete, man könne nicht ohne weiteres annehmen, daß dem Dichter auch noch die Schuld am Tode der Haushälterin beizumessen sei, wurde sehr erregt und fand das Monokel nicht. Nervös setzte er seinen Zwicker auf und durchblätterte eine Zeitung: »Ich muß erklären, daß er gearbeitet hat. In der heutigen Nummer ist sogar etwas von ihm abgedruckt. Ist denn Dichten keine Arbeit? . . . Hier.«

In seiner Ratlosigkeit las er vor:

»Wenn ich gestorben bin,
Wird mein Kind an einem sonnigen
Gartenzaun entlang streifen, sich niedersetzen,
Gefühlvoll und klug
Die Welt betrachten:
Die Ritzen zwischen den Steinen,
Käfer, die auf Dolden sitzen.

Große Last wartet auf dich,
Mein Kind,
Und Weinen.
Du mußt es tragen
Wie alle.

Möge die gute Besitzerin des Gartens
Meinem Kind
Durch die Stäbe
Eine Hand voll Pflaumen reichen.«

Noch eine Weile blieb es still im Saal. Der Verteidiger sah erstaunt auf, öffnete den Mund, schloß ihn wieder. »Aber ist denn das nicht schön?«

Der Staatsanwalt ging bei seiner Entgegnung auf ihn nicht ein, hob noch einmal hervor, daß der Dichter der unliebsamen Zeugen wegen nach Berlin zurückgefahren sei, gleich in der folgenden Nacht wieder in die Heimatstadt. »Ungesehen schlich er diesmal durch die noch dunklen Gassen zum Lehrerhaus . . . Bei der ausgezeichneten Intelligenz des Angeklagten, der sogar durch seine phantastisch-theoretischen Abschweifungen einen dünnen Faden Logik ziehen konnte, kann dieses Vorgeben nur als planvolle Überlegung gedeutet werden. Darüber, daß der Angeklagte seinen Lehrer, dessen ganzes Leben wirklich nichts als Mühe und Arbeit war, deshalb ermordete, weil dieser ihm vor zweiundzwanzig Jahren ein Glas Milch verweigert hat, will ich wirklich nicht sprechen.« Er sah mit einem ruhigen Blick an der nickenden Geschworenenreihe entlang und schloß: »Mit ausschlaggebend für Ihren gerechten Wahrspruch muß das scharf hervortretende Motiv sein, daß der Angeklagte seinen alten Lehrer, der

ihn fürs Leben vorbereitete, wegen einer Geldsumme, wegen eines Hundertmarkscheines ermordert hat.«

»Ich sage es aus meiner tiefsten Überzeugung heraus . . . er hat es nicht wegen dieses dummen Hundertmarkscheins getan!« rief der Verteidiger heftig.

Der Vorsitzende wippte sich nach vorne, schlug die Aktenmappe zu, sah den Dichter an. »Wollen Sie noch etwas sagen . . ? Wenn Sie noch etwas sagen wollen . . .«

An Stelle des Dichters schien ein fremder Mann zu sprechen. Sein Gesicht war alt und klar. »Wenn ich noch von mir und im Sinne des Staatsanwaltes sprechen wollte, würde ich sagen: er schiebt mir ein falsches Motiv unter. Ich weiß aber, daß es ein Motiv in diesem Sinne gar nicht gibt. Denn für den Menschen besteht ein Motiv nicht so wie für den Hund, der eine Wurst stiehlt, weil er Hunger hat, sondern für ihn ist das Motiv — der Impuls — ein Glied der eisernen Ursachenkette seines ganzen Lebens . . . Deshalb ist nur allein derjenige gerecht, der nicht nach den an der Oberfläche liegenden Motiven urteilt, sondern die Ursachen zu den Motiven sucht und dann verurteilt . . . wenn er es dann noch kann.«

Der Vorsitzende sagte gütig: »Sehen Sie, es liegt nicht in Ihrem Interesse, jetzt noch so ins Allgemeine abzuschweifen . . . Sie sollten nur an sich denken.«

»Für mich habe ich kein Interesse mehr,« sagte der Dichter, mit wie aus weiter Ferne kommender und vom Wind gereinigter Stimme. »Für mich halte ich meine Verteidigungsrede nicht.«

Die Sätze folgten einander pausenlos und immer schneller.

»Wie denn! Andere zu verteidigen, haben Sie keinen Grund.«

»Dieser Meinung bin ich nicht.«

»Das bleibt Ihnen überlassen. Aber Abschweifungen möchte ich Ihnen nicht erlauben.«

»Was Sie so nennen, ist kein Abschweifen. Ich habe noch etwas zu sagen.«

»Nun?«

»Ich sage, daß allen Menschen die Ursachen des Verbrechens ins Gehirn geschleudert werden, in einem Alter, in dem sie sich noch nicht dagegen wehren können, solange sie Kinder und einer eigenen

gedanklichen Kritik noch nicht fähig sind . . . So werden die Menschen schuldig ohne schuldig zu sein.«

»Alle Menschen sind sich doch aber darüber einig, daß die Kindheit die schönste Zeit ihres Lebens war,« sagte der vollblütige Geschworene.

Der Vorsitzende: »Ich kann Sie wirklich nicht mehr in dieser Weise weitersprechen lassen.«

Und leidenschaftlich der Dichter: »Wo soll ich denn die mit meinem Leben erkaufte Einsicht noch äußern, wenn nicht hier in diesem Saal?« Seine Ruhe war Erregung gewichen.

Ein von Mann zu Mann weitergegebener Blick halben Zugestehens ließ den Vorsitzenden sich noch einmal zurücklehnen.

Und während hinten die Zeitungsberichterstatter stenographierten für die wartenden Schnellpressen, sprach der Dichter:

»Die Erlebnisse — die ersten Ursachen zu späteren Verbrechen — erscheinen nur den Erwachsenen klein. Das Kind empfindet sie riesenhaft groß, wird furchtbar getroffen und erschüttert. Denn sein ihm angeborener, unbedingter Glaube an das Leben . . ., seine Naivität bekommt die erste Wunde. Das macht das Kind unsicher und empfänglich für neue Verbrechensursachen, an denen es, noch unverwundet, vielleicht vorbeigegangen wäre . . . Ich habe das an mir erfahren.«

Immer noch freundlich bemerkte der Vorsitzende, hier sei doch nicht von Kindern die Rede.

»Natürlich von Kindern.«

»Aber nein doch! Von Ihnen.«

Der Dichter sagte hartnäckig: »Von Kindern.«

Der Vorsitzende sah die Geschworenen an, als wolle er sagen: hören wir diesem wunderlichen, armen Menschen halt noch eine Weile zu, und lehnte sich zurück. »Bitte.«

»Die falsch und böse behandelten Kinder erleben große Qualen, plötzliche Schrecken . . . und werden doch nicht irrsinnig, wie mancher erwachsene Mensch, wenn ihn ein Unglück unvermittelt trifft . . . Die Natur pariert hier den Stoß . . . sie läßt das Kind vergessen. Sonst gäbe es mehr irrsinnige Kinder als irrsinnige Erwachsene. In allen Städten würden ganze Straßenzüge Kinderirrenhäuser sein.«

»Was wollen Sie eigentlich!... Kinderirrenhäuser?«

»Das sage ich... Aber nichts bleibt ohne Wirkung. Furchtbar ist das Vergessen. Denn alle bösen Erlebnisse leben, ohne daß es das Kind weiß, in ihm weiter, werden mit ihm groß, bestimmen alle seine Handlungen... Wenn ich nicht vergessen hätte, was mir in dem Hohlweg geschehen ist, würde ich vielleicht ein ganz anderer Mensch geworden sein.«

Der Verteidiger schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Also, Sie wissen doch, daß es bei mir steht, Ihnen das Wort zu geben und zu nehmen... Sie müssen zusehen und nicht mehr von diesen Dingen sprechen.«

In versteinerter Hartnäckigkeit tastete er seinem Gedankengang nach, zog suchend das Gesicht in Falten, daß sich die Augen fast ganz schlossen, sprach sehr langsam: »Diese den Menschen klein scheinenden Ursachen wachsen mit den Menschen, werden eigenmächtig... werden eigenmächtig, und zu der Zeit, da das von ihnen besessene Kind anfängt, kritisch zu erleben, ist es schon vollkommen den Ursachen zum Bösen ausgeliefert... Das gilt für jeden. Daher kommt es auch, daß gütige Menschen im Traume die schwersten Verbrechen begehen. Was jeder einzelne — Christus, ein junges, unschuldiges Mädchen, die großen Dichter, meine Richter, der Staatsanwalt — schon an sich erfahren haben. Diese Menschen begehen Verbrechen deshalb nur im Traume, weil günstige Erlebnisse, welche die Kraft der Reinigung besaßen, sich ihnen zufällig in den Weg gestellt haben. Aber der gütigen Menschen eigenes Verdienst ist es nicht, daß — sie die Richter sind und ich der Mörder... Es könnte schrecklich leicht umgekehrt sein.«

Der Staatsanwalt machte eine unwillige Kopfbewegung, seine Frau sah ihn erschrocken an, und der Vorsitzende rief aufgebracht: »Haben Sie noch etwas zur Sache vorzubringen!«

Ohne daß er es rügte, verstärkte sich das Geräusch der unaufmerksam gewordenen Zuschauer. Ein rotbäckiger, junger Mann, der neben der Frau des Staatsanwaltes in der ersten Bankreihe saß, antwortete seinem Nachbar: »Nein, in die Kreissäge bin ich gekommen. Drei Finger hat's mir weggerissen... mitsamt dem Daumen,« und zeigte seine verbundene Hand. Sie roch stark nach Karbol.

»Ein schönes Unglück.«

»Im Gegenteil, ich bin froh ... Jetzt bekomme ich, solange ich lebe, drei Mark monatlich Unfallversicherung.«

»Und die Hand?«

»... Aber alle die Unglücklichen, welche infolge ihrer größeren Empfänglichkeit tiefer infiziert sind oder vom Schicksal keine heilenden Erlebnisse geschenkt bekommen haben, werden als willenlose Werkzeuge der eigenwilligen Ursachen zum Bösen ... dem Leben ausgeliefert. Da müssen sie nun für Handlungen einstehen, die sie gar nicht selbst tun. Denn der Mensch ist nur der Hammer, die Ursache aber die Faust, die den Hammer schwingt ... und ihn manchmal auf den Schädel eines Nebenmenschen niedersausen läßt.«

Gellend rief er: »Fast alle Verbrechen werden von der falschen Erziehung, der verlogenen Moral, den unsittlichen sozialen Verhältnissen verursacht. Alle Seelen sind verwundet. Die ganze Welt riecht nach Karbol!... Man muß daran arbeiten, daß die Ursachen der Verbrechen beseitigt werden, denn sonst wird weiter eingesperrt, geköpft, noch in hunderttausend Jahren... Sind denn die Menschen dazu da?« fragte er in maßlosem Staunen.

Geschworene schüttelten begriffsstutzig den Kopf. Der Vorsitzende legte seine Uhr entschlossen vor sich hin.

Und der Dichter sagte: »Ich kenne einen Irrsinnigen, der reist seit Jahren in der ganzen Welt herum — nach Odessa, Rom — und sucht sich selbst. Den haben die Ursachen so in der Gewalt, daß er sich — sein wirkliches Wesen — ganz verloren hat... Jetzt sucht er sich selbst, sein Leben lang. Das gilt für uns alle. Keiner ist, wie er ist... Einem verderbenbringenden Wasserwirbel, trichterförmig, riesengroß, gleichen die sozialen Verhältnisse. Oben fahren die Repräsentanten, die Stützen der Gesellschaft im großen Kreis geschützt und gleichmütig langsam die Bahn ihres Lebens ab.«

»In Klubsesseln,« ertönte es von ganz hinten aus dem Zuschauerraum.

Das Gelächter brach jäh ab, als der Vorsitzende »Ruhe« brüllte, und zum Dichter: »Jetzt ist's genug!«

Es war vollkommen still geworden. »Man sieht sie Importen rauchen,« sagte noch jemand nachträglich.

Der Kontakt war hergestellt zwischen dem Publikum und seinem Sprecher.

Der sah nicht mehr gefesselt aus, stand groß und kalt im Saal, sprach hart. »Aber unten wird der Trichter eng, immer enger, und das Wasser rast im Kreis! Unten werden die Menschen herumgewirbelt, gegeneinander geschleudert. Eine ungeheure Reibung findet statt — der furchtbare Kampf ums nackte, nackte Leben!... Die falsche Moral, einem unaufhörlich quellenden giftigen Nebel gleich, erfüllt den Trichter, verwirrt die Seelen, verdeckt die natürlichen Wege. Millionen zwingt man, die Armut da unten zu ertragen, im Elend zu verblöden und unterzugehen! Andere Millionen Unglückliche drängen hinauf, wo die Kreise groß sind, wo das Leben ist. Aber die Oberen und der Rhythmus des furchtbaren Wirbels drücken nach unten. Und dieser Wunden schlagende Rhythmus der sozialen Verhältnisse ist nur durch Verbrechen zu unterbrechen ... Dann wird verurteilt und geköpft.«

»Aber das ist ja krasseste Phantasie. Das anzuhören, haben wir nicht die Zeit.«

Da rief der Dichter, plötzlich wieder flammend: »Mein Leben ist verloren, diese fünf Minuten sollen mein sein.«

Die Köpfe der zwei Gerichtsdiener zuckten scharf ins Profil, auf ihn zu.

Ein dunkler Tumult hatte sich im Zuschauerraum erhoben, die scharfe Stimme des Vorsitzenden ging darin unter. Er wollte schon den Befehl geben, den Saal zu räumen.

»Eines Tages,« sagte der Dichter, und es wurde ganz still, »... stoßen die in diesem Wirbel empfangenen Ursachen einen Strahl Gift ab... und dies, nur dies ist des Menschen Motiv zum Verbrechen, zum Mord. Denn ich sage Ihnen: das Motiv ist nur das vorletzte Glied der Ursachenkette... das letzte Glied ist die Tat.« Seine Stimme wurde tonlos:

»Schuld?... So ist der Mensch geworden, weil sein Vater so war, seine ganze Umgebung... verwirrt, arm, verwundet und deshalb böse. Schuld ist das ganze Menschengeschlecht. Am Einzelnen bricht die Schuld aller nur aus... Und selbst Sie, Herr Staatsanwalt, der Schuldigste dieser Welt, weil Sie anklagen, sind so unschuldig wie

ich, denn auch Sie sind nicht verantwortlich für die Ursachen, die Sie zum Staatsanwalt, die Sie schuldig machten.«

»Ja, ich bin fertig.« Runde Flecken brannten auf seinen Backenknochen.

Im Geschworenenzimmer hing ein Christus und sah schmerzlich auf die Zwölf hinunter.

Der vollblütige Obmann war ein Färbereibesitzer, ein schwerer Herr, fast ohne Hals, entsprechend klang seine Stimme: »Dem kann wohl kein Gott mehr helfen.« Vorsichtig näherte er seiner Nase eine blaue Emaildose und mußte die Augen schließen vor dem starken Duft. Dann atmete er auf. Es roch nach Staub im Zimmer.

Der Einäugige hatte seine Ruhe vollkommen verloren. Alle saßen. Nur er lief im Zimmer schnell auf und ab.

»Da ist nichts wegzudeuteln,« antwortete der Nachbar dem Obmann, der wieder die Dose seiner Nase näherte.

Feierliche Verlegenheit der neuartigen Situation gegenüber ließ das Schweigen fortbestehen.

Da fielen ein paar Stichworte. Und die Geschworenen begannen, angeregt die Hauptpunkte noch einmal durchzusprechen.

Mitten hinein sagte der Zigarettenhändler plötzlich: »So ein ruhiger, bescheidener Mensch. Bei mir hat er sich oft seine billigen Zigaretten gekauft. Ist auch manchmal schuldig geblieben. Ganz schüchtern . . . Und jetzt so was.«

»Ja,« sagten nacheinander einige sinnend. Dann schwiegen wieder alle.

Ein Alter stand auf, öffnete das Fenster der Sonne, setzte sich sofort wieder auf den steifen Stuhl, und hinter seinem kahlen Kopf breitete der unbewegliche Adler an der Lehne wieder die hölzernen Flügel aus. »Einen Menschen ermorden,« sagte der Kahle, »hundert Mark rauben und einen Teil davon sofort nach der Tat an jemand senden — auch dieses Moment spricht . . . psychologisch betrachtet, glatt dafür, daß die ganze Sache lange vorher überlegt war . . . Sofort nach der Tat, notabene.«

Man nickte. Der Zigarettenhändler sagte etwas. Und auf Befragen des Obmanns hin wiederholte er: »So ein schüchterner Mensch.«

Der Einäugige sagte: »Die Sache stimmt nicht,« und lief gleich wieder weiter umher, unruhig wie ein Mann, der sich seiner Verantwortung bewußt ist, aus der Berufstätigkeit herausgerissen und plötzlich vor eine Sache gestellt wurde, die er nicht übersieht.

Alle blickten interessiert, der kahle Psychologieprofessor erstaunt auf ihn.

Der Einäugige sagte noch einmal: »Vorher überlegt? Lange vorher?... Nein.«

Die anderen fügten den Beweis dafür, daß es kein Affektmord sei, schnell und eindeutig zusammen.

»Davon ist nichts wegzudeuteln,« schloß der Kahle bestimmt, zuckte bedauernd die Schultern, sah den Einäugigen fest an.

Der rief: »Das ist es ja. Weiß der Teufel! Aber noch keine fünf Minuten lagen zwischen Affekt und Tat.«

»Ja, will ich schon erklären. Man muß diesem... Dichter doch glauben, daß er gegen seinen Lehrer etwas hatte. Pardon, ihn hat dieses Jugenderlebnis eben angegriffen. So etwas gibt's. Einen anderen hätte es vielleicht kalt gelassen. Auf jeden Fall kann man das ebenso annehmen wie das Geldmotiv... glaube ich. Sitzt er bei seinem Lehrer in der Stube... kommen die zwei Schüler — die Geschichte kennen Sie ja —, er muß die Prügelei mit ansehen.« Der Einäugige lief beim Sprechen fortwährend herum, die Blicke der Geschworenen folgten ihm von Ecke zu Ecke. »Und diese Szene, kann man schon glauben, erregte seinen Haß. Wenn... jetzt die Sache vor sich gegangen wäre... sofort, dann hätten wir einen Affektmord.«

Erstaunt sahen die Geschworenen den Einäugigen an, weil er sich an die Stirne schlug.

»Aber dieser Mensch, ich möchte sagen... sammelt seinen Zorn, hält dem Lehrer erst noch den bewußten Schulausflug vor, und bringt ihn dann erst um. Also überlegt. Überlegt!... Daran ist vielleicht nur seine verfluchte Blutarmut schuld.«

»Bitte, gewiß. Ich, als Arzt, weiß das. Ein vollblütiger Mensch greift gewöhnlich zu im Affekt. Zu viel Kopf, Gedanken. Weiß der Teufel... zu viel Überlegung.«

Der Obmann sagte: »Also auch in diesem Falle wäre es kein Affektmord. Das meinen Sie doch, wie?«

Alle stimmten ihm bei. Widerstrebend auch der Einäugige. »Wenn er es auch nicht wegen des Geldes getan hat?... Mord bleibt Mord. Irrsinnig ist er nicht.«

Der kahle Psychologieprofessor wandte sich von jetzt ab achtungsvoll fast nur an den Einäugigen.

Der lief umher, die Hände auf dem Rücken. »Hätte er nur drei Pfund Blut mehr in seinem ausgemergelten Körper gehabt, dann bekäme er ein paar Jahre und hätte Zeit, sich über seine Ursachentheorie klar zu werden.« Er sah den Obmann an: »Jetzt... Kopf ab,« und lief weiter.

Keiner wußte etwas zu sagen.

»Wissen Sie denn auch, mit wem Sie gefahren sind?« unterbrach ein gedankenabwesender Geschworener das Schweigen. Er war viel jünger, als alle anderen. Sie sahen ihn verständnislos an.

Er errötete, lächelte ein wenig und erzählte eine Geschichte. Damals sei er noch Reisender gewesen in seiner Branche. »Da mußte ich meine Touren meistens zu Fuß machen.«

Unwillkürlich hörten sie ihm zu. Der Einäugige lief mit gesenktem Kopf umher.

»Da holte mich ein sonderbarer, ein ganz sonderbarer Wagen — schon mehr ein Karren — auf der Landstraße ein. Ich war müde, dunkel wurde es auch schon. Kurz und gut, der Fuhrmann ließ mich aufsitzen. Der pfiff manchmal, leise und unheimlich, und kitzelte dabei seinem schwarzen Pferdchen mit dem Peitschenstiel beim Nacken. Nun, vor der Stadt stieg ich ab... Wissen Sie denn auch, mit wem Sie gefahren sind? fragte er mich.«

»Ich bin der Scharfrichter.«

»Ich sage Ihnen, meine Herren...«

»Hätte er es gleich getan, im ersten Zorn... Zu wenig Blut,« unterbrach der Einäugige.

Der junge Geschworene war beleidigt. »Da brauchte er ja nur ein ganz anderer Mensch zu sein, dann würde er jetzt vielleicht in einem... in einem Postbüro sitzen und gar nicht daran denken, einen Menschen umzubringen.«

Einige lächelten. Der kahle Psychologieprofessor nicht. Auch die andern wurden gleich wieder ernst und fühlten momentan einen

schwereren Druck in der Brust. Der junge Geschworene saß vorgebeugt, sagte langsam: »Es ist wirklich nicht leicht.« Und als er sich seufzend aufrichtete, setzten sich auch die andern gerader.

»Dann säße er vielleicht in einem Büro ... wenn er ein anderer Mensch wäre.« Der Einäugige blieb zum erstenmale stehen, an der Stirnseite des Tisches, gegenüber dem Obmann ... »Und der ... der Dichter meint, er sei so geworden wie er ist, wegen dieser Ursachen. Sei ihnen gegenüber ganz machtlos ... also schuldlos.«

Der Obmann sagte: »Auf dieses Thema sollten wir ... sollen wir uns denn darauf einlassen? Verzeihung, was meinen die Herren?« schloß er ängstlich.

»Kaum. Unmöglich,« wurde gesagt. Die meisten machten empörte Gesichter. Einer rief wütend: »Das Ganze ist ja Unsinn,« und sah sich erschrocken um, weil er wütend geworden war.

Der Psychologieprofessor blickte, die Hand am Kinn, nachdenklich über den Christus weg zur Decke. »Da könnte ja wirklich jeder Mensch jeden Menschen umbringen ... der Herr Staatsanwalt hat recht.«

»Natürlich, das ist Unsinn ... diese Ursachen,« sagte der Zigarettenhändler, ließ aber seine Unterlippe unzufrieden sinken. »Er war so ein einfacher Mensch, nett eigentlich.«

Der junge Geschworene wiederholte: »Unmöglich, die haben mit dem praktischen Leben nichts zu schaffen. Nicht wahr?«

Aber der Einäugige sprach schon: »Diese Ursachen bestehen ja ... im Groben. Nur hat seine Theorie einen Riß: ein Vater hat zwei Söhne, beide haben eine vollkommen gleiche Erziehung. Und doch wird der eine ein gütiger Mensch — Landpfarrer etwa — der andere ein bösartiger Verbrecher.«

Die Stimme des Einäugigen wurde eindringlich, hartnäckig, es schien, als wolle er sich selbst von etwas überzeugen: »Der Urquell des Bösen ist nicht in Erlebnissen zu suchen, sondern in der Natur. Die Natur selbst ist bös und gut. Und die Quelle, die Urquelle des Bösen und Guten — des Moralischen — liegt hinter dem Kreise des vom Menschen Erkennbaren ... Kain und Abel.«

Das hatte er wie im Selbstgespräch gesagt. Durch ein Stuhlrücken wurde er erschreckt, sah verstört die Geschworenen an. Da kehrte die Hartnäckigkeit in sein Gesicht zurück. »Weshalb die Quelle des

Bösen — dieses unerforschbar Mystischen im Leben — diesen und diesen und jenen Menschen schuldigwerden läßt, werden wir nie wissen. Aber verantworten muß sich der Schuldige den Mitmenschen gegenüber, die sich schützen müssen, so gut sie können... Die Welt ist unvollkommen.« Etwas Ungelöstes blieb in seinem Gesicht zurück.

Der Psychologieprofessor sagte zu ihm: »Die Theorie des Angeklagten bedeutet offenbar nichts anderes, als vollkommene Revolution. Der Himmel behüte uns vor Verantwortungslosigkeit.« Er wartete darauf, was der Einäugige dazu sagen würde, und sah ihm erstaunt ins weißgewordene Gesicht, sah, wie die Röte zurückkehrte und es im Gesicht zu arbeiten begann.

»Sich Geld geben lassen... von einer Prostituierten! Da hört doch eigentlich alles auf,« sagte der junge Geschworene. »Sie heiraten wollen!«

Alle schwiegen.

Der Akt der einstimmigen Verurteilung des Dichters zum Tode ging fast ohne Worte vor sich.

Der Zigarettenhändler sah den Einäugigen dabei an, die Unterlippe mürrisch nach außen gerollt, und nachdem der mit hastigem Entschluß für Mord gestimmt hatte, tat er es ebenfalls, worauf sein Mund sich zufrieden schloß.

Als die Männer sich schon erhoben hatten, sagte der Kahle noch zum Einäugigen: »Diese Theorie der vergessenen Kindheitserlebnisse ist eine erst vor wenigen Jahren aufgekommene neue Richtung. Modernste Seelenanalyse. Ungreifbar wie Luft, verstehen Sie. Wir Psychologen der alten Schule wissen wenigstens das eine, daß wir nicht viel wissen, aber diese Neuen glauben auf einmal, alles zu wissen. Und das ist die große Gefahr. Große Gefahr. Wo diese Theorie mit der Praxis zusammentrifft... gibt's immer ein Unglück.« Seine Hand zuckte zurück in die Hüfte.

Schnell faßte er den verstörten Einäugigen beim Ärmel. »Ganz privat, als Psychologe möchte ich Ihnen eine Frage vorlegen... Glauben Sie nicht, daß der Angeklagte mit der ganzen Intensität seines Wesens sich vielleicht diese neue Theorie nur deshalb zu eigen gemacht hat... nachträglich, weil nach seiner Meinung nur sie noch die

einzige entfernte Möglichkeit barg, für das Verbrechen nicht verantwortlich gemacht zu werden?«

Die Geschworenen waren schon durch die Flügeltür gegangen. Der Kahle bekam keine Antwort und lief den anderen schnell nach. Zögernd betrat der Einäugige als Letzter den Saal.

SIEBENTES KAPITEL

Der Dichter wartete auf die Revision.

Muskellos hatte er nach der Verhandlung den Saal verlassen, sich in der Zelle langsam, gestorben auf die Pritsche gesetzt. Die Schritte des Wärters verhallten.

Da glimmte im Dunkel einer ungeheuren Ferne ein Lichtchen auf, zog als immer riesenhafter werdende Flamme auf ihn zu. Und der Dichter wurde wieder lebendig, brach los von der Pritsche, stand. »Da wird alles anders kommen, bei der Revision,« rief er, sprach weiter, erregt und begeistert mit den Händen mit, dachte alles herbei und schritt dazu schnell vom Fenster zur Tür, hin, her.

Oft stand er mit einem Ruck. Die Augen halb geschlossen, umfaßte er einen Punkt des kommenden Revisionsprozesses, lief weiter, unaufhörlich. Tagelang.

Nur in seinen Träumen wurde das Urteil entsetzlich an ihm vollstreckt. In den folgenden Nächten wieder. In einer Nacht siebzehnmal. Dabei sah er auf dem Dache des Justizgebäudes als Lichttransparent das Wort »Training« verlöschen ... aufleuchten.

Sofort nach dem Erwachen fuhr er in die Sträflingskleider. Und rannte beschäftigt und ausgefüllt auf und ab. Kam ihm, wenn er eben fensterwärts schritt, von der Tür her der Gedanke in den Rücken, in Wirklichkeit hingerichtet zu werden, befand er sich augenblicklich mitten im Revisionsprozeß. Und verteidigte sich glänzend, siegte, und der Vorsitzende rief erstaunt: weshalb haben Sie das denn nicht schon das erste Mal gesagt. Wenn die Sache so liegt, ja dann — — —. Der Dichter war nachsichtig zu den Richtern, erklärte ihnen alles, in beiderseitiger Sympathie.

Aber als der Verteidiger eintrat, wagte der Dichter nicht, ihn zu fragen.

Er fragte ihn noch immer nicht.

»Wie zu erwarten war, wurde die Revision verworfen.« Der Verteidiger sagte auch noch: »Es tut mir leid.«

»So?« sagte der Dichter.

»So?« sagte er, nachdem der Verteidiger schon gegangen war, und zuckte dabei mit dem Kopf nach vorne.

Entkräftet saß er auf der Pritsche. »Das glaube ich nicht,« sagte er und zog den langen Speichelfaden wieder in den Mund zurück. Dann zog er ihn nicht mehr zurück.

Ein Tag wurde so lang wie ein Menschenleben. Der Dichter blieb hocken. Die Zeit stand. Das Herz tat dumpf weh, als wäre jeder Herzschlag ein drückendes Berühren von einem Hammer aus Gummi.

Und in der Nacht schlief er nicht.

Langsam kroch die Morgendämmerung in die Zelle. Er konnte nicht durch sie hindurch atmen. Im Halbschlaf schien sie ihm ein riesengroßes, sich schwer bewegendes, graues Tier zu sein.

Zugleich mit ihr kam der Geschworene lautlos durch die verschlossene Tür, stellte sich in die Ecke und blickte mit seinem einen Auge unverwandt den Dichter an.

»Gut, daß Sie kommen, sonst hätte ich Sie heute noch besucht,« sagte der Dichter. »Denn meinen Traum von heute Nacht muß ich Ihnen erzählen.«

»Deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen. Meine Frau hat mir den Traum ganz falsch erzählt. Sie sagte, es sei eine Eiche gewesen.«

»Nein nein, der Lehrer sagte ja selbst, daß es eine Buche ist. Sonst hätte der ganze Schulausflug keinen Sinn für Achtjährige. Eher für Achtzigjährige. Alle standen im Wald beim Hünengrab. Ich stieg auf die Buche, bis in die oberste Spitze. Aber die dünnsten Zweige trugen mich noch. Ich sah direkt in die Sonne, und sie blendete mich nicht. Ich war wild-glücklich, lachte und sang. Da nahm die gewaltige dunkle Hand mein Herz, stopfte es mir ins Gehirn und schloß meinen Kopf wieder. Von jetzt an fühlte ich das Netz in meinem Gehirn. Die schwarze Kreuzspinne saß in der Mitte. Kam ein Gedanke ins Netz, dann stürzte die Spinne auf ihn los und saugte seinen Sinn aus. Diese zahllosen, ausgesaugten Gedankenleichen verursachten mir

einen unaufhörlichen Druck hinter der Stirne, mit dem ich viele Jahre lang durch eine ungeheuerliche Einsamkeit schwankte. Sie wurde immerzu zerrissen von Kampf- und Notschreien. Und plötzlich geschah das Schrecklichste — mein Wille ging von mir weg, ohne mich zu grüßen. Ich hatte kein Empfinden und gar kein Fleischgefühl mehr; es war mir, als hätte ich Nebel im Gehirn — da packte mich so eine besinnungslose Kinderwut und ich erwürgte im Traum meinen Lehrer... Was sagen Sie dazu?«

»Ihr Wille mochte wahrscheinlich nichts mehr mit Ihnen zu schaffen haben, weil Sie ihm zu bös sind,« sagte der Einäugige. »So habe ich es auch meinem Dienstmädchen erklärt.«

»Ihrem Dienstmädchen hätten Sie das nicht sagen sollen... Die erzählt es dem Vorsitzenden für die Revision.«

»In meinem Hause verkehren viele Willen, auch der Ihre. Deshalb mußte ich es doch dem Mädchen erzählen für den Revisionsprozeß.«

»Dann bin ich verloren.«

»Ja, da Sie im Traum den Lehrer... noch einmal umbrachten, sind Sie natürlich verloren, denn daran bemerkt auch der Vorsitzende, daß das Böse in Ihnen ist... Gegen das Böse können Sie gar nichts tun. Ihr wirklicher Wille hat sich neben meinem Hause eine Villa gebaut. Und Sie grüßt er nicht einmal mehr. Seine Frau hat ein weißes Gesicht und dunkle Augen. Das Schlafzimmer... schön beleuchtet.«

»Und ich werde hingerichtet?« schrie der Dichter und fuhr aus dem Schlafe, denn die Zellentür öffnete sich.

Der Wärter ließ den Einäugigen eintreten und blieb bei der Tür stehen.

Der Dichter sprang auf von der Pritsche. Traumschnell war er in die Wirklichkeit zurückgekehrt, sah den Einäugigen an und dachte ganz langsam: Judas Ischariot kommt zu mir?... Verstanden und doch verraten. »Sind Sie schon länger da?« fragte er mißtrauisch.

Und der Einäugige senkte den Blick, denn der seltene Fall trat ein, daß ein zweiter Mensch einen von so weit hergeholten Gedanken gleichzeitig hatte. »Nein, ich bin eben erst gekommen,« sagte er und dachte — er vergleicht mich mit Judas Ischariot.

Tagelang hatte er sich eingeschlossen, um sich darüber klarwerden zu können, weshalb er den Drang nicht zu überwinden vermochte, den mit seiner Hilfe zum Tode verurteilten Menschen in der Zelle zu besuchen. Auch jetzt, da er bedrückt vor dem Dichter stand, hätte er noch nicht sagen können, weshalb er gekommen war.

»Habe ich Ihnen meinen Traum nicht erzählt?... Ich habe eben im Traum den Lehrer noch einmal umgebracht... Was ist das? In Wirklichkeit würde ich es doch nicht tun. Auch damals habe nicht ich es getan. Der Dämon führte die Hände. Ich bin unschuldig... Ihr ermordet mich!«

Der hat sich diese Theorie nicht angeeignet, um sich durch sie zu retten, dachte der Einäugige. Der Psychologieprofessor hat unrecht. Da stieg zum ersten Male klar die Frage in ihm auf, ob er vielleicht unrecht damit getan habe, einen Menschen dem Tode zu überliefern. »Bin ich deshalb gekommen?« hatte er gefragt, ohne es zu wollen. Erschrocken blickte er den Dichter an, auf dessen verwüstetem Gesicht diese Frage höhnisch beantwortet stand.

»Ich habe umsonst gelebt, denn einstimmig wurde ich verurteilt. Ihre Stimme hat mein Leben nutzlos gemacht... Verstanden und doch verraten. Ein furchtbares Verbrechen.«

Der Kampf zwischen den beiden ging nur um diesen einen Punkt. Noch einmal stieg Kraft im Dichter auf für diesen Kampf.

Da trat ein Mann ein. Das ging alles ohne Worte vor sich. Bei den Schläfen begann er. Dann scherte er von der Stirne weg mit seiner Maschine einige Bahnen bis zum Wirbel. Zuletzt scherte er den Nacken. Ganz kahl. Und ging.

Es fühlte sich kühl an, als der Dichter seinen Nacken berührte. Die Möglichkeit, mit dem Einäugigen zu kämpfen, war weg. Sein Herz wurde groß vor Angst, füllte die ganze Brust aus. Da verzog langsam Hohn sein Gesicht. Die Hand im Nacken, den Blick auf den Einäugigen gerichtet, fragte er, böse lächelnd: »Wie viel wiegt denn so ein abgeschlagener Menschenkopf? Mit allem Fleisch daran? Mit den Lippen? Wenn er noch warm ist... Vier Kilo? Fünf Kilo vielleicht?«

Der Wärter drehte sich zur Wand, stauchte aus einem Fläschchen Schnupftabak auf seinen Daumen, und während er ihn geräuschvoll

in die Nase schaffte, sagte der Dichter bewußt grausam: »Die Kopfkugel stürzt... in den Kasten, schlägt auf... Dann kollert sie und bleibt liegen. Macht noch eine Viertelsdrehung und liegt still... im Profil. Im Profil.« Er nahm die Hand weg vom Nacken und betrachtete seine Finger, sah den Einäugigen an. »Ob dann die Augen zusind? Oder sind sie offen? Blind? Oder sehen sie noch eine Sekunde lang?... Lang. Sie müssen das doch wissen, Sie haben mich ja verurteilt.«

Der Einäugige machte eine Bewegung zur Tür hin.

»Bleiben Sie noch!« rief der Dichter, so flehend, in Angst vor dem Alleinsein, daß der Einäugige stehen blieb und die Verwandlung des Hohnes zum furchtbarsten Entsetzen beobachtete.

»Man sagt, daß das Gehirn von so einem Kopf noch eine Weile... funktioniert. Denkt? Der abgeschlagene Kopf lebt noch eine Weile? Denkt seinen letzten Gedanken zu Ende? Oder kann man einen Gedanken... mit dem Beil entzwei schneiden? Ein Beil kann das nicht!... Sie sind zu mir gekommen, um mir zu helfen. Und können es nicht.«

Der Einäugige sah wie ertappt auf.

Und der Dichter schrie: »Können nicht helfen! Nicht helfen!«

Beide Hände an den Hinterkopf gepreßt, schrie er: »Mit ungeheurer Kraftanstrengung denkt der abgeschlagene Kopf seinen angefangenen letzten Gedanken zu Ende und brüllt allen Menschen lautlos ihre Schande ins Gesicht... Auch Ihnen. Rache! brüllt er. Rache! brüllt der Mund. Und die Gerechten, die herumstehen, hören es nicht.«

Auch der Wärter nahm seinen Schritt zum gefährlich und wild aussehenden Dichter wieder zurück und stand mit dem Einäugigen still, als der Dichter mit ganz veränderter Stimme vibrierend ruhig sagte: »Ich aber weiß — was ein gesetzlich abgeschlagener Menschenkopf spricht wird nie verhallen, wird furchtbar gehört. Seine Worte treiben Rohheit und Rache in die Herzen der Menschen hinein. Ins Sägemehl geflossenes Menschenblut spricht zum noch pulsierenden Blut. Denn alles Menschenblut ist göttlich miteinander verwandt. Und deshalb wird der Mord, den die Gesetzesmänner an mir begingen, sich tausendfältig rächen. Wird tausend Morde erzeugen.«

»Weißt du das? Der abgeschlagene Menschenkopf ist ein furchtbar mächtiger, gefährlicher Kopf. Denn er wird den Menschen ewig sichtbar bleiben, wie er im Profil im Kasten liegt. Die Bestie im Menschen wird mit den gesetzlich abgeschlagenen Menschenköpfen gefüttert... Das ist die Rache des Hingerichteten.«

Sein Gesicht war vom Fleisch abgefallen und spitzig geworden.

Der Einäugige brach sich los von seinem Bann, dachte müde: die Hose ist ihm ja viel zu lang, und erstarrte wieder, als der Dichter sagte: »Die Gerechten, die herumstehen, glauben, ein abgeschlagener Menschenkopf sei ein abschreckendes Beispiel?«

»Glauben Sie das auch?« fragte er, näherte sich dem Einäugigen und blickte ihn an, wie eine Katze den Vogel, der sich nicht zu rühren wagt. »Ich sage dir, mein Blut, wenn es das Sägemehl rot macht, wird das Blut aller Menschen zur Rache zwingen! Denn es ist nur e i n Blut.«

Da warf er die Arme in die Höhe, daß sie in einem Bogen wie über die ganze Welt hin verharrten. Glockenhell rief er: »Und als der erste Menschenkopf gesetzlich abgeschlagen war, wurde es vor Rache dunkel auf der Erde, denn allen Menschen trat das Blut in die Augen, da es sich wieder vereinigen wollte mit dem gesetzlich vergossenen Blut.«

Plötzlich tat er einen wilden Schritt zur Tür hin.

Der Wärter sprang auf ihn zu. Und ließ die Hände wieder sinken, als der Dichter haßerfüllt sagte: »Gehen Sie noch nicht?.. Verräterchen,« sagte er leise und verächtlich.

Da verließ der Einäugige wortlos die Zelle.

Der Dichter wandte sich langsam, gezogen zum Fenster, sah auf den ruhigen Sonnenflecken am Boden und dachte, plötzlich ganz abwesend: die Sonne ist mir ein wunderbarer Vogel, der gestorben daliegt.

Der Wärter fragte: »Also, wollen Sie sie sehen?«

»Da liegt sie und ist gestorben.«

»Ich meinte, Ihre Mutter steht draußen.«

Da machte er eine Bewegung, als versuche er, einer Kanonenkugel auszuweichen.

Und rief in Entsetzen: »Ich kann doch meine Mutter nicht sehen!«

»Sie steht draußen.«

»Ich muß doch meine Mutter noch einmal sehen.«

»Ein kleines Frauchen.«

»Meine Mutter kann ich doch jetzt nicht ansehen!«

»Jetzt ist sie einmal da... Und hat die weite Reise gemacht.« Des Wärters Hände sanken wieder langsam zu den Schenkeln.

»Wann... sterbe ich denn?«

»Ja... das weiß ich noch nicht.«

»... Einmal noch muß ich doch meine Mutter sehen.«

Mit langgezogenem »Ö« schrie er dem Wärter nach: »Halt! Unmöglich!«

Da stand sie unter der Tür, mit ihrer schwarzen Mantille, einem Kapotthut, der mit Bändern unterm Kinn festgebunden war. Wie ihre vergrößerte Photographie, die der Dichter schon als Kind gekannt hatte. Nur das gestickte Reisesäckchen war nicht mit auf dem Bilde.

Das kann doch auch der Teufel nicht wollen, dachte er und wollte zurückweichen, ging auf sie zu, da sie sich ihm näherte.

»Ja, was soll ich sagen,« sagte sie, hielt ihm die kleine, abgestumpfte Hand hin, und er sah die neuen, ganz besonderen Falten an, die sich in diesen Wochen in ihrem Gesicht gebildet hatten. Auch ihre Kopfhaltung und ihr klagender Blick drückten aus, daß die Hoffnung, ihm helfen zu können, in Machtlosigkeit und Qualen gestorben war.

»Bist müde?« — Das ist nicht das Richtige, dachte er sofort.

»Ja, ich setz mich ein bißchen daher.« Sie drückte erst vorsichtig auf die Pritsche und setzte sich dann auf die Ecke.

»Wie geht's dem Vater?«

Da sah sie wieder auf die Hände in ihrem Schoß. »Och, wenn der nur seine Zeitung hat... Grüßen läßt er dich.« Die Tränen tropften nacheinander auf die braunen Handrücken hinunter.

»Grü... grüß ihn auch.« Er konnte nicht weinen.

»Er hat g'sagt: hundert Mark hätten wir auch noch für dich aufbringen können.«

»So,« sagten seine Lippen.

»Gelt, deswegen hast du's nicht getan,« sagte sie tonlos. »Er war ja nie sehr g'scheit... so lang ich ihn auch kenn. Ich glaub, es ist halt dein Schicksal... Aber an Gott glaub ich nimmer. Hab gebetet.

Umsonst.« Auf die Handrücken tropften ununterbrochen langsam Tränen, die sie manchmal mit der Handfläche abwischte, ohne hinzusehen.

»Die Leute sagen, oft tät's was helfen, wenn man sich vor den Wagen des Kaisers wirft.«

Er beobachtete ihr Weinen und wartete darauf, daß sich wieder der Tropfen von den Wimpern löste und fiel, wunderte sich, daß ihre Stimme nicht gebrochen klang, und dachte, sie hat sich schon daran gewöhnt, während des Weinens zu sprechen.

»Aber der Kaiser ist verreist. Ganz weit in Dänemark... Das ist im Norden.«

Allmählich hatte sich im Dichter der das Weinen verhindernde Druck verteilt.

»Einen Brief hab ich ihm geschrieben... Aber ob ihn der Kaiser kriegt hat?«

Da fiel sein Gesicht in ihren Schoß. Die angesammelten Tränen vieler Jahre kamen in Fluß, getrieben und gestoßen von brüllendem Heulen.

Einige Male strich sie schnell über seinen Hinterkopf und hielt sofort wieder den zuckenden Körper fest.

Den beiden gegenüber lehnte der Wärter an der Wand, die Hände am Rücken, und sah zu Boden.

»Ganz kahl geschoren hast du dich?« sagte sie und streichelte im Kreis.

Mit einem Ruck hob er das verheulte Gesicht: »Geh jetzt, Mutter, geh jetzt!« Und stand auf.

»Dann geh ich halt,« sagte sie erschrocken und sah ihn an.

»Geh!« klagte er.

»Jesus, ich geh.« Sie lief gleich zum Reisesäckchen, sah ihren Sohn an und sagte ängstlich: »Aber die Pritschen sollen ja so hart sein,« öffnete das Säckchen und zog ein kleines, weißes Kissen heraus. »Legst dein' Kopf da drauf... Es ist ganz frisch überzogen... Ich geh schon.«

Mit letzter Gewalt zwang er sich, ruhig das Kissen zu nehmen.

»Dann halt adjö... Jetzt sterb ich halt auch.« Da lächelte sie wunderbar.

Der Wärter wippte sich los von der Wand.

»O du gute Mutter, o du gute Mutter,« konnte der Dichter sagen und auch lächeln.

»Och, du lieber Gott,« sagte sie unter der Tür, »du lieber Gott,« und trippelte hinaus.

Er sah auf die verschlossene Tür, setzte sich auf den Boden. »Da, da, da.« Bei jedem »Da« sank sein Kopf tiefer zwischen die Knie. »Tatataratata.«

So blieb er hocken.

Der Einäugige lief in den Gängen des Zuchthauses umher und kämpfte mit sich, um seinen Entschluß zu fassen, bevor er hinaus in die Helle trat. Manchmal blieb er stehen mit seinen Gedanken und sagte immer wieder dieselben Worte: »O ja, natürlich, ich muß mich entscheiden — ein Lump mit leichtem Gewissen werden, oder die Konsequenz ziehen... Die Konsequenz,« wiederholte er langgezogen.

Seitdem er die Zelle verlassen hatte, deckte sich sein abstrakt zu denken fähiges Gehirn glatt mit einem neuen, tiefen Verantwortungsgefühl, das der Dichter angesprochen und herausgefordert hatte. Er schob die Tatsache, daß er dem Gesetze nach dem Dichter gegenüber im Recht blieb, als vollkommen nebensächlich zur Seite, und war bemüht, sich sein Problem klarzustellen.

»Die anderen Elf sind überzeugt, im Recht zu sein. Dann sind sie ja für sich im Recht... Gut für sie. Aber ich, ich habe da etwas erkannt... nur ein bißchen zu spät, ein bißchen zu spät. Würde jetzt nicht mehr dazuhelfen, daß von einem Menschen... einem Menschen der Kopf heruntergeschnitten wird. Hab aber dazu geholfen. Was ist da zu tun? He?«

Automatisch blieb er vor des Oberstaatsanwaltes Tür stehen. »Umsonst, es wird zu spät sein.« Und trat ein.

»Ja, das vom Herrn Verteidiger eingereichte Begnadigungsgesuch ist abgelehnt. Bitte.«

»So?«

»Nein! Da ist nichts mehr zu machen.«

»Und wenn... wenn aber:..«

Schon mit der höflichen Abschiedsverbeugung: »Und wenn die ganze Welt einstürzt.«

»Dann ist... meine eingestürzt.« Die geölte Tür schloß sich sanft hinter dem Einäugigen. »Keine Hilfe mehr?«

Die Mutter trat aus der Zelle. »Wo ist denn der Nausgang, Herr?«

Er blickte sie abwesend an, nickte langsam: »Gibt keinen.« — Ich, für mein Persönchen, fühle mich ein bißchen schuldig, daß der hingerichtet wird... Daß der hingerichtet wird —.

»Geht's da naus?«

»Ja, da hinaus. Sie sind die Mutter? Wie?«

»Och, du lieber Gott.« Ihr jetzt schlaffes Reisesäckchen streifte am Boden, als sie den dämmerigen Gang entlangtrippelte.

»Nur nicht ausweichen, das ist die Mutter.« Er fühlte, wie die Last sich vergrößerte, und ging neben der Mutter her.

Auch noch auf der Straße, wo die Automobile sausten. Wenn sie stehen blieb, um einen Übergang zu gewinnen, blieb auch er stehen. »Und der bleibt zurück in der Zelle... bis ihm der Kopf abgeschnitten wird. Das soll abschrecken. Zweck. Hauptzweck.« Da empfand er tief, daß Roheit nie das Gegenteil, sondern Roheit erzeugt und deshalb nicht abschrecken kann. »Wird tausend Morde erzeugen, hat er gesagt. Und tausend ungerechte Richter... Ungerechte Richter. Das ist mein Fall, sieh mal.«

»Soll ich's Ihnen tragen?«

Sie gab ihr Reisesäckchen nicht her, nahm's zur Brust hoch.

Und wie steht's da mit dem andern Hauptzweck, nämlich, daß sich die Gesellschaft schützen muß?. . So gut sie kann, habe ich gesagt, dachte er und sah in die Luft. »Da Roheit — Roheit, und Hinrichtungsmorde — Hinrichtungsmorde erzeugen?«

Jemand grüßte ihn tief, er bemerkte es nicht. »Die Ursachen der Roheit, der Morde wegräumen, hat er gesagt, denn sonst wird weitergeköpft, noch in hunderttausend Jahren... Und jetzt wird er geköpft. Und ich?... Ich bin sein Judas Ischarioth.« Er fühlte eine schmerzliche Heiterkeit in sich entstehen, wie Menschen sie empfinden, die endlich entschlossen sind, etwas Unabwendbares, Schweres auszuführen.

So sah er auf die Mutter hinunter.

Die humpelte eilig quer übers Asphalt. Das Auto war in voller Fahrt. Der Chauffeur wich nach rechts aus, sie gleichfalls. Die Gummi schleiften und rauchten, als er den Wagen scharf nach links riß — während sie gleichfalls nach links sprang, und er zugleich mit ihr wieder die rechte Seite zu gewinnen suchte. Hin. Her. Zuletzt konnte sie nur noch den Oberkörper nach links und nach rechts schwenken, immer in der Richtung des zickzackfahrenden Autos — da setzte der Einäugige auf sie zu — und sie schwebte am Leib des Einäugigen knapp vor dem Auto in Sicherheit. Jetzt erst schrien die Passanten erschrocken auf. Und der Wagen war schon um drei Häuser weiter, ehe ihn der Chauffeur zum Stehen bringen konnte.

»No, jetzt so was,« sagte sie. Sofort kehrten ihre Gedanken zum Sohn zurück. Sie murmelte: »Och, du lieber Gott,« und wollte weitergehen, da wurden ihre Knie weich.

Der Einäugige rief nach dem Auto. Der Chauffeur entschuldigte sich.

»Ja, mit so was fahr ich nicht.«

Er mußte eine Droschke nehmen.

»Jetzt wär ich tot,« sagte sie im Wagen. »Wär's vorbei.«

Hab ich zum Ersatz seine Mutter gerettet... Nein nein, das ist ganz ohne Belang. »Ganz ohne Belang,« sagte er und machte eine Handbewegung.

»Mir wär's lieber.«

Er dachte — schon allein deshalb.

»Sind Sie einer vom Gericht, Herr?«

»Da haben Sie ihm unrecht getan, groß unrecht,« wiederholte sie, als sie, vom Einäugigen halb getragen, die Treppe zu seinem Arbeitszimmer hinaufstieg.

»Das weiß ich besser.« Sie saß im Lehnstuhl, das Reisesäckchen vor den Füßen. »Ich hab ihn doch aufgezogen, Herr.« Sie besann sich, während er auf der Spiritusflamme zwei Eier für sie kochte, und sagte: »Wissen Sie, wie er ist?... Ritterlich ist er, ritterlich.«

Ich auch, dachte er und lächelte wie ein Knabe von hundert Jahren.

Das Arbeitszimmer stand voll Reagensgläser, Meßzylinder, Kolben, Apparate, Bakterienbrutöfen, unter denen die blauen Gasflämmchen gleichmäßig brannten. Hinter einer spanischen Wand stand ein großer

Röntgenapparat. Der Gelehrte beschäftigte sich hauptsächlich mit bakteriologischen Experimenten und führte nur nebenher seine Arztpraxis weiter. Es war warm wie in einem Bad und roch nach Medizin.

Der Einäugige sah in den Kochtopf, sah den Dichter. Das Wasser warf schon Bläschen.

»Wenn Sie die Eier mit kaltem Wasser zugesetzt haben, dann sind sie wachsweich, wenn's Wasser kocht, ja... Och Gott.«

»Mit diesem Bewußtsein weiter Menschen behandeln, essen, spazieren gehen?« Ein Gefühl lief ihm durch den ganzen Körper. Er machte eine bejahende Verbeugung vor der Konsequenz. »Seine Stimme geben ist leicht, geht schnell, ist Leichtsinn... aber mit dem Beil einem angeschnallten, wehrlosen Menschen auf den Nacken schlagen, — — — Zum mindesten müßte jeder, der einen Menschen zum Tode verurteilt, dazu bereit sein, ihm selbst den Kopf mit dem Beil abzuhauen... Aber da wäre er kein Mensch, und es wäre genau so richtig, wenn der Hinzurichtende... ihm den Kopf abschlüge... Und dann, das wird ja ganz zur Nebensache — ob der Dichter mit seiner Auffassung recht hat oder der Staat mit seiner. Auf keinen Fall darf einem Menschen gesetzlich der Kopf... der Kopf abgeschlagen werden.«

»Jetzt sterb ich halt auch... Ich hab ihn doch geboren. Hätt ihn nicht in die Welt setzen dürfen, Herr.«

»Sieh mal an,« sagte er glanzvoll, »wie wunderbar sie das Problem der Verantwortung löst.« Wieder lief ihm ein Gefühl durch den Körper, das den letzten Widerstand auflöste. Dann wurde er ruhig.

Während sie die Eier aß, schrieb er auf einen Zettel, kein Mensch habe das Recht, einem Menschen den Kopf herunterschlagen zu lassen. Das sei ihm furchtbar klargeworden. Er wolle mit dem Bewußtsein, einem Menschen den Kopf heruntergeschlagen zu haben, nicht weiter leben.

Sie war aufgestanden. Und hatte ihr Säckchen in die Hand genommen. »Was mach ich denn? Was mach ich denn?« fragte sie vor sich hin.

Er beauftragte seinen Diener, die Mutter zur Bahn zu bringen.

Unter der Tür sagte sie: »Och, du lieber Gott. Was mach ich denn... krieg ich denn den Zug noch.«

»Sie wird's vielleicht weiterschleppen,« sagte er, als sie gegangen war, »noch ein paar Jahre,« und ging zum Giftschrank, nahm die Morphiumschachtel heraus.

Gedankenabwesend öffnete er den Brutofen, in dem er Typhusbazillen züchtete, und schraubte die Gasflämmchen kleiner, als er auf dem im Ofen hängenden Thermometer bemerkte, daß die Temperatur zu hoch war.

Dann nahm er den Zettel vom Schreibtisch und verbrannte ihn an der Gasflamme.

Er fand keinen zweiten Löffel, säuberte den, mit dem die Mutter Eier gegessen hatte, ließ Wasser in das Glas laufen. Automatisch kontrollierte er noch einmal die Temperatur im Brutofen, nahm eine Zuchtplatte heraus und betrachtete das gefärbte Bakterienbild, schraubte die Gasflämmchen wieder um eine Kleinigkeit höher.

Als er dann, mit der Schachtel in der Hand, vor sich hin sah, empfand er nicht das leiseste Körpergefühl, gab mit dem Löffel das Morphium ins Wasser, trank es aus und setzte sich in den Lehnstuhl.

Das Herz begann stark zu klopfen. Er legte beruhigend die Hand darauf, schloß langsam die Augen; die Atemnot ging schnell vorüber. Eine wunderbare Freude zog in ihm ein, verband ihn mit dem Dichter, der ihn in freudigem Staunen ansah.

Ihre Unterhaltung war, jenseits aller Logik, blitzend und neu. Sie allein standen leuchtend hell, von schwerem Dunkel umgeben. Ihre hellen Hände sprachen mit. Da sahen sie einander noch einmal herzlich an, mit einem jenseitigen Lächeln der ungeheuersten Lust. Dann empfand der Einäugige sanften, wiegenden Frieden und schlief ein.

Zur selben Zeit, da der Wärter das Essen in die Zelle brachte, wurde der Einäugige tot in seinem Lehnstuhl gefunden. In den Zeitungen stand, der bekannte Forscher habe sich vermutlich deshalb das Leben genommen, weil er den Verlust seines Auges nicht verschmerzen konnte.

»Er weiß vielleicht gar nichts davon,« flüsterte der Dichter im Rücken des Wärters, »aber ich sah es seinem Gesicht an, daß er denkt: zu was denn dem noch Essen geben.«

Auch an der Art, wie er das Geschirr auf den Tisch stellte und

auf die Tür zuging, glaubte der Dichter zu bemerken, daß der Wärter es für überflüssig hielt, ihm noch Essen zu geben.

Der Wärter war schon sehr alt und sprach selten ein Wort.

»Wann . . . ist es denn?«

»Was?«

». . . Wann?«

»Morgen früh.«

»Morgen . . . früh?«

»Essen Sie, das ist Blumenkohlsuppe. Meine Frau hat sie gekocht.«

»Blumenkohlsuppe.«

»Essen Sie. Die ist gut.« Der Wärter ging.

Der Dichter sah auf die Suppe hinunter, zum Fenster, auf die Suppe hinunter. »Die esse ich morgen früh,« sagte er und lachte schallend. Entsetzt schnellte er herum: »Was! War da jemand?« Da zog er den Kopf ein, stand eine Weile so, ohne zu atmen, und brüllte mit der Luft, die endlich aus seinem Munde fuhr: »Ich werde nicht irrsinnig!« stellte sich mit dem Gesicht gegen die Wand und sagte zu sich und zur Wand: »Ich werde nicht irrsinnig. Ich werde nicht irrsinnig.« Seine Kinnbacken mahlten.

Mit all seiner Kraft, mit angespannten Muskeln zwang er sich, die Blumenkohlsuppe zu essen.

ACHTES KAPITEL

Es war drei Uhr früh. Für sechs Uhr war die Hinrichtung angesetzt.

Die Zelle war schmal wie ein Gang. Die Machtlosigkeit hatte den Dichter an die Mauer gestellt. Bauch, hochgestreckte Arme und die gespreizten Hände gegen die Mauer gepreßt, den Kopf tief im Nacken, sah er empor, riß die Arme herunter, schnellte herum, sank in Kniebeuge und begann zu schreien. Den Körper allmählich dabei aus der Kniebeuge in die Höhe drückend, schrie er immer lauter, ging zum Brüllen über, brüllte einen Ton, solange ein Atemzug reicht, wild, jammervoll und brach jäh ab, gereckt auf den Fußspitzen stehend, die Finger fast bei der Decke.

Der Priester trat ein.

Der Dichter stürzte auf ihn zu und in die Knie. Die gefalteten Hände vor der Brust verkrampft, sagte er: »Helfen.«

Der Priester sagte: »Der liebe Gott. Er hilft,« und kniete auch nieder.

Schweigend und unbeweglich knieten sie einander gegenüber, daß ihre gefalteten Hände sich berührten.

»Was denn?« fragte der Dichter irr.

»Der liebe Gott.«

»Gott?... Weg!« brüllte er. »Keine Zeit! Keine Zeit!... Helfen!... Hn?« Und sprang auf. Regungslos sah er zur Wand, ohne etwas zu sehen, hatte die Empfindung, als überzögen sich seine Augen mit einem milchigen Häutchen. Und blickte nach innen, sah eine hügelige Flußlandschaft: es ist Sommer, früheste Morgendämmerung. Dämpfe steigen vom Wasser auf, von den Wiesen. Ein Floß gleitet langsam den Fluß abwärts. Der Flößer, nur in Hose und Hemd, mit breiter vorgewölbter Brust, läßt den Fahrbaum ins Wasser gleiten und geht, die Brust gegen ihn gestemmt, ein paar Schritte mit. Bis er hochgehoben wird und, mit der Brust auf der Fahrbaumkrücke liegend, frei in der Luft schwebt. Dabei singt er laut in den erwachenden Morgen hinein.

Der Dichter blickte auf das Bild aus seiner Jugend. Plötzlich sang er schallend das Flößerlied:

»Der Fluß ist meine Eisenbahn,
Die Stämme das Kupee.
Ich lege bei den Wiesen an,
Wo ich ein Mädchen seh.

Schwarz muß sie sein!
Braun kann sie sein!
Und wenn eine Blonde am Ufer steht
Und wenn sie auch nicht mit dem Sacktuch weht — — —
Ich falle ein.«

»Heilige Maria, Mutter Gottes, du bist die Gebenedeite unter den Weibern,« betete der erschrockene Priester lauter und flehend.

»He?« lachte der Dichter wild. »Denn verflucht ist die Frucht aller Weiber!«

Da lag er vor dem Priester auf dem Bauch, wie ein Knabe, der Verstecken spielt, und fragte kindlich, ob der Priester die Kleider mit ihm wechseln wolle.

Unvermittelt wurden seine Sinne wieder klar. Und als er aufgestanden war, glänzten seine Augen mild, wie wenn ein Lichtschein auf Öl fällt. »Jetzt ist es drei Uhr,« sagte er unendlich traurig, »vier Uhr vielleicht? Vier Uhr? ... Ich sehe alles. Ich kann Häuser denken, einen grüßenden Mann, einen Käfer, ein Kind, das Butterbrot ißt. Und um sechs Uhr? Was ist dann? Sag, was ist dann? Ruhe? ... Ruhe ist etwas. Wird gar nichts sein? Gar nichts? ... Ich werde um sechs Uhr ermordet! Da bin ich doch schon tot. Jetzt schon tot. Lebe ... und bin schon tot. Unverhoffter Mord ist wunderbarste himmlische Güte ... Ich werde um sechs Uhr ermordet!«

Er sah durchs Fenster zum schon leise dämmernden Himmel und sagte: »Die Jesus Christus ermordet haben, waren gütig. Gütig verhöhnten sie ihn: wenn du Gottes Sohn bist, so steige herab vom Kreuz und wir wollen dir glauben ... Eine Hoffnung höhnten sie ihm hinauf zum Kreuz. Er hat hoffen dürfen bis zum letzten Augenblick. Ich sehne mich nach seinen Qualen ... Ich werde um sechs Uhr ermordet!«

Plötzliche Wut riß ihn herum. Zum betenden Priester, der entsetzt zurückwich: »Gehen Sie,« sagte er verhalten drohend.

Der Priester streichelte dem Dichter vorsichtig milde den Arm.

»Gehen Sie!« brüllte er einige Mal schnell hintereinander, die Fäuste an die Schläfen gepreßt. »Keine Zeit! Zeit!«

Der Priester erhob sich unschlüssig, suchte nach einem Gruß, fand keinen. Und ging ohne Gruß. Vor der Tür sagte er verwirrt: »Guten Morgen.«

Der Dichter stand einen Augenblick in fassungslosem Staunen, das jäh ein Grauenschauer verdrängte, als die Tür ins Schloß gefallen war. Ratlos sah er an der Wand aufwärts zur Decke, an der Längswand entlang zum Fenster, ohne den Körper mitzudrehen, bis er das Gleichgewicht verlor und fast gestürzt wäre. Dann setzte er sich, legte die Arme verschränkt auf den Tisch und ließ langsam und sanft den Kopf darauf nieder.

Es war noch kein Ton zu hören im ganzen Gebäude. Keine Uhr schlug. Der Nachthimmel war schon grauer geworden.

Die Todesfurcht hielt des Sitzenden Rücken krumm gebogen. Die Luft hinter ihm, der Gefängnishof, die ganze Erde hob das Beil und hielt es erhoben.

Die Augen stier offen, legte er ganz langsam den Kopf mit der Wange auf die Tischplatte, um die Stellung zu probieren. Der Gedanke, die Wange müsse furchtbar geprellt werden, ließ ihn den Kopf schnell auf die andere Seite legen und so den Hieb erwarten. Der Hieb kam nicht. Da brach erleichternder Schweiß aus, weil der Hieb nicht kam. Und der Dichter war überzeugt, daß der Hieb überhaupt niemals komme, daß einen Menschen der Kopf nicht abgeschlagen würde. »Den ganzen Kopf abhacken? Da es doch... Goethe gibt und Straßenbahnen. Das kann nicht sein. Kein Mensch gibt sich dazu her, mit dem Beil einen Menschenkopf herunterzuschlagen. Da würde ja niemand dabei zusehen wollen. Was würden die Mütter und Frauen von den Menschen sagen, die dabei zusehen. Was würden die Zuschauenden für Väter sein zu ihren Kindern... Es wird ganz anders vor sich gehen. Auf einmal werde ich tot sein.«

Als er aufstand und sich das in den Kopf gestiegene Blut verteilte, packte ihn wieder die Gewißheit.

Es war ganz still. Der Dichter wußte nicht, ob es noch eine Stunde, zwei Stunden, zehn Minuten bis dahin waren. »Was denn?« fragte er. Es blieb still. Da sah er zum Fenster. Der Ausschnitt des Fensters war rosenrot, von den Gitterstäben durchkreuzt. Unbeweglich blickte er auf das unbewegliche Rosenrot.

Ganz von fern, noch kaum hörbar, erklang ein Räderknirschen, wurde deutlicher, zum eintönigen Klappern eines Wagens auf dem Pflaster, er konnte den Hufschlag der schweren Pferde unterscheiden. Fast unter seinem Fenster hielt der Wagen, in dem die Hinrichtungsrequisiten waren. Er hörte die Pferde einige Mal stampfen. Dann war es still. Eine Männerstimme sagte etwas. Er hörte ein Brummen als Antwort, das Abladen, und flüsterte: »Die unschuldigen Pferde — die unschuldigen Menschen.« Mit einem furchtbaren, wortlosen Schrei schnellte er herum.

Der Wärter trat ein. Und brachte dem Dichter etwas Stärkendes zu trinken. Eine Auswahl auf einem Tablett: Tee, Schokolode und eine halbe Flasche Wein. Unterm Arm trug er ein frisches, noch

warmes Weißbrot. »Trinken Sie lieber Rotwein?... Das brauchen Sie nur zu sagen.«

»So?« sagte der Dichter und bewegte sich rückwärts gehend bis zur Fensterwand, preßte sich dagegen an wie ein Kind, das nicht essen will. »Ich soll das trinken?« sagte er, ohne die Hände von der Wand zu lösen. Jetzt nahm er eine weg und deutete: »Da hinein? Zum Mund?... Und später? Was wird damit?«

Der Wärter goß das Glas voll Wein, hielt es gegen das Licht und stellte es auf das Tablett.

Plötzlich wurde dem Dichter die Schädeldecke kalt. Er griff sich an den Hals. Mit beiden Händen befühlte er das Fleisch. »Den Hals durchschneiden? Den ganzen Hals?... Diese dicke Stange Fleisch durchhacken?«

Der Wärter legte das Brot gerade. »Es ist noch warm,« sagte er.

»Den Kopf... wegschneiden? Den ganzen Kopf!... Mit den Augen... Die ganzen, lieben Augen? Das... kann... nicht... sein. Nein nein nein nein nein!«

Da lag er auf den Knien und umklammerte die des Schließers. Mit hoher Stimme in kindlichem Tonfall: »Ich will brav sein... erschießen, ins Herz. O wie gut... Gebt Gift. Ich will es brav austrinken.«

Der Schließer machte sich los und sagte, das sei bald vorüber. Er solle sich halt zusammennehmen, da helfe alles nichts.

Schnell schob er das Tablett in die Tischmitte, weil der schwankend aufstehende Dichter es sonst mit seiner Achsel heruntergeworfen hätte.

»So? Hilft nichts?« Etwas zog seinen Blick zum Fenster. Die Sonne griff um die Eisenstäbe herum, legte sich aufs Fenstersims und platzte auf das Nickeltablett, ein dünner Strahl blitzte an der Wand hinunter, schräg über den Zellenboden und verfing sich in der Ecke.

»Wie... viel... Uhr... ist es denn... jetzt?«

»Dreiviertel sechs... Trinken Sie vielleicht doch lieber Rotwein?«

»Sechs!« Da verwirrte sich in seinem plötzlich heiß werdenden Gehirn der Begriff von Uhr und Ur, von Ursache und Zeit. Er sagte in entsetztem Staunen: »Ursache ist... Uhrsache.« Langgezogen, immer wilder anschwellend, brüllte er: »I.....i!«

Seine Wangen wurden sichtbar schmal, denn seine Augen öffneten sich weit. Er sagte nachdenklich: »Zeit ... Uhr ... Ursache,« dachte angestrengt nach, und sein Gesicht begann, zu strahlen, als habe er nach vielen Jahren eine Lösung endlich gefunden. Verklärt sah er den Schließer an: »Das ist ja wunderbar. So wunderlich einfach — Zeit und Uhr gibt Ursache,« rief er. »Ah! ... Zeitursache!«

Er trat zur Wand, streichelte schmeichelnd den Sonnenstreifen, bewegte den Zeigefinger hin und her und sagte: »Zeitursache ... Schwarzwälderuhr ... Perpendikel dikel dikel tom.«

»Glauben Sie, daß gegürtete Schmerzen fett sind?« Er hob das kleine, weiße Kissen vom Boden auf und hielt es dem Schließer hin: »Legen Sie dann dem seinen Kopf da drauf und schicken Sie ihn meiner Mutter als Paket. Die Pritschen sollen ja so hart sein ... Zeitursache.«

Der Schließer sah auf die Uhr und ging zur Tür, blieb stehen, und ein schon einmal entsendeter Blick schien wieder in seine Augen zurückzukehren, als er den Dichter ansah. »In dreißig Jahren mein Siebzehnter ... Irrsinnig wurden sie doch alle in der letzten Nacht ... bevor sie hingerichtet wurden.« Er ging noch einmal zur Pritsche zurück, klappte sie in die Höhe. »Der eine frißt eine ganze Gans auf aus Irrsinn, der andere beichtet — aus Irrsinn, der dritte tobt, einer ist still wie ein Kind — auch nur aus Irrsinn. Und der hier findet sich ein Wort und glaubt, das hilft ihm ... Vielleicht hilft's ihm.« Er verließ die Zelle.

»Gegürtete Schmerzen sind fett. Aber was ist das: eine nackte Negerin reitet auf einem schneeweißen Pferd, und neben ihr reitet ein nacktes weißes Mädchen auf einem schwarzen Pferd. — Das kann man sich gar nicht gleichzeitig vorstellen.«

»Geht nicht? — Negerin auf Schimmel,« deutete er und kniff die Augen zusammen, »nacktes weißes Mädchen auf Rappen. Ja, natürlich, das ist Zeit ... ursache.« Erleichtert atmete er auf.

Da sahen seine Augen die allen bösen Ursachen entstiegene, einfache Stadt. Wunderbar breite Straßen, rosa Marmorhäuser von ziselierten Säulen flankiert, mit flachen Dächern. Weite Plätze von ungeheurer Flachheit und herrlicher Säulenarchitektur. Viele Statuen nackter Mädchen stehen auf hohen Postamenten. Eine Schar vierzehn-

jähriger Mädchen mit nackten, sonnenbraunen Oberkörpern, Knieröckchen und Sandalen, radeln die glatte Straße hinunter, mit lachenden Backen, und verschwinden. Die Straße ist leer. Leises silbernes Singen ertönt.

Er lächelte selig. »I streun jetz e bißle am Wasser rum.«

Der Schließer trat wieder ein. Mit ihm ein zweiter Schließer, der Priester, der Staatsanwalt, noch eine Anzahl Menschen, so daß die schmale Zelle plötzlich voller schwarz gekleideter Männer war. Bei der Tür stand der junge Offizialverteidiger mit frischem Gesicht, den glänzenden Zylinder in der Hand.

Der Dichter stand auf, machte den Eingetretenen eine höfliche Verbeugung, lächelte, ging auf sie zu, und streckte ihnen beide Hände herzlich zum Empfang hin.

Die Schließer drehten sie nach hinten und legten die Handschellen daran.

Der Dichter ließ es lächelnd geschehen, sprach unterdessen seitwärts zum Staatsanwalt gewandt: »Bitte, entschuldigen Sie nur, daß damals...«

Der Staatsanwalt verbeugte sich und sagte errötend: »Bitte?«

»Nein nein! Entschuldigen Sie... Sie sind natürlich vollkommen unschuldig. Das Ganze ist ja nichts weiter als Zeitursache.«

Er wies mit schiefgeneigtem Kopf fragend zur Tür und ging voran.

Durch die Gänge, die von roten Gasflammen schwach erleuchtet waren. Niemand sprach ein Wort. Nur das vielfüßige Getrampel war hörbar.

Der Dichter mußte die Augen schließen, niemand sah, daß er über die Frühlingssonne heiter lächelte, die den ganzen Gefängnishof erhellte.

Der kahle Psychologieprofesser strich sich über den Kopf, als er aus der Tür in den Hof trat, und setzte seinen Zylinder auf, denn es war trotz Sonnenscheins morgenkühl. Er war der einzige von den Geschworenen, der sich als Zeuge für die Hinrichtung gemeldet hatte.

Während der Urteilsverlesung blickte der Dichter interessiert das Beil auf dem in der Sonne stehenden Block an, der einen blauen Schlagschatten warf. Wo das fünfzig Pfund schwere Beil am Ende

des langen, weißgescheuerten Buchenstiels begann, war es schmal, dann lud es in edlem Schwung halbmeterbreit aus.

Der Priester kniete in der Nähe des Blockes und betete leise, tief zur Erde gebeugt.

Der Scharfrichter, im Frack und weiß behandschuht, nahm das Beil vom Block, hing es in sein Ellbogengelenk und trat einige Schritte zurück. Da sah der Dichter, daß der Block eine Höhlung hatte für das Gesicht, damit nur der Hals des Hinzurichtenden auflag, und sagte nachdenklich: »Die Nase muß ihm trotzdem zerquetscht werden.«

Über seine Stirne wetterleuchteten ferne Gedanken.

Mit einem Ruck wandte sich der Psychologieprofessor gerade noch zeitig genug um und verließ eilig die Richtstätte.

Für ihn stellte sich ein Gefangener als Ersatzzeuge ein — dumpfes Gepolter ertönte aus einer Zelle des zweiten Stockes, wo ein wegen Doppelmord angeklagter Sträfling mit einem Riesensatz versuchte, das Fenstergitter zu haschen, und immer wieder zurückfiel. Bis es ihm endlich gelang. Sein bärtiges Gesicht zitterte vor Anstrengung, da er sich ständig in ausgeführtem Klimmzug halten mußte, um die Hinrichtung mit ansehen zu können.

Frauen können verlangen, daß sie auf dem Rücken liegend hingerichtet werden... und Männer auf dem Bauch, dachte der Dichter.

Alle hatten die Zylinder abgenommen.

»Jetzt?« fragte der Dichter neugierig, als die Gehilfen auf ihn zutraten.

Tiefes Nachdenken verschönte seine Augen. »Ich möchte wissen, ob die Herren auch heute Mittag den Suppenteller gewohnheitsmäßig mit der zusammengerollten Serviette auswischen.«

Ein Automobil fuhr sehr schnell in den Hof. Die Wachen am Tor glaubten, es gehöre dem Staatsanwalt. Der glaubte, es gehöre einem der Zeugen.

Die Gehilfen packten den Dichter an den Schultern. Er sah sie erstaunt lächelnd an, weil sie ihm wehtaten. Dann preßten sie sein Gesicht in die Höhlung.

Er roch etwas Süßsäuerliches, bekam keine Luft mehr. Plötzlich wurde er noch einmal klar, wußte, was mit ihm geschehen sollte. Da sammelte sich alle Kraft seines Lebens in den Schultern. Die Helfer wurden hin- und hergeschleudert. Sein Gebrüll zischte aus

der Höhlung heraus. Ein Helfer glitschte aufs Knie, seine Lippen verschwanden vor Kraftanstrengung.

Die Zeugen rührten sich nicht.

Der Scharfrichter nahm das hocherhobene Beil wieder zur Brust. Es gelang dem Dichter, das Gesicht aus der Höhlung herauszubringen — sein wortloser Brüllton prallte gegen die Gefängnismauern. Die Helfer knallten sein Gesicht wieder in die Höhlung zurück. Der Nacken krachte. Das Gehirn des Dichters begann, im Kopf zu kreisen, schnellte einen wirren Gedanken ab. Er wollte noch überlegen, ob vielleicht die Gewohnheit schuld an allem sei. »Ist alles nur Gewohnheit?« Da stürzte das Blut schon vom Halsstumpf weg, in großem Bogen sich selbst nach, entsetzt, als wolle es sich wieder in den Körper zurückholen. Das Sägemehl wurde rot.

Der Kopf fiel in den Kasten, kollerte und blieb liegen, machte noch eine Viertelsdrehung und lag still, im Profil.

Erschrocken hoben die Zeugen die Gesichter, horchten auf den gurgelnden Ton, den das Stimmband des Dichters noch abgab. Der Ton klang wie ein Wort.

Da zuckten alle Köpfe nach der Seite herum und in die Höhe, wo das Gesicht des immer noch im Klimmzug hängenden Doppelmörders zitterte. Der rief noch einmal: »Bravo!« Dann verschwand das Gesicht.

Die Tür des Autos flog auf. Das Straßenmädchen konnte sich jetzt losreißen vom ernüchterten Kavalier aus der Bar, sprang heraus. Ihr orangegelber Sammetmantel fiel auf den Boden. Im tiefdekolletierten, silberbestickten Abendkleid, Schultern und Arme nackt, stand sie total betrunken schwankend vor den fassungslosen Zeugen und schrie wild: »Ihr seid Männer? Und keiner von euch schreit Halt?« Sie warf die Hände in den Nacken. »Nur aus Impuls. Nur weil er nicht anders kann ... Impuls,« wiederholte sie, nach rückwärts taumelnd. »Keiner stürzt sich auf den Henker, wenn er das Beil hochhebt? Nur aus Impuls.« Sie hob den kleinen Revolver und rief, betrunken lachend: »Diesmal gelingt mir's! Es gelingt... Mit fünfzehn Jahren liebte ich einen Lump... Dann hat mich jeder von euch haben können. Für zwanzig Mark. Das ist meine Taxe.« Mit wilder theatralischer Bewegung schoß sie sich in die Brust, lachte, schoß sich

noch einmal in die Brust und lachte noch immer, als sie sterbend schon zu Boden schaukelte, tragödienhaft, wie auf der Bühne.

Der Scharfrichter sprang herbei, trug die Tote hinter den Halbkreis der Zeugen. Die blickten hilflos und erschüttert einander an, zu Boden, auf den Rumpf des Dichters, der am Block kniete.

Der Halsstumpf spie in der Mitte Blut aus, stoßweise, wie ein verkümmerndes Springbrünnchen, trieb große rosa Blasen.

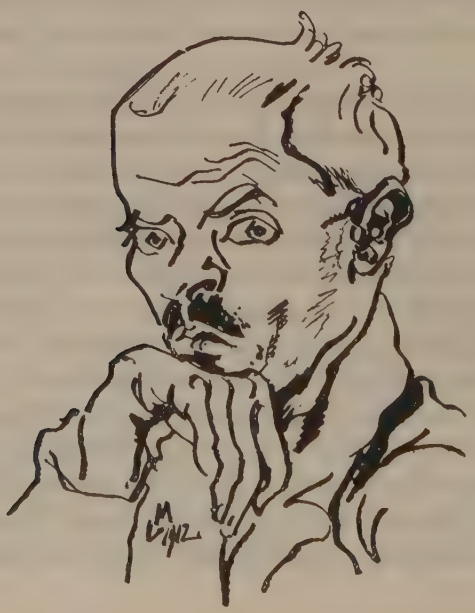
Der Kopf lag einen Meter entfernt schmal und blaß in der Mitte des Kastens. Die Augen glänzten noch blau.

Der Helfer griff mit beiden Händen nach dem Kopf, zog eine langsam wieder zurück, faßte so spitz wie möglich nur das Ohr, und hob den schweren Kopf daran hoch, legte ihn an die Stirnwand des Kastens. Der andere Helfer schleppte den Rumpf herbei. Zusammen paßten sie Schnittfläche an Schnittfläche, daß ein blutiger Schaumkranz hervorquoll und der Dichter wieder ganz war.

Der Staatsanwalt setzte zuerst den Zylinder auf.

Dann zogen alle schweigend die Zylinder voreinander, verbeugten sich tief.

Sie verließen einzeln die Richtstätte.



Robert Walser:

NACHTSTÜCK

Es drängte, zog ihn, es lockte, trieb ihn. Im Zimmer war ein Ungewisses, aber auch draußen an der Luft, dachte er und sagte er sich, würde er es mit einem Ungewissen zu tun haben. Wo er auch war, da riß es ihn hin, da würde es ihn weiter und weiter treiben. Er stand noch unschlüssig in der Stube, die im Mondlicht schwamm. Das Fenster war offen, und von unten her drang das Gemurmel eines Baches zu des einsamen jungen Mannes Ohren hinauf, die so aufmerksam lauschten, als sei das geringste unvernommene Geräusch ein Verlust und ein bedenklicher Schaden für ihn. In der Straße spazierten noch zahlreiche friedliche Leute, die den Zauber und die hohe Anmut der Sommernacht genießen wollten, und er, der oben in seiner Dachstube stand, hörte der stillen Spaziergänger leise Schritte. Er setzte sich den Hut auf den Kopf und ging hinunter, wo Nacht und Welt das Gleiche bedeuteten, wo alle Bedeutungen zu schlafen und zu träumen schienen, wo alles Große schlummerte, als möchte es gerne weiter und weiter schlummern oder als wolle es aufgeweckt und aufgestöbert sein, wie das Dornröschen, von dem anzunehmen ist oder vielleicht angenommen werden darf, daß es sich mitten in seinem tiefen Schlafe nach dem Erwachen oder Geweckwerden sehnte. Also lag alles Große und Lebendige wie in einen Schlummer gesunken da. Die einzeln brennenden Laternen, ob Gas oder ob Elektrisch, sahen wie Wächter des zarten Schlafes aus, und die Blätter, von einem leisen, liebevollen Nachtwind in Bewegung gesetzt, flüsterten und lispelten wie Wesen, die träumten und im Traume allerlei reizend-konfuses Zeug redeten. Er, der jetzt ging, fand Welt und Nacht göttlich schön, er vermochte an nichts zu denken, da alle Gedanken sich von ihm losgemacht hatten und

in der Freiheit sich ergingen. Gedanken kamen auf ihn zu, er wollte sie anrühren, aber da gab es nicht viel anzurühren. Das zerlief und zerging, eh er es erhascht und gedacht hatte. Die Dunkelheit war der schöne, erhabene und große Gedanke, das tiefe himmlische Schwarz der Nacht die reizende, glückliche Idee. Höheres und Schöneres gab es nicht und durfte es nicht geben. »Wenn ich nur in solcher Zaubernacht lustwandle,« sagte er sich, »so denke ich und bin voller schöner Gedanken, ja, bin der Gedanke selber, oder wenigstens ein Stück davon.« Die Nacht selber, ihr Bestand und Umfang, war Gedanke und als solcher so groß, daß kein anderer Gedanke neben dem einen zu bestehen vermochte. So ging er denn, und ihm begegneten allerlei Leute oder unkenntliche Gestalten, weibliche oder männliche, deren Augen er oft noch ein wenig unterscheiden konnte. Leise ging alles. Das Wasser plätscherte und rauschte so vorsichtig, als fürchte es sich vor seinem eigenen liebreizenden Geräusch, welches doch wieder nur recht eigentlich die nächtliche Ruhe und Stille noch vermehrte und vergrößerte. In Gedanken blieb der junge Mann stehen, und in Gedanken ging er wieder ein kleines Stück vorwärts, wobei er sah, wie Baumgruppen wunderbare grellschwarze und verwegene Flecken abwarfen, neben sich eine Flut hellgoldenen, entzückenden Lichtes. Licht und dunkle Nacht, so sehr Gegensatz sie waren, schienen einander doch zu ähneln wie Wesen, die einander verwandt sind, obgleich sie gegensätzliche Anlagen haben. »Die Nacht zeigt so recht, wie Ruhen und Schlafen schön sind, wo nichts zu geschehen und stattzufinden braucht, wo es kaum noch einige Bewegungen gibt, die deshalb groß und bedeutsam sind, weil sie klein und spärlich an Zahl sind, wo die Ruhe die Unruhe überwältigt hat, wo alles zufrieden ist und ein Genüge hat, da im Schlaf niemand unzufrieden und unbefriedigt sein kann.« So dachte er und ging im süßen, freundlichen Mondschein einige Schritte weiter. Die Nacht schien ihm das Herz der Welt zu sein, erfüllt von Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit, voll von unweigerlich fließender und um alles, was vorhanden sei, sich schlingender Nachsicht, voll einer Schonung und Milde, die den schärfsten und korrektesten Gedanken an Gedankengehalt übertrifft, denn Schonung und Milde sind, was auch der Klügste und Gescheiteste dazu sagen mag, die höchsten Gedanken.

Tausend Gedanken mischten sich mit tausend Freuden. So still, wie freudevoll war die Nacht, die der Spaziergänger, in einer Anwandlung von Laune, jetzt seine, seine Nacht nannte. Ein Platz mit Bäumen und einer stillen Gruppe von Männern erschien vor seinen Augen, mehrere stille Straßen durchzog er noch auf diese Weise, worauf er vor dem Hause ankam, in das er eintrat, um wieder in sein Zimmer zu gehen.

Gustaf Kauder:

DER FLUG ZUR MENSCHHEIT

DER ganz moderne Krieg bei Cuxhaven . . . Der Luftkampf über der Themsemündung . . . Der Raid auf Yarmouth . . .

Draußen verdämmert der graue Winterabend. Durch die klirrenden Fensterscheiben knattert das Surren des Flugzeugs, das täglich um die gleiche Zeit von seinem Übungsflug zurückkehrend über mein Haus weggleitet. In dem Lichtkreis der Schreibtischlampe liegt ein Zeitungsblatt, und ich lese das — von dem ganz modernen Krieg bei Cuxhaven, von dem Luftkampf über der Themsemündung, vom Raid auf Yarmouth . . .

*

So vor achtzehn oder zwanzig Jahren — jedenfalls war ich noch ein Kniehosenlateinschüler — da las ich eines Tages in der Zeitung über die Gleitflugversuche von Lilienthal und Langley. Zufällig hatten wir damals grad das erste Telefon in unserer Wohnung eingerichtet bekommen, und ich war noch frisch aufgerührt, empfänglich für technische Wunder. Ich verstand zwar nichts von den Lilienthalschen Experimenten, aber ich hatte doch einen tiefen Eindruck. Und als abends am Tische skeptisch davon gesprochen wurde, saß ich voll stummen Widerspruchs dabei. Mir fehlten die Argumente — aber das Kind einer neuen Zeit in mir glaubte daran. Ich stellte mir Lilienthal vor, wie er, Flügel an den Armen, irgendwo draußen in der freien, sonnenbeschienenen Welt einen Wiesenabhang gegen den pfeifenden Wind lachend herunterlief. Das war in Prag, einer Stadt, deren engabgeschlossene, mittelalterliche Düsterkeit nur schwermütige Kinder und verärgerte, boshafte Greise erzeugt. Damals zum erstenmal sah ich den Ingenieur nicht mehr bloß als einen Klugbastler, sondern als einen Befreier, und meine kindische Sehnsucht fand plötzlich keinen Geschmack mehr an dem mir zubestimmten, in Österreich noch fast unvermeidlichen juristischen Beruf.

Ein paar Jahre später hörte ich einen Experimentalvortrag des ersten österreichischen Flugtechnikers Wilhelm Kreß. Ich habe in meinem Leben nur zwei Menschen kennen gelernt, an deren Genialität man augenblicks wie durch eine funkenhaft überspringende Suggestion glauben mußte: Gustav Mahler und Wilhelm Kreß. Kreß war damals schon an die siebzig, ein eisgrauer, knickebeiniger alter Herr, der wirklich nicht mehr gut gehen konnte. Desto fester glaubte er ans Fliegen, so fest, daß er seine spröden, siebzigjährigen Knochen immer wieder in ein Flugzeug setzte, um nur immer wieder in den Tullner Bach zu purzeln. Aber das war seine Genialität: ließ er seine grotesken Flugmodelle durch den Saal schwirren, dann mußte man mit ihm glauben, daß jedes Ding auch sein Fluggesetz in sich trage, daß jedes Ding ohne Rücksicht auf sein Gewicht fliegen könnte, wenn es nur die richtige Schraube und das richtige Steuer angedreht bekäme.

Dann kam die Zeit des bewußten, aber zweifelnden Glaubens. Die wissenschaftliche Theorie machte sich hinter das Problem, um zunächst, wie immer, seine Unlösbarkeit zu beweisen. Ein sehr berühmter englischer Statiker deduzierte unwiderleglich, ein Äroplan könne niemals fliegen: der Auftrieb der Luft unter seinen Flügeln müsse das Flugzeug immer steiler und steiler aufbäumen, bis es, den Schwanz senkrecht zur Erde, wie ein Messer herabfiele. Andere Gelehrte bewiesen die Unmöglichkeit einer Stabilisierung des Flugzeugs, das ein Nießer zum Kentern bringen müßte. Und unsere physiologische Uneignung! Man prophezeite eine Luftkrankheit, schlimmer als die schlimmste Seekrankheit, Schwindelohnmachten, Nervenstörungen, Wahnsinn, Blindheit und Erfrierungstod. Und die Darwinisten gar, die die Menschheit durch Zoologie interpretieren möchten, wiesen empört auf die Vögel hin, die vielleicht zehn Millionen Jahre gebraucht hätten, um sich fürs Fliegen zu entwickeln.

*

Alle diese Einwände datieren schon aus diesem Jahrhundert. Mittlerweile kam unaufhaltsam der Motor an, die Brüder Wright verdichteten sich aus amerikanischer Märchenhaftigkeit zu westeuropäischer Verbürgtheit, das Flugfeld Issy wurde für zwei, drei Jahre in den

europäischen Gehirnen zum wichtigsten geographischen Begriff. Und dann kam endlich der Tag, und dies war erst im Juli 1909, da Blériot von Calais nach Dover über den Kanal flog. An diesem Tage wurde das Fliegen unbestreitbare und nutzbare Realität. Ich habe Blériots Flugzeug im technischen Museum in Paris gesehen: es war ein lächerlich kleiner Apparat, unter dem der Fahrer noch in einer Art Kinderkorb im Freien hing, und so schwach, daß er nur einen allerleichtesten Zyklettenmotor zu tragen vermochte, von der Art, die sich damals noch am meisten durch störrisches Verhalten auszeichnete. Blériot wußte natürlich am besten, was er aufs Spiel setzte, wieviel glücklicher Zufall zum Gelingen seines Vorsatzes gehörte. Aber über die unzulängliche Beweiskraft seiner Lösung hinweg glaubte er unverbrüchlich an eine spätere, ideale Lösung, und dieser Glaube trug ihn hinüber.

Nach den übrigen Stationen muß man selbst unserem flüchtigen Gedächtnis nicht mehr nachhelfen. Es kam die Zeit der aviatischen Volksfeste, der großen Überlandrundflüge, der ersten Überquerung des Mittelmeeres, der Akrobatik à la Pégoud ‹dessen unmittelbarste Nachfolger schon nicht mehr »volle Häuser« machten› und der deutschen, an Kraft und Nerven und Energie kaum noch zu überbietenden Dauer- und Höhenrekorde und Nutzflüge. Als es mir endlich gelang, zum erstenmal in die Luft mitgenommen zu werden, und das war kaum vier Jahre nach Blériots Kanalflug, da war für mich, so wenig wie für sonst jemand, das Fliegen keine Sensation mehr. Wir alle hatten das Fliegen schon so oft gesehen, uns so vollkommen mit unserer Vorstellungskraft hineingefühlt, daß schon die erste Ausführung uns als eine Selbstverständlichkeit erschien. So empfindet man es wirklich vom ersten Augenblick im Flugzeug an. Da gibt's kein Gefühl, das man nicht schon von früher her kannte, vom Berggipfel oder vom Eifelturm, vom Segelboot, von der Eisyacht, vom Motorwagen, von den Kurven der Radrennbahn, vom Lift. Nur die Tragkraft der Luft erfährt man, sekundenlang überrascht, zum erstenmal am eigenen Leib, und nur, daß alles, was eigentlich Fortbewegung heißt, hier auf eine ideale Weise beschleunigt und geglättet, vervollkommnet erscheint.

Und nur fünf Jahre nach Blériots Kanalflug, in diesem vergangenen

Sommer, saß ich in einem Häuschen in Herne Bay und schrieb, als es in der Luft knatterte, ein Flieger über den Themsemund daherstrich, nach Margate fortglitt und im Dunst der offenen See verschwand. Gleich kam ein zweiter ihm nachgerast, und da erst erinnerte ich mich, daß es der Tag des Flugrennens London-Paris-London war. Aber dann schrieb ich unabgelenkt weiter. Und an der ganzen Küste Kents hat sich kein Mensch mehr als ich davon aufregen lassen. Es gab ja für niemand einen Zweifel daran, daß zumindest ein Drittel der Konkurrenten die Fahrt ohne Zwischenfall und in Rekordzeit vollenden würde.

*

Nur zwei Jahrzehnte umspannen diese ganze Entwicklung. Und selbst diese Kürze überrascht heute nicht mehr. Denn der Flug ist nur ein neuer Schritt auf dem Wege zur Lösung eines Problems, auf das die Menschheit während der letzten siebzig Jahre fast ihren ganzen Witz und ihre geistige Energie verwendet hat: Das Problem der Lokomotion, der schnellsten, billigsten und bequemsten Fortbewegung. Das Flugproblem wurde nicht willkürlich, unvermittelt und zusammenhanglos aufgegriffen, es war nur die vorläufig nächste und letzte Konsequenz auf dieser Linie der Eisenbahnen, Fahrräder Automobile, Motoromnibusse, elektrischen Untergrundbahnen, der Dreißigmeilen-Dampfer, der Hundertkilometer-Expreßzüge. Nur die vorläufig letzte Konsequenz. Um das Jahr 1800 konnte sich der Mensch maximal mit einer Stundengeschwindigkeit von 20 Kilometern über die Erde fortbewegen, 1900 waren es schon etwa 100 Stundenkilometer, und das Reisen hatte sich auch etwa auf ein Fünftel der Kosten verbilligt. Daher darf man ohne Phantasterei ruhig annehmen, daß es im Jahre 2000 fünfhundert Stundenkilometer sein werden, daß man dann, statt in sieben Tagen, in vierzig Stunden, und statt für 600 bis 1000 Mark für 100 oder 200 Mark ‹ohne die Wertverminderung des Geldes zu beachten› erster Klasse von Hamburg nach New York fahren wird. Das kann man wohl sagen. Denn eine neue elementare Sehnsucht hat die Menschheit erfaßt, die ihr aus nomadischen Urtagen her im Blute schlummert: die Menschheit rüttelt wieder an der selbstgeschmiedeten Kette ihrer Lokalisation, ihrer Ortsgebundenheit, ihrer Seßhaftigkeit. Mit unvergleichlicher Wucht,

mit all ihrer Konzentrationsfähigkeit, warf sie sich so ausschließlich auf dieses Problem, entwickelte, schien es, mit so besessenem Eifer nur technische und Naturwissenschaften, daß wir auf allen anderen geistigen Gebieten in dieser gleichen siebzigjährigen Zeit bis zur Unsagbarkeit verarmt und verflacht sind. Die Menschheit hatte keine Zeit übrig für Schöngeistigkeit, Spekulation und Frömmigkeit. In seherischer Blindheit strebte sie zunächst nur nach dem einen Ziel ihrer örtlichen Loslösung, ihrer Delokalisation. Wenn erst dem schnellsten und billigsten Transport von Menschen und Gütern rund um den Erdball bis in dessen letzten Winkel die Wege frei werden, dann löst sich das Problem der nach Erfordernis beliebigen Bevölkerung und Entvölkerung der Erdteile, das Problem der vollkommenen und ökonomischen Fruktifizierung und Industrialisierung der irdischen Welt. Dann kann der neue soziale und politische Zustand der Grenzenlosigkeit, der wandernden, ewig fluktuierenden, in Wahrheit fortschrittlichen und einheitlichen Menschheit erstehen, dann will sich eine von Grund aus neue, wunderbar neue Welt, mit neuen Existenzbedingungen ankündigen!

Verliere ich mich? Hatte die Menschheit nicht einmal unbewußt, triebhaft, diesen dahin gerichteten Willen?

Wie denn! War diese Zeit, in der das Problem der Lokomotion so unaufhaltsam zur Lösung gefördert wurde, nicht auch die Zeit eines immer mehr erstarkenden Internationalismus der Idee? Haben wir nicht in dieser Zeit, in allen zivilisierten Staaten, das Fremdenrecht in Konsular-, Rechtshilfe-, Hilfsbedürftigenschutz-, Auslieferungs-, Niederlassungsverträgen, im internationalen Autorenrecht und andern Dingen mehr entwickelt? Haben wir nicht nach einem lückenlosen internationalen Völkerecht zu Wasser, Land und in der Luft gestrebt, nach einer schiedsgerichtlichen oder gar kodifizierten Rechtsgemeinschaft aller zivilisierten Staaten, nach einem Weltrecht? Ist nicht unser modernes Wirtschafts- und Finanzsystem von vornherein auf irdische Grenzenlosigkeit eingerichtet? Haben wir nicht die alte Individualwirtschaft zur Volkswirtschaft, und diese zur Weltwirtschaft gesteigert? Sind nicht die beiden extremsten Ziele unseres neuen gesellschaftlichen Daseins, die Begriffe des Kapitalismus und Sozialismus, beide durchaus international konzipiert? Lebten wir nicht schon in der ideellen

Atmosphäre eines internationalen Menschenbrudergefühls, wie es sich in der internationalen Hochschätzung alles Menschenlebens, in der internationalen Besitzgemeinschaft der medizinischen Wissenschaft, im internationalen Mitleid ausdrückte? Und andererseits: was Großes hat in dieser gleichen letzten Zeit die nationale, d. i. seßhafte Kultur, Kunst, Geistigkeit hervorgebracht, was daneben irgendwie bestehen könnte? Strömten nicht alle wertvollen Leistungen der letzten Jahrzehnte aus dem einen sicheren Instinkt, daß es endlich Zeit sei, die veralteteten Begriffe Fremde und Heimat allmählich aufzulösen, dem wahrhaft freiwerdenden Menschen überall auf der Erde seiner Herrschaft die gleichen, gerechten Existenzbedingungen zu schaffen, deren Gesamtheit eben den Begriff der internationalen Zivilisation ausmacht? Kann sich das alles wirklich nur sinnlos, zufällig, ohne Wechselwirkung auf die Gesinnung der Menschen entwickelt haben? Kann ein Mensch, den schon gestern nichts mehr hinderte, sein deutsches Geld in zentralamerikanischen Minen oder chinesischen Eisenbahnen arbeiten zu lassen, und den vielleicht schon morgen nichts mehr hindern wird, im Winter in Südamerika oder Australien, im Sommer in Deutschland Felder zu bestellen und Wälder zu roden, kann ein solcher Mensch von dieser Veränderung seiner Lebensbedingungen geistig ganz unbeeinflußt bleiben, in der partikularistischen Borniertheit seiner ortsgefesselten erdenfremden Urvorväter beharren?

*

Widerlegt dies der Krieg?

Ich lese noch einmal den Zeitungsbericht von dem ganz modernen, aber auch ganz entscheidungslosen Kampf bei Cuxhaven, über der Themsemündung, bei Yarmouth . . .

Im letzten Jahrzehnt war es Mode geworden, Phantasieromane über die Erscheinungsformen des ganz modernen Krieges zu schreiben: da sanken überall Städte unter Bombenwürfen in Schutt und Asche. Sonst immer wurde der epische Phantast und Zukunftsprophet von der nachfolgenden Wirklichkeit des Entdeckers und Ingenieurs lächerlich geschlagen. Nur im Kriegerischen bleibt dieser hinter der hemmungslos schwatzenden Phantasie weit zurück. Fliegen, Aufklären, Zeit und Ort vernichten, das Ich und die Sinne der Menschen ausweiten, das

kann das Flugzeug, denn dazu wurde es ersonnen. Mit dem Bombenschmeißen erzielt es nur sehr mäßige Wirkungen, die bisher niemals auch nur eine örtliche Entscheidung brachten. Mit der Kriegstechnik hat der Ingenieur im Sinne des Kriegers überhaupt kein Glück. Man kann heute schon — mehr theoretisch, als praktisch — ein Kampfboot vom Ufer aus unbemannt fahren machen, lenken, feuern lassen. Ich kann mir ohne weiteres vorstellen, daß der Ingenieur unter dem Druck seiner guten militärischen Kundschaft, nach den gleichen teledynamischen Prinzipien ‹eines Nürnberger Erfinders› schließlich zur Konstruktion ungeheurer Stahltiere auf Greifschuhrädern gelangt, die automatisch vorwärts rollen und stärkste Sprengbomben verschießen. Kriegsmaschinen, die man nicht mehr mit Menschen, sondern wieder nur mit unbemannten Kriegsmaschinen bekämpfen kann, die irgendwo in beliebiger, sicherer Ferne ein Ingenieur an einem Schalthebel bedient. Wird man es erst soweit treiben müssen, um endlich die Sinnlosigkeit des ‹menschenlosen› Krieges zu erfassen?!

Wenn nicht ihre eigene Einsicht, so wird der Ingenieur die Menschheit auch davon durch die Maschine befreien. Seine Tätigkeit ist ihrem ganzen Sinne nach auf Schonung, Erhaltung, Ökonomie der Menschenkraft, auf die Vergeistigung des Menschenberufes gerichtet — auf das Gegenteil des Krieges.

*

Der Weg ist: Individuum — Volkheit — Menschheit.

Wir leben noch in der Zeit der Volkheit, sogar in einer Zeit nationaler Höchstspannung — durch den Krieg. Trotzdem glaube ich, daß sich die nationale Periode bereits erfüllt hat. Die Kulturleistungen der zwei letzten Generationen dienten in nichts dem Nationalismus ‹der eben deshalb so blutarm geworden war›, in allem dem Internationalismus. Selbst der politische Instinkt der Völker wollte über die Grenzen hinaus, das Interesse an innerer Politik ist in den letzten Jahren auffällig ermüdet. Der Nationalismus verließ seine eigentliche Aufgabe ‹der geistigen und politischen Staatsreform› und stürzte sich in die ihm nicht zugehörige Sphäre der Weltpolitik. Dort zeugte er die Mißgeburt des Imperialismus, der — ungerecht, unlogisch, unsinnig — die ganze Welt britisch oder romanisch oder slawisch oder

deutsch machen möchte. Die Verteidigung des Imperialismus kann man jenen famosen Ethikern aller Länder überlassen, die sich gleich in den ersten Augusttagen der »großen Zeit« und nach einem knappen Kriegshalbjahr, ebenso prompt, ihrer »sittlichen Vertiefung« bewußt geworden sind. Der Krieg mag eine ‹retardierende› Notwendigkeit der Entwicklung von der Volkheit zur Menschheit sein, doch bleibt er in dieser Entwicklung nur ein Zwischenfall.

Auch sollen wir nicht sprechen: das werden wir doch nicht mehr erleben und haben jetzt andere Sorgen. Was war langsame oder schnelle Entwicklung gestern, was ist sie heute, was wird sie morgen sein? Das Flugproblem entwickelte sich in zwei Jahrzehnten, das ganze Delokalisationsproblem auch nur in sieben. Die Sterblichkeit nimmt ab, das Menschenleben wird länger, und die Geschwindigkeit der Entwicklung wächst im Quadrat der Epochen.

Ich glaube an den Flug zur Menschheit!

Martin Gumpert:

ZWEI GEDICHTE

. . . eines Siebzehnjährigen

AUSMARSCH

Herrlich spürt in uns der Schritt
Schlachtbereiter Massen,
Wie sich doch im gleichen Tritt
Dinge mild vergessen lassen.

Wie ein Teppich, seltsam weich,
Höher harte Stufen,
Oder Steinchenkreis im Teich
Ist um mich erregtes Rufen.

Kameraden an mir her,
Trotzige Gesichter,
Sind mir wie auf Dämmermeer
Still ertrinkende Lichter.

Donnernder um unser Haupt
Dröhnt der Strahl der Tage,
Faust voll Drohung, die mich raubt,
Schon sind wir verklungne Sage.

EROBERTE STADT

Die ganze Stadt ist eine große Kirche
Voll Andacht, Inbrunst, Reue und Gebet,
Vom Gipfelsturm der Glocken überweht.
Der Tag erbraust in Tätigkeit und Kraft,
Doch nirgends ist ein emsig Herz am Werke,
Die Seelen alle sind zu Gott erschlafft,
Die Augen ruhn, in sich dahingerafft:
Nur in den Glocken rast noch Sinn und Stärke.

Da fällt ein Beben auf die Stadt herab
Und ein Erzittern und ein Fliehenwollen,
Die Mauern stöhnen qualvoll, und ein Grollen
Hebt an, und alle Tore spreizen sich,
Und aus den übervollen
Jammergetränkten Wänden birst ein Schrei
Und Schreien,
Von Flammen, Steinen überschüttet
Steigt das Grauen
Steil in die Luft:
»Wir taten nichts,
Wir nahten
Uns Dir in Blöße,
Wir ahnten Deines Angesichts
Endlose Größe,
Doch Du spiest Granaten.«

Max Brod:

TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT

ROMAN

(Fortsetzung)

VIII.

AM nächsten Tag erschien Kepler zur gewohnten Stunde bei Tycho, um die gemeinsame Arbeit an den Progymnasmata fortzusetzen.

Tycho zitterte so, daß er sich kaum auf den Füßen hielt. Auch vermochte er nicht, Kepler in die Augen zu blicken. Seine Enttäuschung war von einer übermäßigen Bitterkeit, für die er sich beinahe schämte. So schaute er an Kepler vorbei in die leere Wand. Dabei fühlte er sich krank und matt, aber die Traurigkeit darüber hatte nicht nur Wütendes, auch einen kleinen Tropfen Süßes in sich. Klangvolle, lateinische Verse zogen seit dem gestrigen Abend durch seinen Kopf, Verse zu einer Grabinschrift, in denen immer wieder mit zauberhafter Schwermut die Zeile hervortrat: »Fragt ihr nun, wer mich gefällt hat? Nicht die vielen Feinde, sondern des Freundes Undank, des einzigen . . .«

Mit klarer, bescheidener Stimme begann Kepler seinen Vortrag über die Ergebnisse, denen er bei Sichtung von Tychos Manuskripten auf die Spur gekommen war, wie er glaubte.

Kann diese Stimme voll Treue und Festigkeit lügen? dachte Tycho. — Er hatte beschlossen, mit Kepler über diese Angelegenheit des verräterischen Briefes überhaupt nicht zu reden. Er wollte ihn noch einige Tage hier behalten und ihn dann unter irgendeinem, nicht verletzenden Vorwand wegschicken, dann aber jede Verbindung mit ihm für immer abbrechen. So würde es ihm am ehesten gelingen, sich eine reine Erinnerung an dieses reinste Verhältnis seines Lebens zu bewahren.

Mühevoll bezwang er sich, sprach überhaupt nichts. Dann aber

hielt es ihn nicht länger, er unterbrach Kepler: »Die Schmähschrift des Ursus ist noch gestern abend eingelangt.«

Kepler hielt ein, nickte und fuhr dann in seiner Darlegung fort, die ihn ganz erfüllte.

Tycho mußte aufstehen. Er ging auf und ab. Plötzlich hielt er Keplern das Buch unter die Nase: »Da.«

»So wenig!« lächelte Kepler und blätterte in dem dünnen Bändchen. Bereitwillig schob er jetzt die Schriften weg. Er las, seine Mundwinkel kräuselten sich verächtlich: »Nun damit wird er Euch und Eure Lehre etwa so erschüttern wie eine Schnecke die Erdkugel.«

»Nein, er nicht, er nicht,« keuchte Tycho und nahm das Buch in seine Hand. Er schlug Keplers Brief auf: »Es ist auch ein Brief von dir an ihn abgedruckt. In dem sprichst du dich aber anders über ihn aus. Ist der wirklich von dir geschrieben?«

Kepler las aufmerksam die ganze Seite herunter: »Ja.«

Tycho war wie zu Stein erstarrt. Kein Wort der Entschuldigung, der Zerknirschung kam aus Keplers Mund. Am Ende war es also ganz in der Ordnung, seinen Lehrer hinterrücks zu verleumden, und nur er, Tycho, hielt das für eine Schufterei, wie er eben in allem anderer Ansicht war als die übrigen Menschen. Seine Gedanken verwirrten sich. Er beugte sich nieder, um diesen Kepler mit der frechen, sanftmütigen Stirn und seinen tückischen Lobesbrief nochmals recht aus der Nähe anzusehen, ja um diesen fremdartigen Anblick recht zu genießen. — Da fiel sein Blick zufällig auf die Datierung des Briefes. Die Jahreszahl war 1596. »Du hast, Kepler,« sagte er leise und erschüttert, »diesen Brief im Jahre 1596 an Ursus geschickt?«

»Ja, zugleich mit meinem Prodromus,« erwiderte Kepler, der in seiner Herzensunschuld immer noch nicht begriff, worum es Tycho eigentlich zu tun war.

»Zu einer Zeit also, da du mich noch gar nicht kanntest, da wir persönlich noch gar nicht in Beziehung getreten waren?«

Kepler mußte nachdenken: »Nein. Ihr schriebt mir ja eben das erstemal auf meinen Prodromus hin. Und dieser Ursus?« Kepler lachte auf und Tycho schien es, als höre er ihn zum erstenmal lachen. »Das ist ja von dem ein rechtes Schelmenstückchen.« Jetzt kann ihm die Galle...

Er wollte weiterreden. Tycho aber drückte krampfhaft seinen Arm. Er wollte nichts mehr hören. Eine tiefe Stille brauchte er um sich, wie als heilenden Rückschlag nach diesem tobenden Wirrsal. In großer Bewegung starrte er zur Decke empor, seine Augen wurden naß... »Da sei Gott gelobt dafür!« brach es plötzlich gewaltig aus seiner Brust. »Kepler,« rief er dann und streckte ihm beide Hände entgegen, »Freund, was habe ich um dieses Briefes willen heute Nacht gelitten!« Und ruhiger fuhr er nach einer langen Pause fort: »Jetzt weiß ich es. Du hast diesen Brief damals an Ursus geschrieben, wie du an hundert andere Dedikationsexemplare geschickt hast.« Er verzog seine immer noch zitternden Lippen zu einem mühsamen Lächeln. »Natürlich, der junge Privatgelehrte an den kaiserlichen Hofmathematiker, da sind einige Phrasen der Bewunderung schon am Platze! Wahrscheinlich hat man dir geraten, dich an ihn zu wenden.«

»Meine Freunde haben alle diese Briefe für mich geschrieben. Ich habe immer nur die Unterschrift hingesetzt. Ich bin ein träger Mensch in diesen Dingen.«

»Deine Freunde? Auch an mich also? Aber nein, nein, ich weiß ja. Ich bin doch nicht so kleinlich. Mir ist ja das alles ganz gleichgültig. Dedikation hin und her, ich weiß ja, wie man das macht. Das sind Dinge, die im Halbschlaf geschehen, das ist nicht die echte große Liebe. Dann aber kam doch unsere Freundschaft, und die war und ist doch echt, o mein Benjamin, nicht wahr? Ich weiß es ja. Alles verstehe ich jetzt. Wollen wir uns damit noch länger befassen? Keineswegs. Erledigt ist das und du bist rein, mein Freund, rein wie ich. O meine Freude, meine heilige Freude nur darüber, daß du rein und groß bist und ein edles Herz, mein teurer Kepler. Dieser Ursus aber, von dem ich nie mehr, nie mehr reden will, der hat zur rechten Zeit deinen harmlosen, längst vergessenen Brief gegen mich als Trumpf ausspielen wollen, das ist es. Es sollte so aussehen, als ob du, den ich als meinen Freund und Gleichgesinnten in die Welt posaune, mir in den Rücken fielest und zu meinen Todfeinden übergingest. Vor vier Jahren, haha, vor vier Jahren! Das Datum, das sollte man übersehen. Nun, bei mir ist es ja auch gelungen. Ich war verblendet, ganz verblendet. Aber lies das Kotbüchlein nur durch und du wirst sehen, ob diese Perfidiae einen nicht wirklich um den Verstand bringen

können. Diese Lügen! Du schaust mich an? Du verstehst mich nicht? Du begreifst gar nicht, wie einen solche Angriffe aufregen können? O du hast es eben noch nie erlebt. Du bist immer nur gelobt worden oder verschwiegen, unbekannt geblieben. Das ist ja das allerbeste, unbekannt zu sein, unbefleckt, jungfräulich, nur für sich allein und die hohe Wissenschaft zu wirken. Sehnsüchtig denke ich an diese Zeit zurück, da noch nicht jeder Laffe an mir den Schnabel wetzen durfte! Hätte ich nur nie etwas veröffentlicht, denke ich oft... Aber dich lobt dieser Ursus ganz gewaltig. Willst du es nicht lesen?«

Kepler schob das Buch mit dem Handrücken zurück.

»Sage es aufrichtig, Kepler. Du verstehst wirklich meine Empörung über diesen verbrecherischen, listigen Kritiker nicht, nicht wahr?«

»Nein.«

»Und warum nicht? Willst du es mir nicht sagen?«

Kepler sah etwas ängstlich in die Luft wie ein Schüler, dem eine schwere Aufgabe vorgelegt wird. Er dachte nach, gleichsam pflichtmäßig. Endlich sagte er langsam und einfach: »Es kann ja niemals darauf ankommen, welcher äußeren Kritik unsere Schöpfungen begegnen, wenn wir nur innerlich an sie glauben.«

Tycho lachte gutmütig: »Nun, das ist zumindest klar wie zweimal zwei. Das ist eine auf der Hand liegende Weisheit... So leicht sind diese Dinge aber nicht. Nimm an, der äußere Mißerfolg raube einem zwar nicht den inneren Glauben an sich, wohl aber die Ruhe, die Unbefangenheit, oder, was ganz grob ist, die angesehene Stellung in der Welt, die Geldmittel, die man eben braucht, um ungestört schaffen zu können. Wirst du dann auch noch sagen, daß es auf das Äußere niemals ankommt?« Da Kepler nicht antwortete, zeigte Tycho auf sein Wappen, das an der Wand hing. »Du hast dasselbe gesagt, was meine Devise ist. Hier: Nicht Macht, noch Reichtum, nur des Geistes Zepter dauern. — Wie aber, wenn man der Macht bedarf, nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Geistes Zepter hoch erheben zu können? Wenn alles ineinander greift, Äußeres und Inneres, auf unserer Erde? — Nein, nein, es ist verwickelter, als du glaubst, meine Ohnmacht täte nicht meinem Stolze weh, darum kümmerte ich mich gar nicht. Aber wer sollte dann mein geistiges Werk vollenden, wenn ich ohnmächtig bin. Deshalb muß ich mich

wehren. Muß auch wieder von dem Schurken Ursus sprechen, obwohl ich ihn vergessen wollte... Seine Frau ist eine Dirne,« sprudelte er plötzlich los. »Ich weiß es von zuverlässigen Leuten. Und er nimmt ihr Sündengeld, um seine Buhlerinnen auszustaffieren. Solch ein Ehrenmann ist das. O er soll mir aus Prag hinaus, zu seinen Dithmarschischen Schweineherden zurück, von denen er hergekommen ist. Und du, Kepler, wirst mir helfen. Nun bist du einmal durch seine Betrügerei in diese ärgerliche Sache mitverflochten, da sollst du auch dich und mich männlich heraushauen.« Er ergriff leidenschaftlich Keplers Hand. »Du mußt mich verteidigen! Willst du es tun? Versprich es mir!«

»Ja, ich will es gern tun,« zögerte Kepler. »Nur verstehe ich nicht recht, wie.«

»Bist du wirklich so ungeschickt? Mein großer Freund, hier liegt die Sache ja so einfach. Du wirst es doch selbst nicht dabei bewenden lassen wollen, daß Ursus deinen Brief als eine immerwährende und fortdauernde Zustimmung zu seinem Schandtreiben auffaßt? Das geht dir doch wohl selbst gegen den Strich? Nun, und was du darüber denkst, das sollst du eben öffentlich sagen, vor aller Welt die Frechheiten des Ursus berichtigen. Ich verlange ja nicht, daß du irgend etwas schreibst, was nicht völlig aus deiner Überzeugung flösse. Aber lies das Buch nur durch, es wird dich schon zu einer Erwiderung reizen, mit all seinen Fehlern sachlicher Art und seinen persönlichen Unflätigkeiten.«

»Ja, ich will es lesen!« sagte Kepler ruhig und nahm das Buch, schlug es aber nicht auf, sondern legte es unter die Manuskripte. Er schien froh zu sein, daß vorläufig dieser Ausweg und Abschluß für das Gespräch gefunden war. Oder hielt er jetzt die Sache für abgemacht und hatte einfach seinem Versprechen nichts mehr hinzuzufügen? Jedenfalls fand nun Tycho keine Möglichkeit mehr, über diese Angelegenheit weiterzureden... Von da an sprachen beide über Tychos Ephemeriden, so wie an anderen Tagen... Ob er wenigstens beim Weggehen noch das Bedürfnis haben wird, mich durch ein erneutes Versprechen zu beruhigen, dachte Tycho. Nein, Kepler verabschiedete sich zu Mittag, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Mit Mißvergnügen bemerkte Tycho, daß die Ursische Streitschrift schon mitten unter

seine übrigen Papiere gerutscht war. Von ihnen beiderseits bedeckt, unsichtbar, wie vergessen lag sie in Keplers Arm, als er hinausging.

So blieb denn ein Stachel in Tychos Brust zurück. Obwohl sich die Aufregungen der Nacht als grundlos erwiesen hatten, war eine Spur von ihnen im Gefühl quälenden Mißtrauens wirksam, das von da an Tycho mehr und mehr ergriff. Zweifel erfüllten ihn. Hatte denn Kepler überhaupt etwas versprochen? Lesen, ja lesen wollte er die Schmähschrift. Klang das nicht wie ein Ausweichen, wie ein listiger Vorbehalt? Was war damit geschehen, wenn Kepler das Buch las und sich im übrigen nicht aus seiner Ruhe bringen ließ?...

Er konnte es nicht erwarten, ihn wiederzusehen. Nachmittags ließ er ihn rufen. Und wie Kepler nun eintrat, mit seinem schlanken, zierlichen Körperchen, seinem offenen Gesicht, mit der charakteristischen Handbewegung, die Tycho so an ihm liebte — er fuhr sich manchmal mit zwei Fingern andrückend über die Stirne, wie um sich aus einem Selbstvergessen aufzuschrecken —: da schwand freilich Tychos Argwohn sofort, und sein ganzes Herz begrüßte den Freund. Eine beklemmende Finsternis fühlte er aus seiner Seele weggehen, sobald Keplers sanfte, schwarze Augen ihn anblickten. »Ich bin,« sagte er etwas verwirrt, »ein zweiter König Saul, der immer seinen David mit dem Saitenspiel kommen lassen muß, zur Linderung seiner Melancholie. Ob ich auch einmal den Speer gegen dich werfen werde? Nun... Saul hat Tausend erschlagen, David aber Zehntausend — das rufen sie ja auch schon auf der Gasse, oder noch Schlimmeres... doch nicht davon wollte ich reden. Ich wollte dich fragen, wann du die Erwiderung gegen den Ursus beginnen willst.«

»Gleich,« antwortete Kepler überrascht, mit ungewissem Kopfnicken.

Erfreut drückte ihm Tycho die Hand: »O, das ist recht. Damit beglückst du mich geradezu. Es ist auch wirklich nötig, daß es gleich geschieht. Schlag auf Schlag. In der nächsten Woche lassen wir die »Apologia Tychonis contra Ursum« drucken, nicht wahr? Siehst du, ich habe schon einen Titel für die Arbeit. Das habe ich dir abgenommen. Ich will dich auch sonst nicht überflüssig bemühen. Nur das Notwendigste sage, zwei Druckbogen würden genügen...« Er hatte sich in Hitze geredet, hielt sich beide Wangen, die glühten. Nun seufzte er. »Es ist nicht schön, daß ich dich so dränge, ich fühle es.

Und doch, und doch... Da liegt eben ein Geheimnis der Welt verborgen, mit dem der alte Tycho samt seinen fünfzig Jahren nichts anzufangen weiß.« Gedankenvoll starrte er vor sich hin und fuhr erst nach längerem Stillschweigen fort. »Es ist nicht schön, daß ich dich so dränge. Wahr. Und doch, wenn ich noch so sehr nachdenke, kann ich nicht herausbringen, was daran eigentlich nicht schön sein soll. Was denn? Und das Seltsame dabei, daß ich gar oft an solche Punkte gerate, wo mein Gefühl mir sagt: nicht weiter, und wo dennoch mein Herz weiterdrängt und der Verstand beim besten Willen nicht einsieht, was da verboten sein sollte. — Gibt es denn etwas Natürlicheres in der Welt, als daß Freunde einander beistehen, einander in ihrer ehrlichen Überzeugung gegenseitig zu Hülfe kommen? Nun also. Und verlange ich etwa anderes oder mehr von dir? Nein. Und ist es eine große schwierige Sache, um die ich dich bitte? Gleichfalls nicht. Du wirst dich hersetzen, das Buch nehmen, in einem Stündlein durchgelesen haben, dann nimmst du Papier und Tinte, in zwei weiteren Stündlein ist alles fertig.« Und Tycho hatte in der Leidenschaft seiner Rede wirklich irgendein Buch, dann Papier und Tinte vor sich ausgebreitet, deutete wie ein Schauspieler ein paar Schriftzüge an, als müsse er Keplern alles bis ins kleinste vormachen, und klappte nun mit befriedigtem Lächeln das Heft zu. In seiner Phantasie war wenigstens für einen Augenblick die Entgegnungsschrift Keplers tatsächlich fertig. »Nun siehst du,« sagte er freudig, »es ist ja alles so leicht auf der Welt. Alles geht, wie ich gern zu sagen pflege. Überflüssigerweise nur machen die Menschen einander Schwierigkeiten, aus Mißverstand hemmen sie einander. Da muß eben einer mit einem klaren Kopf kommen und muß ungescheut diese bloß eingebildeten Schwierigkeiten wegräumen, förmlich nur wegblasen. — Es ist ja wahr: schöner wäre es gewesen, wenn du dich von selbst zu dieser Erwiderung angeboten hättest und ich es gar nicht nötig gehabt hätte, dich zu bitten und zu drängen. Nun aber hast du es nicht getan. Und was liegt schließlich daran? Ist es etwa ein nie wieder gutzumachendes Unglück? Nein, ich weiß eben, daß es deine Art nicht ist, dich anzubieten. Deshalb habe ich dich gebeten und gedrängt. Und jetzt ist die Sache eben doch in Ordnung. Oder wäre es vielleicht besser gewesen, du hättest nichts gesagt und ich hätte nichts gesagt,

wäre verstimmt gewesen, hätte dir aber wieder nicht gesagt, warum, und du hättest mich natürlich ‹so weit kenne ich dich schon› auch nicht danach gefragt und wärst deinerseits verstimmt worden, und so wäre aus lauter schönem Gefühl und Vornehmtuerei unsere Liebe in die Brüche gegangen. Ist es nicht so, mein Kepler? — Ach, man darf eben die Natur nicht allein walten lassen, man muß ihr in die Zügel greifen und ein wenig von Zeit zu Zeit des lieben Gottes Regiment korrigieren. Das ist alles. Nun aber genug von diesen unliebsamen Störungen unseres Werkes. Und an die Arbeit!«

Die Arbeit dauerte jedoch nicht lange. Kaum erhob Kepler die Stimme zu einer ganz sachlichen Frage, als Tycho schon, wie durch den bloßen Klang dieser Stimme aufgeregt, von der Astronomie abschweifte und auf Ursus zurückkam, obwohl er sich verschworen hatte, ihn nochmals zu erwähnen. »Das ist auch so eine Sache, die mir dieser bestialische Kerl aufmutzt: Ich wolle Gottes Regiment korrigieren. In tollkühner Jugend habe ich wirklich einmal so etwas geschrieben. Nun macht er daraus: ich sei gottlos. Ich sei überhaupt zu klug, zu gescheit. Das ist sein Lieblingseinwand gegen mich. Ich mischte mich, meint er, zu viel in weltliche Händel, buhlte listig um die Gunst der Mächtigen, berechnete mein Benehmen, sei vorsichtig darauf bedacht, nur das in den Sternen zu finden, was den Königen nach dem Mund gehe. So stellt er die Freiheit meines Geistes, meiner Forschung, alles Edle und Ahnungsvolle in mir in Abrede. Nur ein Ausklügler sei ich und ein Gotteslästerer ... O der Schamlose, wenn er ahnte, wie ich mit meinem Gotte stehe! Wie ich ihn nicht lästere, nein, anflehe um ein einziges Zeichen, Tag und Nacht! ... Doch welches Recht hätte ein Feind, dieses mein Geheimnis zu beurteilen! Ein Feind, der mein Öffentlichstes mißdeutet. Der nicht einsieht, daß ich die Mächtigen nie um etwas anderes gebeten habe, — dies merke dir, Kepler, das mußt du schreiben — als um die Mittel, meine Wissenschaft ausüben zu können. Nur um meiner Wissenschaft willen bin ich klug gewesen. Auf alles andere will ich ja so gern verzichten, habe es auch schon getan. Nicht Macht, noch Reichtum ... Du weißt. Und immer noch lerne ich verzichten, immer kleiner wird der Kreis meiner Wünsche. Lieber Kepler, nun sage ich dir im Vertrauen: Das habe ich dir zu danken. Ich lerne von dir, ja, das lerne ich und ge-

stehe es gern ein: verzichten, einseitig werden, nur die hohe Kunst und sonst nichts im Sinne tragen. Früher dachte ich zum Beispiel viel an meine Kinder oder gar meine Frau. Im Verein mit ihr gedachte ich zu den Rätseln emporzuklimmen. Nun sehe ich ein, es geht nicht. Ganz allein und nackt muß ich vor Gott treten. Das Liebste muß ich preisgeben, um zu ihm zu gelangen. Und ich tue es, seit gestern verhärte ich mein Herz gegen meine Familie, gestern hat es sich entschieden. — Du hast ja auch Weib und Kind zu Hause, mein Kepler. Wie richtest du es ein, daß sie dich nicht stören und von den himmlischen Dingen nicht ablenken? Das möchte ich wissen.«

Kepler erzählte, da Tycho nach allen Einzelheiten fragte, daß er mit einer Witwe verheiratet sei, die seinem Haushalt trefflich vorstehe und mit der er in gutem Frieden lebe. Sie hatte ihm ein ansehnliches Vermögen in die Ehe gebracht. Eigene Kinder habe er noch nicht, wohl aber eine liebe Stieftochter von ihr, die Regina, »Rögel« genannt.

Tycho ächzte. Mit einem Male erschien ihm alles so, wie es Kepler sich eingerichtet hatte, als das einzig Würdige und Geziemende. — Ohne daß ihn Kepler aufgefordert hätte, erzählte er, daß er freilich seine Frau nicht so gut gewählt habe. Allerdings bereue er es nicht. Er habe die fünfzehnjährige Dienstmagd verführt und sei ihr dann eben treu geblieben. In seiner Familie vom ältesten dänischen Adel habe das freilich böses Blut gemacht. »Wie lange mußte ich um die Legitimität meiner Kinder kämpfen! Noch jetzt gelten sie nicht für ganz ebenbürtig, sonst hätten wohl solche niedere Junker wie Gellius oder Tengnagel nicht den Mut, um meine Töchter zu werben. Und nach jahrelangen Bemühungen war es bei meiner Austreibung von Hveen doch nur wieder mit unter den Verleumdungen der Höflinge, daß ich mit einer Konkubine lebe und die Pflichten der Religion verletze... O wenn du das alles niederschreiben könntest, Kepler, wie sehr man mir unrecht getan hat! Es wäre ein Buch, würdig neben Platons Apologie des Sokrates zu stehen. Wie sehr man mir unrecht getan hat, o und noch heute tut! Nun sagt man wieder, ich sei zu klug und eigensüchtig. Wunderbare Klugheit und Berechnung, sich so zu verheiraten! Bin ich nun also zu unbesonnen, wie die einen

sagen, oder zu klug, wie die andern sagen? Ich weiß es selbst nicht. Ich fühle nur, daß ich eine Welt von Schmerzen zu tragen habe, wie Atlas. Vielleicht bin ich zu klug und zu unbesonnen zugleich. Vielleicht leide ich eben deshalb so an meinen Kritikern, weil alle recht haben gegen mich, weil ich wirklich das mißratenste, verworfenste, unglückseligste Geschöpf Gottes bin.«

»Meister!« sagte Kepler mit weicher Stimme, »Ihr beschäftigt Euch zu viel mit diesen elenden Skribenten, Ihr tut ihnen zu viel Ehre.«

»Glaubst du? — O nein, ich fühle ja, wie irgend etwas Arges, Unaufgelöstes mir auf dem Grunde der Seele liegt. Und gerade das ist es, wohin diese Tadler immer treffen. Vielleicht wissen sie es gar nicht, vielleicht tadeln sie mich wirklich nur in Dingen, in denen sie unrecht haben. Aber dennoch zucke ich immer dort zusammen, wo sie eben recht hätten, wenn sie nur tiefer gingen... Ich sei maßlos eitel, schreibt Ursus. Nein, das ist Lüge, ich bin nicht eitel. Aber darin hat er doch wirklich recht, daß in meiner Wohnung überall Bilder von mir hängen. Sieh dich nur um! Wie grinse ich da von allen Wänden, von jedem Medaillon der Instrumente! »Quid si sic?« prahle ich dort und zeige selbstgefällig auf eine Darstellung meines Systems. Die Künstler tun es nicht anders. Und der Mechaniker meint, er habe seine Arbeit nicht beendet, wenn er nicht noch ein Porträt von mir irgendwo an der Armille anbringt. Ist es meine Schuld? Kann ich das alles beachten? Ja, wäre ich wirklich so klug, wie meine Feinde sagen, dann gäbe ich vielleicht auch auf so läppische Kleinigkeiten acht. Ich weiß ja, daß man mit Argusaugen nach meinen Fehlern lugt, daß man mir alles übelnimmt. O es ist unerträglich, ein unerträglicher Zustand... Kepler, komm mit mir. Ich will dir ein Porträt nach meinem Sinne zeigen, das noch nie jemand gesehen hat. Ich habe es selbst gemalt, einmal, in verzückter Aufregung. Es ist mein Heiligtum. Dann wirst du selbst sagen können, ob ich eigensüchtig bin.«

Sie schritten durch die Bibliothek mit ihren Allegorien und Sprüchen, ihren Bildern und Votivtafeln. Tycho bewegte einen Riegel, der hinter einem Bildrahmen versteckt war. Eine geheime Türe öffnete sich zu einer kleinen kapellenartigen Kammer, deren Fenster durch schwere Vorhänge verdunkelt war. Die Wände waren kahl, nur ein einziges

Bild stand inmitten auf einer Staffelei, von blassen Farben und undeutlichen Umrissen. Ohne ein Wort zu reden, wies Tycho auf die Unterschrift, die nur schwer lesbar war: »Nicht Tycho die Ehre, sondern dem Tychoniden, dem Erben seiner Kunst — aller Meister Meister.« Nun erkannte man wirklich eine geheimnisvolle Gestalt auf dem Bild, im grünlichen, ungewissen Licht der Zukunft heranschreitend.

»Das habt Ihr selbst gemalt?«

»Ja, um mich zu trösten. Vor Jahren einmal. Um mich über alle irdischen Zufälle zu erheben. Und wahrhaftig, es war mir, als führe mir eine Geisterhand den Pinsel, den ich weder vorher noch nachher je angerührt habe. Ein gemaltes Orakel schien mir dieses Bild, und ich glaube daran: In fernen, fernen Zeiten wird einer kommen, der mich besser versteht, als ich selbst heute meine Verwirrungen überblicken kann. Und so wird er aussehen, so hat er sich mir im voraus offenbart... Doch laß sehen, mein Kepler, ähnelt er nicht dir, der Tychonide?«

Kepler schrie auf, so heftig hatte ihn Tycho angefaßt, um ihn unmittelbar vor das Bild zu ziehen. Immer wirrer redete Tycho dabei auf ihn ein. Nun sprach er von astrologischen Zeichen, die bei seiner und bei Keplers Geburt klar übereinstimmend erschienen waren, von der Harmonie des Weltalls und von den großen Gelehrten aller Jahrhunderte, deren Seelen als Schemen auf den Planeten wohnten. Er ließ sich in erhabenen Phantasien gehen, die von derselben spukhaften und zerrütteten Andacht waren wie diese Kammer mit ihrem abenteuerlichen Heiligenbild, ihren nackten Wänden und dem feuchten, schneidenden Luftzug, der aus unsichtbaren Mauerritzen herzuwehen schien... Kepler graute es vor Tychos Ungestüm. Nun aber vollends, da er in einer Ecke eine undeutliche, kauernde Gestalt zu erblicken glaubte, da Tycho, trotzdem Kepler ihn auf sie aufmerksam machte, seinen Redeschwall nicht unterbrach, sondern wie ein Verrückter ihn am Arm zerrte und weiterschwatzte, da nun die Gestalt auch zu wachsen und aus ihrem Winkel heranzukommen schien: konnte Kepler diesen schauerlichen Zustand nicht länger ertragen, riß sich von Tycho los, sprang ans Fenster und warf mit einem Ruck den Vorhang zurück.

Im Nu war der unheimliche Zauber des Ortes verschwunden. Ein kahles Stübchen mit einer Staffelei fror im nüchternen Tageslicht. Tycho starrte, von der eindringenden Sonne geblendet, geradeaus. Kepler blieb am Fenster. Vor beiden stand — Elisabeth.

»Du hier? — In meinem Adyton?« fuhr Tycho wütend auf sie los. »Woher weißt du — wie kommst du hierher? Und warum?«

In tötlicher Verlegenheit senkte Elisabeth den Kopf und schwieg.

»Willst du wieder nicht reden, Elis? Wieder nicht? Willst du mit deinem Vater nicht reden?«

Eine lange Pause trat ein.

»Kepler, komm,« rief Tycho plötzlich. »Was stehen wir da? Mein Heiligtum ist entweiht. Komm!« Seine Miene drückte Ekel und tiefe Unlust aus. »Lassen wir das ungeratene Kind!«

Erst als er mit Kepler im Instrumentensaal allein war, fuhr er fort: »Ich werde mich um Elisabeth nicht mehr kümmern. Um meine ganze Familie nicht. Sie sollen sehen, wie sie ohne mich auskommen, im fremden Land, die Widerspenstigen. Was sind sie anderes als eine namenlose, hiflose Horde ohne mich! Ich habe unendlich um sie gebangt, habe für sie gearbeitet, war »zu klug« um ihretwillen, und alles vergebens. Jeder will seinen eigenen Weg gehen, keiner gehorcht mir. — Gut, so lasse ich sie eben in ihr Verderben stürzen, da ich sie mit Aufbietung aller Kräfte nicht halten kann. Ich aber folge dir, Kepler. Du bist jetzt mein Vorbild, mein Lehrer, ich bin der Schüler. Frei will ich sein wie du, unklug, blind, bewußtlos, nur für unsere Kunst leben und für nichts anderes in der Welt.«

(Fortsetzung folgt.)

GLOSSEN

An die Reichen, die Armen und die Dichter.

Wie soll ich singen, daß ihr mich hört? Anders noch hört als mit den von allem Erhörbaren gefüllten Ohren nur? Welche Weise beliebt euch? Welcher Ton? Denn nichts will ich sein als einer, der in den Höfen steht oder auf dem von euch geliebten Theater, ganz so einer von denen, die ihr gerne hört, weil sie aus eurem Munde reden, ganz so einer und ohne den edlen Hochmut der Dichter. Macht mich zum Zeitvertreiber, zum Kabarettsänger, zu eurem beliebten Erzähler oder was sonst ihr wollt, was immer ihr wollt, das bin ich, nur daß ihr mich hört mit eurer Seele Ohren, denn wahrlich, ihr müßt jetzt hören — es ist die Zeit!

Ein Mensch wie ihr, nicht anders im Stoff als ihr, schlechter als der, besser als jener, ohne Amt und Zeichen, so recht einer aus des ganzen Menschtums Mitte treibt mich des Lebens, eures Lebens Jammer auf, daß ich rede. Fragt mich nicht nach dem Schein und dem Paß, nicht nach dem Ausweis meines Anspruches — hört mich wie ihr doch still den letzten eurer Komödianten anhört! Pfeift später! Und faltet nicht zum Spott eures Gewissens schlechte Angst, und seid nicht beruflich in diesem höchsten Augenblicke! Sagt nicht, daß ihr Geschäftssorgen habt, sagt nicht, daß ihr zur Kirche müßt oder gerade das Wohl der Nation bedenkt! Seid nicht beruflich in diesem Augenblicke, seid menschlich! Zwinkert euch nicht mit den Augen zu, spitzt nicht die Lippen zu einem Witzwort, werft euch nicht in die hohle Brust eurer Würde, seid jetzt Oberst nicht und nicht Geheimrat und nicht Herr in Banken und Parlamenten, auch nicht Superintendent

und Direktor und Chef eines Warenhauses. Habt keinen eiligen Vorwand, daß ihr Ernsteres zu tun habt — ich bitte euch, seid menschlich, seid lieb in diesem Augenblicke, seid Sonntag auf dem Lande, seid Kind des zwölften Geburtstags, seid Ferienausflug nach der Prüfung, seid erstes, scheues Verlieben, seid menschlich!

Ohne Namen sei ich für euch, kein Verfasser von Büchern, um deren Wert ihr streitet, kein irgendwie euch Bestimmter, denn nichts bin ich in diesem Augenblicke, nichts als eine Stimme bin ich, die zwischen euch geht in den erstarrten Stunden eurer Verzweiflung. Lächelt nicht, daß ich das Wort Verzweiflung für euch ausspreche. Ihr mögt ja immer den Tag hinbringen und ihrer mit nichten gewahr werden. Aber es ist in jeder vierundzwanzig Stunden Umlauf ein Augenblick, ein Augenblick zu mindest — Ewigkeiten messen ihn nicht! — da packt euch diese Verzweiflung an und stellt euch, schleudert euch vor den Abgrund, daß euch schwindelt und ihr alles Glück eures Lebens dafür hingeben möchtet, daß ihr nur dieses Abgrundes Anblick nicht hättet, der nichts ist als eures Lebens Spiegel. Ist's nicht das Grausen vor dieses Augenblickes Grausen, das euch durchs Leben jagt? Ist nicht auf euren Gesichtern die Spur davon unauslöschlich? Drängt es nicht euer Lachen ins Grinsen? Euer Weinen ins Kreischen? Eure Rede in Hast und Witz und Überfall und Lärmen? Ist es nicht um dieses Augenblickes Grauen, daß ihr zweifelt an allem um euch und in euch, damit ihr nur auch zweifeln könnt an der Wahrheit dieses Grauens? Jeder eurer Gedanken hat ein Zeichen von seiner Geburt an: Den bösen Fingerdruck eures Zweifels. Jedes eurer Gefühle hat ein Zeichen von seiner Geburt an: Das böse Brandmal eures Zweifels. Nicht eure Tränen waschen es weg, denn es sind des Mitleidens Tränen nicht, sondern des Zornes. Und kein Pflästerchen eures Witzes verdeckt es, und keiner Weisheit Satz tröstet euch, daß dies so sein müsse. Und keines Rausches Taumel tilgt es, des Rausches der Liebe nicht und keines andern.

Ein Leben der Menschen war, das hatte seinen Anfang in Gott und hat sein Ende in Gott, also daß eine Gemeinschaft war vom einen zum andern, ein Händereichen und Händehalten. Freiheit bestand, da Gott das Gesetz war, Demut bestand, da Gott der Herr war, Liebe bestand, da Gott die Liebe war. Anfang war und ein Ziel war und so war ein Weg. Finsternis aber nennt ihr das Licht jener Zeit aus den künstlichen Lichtern der euren. Arm nennt ihr den Reichtum jener Zeit aus den Armsäligkeiten eurer Reichtümer. Freiheiten habt ihr für Freiheit, Liebschaften für Liebe, und Erniedrigungen für die Demut, und Meinungen für das Gesetz, und Ansichten für die Lehre, und das Einerseits und Anderseits für das Unbiegbare der Wahrheit. Einen Leierkasten, der Tango spielt, euch das Wort, das ich rede, gefälliger zu machen! Ein spannendes Kinostück, daß ihr verweilt! Und meiner Rede bildhafte Zierlichkeit, daß ihr um der Schönheit willen verweilt, wo ihr der Wahrheit mit schnellsten Füßen entrinnen mögt! Erdrückt von euch, anverdorben von euch und ganz umstellt von euch ist meine Rede, ich weiß, nur Stammeln, ist ins Beten und Bitten gescheucht und hat keine Stimme Jesaias. Ihr müßt horchen, um mich zu hören, müßt leise sein, mein geringes Lauten zu vernehmen.

Eure Geschütze donnern und ihr überjubelt ihr Dröhnen mit euren Worten. Warum, warum betet ihr nicht und schlagt an die Brust? Seid ihr Mordens so sehr gewohnt, daß dies Morden euch nichts

anhat? Ist es eurer Weisheit letzte Weisheit? Zahlt ihr Schuld mit neuer Schuld? Stillt ihr Blut mit neuem Blut? Schlägt dies Dröhnen nicht auf euer Gewissen, da ihr dessen eignes Schlagen nicht hörtet? Mußte dies Sterben sein, euch eures Ersterbens zu mahnen? Mußte der Plan des Zerstörens sein, um euch euer Zerstören aufzuweisen in Blut und Flammenschrift? Habt ihr den Mut, dieses Krieges Werk euer Werk zu nennen, statt Gottes Mahnung durch sein Werkzeug Mensch? War dies das Ziel eures Fortschrittes? Dies das gelobte Land aller eurer Veranstaltungen? Warum sprecht ihr von großer Zeit, euch aufzurecken an dem Wort aus eurer Kleinheit? Wann je wart ihr zwerghafter in eurem Menschenstolz als zu dieser Stunde des Gewitters, da ihr euch flüchtet unter den Baum des Schicksals? Was jubelt ihr? Warum schlagt ihr nicht an die Brust? Was jubelt ihr »Sieg«? Habt ihr euch etwa besiegt?

Dem Tode ist des Menschen Leben verpflichtet, und also stirbt er nach seiner Verpflichtung. Tränen über den, der uns zu früh hinging, aber nicht unsere Deutung über das Dunkle seines Sterbens. Dem Tode verpflichtet lebt der Mensch immer in Schlachten, aber sagt nicht, daß irgendein Sterben heldenhafter sei als ein andres, denn dies ist euer Sinn und ist Frevel am Dunkel des Todes, den ihr in Nützlichkeiten zerteilt. Jeder stirbt als ein Held, oder keiner. Nun habt ihr den Tod bestellt, daß er eure Bücher revidiere. Nun habt ihr den Tod gerufen, daß er euch Gesetze gebe. Nun habt ihr dem Tode befohlen, daß er euch die Wahrheit sage. Ihr habt das getan, die ihr die Bücher führtet, die ihr die Gesetze gabt, und die ihr die Wahrheit verwaltet. Euer Leben hat sich in den Tod gegeben und hat sich erfüllt. Warum jubelt ihr euren Todesschrei? Warum sammelt ihr euer Röcheln nicht zum Gebet? Ihr Endenden schafftet euer Ende, was euer Geist war, liegt, ein Aas, auf den Feldern, Stank fährt zur Hölle, woher er kam.

Ihr, Arme, Habelose, seht, was euch verdarb, die Reichen haben ihren Geist aufgegeben, den Geist, der auch euch verdarb, daß ihr gierig wurdet oder bettelstolz wurdet, lieber starbet als menschlich die Hand hinstrecktet. Wart ihr nicht schon ganz die Affen der Reichen geworden? Habt ihr euch nicht der Armut geschämt? Wolltet ihr Arme euch nicht in Reiche wandeln? War nicht der Reichen Reichsein euer Tagtraum? Eure Hoffnung? Eure Sehnsucht? Sinn eures Lebens? Nun ist der Stein hinweggewälzt und ihr könnt auferstehen! Nun, Armut, hält dich das Elend nicht mehr im Schoß, nun, Armut, macht der Hunger deinen Blick nicht mehr gierig! Nun, Armut, ist das Gesetz der Reichen fort, das dich aufsteigend teilhaben lassen wollte am Reichtum. Nun, Armut, beginnt dein gesegnetes Reich der guten Fülle! Nun, Armut, beginnt dein Jubilieren!

Dichter, stimmt der Armut das Lied an! Franz Werfel, geh voran mit der flatternden Fahne deines Stirnhaars! Singe, Rilke, den gütigen Gott! Scheler, zelebriere das Amt der Armut! Borchardt, donnere die Orgel! Und stehet alle singend im Chore, ihr jungen Dichter! Hingeben, hinschütten, offene Arme, lachendes Händehalten, Brüder, Brüder!

Der Geist der Reichen gab sich in Schlachten den letzten Tod, das Leben ersteht wie am ersten Tag, das Leben, Freunde, ist neu, das Leben ist jungen Grünes vollbelaubt! Nun schweigt der Himmel nicht mehr, nun singt die Erde ihm zu.

Franz Blei.

Ein Luxemburger.

Ein Dichter, geboren in neutralem Lande, deutsch aber von Sprache und dem Deutschen freudig zugewandt, reist Ende 1914 in England und Frankreich, und sieht und schreibt auf was er sieht. Einmaliger Augenblick, unwiederholbare Gelegenheit: ein Dichter, er, der das Sein so liebt, daß Seinsgestaltung sein Leben erfüllt und gehörig rechtfertigt, er, dessen Herzen aller Aufschwung verwandt, alles Heldentum teuer, jede Verzweiflung ehrfurchtgebietend, jede Kraft erschütternd ist, er, dem das Leid der Kreatur zum eigenen Leid wird, dem jede Anspannung eines fremden Armes den Arm selbst spannt, der jedes gebrachte Opfer noch einmal bringt, weit reicher empfunden bringt als der Opfernde, der ja kein Dichter war (der aber das Tun für sich hat) — ein Dichter reist in zwei großen Staaten zur härtesten Kriegszeit, durch einen, England, dem es starrer Ernst ist mit Vernichtung des lästigen Gegners, und durch jenen anderen, westlichen, hellen, der all seine tauglichen Söhne, alle, an eine ungeheure Front gesandt hat, den ein umkämpfter Graben wie eine lange Wunde der Länge nach durchreißt, dessen Geschütze die eigenen Städte zerstören müssen, weil der Krieg im eigenen Lande grimmig steht, jenen anderen, um dessen Geschick als Macht es jetzt im höchsten Ernste geht: Frankreich. Ist jener in Wahrheit ein deutscher Dichter, so muß ihm dieses Schicksal ernst und ergreifend sein, weil er, als Deutscher, frei sein muß von der Verhärtung gegen alles Fremde, frei von aprioristischer Verdummtheit, weil ihm, als Deutschem und als Dichter, zwar Deutschland das Nahe und Innige, Fremdland aber das Nichtverschlossene, das Anschaubare und Tiefverständliche sein muß, darum das Geachtete, darum das mit Anstand und gebührendem Respekt Betrachtete und Beschriebene. Mag sein, daß ihn eine Zeitung entsandt hat, mag sein auch, daß Zeitungen nur Berichte bringen, die ihren Lesern genehm sind, mag sein selbst — was nicht sein sollte — daß er der Zeitung konzedieren muß, nur das zu schreiben, was ihr gefallen wird: im Buche ist er frei, das Buch wird seine Rechtfertigung sein, im Buche sagt er, was sein Herz gesehen hat.

Norbert Jacques stellt seine Feuilletons fast unverändert in ein bei Fischer erschienenes Buch »London und Paris im Krieg«, und hat nur gesehen, was einem liberalen Zeitungsleser den Magen zu wärmen imstande sein möchte. Ohne Zweifel hätte die Frankfurter Zeitung jede Art von Wahrheit gedruckt, was einem Reiche nur gemäß wäre, dessen Heere siegreich auf fremdem Boden kämpfen, aber Herr Jacques, ein Luxemburger des Geistes, ein Mann aus einem sehr kleinen Gesichtskreis, stellte, wenn auch nur unbewußt, sein aufnehmendes Gemüt ein auf die Kitzelung des Durchschnitts. Die moderne Biologie macht weiten Gebrauch von dem Begriffe der Umwelt: die Apperzeption der Welt geschieht bei verschiedenen Tierarten nach verschiedener Rangordnung der empfangenden Sinne und einem verschiedenen Relief der empfangenen Dinge und Werte. Vom Menschen geredet, so gewahren Kaufleute ein anderes Land als Soldaten, Reiche ein anderes als Arme, Wohlgesinnte ein anderes als Übelwollende. In Herrn Jacques wirkt fort eine alte, von unten nach oben schielende Anbetung Englands, und ein Widerwille gegen Frankreich. England imponiert ihm auch als Feind, nicht aber, daß er sich für Deutschland freut, weil es einen würdigen Gegner gefunden habe, vielmehr hört man den Seelenschmerz dessen, der sich betrübt darnach sehnt, die

»blondhäutige Britannia« zur Freundin zu haben. ⟨Daß er über Japan in den dümmsten Pöbeltönen flötet, wundert keinen.⟩ So erblickt er denn während dreier Londoner Tage hauptsächlich viererlei: daß man ungeheure Anstrengungen im Werben macht, daß niemand sich anwerben läßt, daß die Belgier unbeliebt und lästig werden, daß man Angst vor dem Zeppelin hat, das übliche. In Frankreich aber bleibt er länger: weil er die Reise mit dem Vorgefühl der Abneigung gegen dieses Land antreten kann ⟨S. 80⟩, und weil er Frankreich verunglimpfen wird. Gesetzt den Fall, von all den berichteten Einzelheiten seien alle wahr, es läge also Handel ⟨S. 87, 88 ff.⟩ und Gewerbe ⟨S. 182 ff.⟩ ganz darnieder, die Zahl der Toten sei ungeheuer groß ⟨S. 136/137⟩ — welche Gelegenheit zur Ehrfurcht! — es gäbe in Zivil von Männern nur Kranke und Krüppel ⟨S. 121⟩, die Damen vom Roten Kreuz — welche Gelegenheit zur Wut! — trieben nichts, als Sportbettel an den Eisenbahnen und kümmerten sich nicht um die Verwundeten ⟨S. 78/81⟩, man verheimliche die Anzahl der Lazarette ⟨S. 162⟩, die Städte lägen schmutzig ⟨S. 93/94⟩ und wie geleert von Epidemien ⟨S. 83⟩, die Regierung habe sich in Bordeaux aufs albernste benommen, habe geschwelgt ⟨S. 97⟩ und sei allenthalben gehaßt und verachtet ⟨S. 98/99⟩, und was dergleichen häßliche Züge mehr auf dem Gesichte Frankreichs verzeichnet seien: mußte ein Unbefangener nicht ergrimmen? ja, mußte ein Mensch mit menschlichen Gefühlen nicht zornig aufschreien über so viel Pflichtvergessenheit, nicht tief trauern über solches Unglück eines wenn selbst verblendeten Volkes, nicht hell aufbrennen in Bewunderung für ein Männerheer, das trotz all dem heldisch angreift und wieder angreift, das ohne eine Nation im Rücken, ohne Wagenparks von Liebesgaben, ohne praktisch-technische Ausrüstung, ohne eine achtbare Regierung diesen Winter so überstanden hat? Welch einen ungeheuren Vorrat unangefaulter Kraft setzt allein diese Leistung voraus! Herr Jacques macht innerlich die Phrase der Dekadenz Frankreichs mit, und so bemerkt er überall ⟨S. 168⟩ tiefinnerste Fäule, wo gerade hinter all dem Verderbten, das er aufzählt, die unverletzte Volkheit stark und tüchtig erscheint, die imstande ist, mit all dem Verrotteten hinter sich zu widerstehen, zu kämpfen, anzugreifen und auszudauern. Wenn unsere Soldaten an der Westfront dies Buch zu lesen bekommen, sie werden den Franzosen noch besser achten, als sie es ohnehin tun, Krieger achten den Feind, Herr Jacques aber trauert nicht, auch zürnt oder bewundert er nicht, sondern notiert mit einem Behagen, das jedermann fremdbleiben möge, und mit einer impassibilité, um die man ihn nicht beneidet, kleine Dinge, vor deren Kleinheit ihm selber einmal Angst wird ⟨S. 168⟩ — aber er sieht nichts Größeres. Warum, ist früher gesagt worden. Nur zweimal auf 212 Seiten erreicht er es, einem Augenblick Dauer zu geben und an jene Schichten zu rühren, die er uns sonst schuldig bleibt: als er dem deutschen Verwundeten das Herz stärkt, indem er ihm von ferne eine Melodie zupfeift, weil er mit ihm nicht reden kann, dieses Lied »Deutschland, Deutschland über alles«, das die französische Wache nicht kennt, und als in Dijon bei der Messe ein ekstatisch singender Greis in der Zeile »Et libera nos a malo« die letzten beiden Worte ersetzt durch »a Germanis«. Hier ist beidemal Substanz gefaßt, Liebe und Haß, und so substanziell verlangt man das ganze Buch.

Man sage nicht, diese sauber geschriebenen Zeitungsstücke erlaubten den Maß-

stab nicht, der hier an sie gelegt ist. Niemals mehr als heute ist geboten, vom Wesen eines Auftrags und einer Sendung aus zu urteilen, nach dem zu fragen, was einer hätte wollen sollen, nicht, was er gewollt hat. Gefordert ist: Ganzheit, und daß ein Mensch hinter Geschriebenem stehe, nicht ein Schreiber, ein Fühlender, kein Zuschauer, Blut, nicht Lymphe.

Arnold Zweig.

Börsenmetaphysik

Die Strategie der Börse kann von einem Besessenen diktiert werden, der schreiend und mit gerungenen Händen auf den Canadamarkt läuft und die Shares einen halben Prozent billiger abgibt.

Das Geschrei des Mannes verwandelt die Börse in ein Schlachtfeld: alle schwitzen, man guckt sich mißtrauisch an, die Gewiegteren machen Blankoverkäufe, man eilt zu den Telefonen, und am nächsten Tag steht in dem Börsenbericht, daß die Gesellschaft gezwungen gewesen sei, zu verlustreichen Preisen Landverkäufe vorzunehmen. Das Dementi kann noch so prompt kommen: ein paar Millionen sind verloren, ein paar Millionen sind verdient.

Der Einfall eines Pfuschmaklers hat den Weltmarkt verwirrt. Denn damit beginnt jede Betrachtung der Börse: es gibt kein materielles Substrat des Kurszettels. Es gibt keine Wirklichkeit, auf die sich die Bewegung der Notierungen zurückbezieht. Nach Gründen fragt kein Mensch: die Tatsache der Kursveränderung erzeugt spontan ihr Motiv. Der Börsenbesucher ist von einer verzweifelten Intelligenz: er schüttelt die Gründe nur so aus dem Ärmel, die sich schließlich zu einer Atmosphäre verdichten, die ihn ruiniert. Zahllose Intelligenzen arbeiten daran, zu Preisveränderungen Gründe hinzuzudenken, die sich, bei günstiger Witterung, zu Konjunkturen zusammenfassen. Der Börsenmann kennt in seinem Bewußtseinsleben nur die Konjunktur: er fühlt sich von ihr abhängig, und manchmal bringt sie ihm, der doch ihr Schöpfer ist, eine Überzeugung bei, die ihn verhindert, rechtzeitig zu verkaufen oder sich im günstigen Moment einzudecken.

Das Börsengeschäft hat ein Ende, wenn es von Überzeugungen reguliert wird. Wenn der Spekulant weitschauend mit politischen oder technischen Veränderungen rechnet. Gewöhnlich ist das der erste Schritt zum Revolver, mit dem er seine letzte Bilanz abschließt. Die wirklichen Geschäfte spielen sich zwischen zwei Konjunkturen ab, werden von der Berechnung dirigiert: wie lange wird die Kauflust anhalten, wann gebe ich ab und wann mache ich bestens Blankoverkäufe? Dabei denkt kein Mensch daran, daß es außerhalb der Börse eine Wirklichkeit geben könnte, die auch nur den geringsten Einfluß auf die Vornahmen hat. Das Geschäft produziert aus sich heraus die endlose Kette der Geschäfte: in ihrer lückenlos verknüpften Reihe verwirklicht sich ein vielfältig arbeitender Charakter — aber nirgendwo ist eine wirkliche Welt, die hierin ihr Abbild finden soll. Diese Vorstellung ist vollkommen lächerlich, denn: »die Geschäfte sind die Metaphysik der menschlichen Betriebsamkeit«. So formuliert es Bottom.

Bottom: das ist der Bauch der Börse. Im Verlag der Weißen Bücher zu Leipzig ist ein kleines Buch erschienen: »Die Aussprüche Jerobeams oder Das Geschäft in Aktien.« Als Verfasser tritt Bottom auf: ein Pseudonym, so fett, so massiv, wie die Börse selbst. Bottom interessiert sich nicht für die Verderbnis der Spekulanten.

Er verhöhnt sie auch eigentlich nicht. Der gelehrte Nationalökonom, der ein durchaus Irrationelles wissenschaftlich erfassen will, erscheint ihm viel komischer. Es steht sogar einmal in dem Buche: »Die Börsenmenschen sind Dichter, ohne es zu wissen.« Das ist freilich ein bißchen übertrieben. Immerhin: es sind gute Nachbarn, die sich eigentlich vertragen müßten. Es gibt gemeinsame Dumpfheiten, Antriebe. Denn der gewaltige Wirkungskreis der Börse ist das Produkt zahlloser, verschiedenartig gerichteter Temperamente: wie die Literatur, der Rasensport, die äußere Politik. Eine neue Mode taucht auf und gibt dem Markt eine völlig neue Physiognomie. Kein Mensch weiß warum: aber alles schreibt Abenteurerromane, alles spielt Golf, alles kauft Kolonialwerte, und es ist modern, Argentinien zu poussieren. Es regnet ein paar Tage: Lackschuhe mit hellen Einsätzen werden shocking, alle Welt spielt Billard, und es ist unbegreiflich, wie sich das Auswärtige Amt für Argentinien interessieren konnte. Um Kolonialwerte kümmert sich kein Mensch. Die Erscheinung ist vollkommen rätselhaft, man sieht ohne weiteres, daß die Gründe erst nach Eintritt der Ereignisse erfunden worden sind: aber alles fügt sich der historischen Gegebenheit. Was bleibt, ist die Tatsache des Geschäfts. Das Geschäft ist überpersonell, es ist eine Grundkategorie der Seele, in der chaotisch die bunten Inhalte spielen. Sie lassen sich an nichts Wirkliches binden, man kann vielleicht sehr vorsichtig mit psychologischen Daten rechnen. Immerhin befindet sich ein Seiltänzer, zehn Kilometer auf einem Zwirnsfaden über den Niagarafällen, daneben in einer verhältnismäßig sichereren Lage. Die Regisseure einer Börsenpanik können hineinfallen: dabei können sie von leuchtender Intelligenz sein und alle äußeren Umstände ihren Berechnungen entsprechen. Aber die Sonne schien, und es fiel keinem Menschen ein, deprimiert zu sein.

Bottom bemerkt weise, daß die verunglückten Spekulanten nicht etwa ihr Pech verantwortlich machen, sondern sie orakeln: »Hüten Sie sich vor Goldshares ... Fassen Sie keine Minenwerte an. Um Gottes willen keine Kolonialsachen!« Gewiß, die Träger der Börsenintelligenz sind sehr drollig: und Bottom gibt ein paar ausgezeichnete Porträts. Überhaupt verstreut er viel Weisheiten, die, um sich ihren Platz in dem Herzen jedes Börseneleven zu erobern, nur ihre paradoxe Form gegen sich haben. Aber jeder Vertreter eines besseren Hauses wird über den Zynismus entrüstet sein, den dieses Buch über die ernstesten Dinge produziert. Denn die Börsenleute, sonst gewiegte, alte Kenner, wollen die Börse durchaus mit den Augen des gelehrten Nationalökonomen ansehen: als den großen Regulator des Wirtschaftslebens, in dem die widerstrebenden Tendenzen der Weltwirtschaft sich zu den Preisen ausbalanzieren. So mag die Börse ja aus der Perspektive eines Katheders aussehen. Fällt es aber einem aufmerksamen Menschen ein, sich als Privatmann in die Börse zu begeben: so wird er zweifellos den Eindruck mit nach Haus nehmen, daß diese aufgeregten, schwitzenden, telegrafierenden Menschen eigentlich nur Geld, und möglichst viel davon, verdienen wollen. Immerhin: die sittliche Weltordnung hat auch an der Börse manches für sich. Vielleicht ist es, so steht es schon bei Hegel, nur eine List der Vernunft, die sich der eigennützigsten, ja der schmierigsten Wünsche der Individuen bedient, um ihre reine Herrschaft durchzusetzen. Man kann das glauben,

man wird es glauben, wenn man ein ordnungsfreundlicher Idealist ist — falls auch dieser Optimismus nicht durch einen gründlichen Reinfall in Kupfershares allzu schmerzlich beschädigt ist. *Rudolf Kurtz.*

Totenrede.

Hans Leybold — ich muß ihn ja gekannt haben! Wir führten an den Kammerspielen in München zusammen Hauptmanns »Helios« auf. Er war ein Student. Er machte mich mit der »Aktion« bekannt. Er negierte mein Gesäß. Er reizte mich maßlos.

Wir fanden einen kleinen Verlag in München. Der hieß Bachmair. H. F. S. X. Y. Bachmair. Anlaß vielen Gelächters für uns. Sprach Leybold: »Lasset uns eine Zeitschrift gründen!« Die hießen wir »Revolution«. Als die Zeitschrift gegründet war, verlangten die Abonnenten ein Programm. Leybold sprach: »Wohlan denn, Ihr —, wennschon immerhin: Hier habet ihr ein Programm«. Und schrieb: »Kampf gegen Seiendes, für Keimendes. Gegen Kunstportiere, Kulturportiere, Avenariusse, Scharrelmänner, Obskuranten, Schwärzlinge, Hertlinge, Hohlwege, Panteutschisten, Stagnaten, Kastraten. Gegen literaturbehaftete Oberlehrer, kunstsinnige Kritiker, allgemeine Rundschauer. In summa: Gegen Zuständliches«. Und fügte hinzu: »Nichtschriftsteller heraus! Keine Literaten sollen gezüchtet werden.« Da hatte man denn die Revolution! Da war sie. 20 Jahre alt war der Kerl. Sehr hurtig. Und paffte einfach drauf los.

Sprach jemand in Berlin: »Was ist das für eine Revolution, die ihr da macht in München! Da steht ja kein Satz Politik drin!« »Richtig,« sprach Leybold, »da steht kein Satz Politik drin. Was soll man tun?« 5 Minuten später waren wir konfisziert mit Nummer 1.

»Holla, sagte ich zu ihm, da steht nur kein Sozialismus, keine Altersfürsorge, kein Mutterheim, kein Rotes Kreuz drin. Und auch die Rosa Luxemburg wird nicht mitarbeiten. Noch Frau Zetkin. Aaaber: Politik, zum Donnerwetter, Politik, sprachen wir zweistimmig, ist das etwas anderes als die Lehre von den Mitteln, mit denen man sich selbst oder eine Idee durchsetzt? Und wenn unsere Idee — na, sagen wir schon — »der Geist« ist, ist es vielleicht unsere Politik, daß wir »den Geist« durchsetzen? Unter Geist verstanden wir aber alles, was gegen das Gesäß, gegen die Verdauung und gegen das Finanzherz gerichtet ist. Jeglichen Fanatismus im Gegensatz zu jeglichem Traum- und Innenleben. Jegliche Anarchie im Gegensatz zu jeglichem Bonzentum ⟨sei's, wer's sei⟩. Wir versuchten, das überlegene geistige Kaliber in unsere Hand zu bekommen und es spielen zu lassen. Wir suchten jede Handlung, jedes Unternehmen, jede Zeile Geschriebenes nur im Zusammenhang mit unserer Endabsicht zu ästimieren, für Komplexe empfindlicher als für Äußerungen. Für Wandlungen dankbarer als für »Charakter«. Unser Ziel aber hieß: Geistige Konspiration zwecks Ermöglichung geistiger Werte.

Inzwischen verspritzten wir Glossen und Gedichte, nach allen Seiten. »Die Revolution« verkrachte nach 5 Nummern. Leybold wurde nacheinander Mitarbeiter des »März«, des »Vorwärts«, der »Aktion«, der »Zeit im Bild«, der »Tat«.

Das Bedeutsamste, was er in dieser Zeit schrieb, scheint mir eine Glosse in »Zeit im Bild« gewesen zu sein. Dort vertrat er die Ansicht: »Es muß ⟨in diesem Volk⟩ immer etwas los sein. Immer etwas knallen,

passieren. Immer wer angezaubert werden. Laut erhebet eure Stimmen, lauter, lauter. Der Zweck heiligt die Mittel.« Ein richtiger Jesuit, was? »Die Stillen im Lande,« meinte er, »werden nicht gehört.« Er meinte damit solche Herren Hermann Stehr, Gustav Landauer, Paul Boldt und andere.

Und es begab sich, daß uns der Einfall kam, Franz Blei zu propagieren. Wir fanden das sehr witzig. Blei hatte immer propagiert. Warum sollte er nicht selbst einmal propagiert werden? Also spielte er die Uraufführung seiner »Welle« in den Münchener Kammerspielen. Leybold programmatelte. Seewald inszenierte. Ich zeichnete verantwortlich. Wir bewarben uns um eine Theaterdirektion in Dresden. Wir versuchten das Münchener Künstlertheater in unsere Hand zu bekommen ⟨wohl wissend, daß das Theater der springende Punkt ist⟩. Wir planten eine internationale Anthologie von Lyrik. »Teufel, Teufel,« sagte Leybold, setzte sich in die Eisenbahn und fuhr nach Kiel.

Wir entspannen einen heftigen Briefwechsel. Er warb um mich, vorsichtig und höflich, wie um eine obszöne Frau. Wir erkannten einander und setzten ein Psychofakt in die Welt, das wir Baley nannten, und das den Zweck hatte, Posen, Gesten, Vexationen zu kultivieren. Arrogant zu sein wie — wie Einstein.

Ich befreundete mich mit Kandinsky und ging zum Expressionismus über. Er seinerseits empfahl mir Heinrich Manns »Professor Unrat« zur Lektüre. Ich schrieb ihm:

»Wir, Bruder, toben mit den grellen
Bumerangs,
Trompetenbäume schrillen in Cis-Moll.
Wir schnellen durch die Luft gleich Fetzen
grünen Tangs,
Blutäugig fliegende Fische voller Haß
und Groll.«

Ich suchte ihn von Heinrich Mann und seiner Begeisterung für die Sachlichkeit abzubringen.

In demselben Moment erklärte Kaiser Wilhelm, daß das mit den Franzosen und Russen so nicht weitergehen könne. Und Leybold schwenkte auch die Fahne und blies auch ins Hifthorn und machte auch den Krieg mit Frankreich. Mir persönlich ist ja der Krieg unsympathisch, denn es ist eine Rigorosität, daß Leute wie Péguy erschossen werden. Aber man kann nichts machen. Denn der Krieg ist eine Notwendigkeit Gottes. Dazu kam, daß Leybold eine Sympathie hatte für Kanonenrohre, weil sie ihn mit Freudschen Theorien erfüllten.

Doch hiervon genug. Sie werden wissen wollen, was dieser geniale junge Mann positiv geleistet hat. Nun denn! Er starb auf dem Felde der Ehre ⟨viele Russen sterben anderswo⟩. Er hat eine Zeitschrift gegründet, die einen sehr bedeutungsvollen Namen hat. Er pöbelte gegen Otto Ernst, gegen die Epigonen des Turnvaters Jahn, gegen Roda Roda, Feistritz, Walter Kollo und viele andere. Was an sich nichts bedeutet. Aber er faßte diese Insekten in Kristall, putzte sie auf, hing ihnen Schellen und Lendenschürze um, so daß mit der Zeit eine recht niedliche Negertruppe draus geworden wäre.

Sodann: Er tat furchtbar viele Frauen auf: bei ihm eine Form der Propagierung des öffentlichen Lebens. Glich sich dadurch Ulrich von Hutten an. Dichtete:

Unglaublich viele schöne Frauen gibt es
in der Stadt,
Sie haben blaßgepuderte Wangen und
ziegelrote Münder,
Sie sind teils kränklich, teils gesünder,
Manche quellen über, manche werden
niemals satt.

Er fiel Athleten an, Kunstturner, Studenten, Cafétiers und stiftete auf diese Weise eine Art abgekürzter Polemik. Er hielt es für ganz unwichtig, Literatur zu machen und für sehr schwer, ein deutscher Schriftsteller zu werden, weil das eine contradictio in adjecto sei.

Aber das alles half ihm nichts. Eines Tages, mitten ihm Krieg, stürzte er vom Pferd, vor der Stadt Namur, kam zurück nach Berlin, pflanzte einen Vollbart ins Café des Westens und begab sich in seine Garnison Itzehoe, von wo er depeschieren ließ, er sei mit dem Tode abgegangen.

Es ist unerhört und scheußlich, daß dieser junge Mann aus dem Kriege nur die physische Konsequenz ziehen mußte, während die geistige ihm versagt blieb. Er ging ein ‹literarisch gesprochen›. Er verendete ‹literarisch gesprochen›. Er starb in irgendeiner Ecke, ohne einen Laut, und ohne daß er noch jemand gesprochen hätte. Fürs Vaterland. Aber er wollte hinaus aus dem Vaterland. Immer. Nur hinaus aus dem Vaterland. Mangel an Vaterland war direkt ein Defekt bei ihm. So war er geartet.

Ich sehe ihn vor mir, unbändig lachend. »Menschenskind, eine Totenrede?« Schon klemmt er das Monokel ins Auge, gibt seinem Körper einen Ruck und sistiert die Vorstellung. Oder auf der Straße: Er trägt einen blauen Mantel, geht mit verkniffenen, breitgeschwungenen Augenbrauen nach dem Tempo einer Automobilhupe und spuckt. »Alter Bulle,« sage ich zu ihm, »wir werden noch manchen Kampf miteinander zu kämpfen haben.« »Woll, woll,« sagt er, im raschen Gehen auf der Straße, während der Mantel fliegt.

Widersprechen Sie nicht! Kaufen Sie seine nachgelassenen Glossen und Gedichte, die ich herausgeben werde. Er ist hin. Es muß ihm sehr schwer gefallen sein, wie ich ihn kenne. Aber es ist nichts zu machen. Gedenken Sie seiner! Haben Sie Mitleid! Seien Sie freundlich! Sie alle haben seinen Tod mitverschuldet. Alle, wie Sie auch hier unten sitzen. Möge Ihnen sein Name einfallen, wenn Sie Ihre Kinder säugen! Ich habe dem nichts hinzuzufügen.

Hugo Ball.

Österreichs Kriegsziel.

Welch eine Wohltat, den kleinen Vortrag des Wiener Universitätsprofessors Carl Brockhausen über »Österreichs Kriegsziel« zu lesen! Er ist bei Ed. Hölzel in Wien erschienen und kostet siebzig Pfennige. Ich empfehle ihn unsern Freunden. Das Gerassel unsrer Gewaltideologen bleibt fern. Es taucht auf wie ein ironisches Echo aus den »Anfangszeiten dieses Krieges, als die Deutschen bis gegen Paris vordrangen« und die Österreicher »an einem Tag 125000 Russen gefangen zu haben — glaubten«. Hier spricht ein Mensch, spricht und versucht mitnichten, das charakteristische Geräusch des Maschinengewehrs nachzuahmen. Er hat sogar eine Idee gefunden, eine Idee für diesen Krieg. Daß Österreich überfallen worden sei, will ihm nicht ganz genügen. Das österreichische Staatsproblem, sagt er, ist das konzentrierte europäische Friedensproblem. Das getreue Spiegelbild Europas. Hier sind die Glieder fast der ganzen europäischen Völkerfamilie vereint: steht auch der Gesamtkörper noch nicht prächtig auf den Füßen, so hat er es doch in ernsthaften Gehversuchen schon ziemlich weit gebracht. Entweder das österreichische Experiment gelingt auch für Europa, und dann können wir, wenn nicht mit dem ewigen, so doch mit einem Dauerfrieden, einer Pax Europae rechnen. Oder es mißlingt, dann

haben wir den »Balkankrieg in Permanenz«. Darum darf Österreich, als der typische Versuch der westlichen Völkergemeinschaft, als der lebendige Entwurf der Vereinigten Staaten von Europa nicht vor der zentralistischen Staatsgewalt Rußland zusammenbrechen. »Wenn hier in dem Treffpunkte aller europäischen Nationen eine Symbiose, ein Beisammensein vieler Nationen vernichtet würde, dann wäre es mit der europäischen Völkergemeinschaft aus, dann tritt an Stelle der Gemeinschaft das Ringen um die Weltherrschaft, das ist der Dauerkrieg an Stelle des Dauerfriedens«.

Professor Brockhausen sieht den — was Österreich anbetrifft nicht immer glücklich verlaufenen — Anfang einer europäischen Gemeinschaft. Dieser Anfang ist nicht nur vorhanden, sondern auch der einzig mögliche Beginn einer glücklichen Lösung. Das genügt ihm. Er sagt nicht, ob er glaube, daß die österreichische Völkergemeinschaft mit dem Haus Habsburg identisch sei, noch, welcher Instanz im größeren Europa etwa die Funktion dieses Hauses zukäme, er denkt nicht daran, wie das »Experiment« sich in der Schweiz oder in Nordamerika anließ, auch sieht er als guter Österreicher in Frankreich und England wohl nur die Verbündeten des Europa bedrohenden Rußlands — wenigstens für den Augenblick. Denn, was die Zukunft betrifft, so erzählt er zum Schluß für diejenigen, die auf Eroberungen und Landstreifenerwerb bestehen, die Geschichte des Königs Pyrrhus von Epirus.

»Dieser König Pyrrhus — berühmt durch seine Pyrrhussiege — beherrschte Epirus, also ungefähr das heutige, von uns einst so geliebte Albanien, soweit man von einem solchen noch reden kann. Pyrrhus zog nach Süditalien, um dort die Küstenstädte zu erobern. Ihn befragte ein Philosoph, was denn sein Kriegsziel sei, und der König antwortete ungefähr: »Zur Sicherung der östlichen Adria benötige ich die Westküste.« »Sehr begreiflich,« sagte der Philosoph, »und dann?« »Um die Küste zu sichern, brauche ich deren Hinterland, Süditalien.« »Sehr begreiflich,« bemerkte der Philosoph, »und dann?« »Süditalien ist nicht sicher ohne Sizilien, also muß ich Sizilien haben . . .« »Und dann?« fragte der Philosoph. »Dann brauche ich die afrikanische Küste gegenüber zur Abrundung.« »Und dann?« »Dann endlich kehre ich nach Epirus heim und freue mich der Künstler, Dichter und Tänzer.« Heute hätte er vielleicht gesagt: Dann belebe ich Industrie, Handel und Ackerbau, Export und Import. Der Philosoph aber meinte: »Was hindert dich, gleich heute dich der Dichter, Künstler und Tänzer zu erfreuen?« Aber Pyrrhus folgte diesem Rate nicht, und dieser König von Albanien ging zugrunde, bevor er noch recht begonnen hatte.« *R. S.*

Friedrich Burschell:

DER REICHE JÜNGLING

UM einzusehen, worin der Geist des wahren Christentums bestehe, und wo die eigentliche Wissenschaft der Ethik beginne, genügt es, sich an die Geschichte vom reichen Jüngling zu erinnern. Hier erscheint der Mensch mit der ursprünglichsten und ewigen Frage, was er denn tun solle, doch achte man darauf, wie die Frage hier vorgetragen wird. Der Jüngling ist voll Verzweiflung, denn er hat in seiner Frage schon alle möglichen Antworten erwogen und ausgeschöpft, er hat es durchgemacht, daß die Antworten seiner Frage zuvorkamen, oder daß sie ihr doch so willig entgegenkamen, daß die Frage auf seinen Lippen höchst schal wurde, ja die allzu gefügigen Antworten hatten ihn schließlich aufs höchste aufgebracht, so wie ein liebenswürdiger Mensch einen aufbringen kann, der immer gleich lächelt und mit der Hand winkt, um anzudeuten, es sei schon gut. Am Ende war seine Frage etwas wie ein übertriebener Luxus oder wie ein schädlicher Sport, am Ende war sie nur eine hypochondrische Grille, die ihn in den Dünsten seines Reichtums verfolgte, wirklich, was sollte er denn noch tun, da ihm alles leicht wurde und er an nichts sich stoßen konnte und nichts ihn anfocht und er durch alles rein hindurchging, so daß sein Leben heiter und offen vor ihm lag? Aber die Frage war in ihm wie das Bild der Geliebten im Rahmen an der Wand, man kann den Tag über beschäftigt sein und dies und das tun, wenn man aber vor das Bild tritt, geht der Atem aus dem Mund zugleich mit der Seele des Herzens, und so genau wie man weiß, daß man jetzt eigentlich lebendig ist, so genau wußte der Jüngling, wenn er vor diese Frage kam, daß er dann an das Tiefste seines Lebens rührte.

Und der Jüngling wäre schließlich geneigt gewesen, seine Frage als eine wundervolle Lyrik bei sich zu behalten und zärtlich zu pflegen, wenn er nicht von dem Menschen gehört hätte, der sich den

Messias nannte, und der ganz anders war, als alle anderen Menschen. Wie er dann aber zu ihm lief und niederkniete, wie er die Frage tat und aufschaute, läßt sich nur mit diesen einfachsten Worten sagen, denn der Jüngling wußte selber nicht, wie eins nach dem andern kam, und im Aufschauen war alles frühere vergessen. Jesus aber achtete kaum auf ihn, und der Kniefall galt ihm nicht viel, denn er wußte, ein Reicher kniet und steht wieder auf, und nichts wird davon anders werden, und nur, damit er keinen Menschen unversucht lasse, trug er dem Jüngling alle die leichten und gefügigen Antworten vor, die ja daran schuld waren, daß er da im Staub der Straße lag. Der Jüngling ahnte nichts von der List des Herrn, und es mußte ihm scheinen, als habe er seine Frage auch an diesem verschwendet, und damit er ihm nicht verrate, wieviel Hoffnung er auf ihn gesetzt habe, wollte er es mit einer kühlen Verbindlichkeit sagen, daß er das alles von Jugend auf gehalten habe. Aber seine Stimme gab nur seine Verzweiflung her, und für einen Augenblick riß ihn das große Gefühl hin, daß man sein Leben und seine Person wegwerfen kann um der Frage willen.

Und siehe, jetzt sah ihn Jesus an, und jetzt liebte er ihn.

Bis hierher war alles zu begreifen und durchaus im Bereich des Möglichen. Im Augenblick aber, wo Christi Liebe an die reife Bereitschaft des Menschen stößt, zeigt es sich, daß wir auf anderem Boden stehen und ganz anders sprechen müssen, man wird daraus lernen, daß ein Sprung nötig ist und eine völlige Verwandlung, damit allererst einmal Christlichkeit und wahre Ethik möglich werde. Denn das ist der ethische Sinn, der in der Hinneigung Christi zu dem Jüngling ausgedrückt wird: hier ist der Mensch bereit, das Wunder an sich vollziehen zu lassen. Von diesem Sprung, von dieser Möglichkeit des Wunders aus gesehen, wie gleichgültig wird es da, ob der Jüngling ein guter und braver Mensch ist, ob er ordentlich und anständig bis hierher gelebt hat, das ist jetzt alles ausgelöscht, jetzt kommt es darauf an, daß er sich verwandeln lasse. Seine Frage hatte diese Bedeutung, daß sie durch keine mögliche Antwort abgelenkt werde, sondern daß sie die christliche Frage sei, die das Unendliche will. Das Unendliche aber ethisch gewendet ist die Forderung des Wunders der Verwandlung. Durch nichts darf

man sich da in der scheinbaren Direktheit Christi täuschen lassen, wenn Christus sagt: »Verkaufe alles, was du hast,« so ist das nicht eine neue Anweisung, die für alle Reichen gelten soll, sondern das ist dann die Forderung, daß das Unmögliche getan werden muß. Dieses Unmögliche kann sich auf die verschiedensten Inhalte beziehen, gleichviel, welcher Art, das ist der Christlichkeit nicht wesentlich. Die Forderung geht überhaupt dahin, anders zu werden, und darum muß sich die Frage des Menschen verlaufen und kann keine Antwort finden, denn der Mensch, der das Wunder erfahren hat, ist nicht der Mensch, der die Frage tut, dies ist der Sinn des Wunders, und die Fragen haben nur hier eine Bedeutung, dort aber ist alles fraglos und eben wundervoll. Die wahre Ethik ist darum die einzige unproblematische Wissenschaft, denn alle Fragestellungen treffen sie nicht, die Fragen bedürfen des Gerichts, die Ethik ist aber ohne Gericht, sie kann von hier aus nicht geleistet werden, das Dort aber, der Sprung und das Wunder, ist hell geworden durch die Stimme des Liebenden an den Geliebten. Und derselbe hat von sich gesagt, er sei nicht gekommen, daß er die Welt richte, sondern daß er die Welt selig mache.

*

Die Ethik ist nicht Lehre oder Gebot, sie ist die Konstruktion des vollkommenen Menschen, und sie wird um so wahrer sein, je mehr das Sollen aus ihr verschwunden ist, und je deutlicher es wird, daß ihre unerbittliche Verbindlichkeit in ihrem konstruktiven Charakter, in der Unentrinnbarkeit des Zukünftigen liegt, das nicht anders als vollkommen gedacht sein darf. Die Ethik geht die Wege, die der Mensch nur im Traume geht, im Ernst der Wirklichkeit, und darum sind ihr die Träumenden aus Beruf und die Mystiker, alle Vorwegnehmer des Zukünftigen, schnurstracks entgegen. Der Mystiker drückt sich um die lebendige Gegenwart herum, er ist unvermögend zur kräftigen Sehnsucht, er will immer alles gleich bei der Hand haben, und weich geworden im Spiel seiner heimatlichen Schande, wird er dem Kommenden matt und ohne Lust entgegengehen. Die Ethik aber wirft alles Licht in die Zukunft und die Macht, mit der sie sagt, daß es so sein wird, herrscht noch über die Gegenwart und über das Dunkel unseres Lebens.

René Schickele:

BEMERKUNGEN ZU DIESEM HEFT

UNSERE Freunde mögen dies Heft lesen, als wäre es nicht eine Sammlung von mehr oder minder zufällig zusammengekommenen Artikeln, sondern ein Buch, ein zusammenhängendes, wenn auch recht loses Buch oder doch: ein Kapitel dieses Buches, das wir jetzt miteinander schreiben: die draußen im Felde stehen mit den andern, die, bereit, aber nicht unterworfen, ihrer Einberufung harren, wir sind ja alle dabei. Nur die paar, die der landläufigen Ideologie erlagen, sie allein — wie merkwürdig ist das! — sie allerdings haben den gelben Schein des ungebundenen Lebenswandels in der Tasche — worauf sie beteuernd schlagen, wenn sie ihr Herz meinen — oder bemühen sich, dem Vaterland zu Hause Dienste zu leisten, deren Unentbehrlichkeit sie von den vulgären Formen der Strapazen, des Muts, der Todesgefahr befreit. Wir sind zusammen am Werk, wir bleiben zusammen, was auch mit uns geschehe. Auch wir murmeln unser »Tod oder Sieg«, in Erwartung unserer Stunde. Nichts kann uns zwingen, aus unserm Hirn einen Wald zu machen, — was sage ich?: einen Park im Grunewald! einen Park mit Echo!, aus dem es herausruft, wie man hineinschreit, aus unserm Herzen einen Massentrog, der am Wege — ins Geschäft, zur Börse, ins Theater — steht. Darüber, meine ich, braucht weiter nichts gesagt zu werden.

*

Im September schrieb Kasimir Edschmid, von dessen Dichtertum die Erzählung »Yousouf« in diesem Heft einen noch höheren Begriff gibt, die jagenden, auftrotzenden Sätze, die hier folgen:

Niemals will ich es vergessen, wie wir, aus den Wäldern des östlichen Frankreichs, ganz blanken Gesichts — Unwissende — aufgetaucht, hinabfuhren von der Schlucht nach Münster am 28. Juli:

wie zum ersten Male in der qualvollen Langsamkeit des Zahnradzuges die heißen Flammen der neuen Dinge über uns hinschossen und die Herzen alle im Wagen sich lösten und hoben und in dunkler Angst aufklangen. O über das Regnen draußen, das kalt war und müde machte!

Und die Luft schwoll in dem Raum und ballte sich, und sie flüsterten und schwiegen, bis es sich endlich, zag gesagt, aber sausend hochriß, irgendwo, wie der Schlag einer silbernen Peitsche: »Guerre« und alle Augen sich fanden, zwei Kolonnen Blicke sich gegenüberbrannten, messend, erstarrt, und in dem ungeheuren Erzittern der Seelen eine Grenze aufstand: Deutsche .., Franzosen .., dieweil der Wagen stockend ins Münstertal einlief.

Wie eine braunrote Wolke dampfte durch die geöffneten Türen des Zugs die Atmosphäre von Angst und Wut über die Vogesen weithin und schwer.

Allein wir glauben nur von den Dingen, die so gewaltig fern geschichtet dem Schwerpunkt unsrer Psyche liegen, was uns positiv bedrängt. Und so schlugen wir die Möglichkeit am Abend lachend in den Wind und vergaßen in der Stille die Drohung, während die Takte feingesponnenen Regens das Laub der Gärten umspannen. Und wir achteten nicht, daß Geducktes in uns war.

Und siehe: Kolmar weckte es wieder kommenden Morgens, flammend zog der Ring um unsere Brust. Wir suchten, arg bedrängt, unsere Erkenntnis in die Situation einzubohren, damit wir Blick erhielten über die Dinge. Aber die Dinge waren stets über uns; so fremd waren sie. Wir suchten rückwärts, doch kein Punkt war stet, und alles wogte, nichts bot ähnliches im Erlebnis. Und wir standen, zu jung, um den siebenziger Jahren nahe zu sein, zu alt, das neu Gegebene rasch in Selbstverständlichkeit zu nehmen, grübelnd, hilflos, schweren Blutes, das sträubt, sich jedem Unbekannten hinzugeben, hilflos, kindlich mit pochenden Herzen in der entsetzlichen Kelter der Zeit.

In dieser Stadt tosten schon kleine Sturzwellen der Leidenschaft auf den Straßen, hier fieberten sacht schon Mienen, Blicke, Autos und Trams .., und hier war dies, daß wir gequälten, ziellosen, nur bedrückten Hirnes erkannten, es in Untertönen sagten — wie es uns

um zwei Wochen später höchste Klarheit war! — vor der unendlichen Kreuzigung des Aschaffenburger Meisters: hier, ja hier sei die Wucht und die Stärke, sei eine Konzentration in wahnsinnigster Treue dieses seither vagsten aller Begriffe: deutsch.

Worin alles gipfelt in dem Altarbild: Zartheit wie von Mädchenhaaren, die blond und süß verträumt sind, das grenzenlose Grauen von Wäldern und Gewalten, ganz erstarrter Schmerz von schweren Frauen . . und das Unheimliche im Wollen und steten Sterben des Mannes, wie dies deutsch ist, dies, meine Freunde, soll gesagt sein.

Straßburg, helle Flamme der Erregung, sie folgte, während ihre Orangerie in sommerlicher Andacht stand. Die schmalen Gassen fiebrig erleuchtet, Haufen, die hier, Massen, die dort auf Telegramme stürzten wie dunkle Schiffe im Kreuzfeuer der weißen Scheinwerferkegel. Mühlen, die Mehl verweigern, Offiziere im Kraftwagen jagend, Bangen der Vorstädte, die rasiert werden, Hupen, Signale, umkreisende Erregung und Nichtswissen, nachts der kühle Himmel mit aufgehängten Sternen im Dampf noch feuchter Straßen, die Sensation der furchtbaren Nähe der Heere und Schlachten, Fieber, brennendes Rot in den Adern der Stadt — und das zitternde Herz schlägt schmerzlich im Trommel- und Pfeifenklang einer Sektion.

Und .. o .. was wollen wir? — nun?

Zischend sauste am Mittag der Zug den Rhein hinunter, den Rhein hinunter Stadt um Stadt. Ausgebreitet, gelb lag die Landschaft, rei in der Sonne. Friede wogte im Getreide, Schweigen und Üppigkeit hing im Gelände. Staunend erfuhren wir es, wie die Natur, die uns sonst Ausgleich gab in allen Schwankungen, unfähig, unbegreiflich in ihrer Stille, zurückblieb hinter den neuen Inhalten, die das geistige Antlitz der Erde überschwankten. Wir wandten uns ab.

Spät abends traten wir in die Residenz am Rhein, und hier traf es unser Ungewißsein ganz, tödlich, weit ausgeholt wie mit spitzen Hämmern: in der baum- und parkreichen Stille der leeren Straße das hundertfache Echo vom niegehörten Geräusch einer einsamen Schwadron, reitend in der Nacht, Dragoner mit Pontons.

Nun hofften wir nicht mehr, warteten nur, warteten mit Tausenden, ruhig, stumm, Zähne verbissen, bis, wieder am Abend, das Gewaltige geschah — während es in uns rief: es könne nicht sein

— und am Gebäude der Post über dem wahnsinnigen Aufschrei des Volkes ein schmaler Streifen angeschlagen erschien, Papier, das tausendfache Bleichheit zurückwarf auf die Menge — und im Stocken des Herzschlags ein großer Mann aufwuchs am Portal, plötzlich, riesig, und das Erschütternde seiner Worte zitternd, Wind im Bart, über das tagelang hier lagernde, nun überwältigte Volk schüttelte wie ein Baum pochend reife Früchte im Sturm auf den Boden drischt.

Da war es nun: steile Welle um Welle, die über uns schlug.

Wie hielten wir dem Übermäßigen, das uns traf, die Arme entgegen voll Zweifel, voll Abwehr! Denn wir faßten es nicht. In der Gegenwehr unserer Hände wand sich letzte Logik: Dies alles um Serbien ...? Und dann saß uns doch viel gallische Sympathie im Blut. War unser nächster Blutverwandter nicht Offizier in Frankreich? Hatten wir nicht Freunde — drüben? Doch es war etwas in uns, es stieg. Wir aber waren betäubt. Doch das Geschehen schlug über uns, bleiern, Schlag um Schlag, und begrub uns.

Aber wir, wir tauchten auf und stiegen.

Tauchten auf und stiegen, endlos beseelt. Nicht weil wir dachten und so handelten, sondern weil es uns packte hoch über unsrer Vernunft, weil das große Wunder in uns wuchs und raste, weil es uns hochriß, daß wir nicht mehr schliefen, daß wir lachten und weinten und kaum die Stunde erwarteten und hinliefen in die Kaserne und Freiwillige wurden .. und Skepsis und kleine Logik, stolz auf das Höhere des Rausches, zertraten wie einen kleinen Wurm. Und alles war uns beiseite geschoben vor diesem. Alle die wertvollsten Stoffe der Disputationen, Probleme des seitherig Künstlerischen, Expressionismus und dynamische Lyrik, sie waren uns kein Lächeln wert.

Hingen alle, unendlich mit unseren tiefsten Begriffen, den dunkelsten aufrauschenden Instinkten hineingerissen in den chaotischen Kreis der Begeisterung, hingewangt nach dem einzigen Magnet: Deutschland .. mit allen Augen, Munden und Waffen.

Dies war das Wunder der Erkenntnis.

Das neue märchenhafte Wunder, das uns überjagte: »deutsch«.

Wie uns Überlegung Unsinn schien . ., und wie nichts galt als Rausch, zuckender Rhythmus großen Lebens, Sturm, Pathos, Liebe und funkelnde Begeisterung.

Und in Rausch und Herzklopfen fiel alles von uns ab:

Jeglicher Dünkel im Geistigen, falscher Ästhetizismus, Vorurteile, Prinzipien, fortgeweht verschwanden sie.

Wir liefen in die Kasernen und liebten Duft der großen Mannschaftskammern.

Wir liebten die rauhe Stimme des Serganten, der uns unrecht tat.

Wir standen einen Tag um Aufnahme bittend und gingen abends und kehrten wieder, erfuhren das Sinnlose widersprechender Befehle, das Mordende zwecklosen Wartens und liebten auch dies.

Wir sahen die alten Truppen ausrücken, von einer Stadt voll Emphase umtost, sahen die schwanken Wagen mit flatterndem Zelttuch der ersten Schwerverwundeten abends, Kolonnen Gefangener und den Zirkel feindlicher Flieger über uns.

Wir erfuhren Impfung auf Impfung, wir reichten den Kranken die Stechpfanne, wir sahen mit Mitleid, Demut und Stärke das erste Mal den Gang des Starrkrampfs vom Gesicht aus über den Bauch.

Wir sahen zwischen sechs aufgehobenen Bajonetten zerlumpte Franktireure, einen abmachenden weißhaarigen Priester am hellen Sonnenmorgen im Marsch zur Füsillade.

Die ersten Geschütze fuhren im Eroberungszug in die Stadt, Kameraden weinten, die zurückbleiben mußten, sahen Typhusbaracken entstehen aus weißem Holz, kathetrisierten Leute mit Bauchschuß, wachten in Bahnhöfen, machten Märsche, erblickten angeschossene Freunde, hörten von Feinden, die gefallen seien . .

Und immer stieg etwas . . hoch — höher —!

Große Zeit.

Große Zeit, die uns zerschlagen und aufgebaut hat, durchdrungen und gesäugt mit Kraft wie eine Bärin, große Zeit, die uns zerstreute und aufnahm wie eine maßlose Saat, du gabst unseren Verwirrungen eine Lösung, du gabst in diesem Erleben unsere Wandlung, Wandlung metaphysischen Geschehens. Voll, überströmt von dem Saft deiner grausamen Euter, tragen wir, Stolze, die Verpflichtung, neuen Inhalten gerecht zu werden.

Nehmet und liebet die neue Erkenntnis und sehet, wie alle Dinge in sie wie in einen Hymnus laufen, und wie wir alle diese Dinge lieben:

Den verwundeten Erdarbeiter in der Ecke eines Wagens erster Klasse.

Generalstöchter, die schmutzige Gardisten baden und kleiden.

Gelber Schlamm an den Mänteln der Krieger, die tagelang im Schützengraben draußen lagen.

Patzigkeit der Flieger, die niemandem ausweichen, niemand wiedergrüßen.

Solche, die in Inbrunst Geld geben, Blut lassen, eiternde stinkende Wunden verbinden.

Demut ist das neue Erleben in uns, Einlenken ist es in die Natur und den Begriff Vaterland und alles im ganzen Einschwenken zur Kraft und das heißt: deutsch.

Wie fühlen wir uns gesättigt von diesem Erleben, wie lieben wir, Freunde, uns selber wieder, den nahen Donner der Geschütze im Ohr, sehend in den Augen der glücklichen, schon vor dem Feind gestandenen Soldaten immer wieder den ungeheuren Glanz der fabelhaften Schlacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich schickte das Stück schöner Prosa gleich zum Druck. Hielt es aber bis heute zurück in der Hoffnung, daß es mir gelingen werde, sie zugleich mit einer andern und so ähnlichen Vision zu veröffentlichen, der, jenseits der Vogesen, Charles Péguy folgte, als er, der gütigste Mensch, der gerechtesten einer in allen Zeiten, zu den Waffen griff. Diesem Vorhaben stellen sich aber, wie ich unterdessen eingesehen habe, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. So kann ich nur sagen: in der unermeßlichen europäischen Katastrophe schlugen zwei starke Herzen im gleichen Schlag. Zwei? Hunderttausende! Glaubt nur: hunderttausende ringsum in allen Ländern, die schon begonnen hatten, sich, wandernde Festungen, gegeneinander in Marsch zu setzen.

Ein einziger Schrei schwebte über Europa: »Freiheit!«

*

Ja, unvergessen bleibe der Ausbruch von männlicher Schönheit, die allemal Tapferkeit ist, restlose, herzdurchstrahlte, strahlend hinaus-

langende Tapferkeit, in den ersten Augusttagen des Jahres 1914, als die Völker Europas geschmückt den Kriegspfad beschritten. Die Sterne erschauerten von dem singenden Blut der Millionen: das Ahnenlied, tausend Geschlechter alt, erklang, Kriegslied, Jubellied, Kriegslied der unbändigen Liebe zu sich selbst. Die Sterne! Wie waren sie nah in jenen Tagen. Gegen Abend sah ich sie im Wasser, an dem ich stand. Sie waren ganz blaß und zitterten — und in der Nacht waren sie verschleiert vom Blutatem des großen, erschütterten Erdteils, wie vom Rauch eines Vulkans, der tagsüber eine alte Welt, brennende Fetzen eines einst glorreichen Gewandes, in den aufstrahlenden Himmel geschleudert hätte. Noch nie, Ihr Götter, stieg aus Menschenherzen solches Opferfeuer zu Euch auf, Ihr uralten Götter, noch nie, Götter des ewigen Anfangs, Fetische der ersten Not, noch nie, Ihr Phönixe, die Ihr die heldischen Anstrengungen der großen Geister überdauert und vom Atem selbst derer lebt, die eins Euerer Bilder zerschlagen und ein zweites und noch eins — noch nie.

Es waren Tage voll grausiger Schönheit — und ich fröre bis an mein Ende, trüge ich nicht eine heißere Liebe im Herzen, als die Glut war, die mir die Kleider am Leibe verbrannte, so daß ich nackt zurückblieb in einer leergebrannten Welt... Doch nein, Europa hatte sich ja nicht selbst zerstört. Man hatte es nur rasiert, um ein freies Schußfeld zu schaffen, wie man bei Festungen tut, die man für den Kampf bereitet.

Pallas Athene ward an den Schweif eines rasenden Pferdes gebunden, aber sie lebt, leuchtet, winkt, und sei es auch nur wie ein Irrwisch...

Das war, als der unerhörte Kriegsgesang anhob und die Völker Europas, festlich geschmückt, ihr junges, junges Herz zum Waffengang entblößten vor ihrem Gott.

Ein einziger Schrei stieg hoch und verweilte: »Freiheit!«

*

Und hier lege ich einige Blätter ein, die Alfred Lemm mir gab, als er mit einem Lazarettzug zurückkam...

Über Nacht ist das Grauen des Krieges über mich gekommen.

Nur auf kurze Zeit hob sich die Klappe, durch die ich aus der Heimat mit ihren geglätteten und verdeckten Spuren des Krieges hineinschaute in seinen Riesenoperationssaal. Er glaubte sich wohl unbeobachtet, deshalb ließ er alles sehen, wie es war. Mir aber wird sich die Seele nicht wieder aufrichten. Ich gehöre nun zu jenen, die vor Zorn in Tränen ausbrechen, wenn ein Lied den »frischen fröhlichen Krieg« preist. Ich bin einer von den Wissenden geworden, die der Gott einer behaglichen Weltharmonie aus seinem überlieblichen Paradies jagen wird.

Wir lagen schon lange untätig wartend im deutschen Ausfahrtsort, als ein Telegramm uns schnellstens nach N. rief. Eine Nacht brachte uns in die Nähe.

Weites bereiftes Graugrün. Darin Wasserlachen und vereinzelte schwarze Moßhäuser. Verschneite viereckige Gruben, die vorgeschobenen Posten Schutz gegeben hatten. Trübe Hügel, auf denen kleine Äste staken: Russengräber.

Plötzlich auf dem breiten Fluß ein Ameisenhaufen von tragenden, hämmernden, auf schmalen Balken hoch über dem Wasser hin und her eilenden Menschen. In der Mitte ziehen tausend in die Höhe gereckte Arme mit aller Kraft etwas vom Himmel herunter. Krachend fällt der Rammer nieder. Unten sprudelt sumpfgrünes Wasser in Kreisen und Trichtern, gezogen von Hinterhalten, über die leblosen, zerhackten Stücke einer wundervollen Eisenkonstruktion. Ganz vorsichtig schiebt sich der Zug über das unruhige und gefährliche Grün. Bald laufen wir in N. ein.

Mannshohe angekohlte Mauern, deren aufsteigendes Zickzack in die kalte Nachmittagsluft einschneidet, bilden die Bahnhofsgebäude. In den glaslosen Fensteröffnungen zwischen halben Stuben, Steingeröll und Treppengeländern wühlen sich Männer wie Würmer in den zusammengeschüttelten Eingeweiden des dachlosen Hauses ein. Neben dem Bahnhof liegt ein hausgroßer Gaskessel schräg auf der Seite wie ein leicht abgeworfener Zylinderhut. Ein paar Gebäude, in die ihre Dächer hineingefallen sind, Treppen, Eisenträger, gebrochene Balken rechts und links.

In einem stehengebliebenen Raum des Bahnhofs ist die Kommandantur. Davor stehen Juden in runden Mützen und wollen Erlaubnis

zum Fahren haben. »Heute nicht!« schreit der Posten und treibt die immer wieder sich auf ihre Scheine Berufenden mit einem Stock fort.

Die Hälfte unseres Zuges fuhr hinein zwischen die Lazarette, ehemalige Fabrik- und Wohngebäude, jenseits der Straße.

Oh, diese viereckigen, rotsteinernen polnischen Höfe! Es ist Platz für Unheil in ihnen. Eindringlich deutlich, auf dem Boden und in den Mauern, jeder einzelne Stein aus diesem traurigen und erbarmungslosen Rot. Dort warten schon lange die Verwundeten und Kranken auf Liegebahren oder in kraftlosen Reihen stehend. Graue, bärtige, müde Gestalten, meist ältere Männer, längst reif zum Abtreten mit ewigen Andenken an diesen Krieg. Österreicher in bläulichen Mänteln und eingefallenen Mützen, rothosige Ungarn. Froh steigen die Aufgerufenen in die heimbringenden Wagen. Ein langer Unteroffizier soll bei der Einteilung von seinen Kameraden getrennt werden, aber er folgt nicht dem Befehl des Arztes, sieht ihn groß und ängstlich an. Der ruft es ihm noch einmal zu. Der Unteroffizier zittert, sieht starr, greift mit den Händen rückwärts nach den Kameraden seines Regimentes, sagt nur: »Ach.« Als der Arzt wettern will, zeigen die Kameraden still auf den Kopf. Er hat mit ihnen seit 30 Wochen unter den Geschossen gelegen. Wird es treffen? Wird es noch einmal vorbeigehen? Die ewige Fragestellung hat das arme Hirn nicht vertragen. Wenn er seine Kameraden nicht um sich hat, glaubt er, trifft es ihn. Man läßt ihn mit ihnen zusammen. »Nicht schießen, nicht schießen,« flüstert er, während er sich dicht hinter ihnen herdrängt.

Vor mir auf Tragen liegen zwei dick eingehüllte Männer. Beide Gesichter ziehen sich auseinander, kneifen die Augen zusammen, drücken die Münder hoch, daß Sichelfalten aus ihnen werden. Wie Masken, die auf einem Strippenzug Grimassen schneiden. Ihre Körper heben sich an, schlängeln sich auf der Stelle.

Reißen.

Ich trete in ein Zimmer der roten Gebäude. Sehe in dem Bett vor mir einen großen gelben Mann, die Hand auf dem mächtigen Brustkorb, der aus der Hemdöffnung klafft. Die Augen sind halboffen. Unsicher frage ich den jungen Wärter, wie es den Patienten ginge.

»Der da ist schon völlig wieder hergestellt,« meint der braunhäu-

tige Rumäne und zeigt auf den Gelben. Jetzt erst bemerke ich die Blicke der sich neben dem Bett anziehenden Soldaten: Sie können die Augen nicht von Jenem abwenden, obwohl sie einen schreckhaften Ausdruck haben. Kindliche Neugierde, gemischt mit dem Wissen, daß es sie selbst nahe angeht.

»Operation,« lenkt der Wärter ein.

»Haben Sie noch Platz für uns in dem Zug? Wann kommt der nächste?« fragt es immer wieder von den Betten, an denen ich vorübergehe.

Abseits von den roten Gebäuden steht ein nicht hohes, gestrecktes Haus von sehr kalkigem Weiß, die Fenster in einer unangenehm regelmäßigen und dichten Reihe, durchaus irgendwie verdächtig. Auf den Holztreppen begegnen mir schwarz gekleidete polnische Schwestern mit weißen Haubenflügeln. Herbe, faltige Gesichter.

In dem halbdunkeln ersten Raum der Stubenreihe, wo verbrauchte Betten stehen, wandelt ein Abgemagerter im Nachthemd herum. Er sieht mich nicht. Seine Glieder sind dünn, der Schädel bucklig, kahl. Sicher ist es irgendein böses Fieber selbst, das Gestalt angenommen hat und sich im Vorzimmer aufhält.

Ich schreite durch niedrige Zimmer, zwischen rohgezimmerten Betten, Gesichtern von stumpfem Weiß, die oft etwas Feistes haben, und glänzenden Augen hindurch. Manche sind in ihre Decken gekrochen, daß nur schwarze Haufen zu sehen sind. Einer stöhnt unaufhörlich, abgesetzte böhmische Laute. Einige richten sich beim Trittehören mühselig auf, fragen polnisch oder deutsch, ob der Zug sie denn nicht mitnehmen will. Schon lange wußte das ganze Lazarett, daß wir kommen sollten. Hinter mir fantasiert einer ungarische Worte. Ein Deutscher sagt: »Mir geht's ja noch — nur noch etwas schwach. Aber der neben mir —« Der ächzt im Schmerz Worte in irgendeiner fremden Sprache.

Plötzlich treffe ich auf ein Essen tragendes polnisches schlankes Mädchen. Sie bleibt stehen, gibt lächelnd Auskunft in gebrochenem Deutsch, macht lustige, anzügliche Augen. Ich bin höchst verlegen. Denke: Selbst hier —?

In einem größeren Raum sind eben zwei neue mit dem Auto aus dem nächsten Lazarett angelangt. Die Haare zerzaust, doch glücklich

halten sie die nackten Sohlen an den großen Kachelofen. Es war — als ob wieder zwei heraufgeschickt kamen, von der Erde in dieses Jenseits. Froh, daß sie es hier wenigstens warm hatten. Sie merkten nicht, daß diese Wärme keine behagliche, sondern eine merkwürdig trockene, saftlose Wärme, daß dieses rotbrodelnde Feuer eine höllische Fieberhitze war. Sie kamen wohl aus einer noch größeren Hölle.

Alte Weiblein in Hauben ziehen sie aus.

Inzwischen ist der Zug, übervoll geladen, zur Abfahrt bereit. Auf dem Steig, vor dem verwüsteten Bahnhof, stehen Massen von verwundeten Österreichern, die mit einem Güterwagenzug zum nächsten Ort befördert werden sollen. Manche sind fast ohnmächtig vom langen Warten. Andere haben zerschossene Beine, wollen in der Kälte auf und ab gehen, können es nicht. Einige klettern auf die Plattform unserer Wagen und bitten die Pfleger, sie mitzunehmen. Sie haben Angst, daß ihr Zug nicht kommt, dann müssen sie wieder zurück in das Lazarett. Ungeziefer hätte sie dort nicht schlafen lassen. Die Schwestern verständen nur polnisch. Mit den anderen Kameraden könnten sie sich nicht verständigen, einer spräche deutsch, einer ungarisch, einer russisch. Immer wieder muß ein bleicher Junger von einer anderen Plattform getrieben werden. Immer wieder steigt er langsam und traurig zu den stumpf blickenden Kameraden hinunter. Als der Pfleger eines schon überfüllten Wagens einmal von der Arbeit aufschaut, sitzen zwei ganz Ermattete, Neue an seinem Tisch. Mühselig sind sie heraufgekrochen. Trotz aller Aufforderungen können sie nicht wieder aussteigen. Der Zugführer kommt. Sie werden wieder auf den Bahnsteig gesetzt.

Dort windet sich ein ungarischer Korporal, schwarzes Bärtchen, gelber Teint, kurzes blaues Pelzröckchen. Er sitzt und steht, den Leib immer nach vorn gebeugt. Bald kann er weder mehr stehen noch sitzen. Er bittet inständig, sich einen Moment in unseren Wagen legen zu dürfen. Eine Schwester und ich heben ihn hinein. Er atmet auf. Als der Arzt kommt, sagt er: »Bitt schön untertänigst, könnt ich mitfahren?« Nein, es wäre alles belegt. Er müsse wieder aussteigen. Da bricht aus dem Schmerzzermürbten mit einem Male alle Überlegung. Er rutscht den Liegestuhl herunter, schreit mit einer Stimme unbeherrscht und gleichzeitig gebrochen vor Wut und Ver-

zweiflung: »Kaput kann man sich machen. Aber mitnehmen tun sie einen nicht. Lassen Sie mich hier liegen! Ich nehme meinen Revolver.« Er will sich aufrichten, bricht vor Schmerz zusammen. Innerliches Schluchzen tönt in seinen brüchigen Schreien. Mich packt eine furchtbare Angst, es könnte ein Unglück geben. Beherrschungslos sage ich ihm beruhigende Worte, ja, ja, man wird ihn schon mitnehmen, ich nehme ihm die lange Reiterpistole fort, streichle seine Backen, ihn am Kopf zurückschiebend. Immer wieder will er auf. Seine Stimme überschlägt sich. Dann greift er nach seinem Unterleib und fällt kraftlos zurück.

Man hat ihn dann doch mitgenommen.

Österreichische Krankenträger bringen kurz vor der Abfahrt einen bärtigen, sauberen, deutschen Soldaten auf einer Trage. Setzen ihn ab.

»Was fehlt Ihnen?« fragt der Arzt.

»Fieber und Durchfall hatte ich,« sagt matt der Liegende. Dem Arzt kommt Verdacht. »Ich darf Sie nicht mitnehmen.«

»Aber es ist schon wieder gut,« sagt der bärtige Mann leise, »gar kein Fieber mehr...« Doch seine Hände und sein Körper unter der Decke zittern, seine weit geöffneten Augen haben Metallglanz.

»Und der Durchfall?« werden die Träger gefragt.

»Unser Arzt meinte, er könnte fort. Er will so gern nach Haus.«

»Schon gar nicht mehr schlimm...« murmelt der Kranke.

»Es geht nicht! Wir dürfen es nicht!« sagt der Arzt nach einigem Schwanken endgültig.

Da verzieht sich des Soldaten männliches Gesicht — groß und offen wie zum Beschauen ausgebreitet lag es vor mir auf der Erde. Langsam will es anfangen zu weinen, und in dieser ganz kindlichen Verzogenheit spricht es deutlich:

»Ach, nehmen Sie mich doch bitte mit.«

Schwach und mit dem inbrünstigen Flehen eines vornehmen Menschen, der nur einmal fleht. Er denkt an das Lazarett von N. Er spürt die trockenheiße Luft des Ofens. Er sieht den Ausdruck derer, die neben ihm starben. Draußen in der Heimat ist Helligkeit, Liebe, Gesundheit. Ist sichere Hoffnung auf Leben.

»Es geht wirklich nicht.«

Das Kinderweinen hat sich verzogen. Das bärtige Gesicht ist

wieder unbewegt. Die Krankenträger atmen tief, sie heben die Bahre an. Des Kranken glänzender Blick hängt an dem Zug, während er zurückgetragen wird.

Es war Spätnachmittag geworden. Auf der Straße schleppten Juden mit leidengefurchten Gesichtern in schlotternden Kaftanen Mehlsäcke von einem Zug in ihre Handwagen. Väter zusammen mit ihren Söhnen, sich wie mit Geschäftsfreunden unterhaltend. Die klumpenhaften Nasen der Jungen hingen melancholisch bis zu den Oberlippen. Große ungestalte Wolken trieben in rasender Eile in der halben Helligkeit. Die Gesichter einiger Juden waren vom Mehlstaube weiß getüncht, um so mehr funkelten Bärte und Augen. Bajazzos in Lumpen, die in der Dämmerung herumturnten. Mittendrin gab es etwas zu lachen. Aber es war ein Hohn auf das Lachen, was diese Menschen sehen ließen. Ein dünnes Verzerren von verprügelten Gesichtern, etliche brüchige Gaumenlaute. Eine verwundende Karikatur auf das Lachen, wie es ganz paßte zwischen den durcheinandergeschmissenen jetzt kaum noch einen Sinn gebenden Bahnhofsresten und den schmutzigroten Lazarethöfen, die einen Haufen zunichte gekämpfter und gearbeiteter Leute herausgelassen hatten. Sturm drang auf den vergehenden Tag ein. Das gestreckte Haus in der kalkig-weißen Fieberfarbe leuchtete noch. Seine vielen schwarzen Augenhöhlen stierten unserem Zuge unbewegt nach, bis er nicht mehr zu sehen war.

Als wir wieder vor dem Fluß hielten, auf dem sich in lohendem Feuer wie um einen Opferpfahl zum Schwur unzählige Fäuste zum Himmel streckten, wurden noch drei Verwundete entdeckt, die sich an die Puffer gehängt hatten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

So leiden und sterben sie, zahllos. Und noch aus den Lazaretten, noch aus den Haufen Sterbender auf dem Schlachtfeld bricht, zwischen Schmerzensschreien und schlotterndem Jammer, ein trotziges Vermächtnis, der Ruf nach Freiheit.

*

Wenn heute nicht die Sonne schiene . . Ich möchte, bei grauem Wetter, gern über Ihr Buch sprechen, lieber Herr Scheler, das da

heißt: »Der Genius des Krieges«, und das ich, wie Sie wissen, mit vielem Fleiß gelesen habe, obwohl es vierhunderteinundvierzig Seiten dick ist und gar viele Widersprüche enthält — so viele, daß sie sich, einer den andern, ergänzen,.. dieweil ihr Philosophenblick mit Gleichmaß über die Erscheinungen dieses Krieges hinwegstreicht, wie das Licht eines Leuchtturms, das, die weite Runde durchwandernd, immer nur einen knappen Streifen aus dem Dunkel ins Helle hebt. Zuerst erkennt man nichts, als dies eine jeweils erleuchtete Stück; aber sieht man lange genug zu, so bildet sich mit Hilfe des Gedächtnisses ein ziemlich klares Bild der ganzen Umgebung. Ich war es Ihnen schuldig, solange auszuhalten, und wenn nicht die Sonne schiene, so möchte ich wohl meine Einwendungen vorbringen sowohl über die offenbaren Nachteile einer solchen Betrachtungsweise — die Ihrer sonstigen Methode wahrlich nicht entspricht — als auch, im besondern, über die Ergebnisse Ihrer Beleuchtungseffekte. Jedoch — wem sage ich das! — Sonne und blaues Meer verführen zur Mythologie, zur höchsten: zum Symbol. Sie begünstigen alle Formen des Denkens — Sie verstehen: alle Formen — sie kennen nicht den »innersten Drang«, die »tiefe Not« der Metaphysik, wollen Sie nicht kennen, brauchen sie nicht zu kennen. Es ist kein Zufall, daß der Orient Gott und Teufel im Tanz am nächsten kommt, im vollendeten Rhythmus der indischen Tempeltänzerinnen, diesem tiefen, verweilenden, ganz seelischen Tanz schlanker, höchstgepflegter Menschenglieder, der nur helle Wolken vorüberziehen läßt über unendlichen Augen, dem leisen Aufrühren irdischer Dinge wie von Wellen, die ein still verklärtes Herz überrinnen — —

bedenkt, als dieses schöne Chaos einen schöneren Stern gebar, da hieß er Pallas Athene und entsprang fertig, blank und rund, dem Haupte des Zeus. Welche schlechten Heiden sind wir, daß eine übertrieben humanistische Bildung, der sich die Deutschen seit wenigstens zwei Jahrhunderten mit allem Ernst, mit allem Eifer, nein, mit Fanatismus unterziehen, nur den einen sichtbaren Erfolg hatte: unsere Sprache zu verderben — das Christentum aber, dem wir mehr, als fünfmal solange obliegen, nicht imstande war, unsere Seele zu befreien!.. Im abstrakten Teil Ihres Buches, lieber Herr Scheler, sind Sie ein europäisierter Slawe, manchmal, an hellern Stellen, ein re-

formierter Katholik, der bessere Tage gekannt hat, aber noch immer Max Scheler, wohingegen Sie in der zeitgeschichtlichen Polemik ungefähr alles nahmen, was der rote »Tag« seit Kriegsbeginn uns zutrug. Zum Glück haben Sie dann, im Anhang, eine ausgezeichnete Selbstkritik Ihrer zeitweiligen Schwäche beigefügt, der Sie ironisch den Titel gaben: »Zur Psychologie des englischen Ethos und des cant«. Diagnose und Bekämpfung einer epidemischen Krankheit schützen die Ärzte nicht immer vor Infektion.

*

Nun — und damit wende ich mich auch an Wilhelm Hausenstein, dem der glänzend vorgetragene Abriß der englischen Geschichte gelang, den der Leser weiter hinten findet —: gut, wir sollten England besiegen. Es ist der Feind, der große Feind. Nur möchte ich für den Fall, daß es gelänge, aber, jedenfalls, in der geistigen Vorbereitung schon heute, daß wir nicht einfach uns unterschöben, um, für eigene Rechnung, englische Politik zu treiben, zehn Jahre oder zwanzig oder auch hundert, je nachdem Deutschland, Europa und das Meer in gleicher Weise beherrschend, die ungeheure Last des doppelten Szepters zu tragen vermöchte. Man wird mir zugeben, daß wir in der Beziehung nicht unverdächtig scheinen. Ich wenigstens begegne täglich irgend einem Menschen, dessen geistige Verfassung durchaus die eines Kommis ist, der, weil er als Kompagnon nicht zugelassen wurde, der Firma kurz entschlossen an den Hals geht, wobei er keinen Hehl daraus macht, daß er, auf dem Chefstuhl des Kontors angelangt, das Geschäft im altbewährten Geiste weiterzuführen gedenke. Drinnen und draußen, vor der Welt und in seinem tiefsten Herzen, das an sich glaubt, mehr als an Gott, weil es den Gedanken nicht faßt, daß Gott vielleicht doch ein anderes Werkzeug, als gerade ihn, gerade jetzt auserwählt haben könnte, um sich kapitalistisch zu manifestieren.

In dieser Beziehung fürchte ich, geschieht zu wenig.

»Gott strafe England« klingt anders als: »Es lebe die Freiheit« — obwohl nirgends dieser Ruf so angebracht wäre, wie wenn wir von England sprechen — und wenn auch Lissauer mit Kipling nicht auf eine Stufe zu stellen ist, so dürfte man doch selbst in England

vergeblich nach einer Lady suchen, die an rückhaltloser Selbstbefriedigung gewaltsamer Triebe jener Pythia gleichkäme, die im »Zeit-Echo« bekannte:

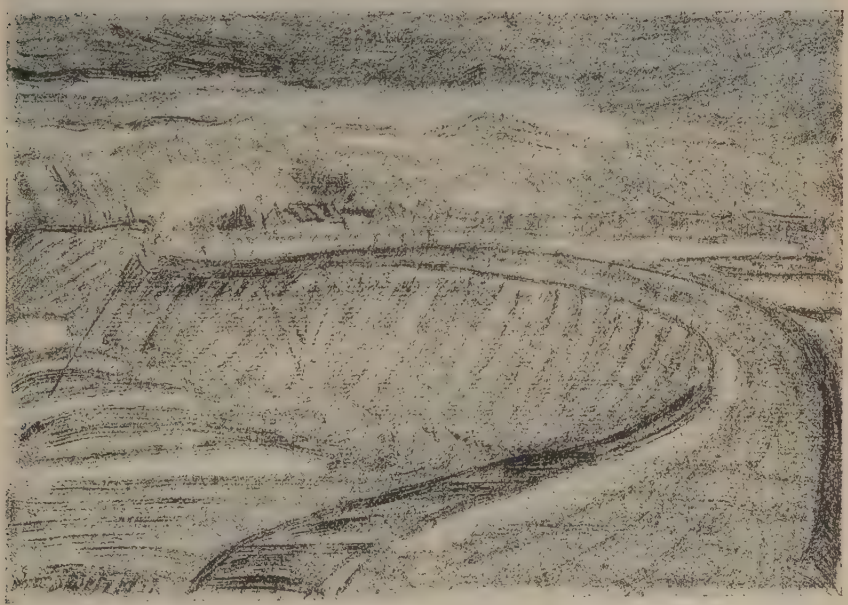
»Wir empfanden das völlige Aufhören von Recht und Gesetz nicht als ein Chaos, eine tiefe Genugtuung leuchtete durch unser Staunen hindurch. Ein fernes Frohlocken durchdrang unsre Seele, wie erwachend mit einem frischen Atemzug begrüßte sie die neue Wahrheit: es gibt nichts Festes, was von Menschenhänden gesetzt ist, es sei recht oder unrecht, kann durch Menschenhände fallen, die Menschheit achtet die Gesetze, die sie großmächtig sich auferlegt hat, selbst für nichts, der Horizont ist unverstellt, und ringsum sind Wege möglich. Der Friede gerade wurde als Chaos erkannt unter der pochenden Aufforderung, sich zu erheben, die Flügel mächtig zu regen, unter der Ahnung, daß wir in einem so freien Zustand uns leichter und herrlicher würden bewegen lernen, weltmütig, leichtgemut. Es zog uns empor, wie wenn im Orchester die braven Instrumente zum Schweigen gebracht werden, Fagott und Cello, Bässe und Flöten ihre allzu irdischen, innigen, gemütvoll-sicheren Töne verdrossen aufgeben, und nur die hellen, scharfen und durchsichtigen bleiben, allein verwegen aufsteigen, schweben, und gellend das Becken nach dem Unisono ruft. Der Wille ist aufgerufen, was brauchen wir weiter? Gewalt hat einen schöneren Schritt als Recht, weil sie frei ist.«

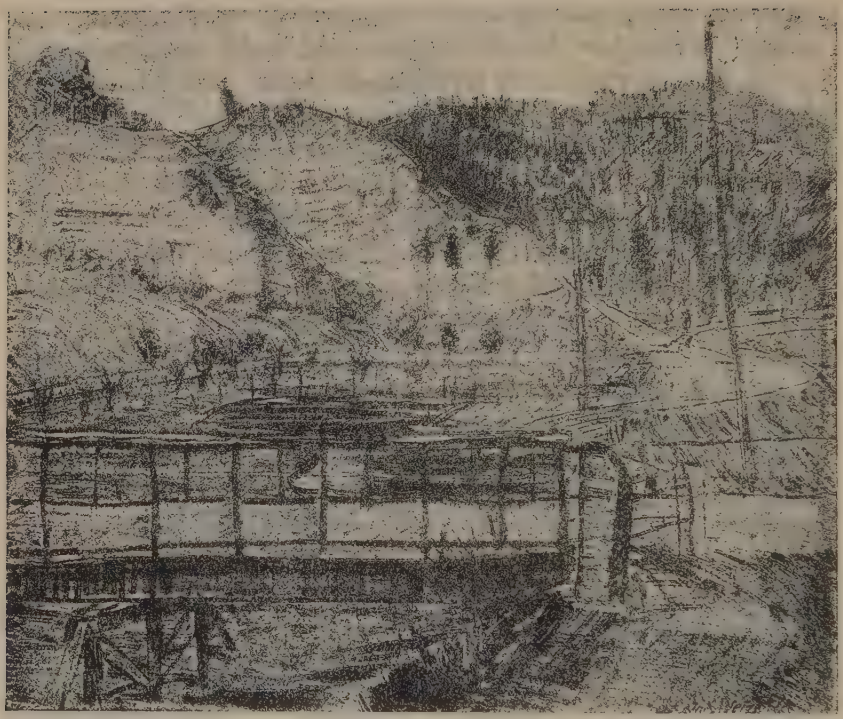
Das aber, nicht wahr?, ist nicht einmal mehr Anarchie, es ist einfach Kannibalismus, meinetwegen aufgeklärter Kannibalismus. Mußte die Frau gerade von Heinrich Mann das Schreiben erlernen, um eines Tages ‹an einem Tag der Prüfung für alle› bei der Anpreisung der Blechmusik und eines alten Zirkusstückes wie der »blonden Bestie« anzulangen? Oder sollten wir es hier wie anderswo nur mit einer Hymne etwa an die Manen des Cecil Rhodes zu tun haben? Ihr dürft Euch nicht wundern, wenn die Engländer Euch bereits ihre eigenen Fehler, ihre eigenen Gewalttaten, ihren Gott und ihre Vorsehung, kurz, ihre ganze politische Seele vorwerfen. Gewalt hat nie einen schönen Schritt, und wenn sie nicht vom Recht kommt und zum Recht geht, so ist sie nichts als ein betrunkener Sklave.

*

Freunde liegen im Massengrab, Brüder, Geliebte. Es ist gut, daß sie zusammenblieben. Man sollte sie nie trennen. Sie werden zusammen auferstehen. Europas Krieg: groß durch die Begeisterung — sie allein ist stärker, als der Tod — geheiligt durch den Ruf nach Freiheit — sie allein adelt das Leben — erscheint mir wie das Haupt der Gorgo... Wen der Anblick nicht versteinert, der wird doppelt leben. Wem es nicht den Verstand verwirrt, der wird stärker sein im Gedanken. Herr der Erde aber wird heißen, wer in der Stärke die Demut lernte, die Kraft in der Schwäche, und nicht länger zu beherrschen begehrt, wo lebendiges Leben Herz an Herz gedeiht und täglich und durch die Jahrhunderte das gemordete »Herz an Herz« des unvergeßlichen Massengrabes durch die Liebe erlöst. Denn es heißt, daß Satanas selbst im größten Zorn vom Lächeln eines Engels entwaffnet werde.

Was aber Europa betrifft, so ist die Fackel des Geistes noch nie erloschen. Noch immer waren die Läufer unterwegs, die die Fackel mit dem heiligen Feuer, von Hand zu Hand, ins Dunkel tragen.





Ernst Stadler †:

FRANZISKANISCHE GEBETE VON FRANCIS JAMMES

1.

GEBET, DASS DIE ANDEREN GLÜCKLICH SEIEN

Mein Gott, da doch die Welt so tut, wie du es ihr bestellt,
Da nach dem Markt die alten Pferde mit den schweren Knien
Und die gebeugten Ochsen sanft einträchtig ziehn,
Segne das freie Land und alle, die darinnen wohnen.
Du weißt, daß hingelagert bis zum blauen Horizont
Zwischen den schimmernden Gehölzen und dem Sturz der Bäche
Korn wächst und Mais und hochgewundne Reben.
All das ist wie ein großer Ozean von Güte ausgeschenkt,
Darein sich Mittagslicht und Himmelsklarheit senkt,
Und wie im freudig blanken Sonnenschein die Säfte steigen,
Regen die Blätter sich und singen an den Zweigen.
Mein Gott, da doch mein Herz, geschwellt wie eine Traube,
Ausbrechen will in Liebe und vor Schmerz zerbirst,
Wenn es dir gut scheint, laß es leiden, dieses Herz...
Doch gib, daß die unschuldigen Reben dort im Hügelgrün
In deiner Allmacht ihrer Reife sanft entgegenblühn.

Gib allen alles Glück, das mir sich muß versagen,
Und daß die Liebenden, die sich gedämpfte Worte sagen,
Im Lärm der Wagen, Tiere und Verkäufe,
Hüfte an Hüfte ihre Küsse trinken.
Gib, daß die guten Bauernhunde in den Herbergswinkeln
Die Suppe schmackhaft finden und im Kühlen schlafen,
Und daß die Ziegen, die in langen Zügen schleppend schwanken,

Die ungereiften Beeren weiden samt den gläsern hellen Ranken.
Mein Gott, denk nicht an mich: ich bin bereit...
Doch — Dank! Denn sieh, ich höre unterm Himmel deiner Gütigkeit
Die Vögel, die im Käfig schon bestimmt, zum Sterben sich zu legen,
Aufsingen, o mein Gott, vor Freude wie Gewitterregen.

2.

GEBET, EINEN STERN ZU ERLANGEN

Mein Gott, laß mich ausgehn, einen Stern zu finden.
Vielleicht, daß so dem kranken Herzen Ruhe werde...
Aber du willst nicht, daß ich einen Stern erlange,
Du willst es nicht, nein, und du willst auch nicht,
Daß mir das Glück ein Stückbreit in dies Leben komme.
Siehe: ich klage nicht, ich bin ganz still
In mir, ganz ohne Bitterkeit und Spott,
So wie ein blutbeströmter Vogel zwischen Steine hingeduckt.
O sprich: Ist dieser Stern der Tod vielleicht?...
Dann reich ihn mir so wie man einen goldnen Pfennig reicht
Dem Bettler, der am Rand des Grabens hungernd hockt.
Mein Gott, ich bin dem Esel gleich, der mit zerbrochnen Tritten
seines Weges zieht...
Was du uns gabst, wenn deine Hand es wieder uns entzieht,
Ist furchtbar, Gott, und unser Herz durchweht
Es furchtbar wie ein Sturm, davon es ganz in Ängsten steht.
Was braucht's, daß ich genese? Kannst du, Gott, mir's sagen?
Denke daran, mein Gott, daß ich Stechpalmen einst dir zugetragen,
Als ich, ein Knabe, mich zu deiner Krippe bückte,
Wo meine Mutter sanft die Kerzenleuchter schmückte.
O gib ein wenig mir von dem zurück, was ich dir tat,
Und wenn du glaubst, daß so mein krankes Herz genese,
Sei gnädig, o mein Gott, und laß den Stern mich finden,
Da ich ihn ja doch brauche, heute Nacht ihn mir ans Herz zu legen,
Das kalt und ausgeleert und mächtig zittert unter seinen Schlägen.

3.

GEBET, DASS EIN KIND NICHT STERBE

Mein Gott, erhalte seinen Eltern dieses zarte Kind,
Wie du wohl auch ein Kraut erhältst im bösen Wind.
Was macht es dir denn aus — da doch die Mutter weint und fleht —,
Wenn es sogleich noch nicht zu dir hinübergeht
Als wie nach einem Spruch, der nicht zu ändern war?
Schenkst du ihm jetzt das Leben, wird es nächstes Jahr
Dir Rosen streun am sonnigen Fronleichnamstag!
Doch bist du ja allgütig. Und du bist es nicht,
Der Todesbläue ausgießt auf ein rosiges Gesicht,
Es wäre denn, du wolltest Heimatlosen eine Wohnstatt geben,
Wo bei den Müttern immerfort die Söhne leben.
Doch warum hier? Ach, da die Stunde schlägt,
Gedenke, Herr, vor diesem Kind, das sich zum Sterben legt,
Daß um die Mutter immer dir zu weilen ward gegeben.

4.

GEBET, DEN GLAUBEN IM WALD ZU FINDEN

Ich hoffe nichts mehr, o mein Gott. Ich will entsagen.
Ich lasse mich so wie die Schwingung dieser Hügel tragen.
Ich fühle über mir die Nacht, die auf den Feldern steht,
Wenn abendlich die Sonne wie ein Lampenlicht vergeht.
Ich seh nichts mehr in mir. Ich bin wie Nacht, die sinkt,
Darin der Heugeräte blauer Schein ertrinkt
Im Wiesenland der Träume meiner Seele.
Der holden Frühe möcht ich ähnlich sein,
Wo sich im rosigen Tau die Hasen putzen rein.
Ich hoffe nichts mehr, Gott, als Leid, das kommen will.
Das macht mich wie den Landmann sanft und still,
Der treu geduldig bei der Egge, die im Boden zuckend springt,
Inmitten hochgehörnter Ochsen schreitet und sein Tagewerk vollbringt.

Mein Sinn ist stumpf geworden, doch mit leiser Seligkeit
Seh ich, von Hügelhöhe, in dem warmen Mittagslichte weit
Die leuchtenden und dunklen Wälder aus der Ebene steigen
Wie große Inseln von Verlassenheit und Schweigen.
Mein Gott, vielleicht daß mir der Glaube wiederkäme,
Wenn deine Hand vom Herzen mir, was darauf lastet, nähme,
Und was wie roter Himmel ist vor Sturmeswehn.
Vielleicht, mein Gott, wenn du mich hießest gehn
Zu einer Waldkapelle, die im Wipfel eines Baumes schwankt,
Daß ich den Glauben fände, stark wie Fels, der nimmer schwankt.
Die Häher, blaubefiedert, wölbten einen Himmel voll Gesang
Die starrgefrorne Glut des großen Walds entlang.
Und tränken von dem Frisch des heiligen Wassers.
Am Abend würd ein kleines Glöckchen weisen
Zum Gottesdienst, ein andres früh zur Stunde dann der Meisen.
In dieser Kirche würd es keine jungen Frauen geben,
Nur alte Männer, Kinder, Engel nur, die hin und widerschweben.
Dort wäre Himmel, da man hoch in Ästen wohnte.

Um nichts mehr wissen und an nichts mehr denken!..
Zuweilen nur geschäh es, daß der alte Hund zur Nacht
Die Spur des guten wegeirren Wanderers entdeckend ihn bewacht —

O möchtest du, mein Gott, den Glauben mir im Walde schenken.

5.

GEBET, EINFACH ZU SEIN

Die Schmetterlinge schwanken, jedem Lufthauch hingegeben,
Wie Blumenblättchen, die bei Prozessionen
Die kleinen sanften Kinder nach dir streun.
Mein Gott, 's ist früher Morgen, und schon will sich mein Gebet
Mit den erblühten Schmetterlingen zu dir heben,
Dem Hahnenschrei und Schlag der Steinarbeiter.

Unter Platanen, deren grüne Palmenwedel leuchten,
In diesem Julimond, wo rings die Erde aufbricht,
Hört man — und sieht sie nicht — die Grillen surren:
Sie singen deine Allmacht ohne Ende.
Die Amsel, ruhelos im schwarzen Laub der Wasser,
Pfeift nur in kurzen Sätzen. Länger wagt sie's nicht.
Sie weiß nicht, was sie ängstet. Läßt sich hin
Und flattert jählings auf und schnellt in einem Schwung
Platt übern Boden weg zur Seite hin, wo niemand ist.

Mein Gott, ganz sachte hebt auch heute Morgen wieder
Das Leben an, wie gestern, wie so viele Male.
Gleich diesen Schmetterlingen, diesen Steinarbeitern,
Den Grillen gleich, die sich von Sonne nähren,
Und gleich den Amseln, die im kühlen Schwarz des Laubs sich bergen,
Laß mich, mein Gott, mein Leben weiterführen
So schlicht und einfach wie ich es vermag.

6.

GEBET, SEINEN SCHMERZ ZU LIEBEN

Ich habe nichts als meinen Schmerz und will nur ihn allein.
Er war mir treu, er wird es fürder sein.
Sollte ich ihm zürnen, da er doch in Tagen,
Wo meine Seele mir mein tiefstes Herz zerschlagen,
Sich niederließ und saß zu meinen Füßen?
Siehe, o Schmerz, ich lernte endlich dich zu grüßen.
Ich fühle wohl: du bist und darum bist du schön.
Du bist wie jene, die vom wehmutsvollen Frieden,
Der mein armselig nächtig Herz umwärmt, sich nie geschieden.
O du mein Schmerz, der du getreuer mir als die Geliebte bist,
Ich weiß, am Tag, wo Todesgrauen um mich ist,
Bist du noch da, o Schmerz, an meine Kissen dich zu hängen
Und einmal noch dich mir ins Herz zu drängen.

7.

GEBET, DASS MEIN STERBETAG SCHÖN UND REIN SEI

Mein Gott, gib, daß mein Sterbetag schön sei und rein,
Voll eines großen Friedens soll der Tag mir sein, [Leben
Da alle Zweifel, meines Dichtens und die andern, alle Dinge, die im
Mich höhnisch anschaun, sich vielleicht von meiner müden Stirne heben.
Und so wie jene, die sich damit brüsten, wünsch ich nicht
Den Tod, nein: ganz, ganz einfach nur und still,
So wie ein kleines Mädchen eine Puppe will.
Du weißt ja, o mein Gott, wie vieles dem gebricht,
Was hier auf Erden Glück die Menschen heißen,
Und daß es das nicht gibt, und daß kein Ruhm auf dieser Welt
Vollkommen ist und keine Liebe — keine Blume ohne Fehl,
Daß immer jedem Weiß ein Schwarzes sich gesellt.

Doch gib, mein Gott, daß er schön sei und rein,
Der Tag, an dem ich, friedevoller Dichter, still in meines Bettes Nähe
Um mich versammelt wunderschöne Kinder stehen sähe: [schein.
Söhne nachtschwarzen Auges, Töchter in den Augen blauen Himmels-
Sie sollen kommen, ohne Tränen, und den Vater sehn
Und von dem großen Ernste, der mein Antlitz dann erfüllt,
Soll schauernd ein Geheimnis, grenzenlos und süß, sie überwehn,
Darin mein Tod wie eine Himmelsgnade ihnen sich enthüllt.

Und meine Söhne sollen sprechen: eitel ist der Ruhm und er erregt
Verwirrung denen, die nicht wissen, daß bloß Gott allein
Der Dichter ist, der auf den zärtlich frischen Rosenschein
Bräutlicher Lippen den Geruch der blühenden Linden legt.
Und meine Söhne sollen sprechen: Liebe ist ein Hohn
Und reißt die Wesen voneinander aus der Eintracht mitten:
Sieh, unsres Vaters Herz hat bis zur Stund gelitten,
Daß seiner Liebsten Herz dereinst von ihm geflohn...

Und meine Töchter sollen also zu sich sagen:
Wir wissen nichts von dem, was hinterm Grab beginnt,

Doch unser Vater stirbt so wie ein Wasser rinnt
In einem Wald an herbstlich klaren Tagen.

Mein Gott, gib, daß mein Sterbetag schön sei und rein,
Daß meiner Kinder Hände in den meinen ruhn,
So wie der brave Ackersmann und seine Kinder in der Fabel tun,
Daß ich in einer großen Herzensstille zu dir gehe ein.

8.

GEBET, MIT DEN ESELN INS HIMMELREICH EINZUGEHN

Wenn einst zu dir, mein Gott, der Ruf zu gehn mich heißt,
Dann gib, daß feiertäglich rings das Land im Sommerstaube gleißt.
Ich will nur so, wie ich getan hienieden,
Einen Weg mir wählen und für mich in Frieden
Ins Himmelreich hinwandeln, wo am hellen Tag die Sterne stehn.
Ich greife meinen Stock und auf der großen Straße will ich fürbaß gehn
Und zu den Eseln, meinen Freunden, sprech ich dies:
»Hier, das ist Francis Jammes: der geht ins Paradies,
Ins Land des lieben Gottes, wo es keine Hölle gibt,
Kommt mit mir, sanfte Freunde, die ihr so die Himmelsbläue liebt,
Arme geliebte Tiere, die mit einem kurzen Schlagen
Des Ohrs die Fliegen und die Prügel und die Bienen von sich jagen.«
Dann will inmitten dieser Tiere ich mich vor dir zeigen,
Die ich so liebe, weil den Kopf so sänftiglich sie neigen
Und ihre kleinen Füße aneinanderstemmen, wenn sie stille stehn,
Recht voller Sanftmut, daß es rührend ist, sie anzusehn.
So tret ich vor dich hin in dieser tausend Ohren Zug,
Gefolgt von solchen, denen einst der Korb um ihre Lenden schlug,
Und denen, die im Joch der Gauklerkarren gingen,
Und vor geputzten Wagen, die voll Flittergold und Federn hingen,
Und solchen, über deren Leib verbeulte Kannen schwankten,
Und trächtigen Eselinnen schwer wie Schläuche, die zerbrochnen
Schrittes wankten,

Und denen, über deren Bein man kleine Hosen streift, [schweift
Die Fliegen abzuwehren, deren Schwarm vom Blute trunken sie um-
Und ihrem Leib die blauen, sickernd offnen Male läßt —
Laß mich, mein Gott, mit diesen Eseln zu dir schreiten,
Gib, daß einträchtiglich die Engel uns geleiten
Zu den umbuschten Bächen, wo im Winde zitternd Kirschen hangen,
So glatt und hell wie Haut auf jungen Mädchenwangen,
Und gib, daß ich in jenem Seelenreiche,
Zu deinen Wassern hingebeugt, den Eseln gleiche,
Die alle sanfte, arme Demut ihres Gangs auf Erden
Im lautern Quell der ewigen Liebe spiegeln werden.

9.

GEBET, GOTT ZU LOBEN

Mittagsbetäubung. Eine Grille geigt
Unter der Föhre. Nur der Feigenbaum steht frisch und dicht
Im scharlachnen Gefunkel, das vom Himmel bricht.
Ich bin allein mit dir, mein Gott, denn alles schweigt
Unter der Traurigkeit der ländlich tiefen Gärten.
Birnbäume dunkel überglänzt, wie große Trichter
Schlummern die hingewundnen Buchsbaumhecken lang
Beim weißen Kies, der wie des Herren Tisch ergleißt.
Nur ein paar arme Bauernblumen streuen heiligen Duft
Auf den, der nah genug an ihren Stauden sinnt.
Mein Gott, hier hätt ich einst von Liebe wohl geträumt,
Doch Liebe stürzt nicht mehr verworren durch dies Blut,
Vergebens, daß von Lilien überblüht die Bank noch ruht —
Schon ist ihr schwarzes Holz verwittert von der Zeit.
Ich werde keinem zärtlich frohen Mädchen sie mehr zeigen,
Zu seiner Schulterhöhlung nimmer meine müde Stirne neigen.
Nichts bleibt mir mehr, mein Gott, als nur das Leid
Und Wissen, daß ich anderes nicht bin
Als einer flüchtigen Seele dunkler Widerhall

Und einer Ginsterblüte leichter Niederfall.
Ich las und lächelte. Ich schrieb und lächelte.
Ich sann und lächelte. Dann weinte ich und wieder
Hab ich gelächelt, da ich sah, auf Erden sei kein Glück.
Und manchmal weint ich, da ich lächeln wollte.

Mein Gott, besänftige dies Herz, besänftige mein armes Herz.
Gib, daß an diesem Sommertage, wo die Glut,
Wie Wasser ebenmäßig Land, die Dinge rings bedeckt,
Mein armes Herz nicht schwächer sei an Mut
Als dort die Grille, deren Schrei den Schlaf der Föhre weckt,
Daß ich auch dir, mein Gott, lobsinge, schlicht und gut.

10.

GEBET UM SAMMLUNG

Mein Gott, ich will, den Geist gesammelt, mich zu dir erheben.
Beschwichtigung, reich mir Beschwichtigung!
Ich will an Bächen, in entschlafner Wälder Dämmerung
Nur noch der sanften Wollust der Betrachtung leben.

Mein Gott, die Zweifel habe ich aus dem Herzen weggejagt,
Des Dichtens und die andern — gib, daß ich mich selbst vergesse,
Mehr nicht als wie die niedere Ameise mich zu sein vermesse,
Die durch den Hügel weise ihren Weg sich bahnt.

Nur wer sich selbst vergißt, dem wird das Glück geschenkt:
Denn wir sind nichtig und die Welt ist jämmerlich.
Nicht wir sind's, sondern du, o Gott, der leise spricht: ich liebe dich,
Wenn unsre Liebe einschläft, süß und eng verschränkt.

Ich gürte keinen Strick um meine Lenden:
Denn wer das Fleisch ertötet, greift Gott selber an.
Mein Herz, den Dirnen und den klaren Bräuten zugetan,
Singt einen Angelus dem Weib und will nicht enden.

Mich wird es nie nach härenem Gewand gelüsten,
Denn wer die Schönheit zudeckt, hat Gott selber zugedeckt:
Ich möchte, daß die Jungfrau mit den steilen harten Brüsten
Wie eine Lilie blühe, die sich in den bräutlich blauen Himmel reckt.

Mein Gott, ich will mich sammeln... Will mein Ohr hinneigen
Dem Schnee der Lämmer, die am Rasen schreiten,
Und atmend wiederkosten in Septembergleisen
Den Duft der Liebe aus vergangnen Jahreszeiten.

Ich kehre wieder, ohne Stolz, das Herz voll Einigkeit,
Den Geist geläutert in Betrachtens Stille,
Nichts mehr begehrend als nur Brot und Wasser und von Zeit zu Zeit
Das trockne Schreien einer armen Grille.

11.

GEBET, EIN EINFACHES WEIB ZU FINDEN

Gib, o mein Gott, daß die mir einst zum Weib bestimmt,
Niedrig und sanft und meine zarte Freundin sei.
Daß beim Entschlummern nachts wir unsre Hände halten,
Daß sie am Hals, versteckt in ihres Busens Falten,
An einem Silberkettlein eine Münze trage,
Und daß ihr Fleisch glatt sei und warm und goldig überstreift,
Der Pflaume gleich, die schlummernd in des Sommers Neige reift.
Daß immerfort ihr Herz so zart in Keuschheit schwingt,
Daß man nur schweigt und lächelt, wenn man sich umschlingt,
Daß sie stark wird und über meiner Seele Wache hält
Wie eine Biene übern Schlummer einer Blume auf dem Feld.
Und daß am Tag, wo ich einst sterbe, sie nur zu mir trete
Und mir die Augen schließe und nicht anders zu mir bete,
Als daß sie niederkniee, ihre Finger über meinem Bett verstrickt,
Mit jenem stummen Schwall des Schmerzes, der erstickt.

12.

GEBET,
UM GOTT EINFÄLTIGE WORTE ANZUBIETEN

Gleich jenem Bilderschnitzer, den ich heute morgen sah, besorgt und still
Im klaren Lichte sich auf seine Arbeit bücken,
Heilige schnitzend für die Kanzel seines Dorfes: also will
In meine Seele ich die frommen Bilder drücken.
Er rief zu seiner armen Schnitzbank mich heran,
Sein hölzern Werk zu sehn, und lange stand ich so davor
Und sah den Löwenkopf zu Füßen von Sankt Markus und den Aar
Zu Füßen von Johannes und Sankt Lukas in den Händen
Ein offnes Buch, darin die heiligen Regeln ständen.
Des Bildners Linke hatte übern Meißel sich gestreckt,
Die Rechte, aufgehoben, hielt noch zaudernd einen Hammer ausgestreckt.
Draußen auf Schieferdächern tanzte Mittagsluft in blauen Lichtern,
Von welkenden Basilien stieg ein frommer Weihrauchduft empor
Zu all den plumpen Heiligen mit den eckigen Gesichtern.
Mein Gott, so schöne heilige Arbeit haben meine Hände nicht bestellt.
Du wolltest nicht, o Gott, daß ich zu dieser Welt
In armer Stube käme, nah dem Fenster, wo zur Nacht
Die Kerze tanzend vor den grünen Scheiben wacht.
Und wo vom frühen Morgen an die hellen Hobel gehn.
Mein Gott, wie gerne hätt' ich meine Heiligenbilder dir gebracht.
Und all die zarten Kinder, die am Heimweg von der Schule sie gesehn,
Ständen vor meinen weisen Königen entzückt,
Die Gold und Weihrauch spendeten und Elfenbein.
Und neben den drei Königen aus Morgenland
Schnitt ich ins Holz so wie aus Weihrauch eine Wolke ein
Und hätte rings mein Bild mit Lilienkelchen ausgeschmückt,
Demütig schön wie Trinkgefäße, die ich in der Armen Stuben fand.
Mein Gott, da immer noch mein Herz sich quält und fragt,
Ob es in rechter Demut sich dir nahe,
Nimm diese schlicht einfältigen Worte von mir an
Statt eines Kanzelstuhls, darin die reine Magd
Von früh bis spät Fürsprach mir hätt' getan.

13.

GEBET, ZUM GESTÄNDNIS DER UNWISSENHEIT

Hernieder, steige hernieder in die Einfalt, die Gott will!
Ich habe den Wespen zugesehen, die im Sand ihr Nest gebaut.
Tu so wie sie, gebrechlich krankes Herz: sei still,
Schaffe dein Tagwerk, das Gott deinen Händen anvertraut.
Ich war voll Hoffart, die mein Leben falsch gemacht.
Anders als alle andern meinte ich zu sein:
Jetzt weiß ich, o mein Gott, daß nie ich anderes vollbracht
Als jene Worte niederschreiben, die die Menschen sich erfanden,
Seitdem zuerst im Paradies Adam und Eva aufgestanden
Unter den Früchten, die im Lichte unermeßlich blühten.
Und anders bin ich nicht als wie der ärmste Stein.
Sieh hin, das Gras steht ruhig, und der Apfelbaum senkt schwer
Bebürdet sich zur Erde, zitternd und in liebendem Verlangen —
O nimm von meiner Seele, da so vieles Leiden über mich ergangen,
Die falsche Schöpferhoffart, die noch immer in ihr liegt.
Nichts weiß ich ja. Nichts bin ich. Und nichts will ich mehr
Als bloß zuweilen sehen, wie ein Nest im Wind sich wiegt
Auf einer rötlichen Pappel oder einen Bettler über helle Straßen hinken,
Mühselig, an den Füßen Risse, die im Staube blutig blinken.
Mein Gott, nimm von mir diese Hoffart, die mein Leben giftig macht.
Gib, daß ich jenen Widdern ähnlich sei auf ihrer Weide,
Die immer gleich, aus Herbstes Schwermut, demutsvoll gebückt,
Zur Frühlingsfeier wandeln, die mit Grün den Anger schmückt,
Gib, daß im Schreiben meine Hoffart sich bescheide:
Daß endlich, endlich ich bekenne, daß mein Herz den Widerhall
Nur tönt der ganzen Welt, und daß mein sanfter Vater mir
Geduldig nur die Kinderregeln beigebracht.
Der Ruhm ist eitel, Herr, und Geist und Schaffen leerer Schall —
Du einzig hast sie ganz und gibst sie an die Menschen fort,
Die aber schwatzen immer bloß dasselbe Wort
Gleich einem Bienenschwarme, der durch sommerdunkle Zweige zieht.

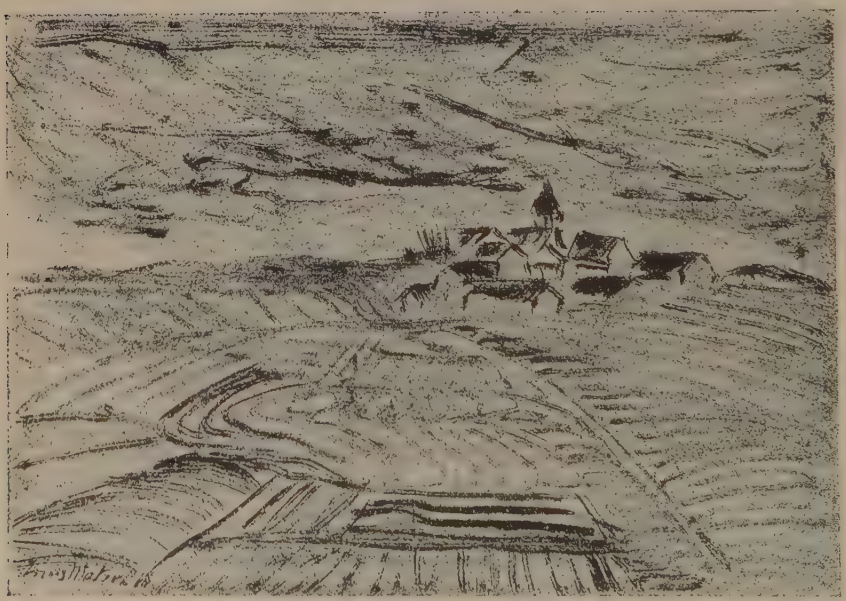
Gib, daß, wenn heute früh ich mich vom Pult erhebe,
Ich jenen gleiche, die an diesem schönen Sonntag zu dir gehn
Und in der armen weißen Kirche, vor dich hingekniet,
Demütig lauter ihre Einfalt und Unwissenheit gestehn.

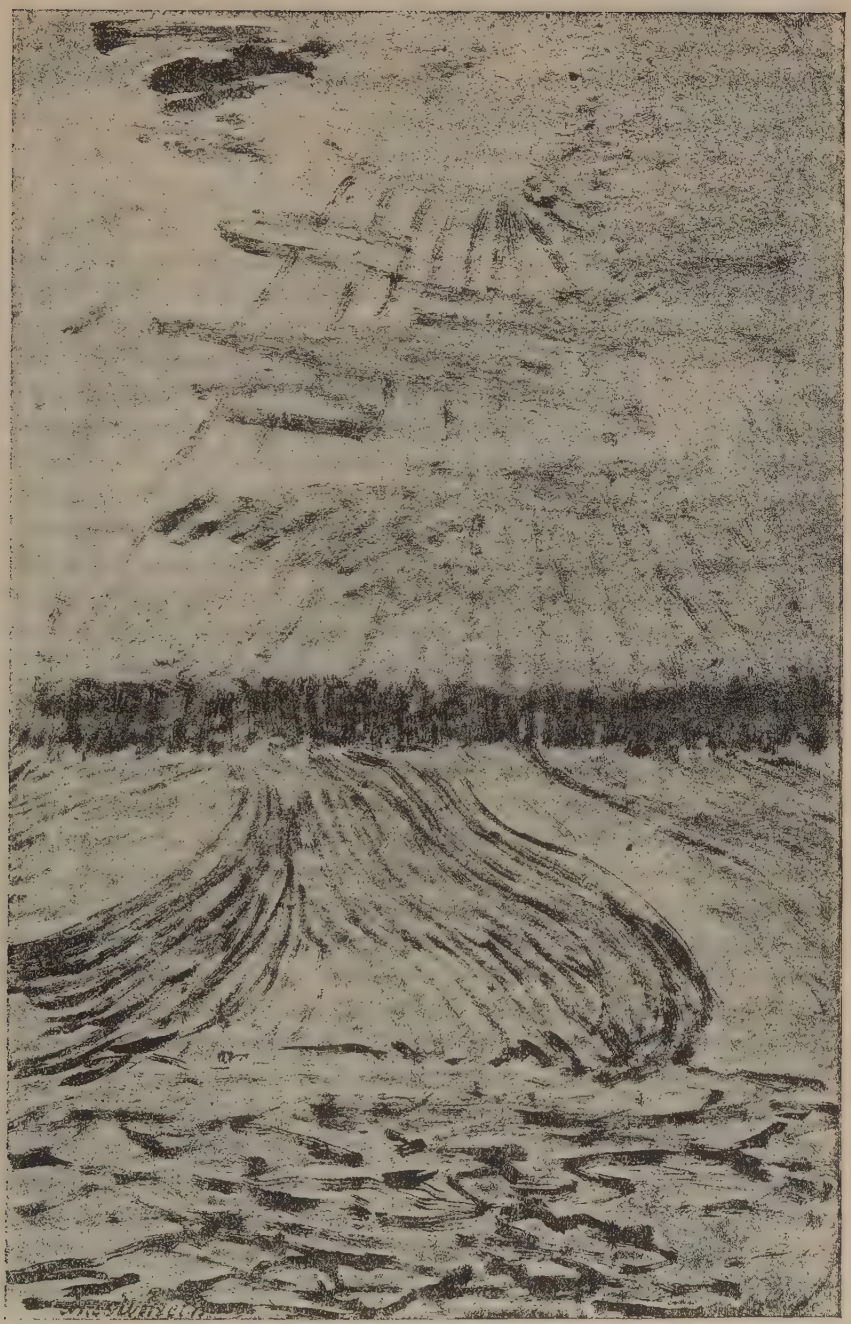
14.

GEBET UM EINEN LETZTEN WUNSCH

O daß ich einst, mein Gott, so wie im Märchen,
Die Braut zur weißen Hochzeit führen dürfte
Aufs Moos der Bäume, das der Sommer färbt mit Silberschein.
Die Kinder, unter riesigen Blumensträußen, stolpern hinterdrein,
Den sanften Ahnen folgend, die in strengen Kleidern vorne gehn.
Und eine große Ruhe wird um alle offnen Stirnen stehn,
Die alten Damen werden nur zerstreut
Die goldnen Ketten ihres Mieders auf- und niederschwingen,
Und in den Rüstern werden Meisen singen
Auf unser festlich Herz herab, das fromm von Rührung übergeht.
Ich bin ein niedrer Werkelmann und kein Poet.
Ich werde meinen Bohrer in das duftend rosige Holz der Buchen drehn,
Mein Weib wird nah am offnen Fenster sitzend nähn,
Im blauen Licht der Winden, die sich auf- und niederwirren,
Und bei den Wespen, die wie fliegend Feuer sie umschwirren.
Ich bin des Lebens satt im Geist und in Verworrenheit,
Mein Leben, Gott, sei fürder deinem Dienst geweiht,
Und von dem lustigen Hobel werden meine Tage gleiten
Hin zu den Sonntagsglocken, die im Himmel aufgeblüht.
Ich sage zu den Kindern: Geht, der Amsel Futter zu bereiten,
Sobald sie flügge ist, soll sie in Freiheit fliegen.
Dann mag sie zwischen grünen Perlen froh sich wiegen,
Die lachend über blauen Haselstrauch der Regen sprüht.
Ich sage zu den Kindern: Heute ist Neujahr,
Am Abend müßt ihr den Großmüttern schreiben,
Die zitternd ihre harten, hellen, überfurchten Stirnen

Auf ihrer Enkel liebe Worte neigen werden.
Mein Leben ohne Lärm, mein Sterben ohne Ruhm.
Man wird mich still begraben, nur die Dörfler werden um mich sein
Und Mädchen weißgekleidet aus der Kinderschule.
Nichts als mein Name, o mein Gott, auf einem schlichten Stein,
Wird meinen Kindern sagen, hier zu beten.
Und gib, mein Gott, daß, wenn einmal durchs Dorf
Ein Dichter kommen mag, nach mir zu fragen,
Man ihm antworte: nein, wir wissen nichts zu sagen.
Doch wenn ‹o Gott, dies eine mußt du für mich tun›
Einst eine Frau desselben Weges kommt
Um Blumen, die sie bei den Namen kennt, aufs Grab zu tragen,
Daß einer meiner Söhne dann aufstehen mag, und ohne sie zu fragen,
Weinend sie an die Stätte führe, wo dereinst ich werde ruhn.





Wilhelm Hausenstein:

DAS BILD DER ENGLISCHEN WELTPOLITIK

DIESER Krieg ist vor allem ein Krieg zwischen englischer und deutscher Weltpolitik. Unter dem allgemeinsten Gesichtspunkt ist selbst der Krieg zwischen Deutschland und Rußland — so zweifellos der Anteil der seit dem Abkommen Englands und Rußlands von 1907 steigenden russischen Initiative ist und so beschwerend gerade die russische Weltpolitik für unsere Gegenwart und Zukunft auch sein mag — ein abgeleitetes Ereignis. Darum ist es notwendig, vor allem die Logik der englischen Weltpolitik zu übersehen. Das ist einfach. Es handelt sich bloß darum, die offenbaren Tatsachen dieser Weltpolitik in ihrer geschichtlichen Reihenfolge aufzuschreiben — ja bloß darum, die Oberfläche dieser Tatsachen zu zeichnen. Sie sprechen selbst, sogar ohne die Ausmaße der Kausalität, selbstwirkend beziehen sie sich aufeinander, auch wenn man nichts betrachtet als, mit dem Auge des Chronisten, die sinnliche Außenseite der Erscheinungen, die Impressionen vermittelt.

Die englische Weltpolitik begann in der Renaissance. Renaissance war in England wie überall Entwicklung bürgerlicher Geldwirtschaft, ihre Höhe war in England die Regierung der Elisabeth. Diese so staatsmännisch gescheite wie in allem ihrem persönlichen Leben mit dem kürzesten Gestus zugreifende Frau trieb eine höchst positivistische Politik. Solche Politik konnte in der Zeit nur bürgerlich sein. Die Königin vertrieb die Hansa aus England. Dies war ihre massivste und zugleich — insofern — am meisten symbolische Tat. Die junge englische Bourgeoisie begehrte, die Hansa zu beerben, die in ihrer Blüte fast das Monopol des Handels der Länder besessen hatte. Sie mußte diese Erbschaft begehren. Die Notwendigkeit entstammte unmittelbar aus der Mechanik der britischen Geographie. Die Hansa war der gegebene Mittelpunkt der alten Welt gewesen, von dieser

Mitte aus war alles übrige — war auch der Londoner Stahlhof so gut wie Nowgorod und Bergen — Radius und Peripherie geblieben. Nach der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien war die Hansa nicht mehr der selbstverständliche Mittelpunkt. Das Verhältnis der Teile zur Mechanik des Verkehrs verschob sich in dem Maß, in dem sich diese Mechanik bis zu ganz neuen und unendlich fernen Horizonten erweiterte und in dem sie ihren Mittelpunkt verrücken mußte. So wenig wie Italien die neuen Horizonte erfassen konnte und so wenig das klassische Mittelmeerland in der Mitte der veränderten Mechanik des Welthandels saß, so wenig erschien noch das Land der Hansa berufen. Die neue Geographie bedeutete eine jähe Verlagerung des Zentrums in die atlantischen Länder — nach Spanien, Portugal, Frankreich und nach den Niederlanden, nicht zuletzt aber nach England. Selbst für den östlichen Verkehr waren die westlichen Länder durch den Mechanismus der neuen Geographie vorherbestimmt: diesen zwingenden Sachverhalt konnte erst die Rückbildung der türkischen Großmacht — ihr Verfall in sich selbst und zumal die Überwältigung des feudalen türkischen Paschawesens durch den westeuropäischen Kapitalismus — und im Zusammenhang damit die technisch-ökonomische Tatsache der Durchstechung des Isthmus von Suez so gründlich verändern, daß abermals eine neue oder relativ neue geographische Mechanik und mit ihr eine abermals erweiterte Weltpolitik entstehen mußte. Das war die neue levantinische Weltpolitik. Lange aber bevor dies geschah, hat England die vollkommene Abgelöstheit seines geographischen Daseins, die ihm im Umlauf des weltpolitischen Apparats alle zentralen Reibungen ersparte, dazu benützt, sich weltpolitisch in einem unvergleichlichen Maß aus Europa herauszudifferenzieren und die Logik seiner einzigartigen atlantischen Insularität bis dahin zu treiben, wo eine englische Weltmacht alle Vorteile ihrer relativ europäischen Lage genießen konnte, ohne daraus gegenüber dem europäischen Festland Verbindlichkeiten folgern zu müssen — wo England also nahezu das Monopol der Überseepolitik und nahezu das Monopol eines durch keine unmittelbaren europäischen Interessen verpflichteten Direktors der europäischen Politik gewann. Die Frage ist eine Frage geographischer Mechanik. Sie ist eine Frage der objektiven Wirkung

dieser Mechanik. Sie hat letzten Endes kaum etwas mit menschlich bewußter Politik, geschweige denn mit Moral oder Weltanschauung zu tun.

Wie aber diese Erkenntnisse — sofern sie diesen Namen verdienen — auf der einfachen Anschauung der Geographie und ihrer mechanischen Wagverhältnisse beruhen, so kann schließlich auch die äußerste Erkenntnis, deren wir in der Hinsicht auf England fähig sind, mit Glück nur aus der sinnlich faßbaren Bedeutung dieser Wagverhältnisse abgenommen werden: die Erkenntnis nämlich, daß England nie mit dem unmittelbaren Antrieb Kriege machte, mit dem die räumlich aneinandergedrängten Festlandsmächte Kriege machten und machen mußten. Ohne Zweifel hat England Kriege erzeugt. Es hat sogar fast alle europäischen Kriege erzeugt, die seit der Renaissance als Vormachtkriege und Existenzkriege geführt worden sind. Aber es hat diese Kriege niemals unmittelbar gemacht. Es hat freilich diese Kriege auch nicht einfach kommen lassen. Dies bürgerliche England — denn um dies England handelt es sich — hat Kriege genau im mathematischen Verhältnis seiner Entfernung von Europa hervorgerufen: seiner Entfernung — das heißt nicht nur der Entfernung Londons, sondern auch Australiens und Kanadas, Ostindiens und Südafrikas und Ägyptens vom jeweiligen Mittelpunkt der kontinentalen europäischen und insbesondere der bürgerlich-kontinentalen oder kapitalistisch-kontinentalen Politik. Man kann diplomatisch nachweisen, daß der jüngere Pitt den zweiten Koalitionskrieg und den Krieg von 1805 gemacht hat, man kann auch ziemlich genau nachweisen, was es zu bedeuten hatte, daß der englische General Wilson 1812 im russischen Hauptquartier weilte und daß er über diesen Krieg seitdem vielleicht die besten Daten zu geben vermochte. Aber die Philologie gibt hier nicht den entscheidenden Gesichtspunkt. Er ist nur durch die einfache Anschauung geographischer Wagverhältnisse zu gewinnen. England bedingte die Kriege, ohne sie unmittelbar auszulösen, es vermied zumeist so sehr das Odium, daß es mitunter als unschuldig galt, wenn es — rein aus der Mechanik der europäischen Kräfte, also aus der Objektivität der Geschichte heraus gesehen — am meisten schuldig war. Die Unmittelbarkeit der Wirkung war vermeidbar, ja überflüssig, wie überhaupt der Militarismus für England vermeidbar und überflüssig war. Die Mechanik des englischen Imperiums

forderte ihn nicht, sie erhielt ihre Äquilibration ohne dies Mittel aufrecht, und während die Gunst der Geographie der Insel die Mittel einer ungemein diplomatischen Politik vorschrieb, die aus dem Geist und aus dem Reichtum der englischen Politik mit Subsidien verstärkt werden konnte, durfte England Dinge, die wie der Militarismus letzten Endes Erzeugnisse einer bestimmten eingeschlossenen Geographie sind, allzu billig auf die Rechnung eines Kulturwillens setzen, der frivol die Bestimmung der Menschheit verkenne.

So war diese Weltpolitik von 1584 bis 1915. Auch ihre unvergleichliche Folgerichtigkeit ist immer der Vorteil ihrer geopolitischen Situation gewesen, die ein archimedischer Punkt war.

Das Jahr 1584 bedeutete den förmlichen und speziellen Beginn der britischen Überseepolitik. Damals gründete der britische Conquistador Raleigh die Kolonie Virginia. Durch ihren Günstling trieb die Monarchin merkantile Weltpolitik. Von da ab war die englische Überseepolitik eine fast ununterbrochene Kette von Erfolgen. 1600 machte die britisch-ostindische Compagnie Teile von Vorderindien zur Kolonie eines privaten Syndikats britischer Exploiteure. Gleichzeitig dehnte sich also der weltwirtschaftliche und weltpolitische Horizont Englands ungeheuer gegen Westen und Osten.

Einigermaßen hatte der verbürgerlichte Inselstaat diese Art von Spekulation, die seiner geographischen Lage und dem explosiven Lebenstrieb seiner Jugend entsprach, vom spanischen Weltreich auf Kosten dieses Weltreichs gelernt. Virginia war ein offenbarer Einbruch in das monopolistische Kolonialsystem der spanischen Conquistadoren. 1588 verlor Spanien durch den Untergang der Armada das Werkzeug seines maßlosen kolonialen Raubbaus, der nicht einmal in der Heimat durch produktive Arbeit wirkliche nationalwirtschaftliche Bedeutung erhielt. Wo Spanien nun weichen mußte, trat England mit Methoden ein, die zunächst nicht viel mehr als spanisch waren. Schon konnte England Spanien in der iberischen Halbinsel selbst bedrohen: 1596 besuchten die Engländer, die dazumal nach dem Wort eines zugleich neidisch bewundernden und bis zur Ironie zivilisierten Sohnes der ermattenden italienischen Renaissance »ausgezeichnete Seefahrer und unübertreffliche Piraten« waren, die spanische Provinz Cadiz.

Die bürgerliche Revolution Englands in den dreißiger und vierziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts hinderte die englische Weltpolitik, vom dreißigjährigen Krieg zu profitieren. Aber sie gab diesem Bürgertum das Innere des Staats und damit die Zentrale einer wachsenden Weltpolitik in die Hände. Die merkantile Politik der Elisabeth hatte im Verhältnis zur englischen Feudalität etwa die Bedeutung gehabt, die heute soziale Monarchie und Staatssozialismus im Verhältnis zum kapitalistischen Bürgertum haben würden: die Politik der Elisabeth war die Legitimation einer revolutionären Klasse, wie der Absolutismus im Verhältnis zum Feudalstaat selber revolutionären Ursprungs war. Die elisabethanische Politik verblich unter Jakob und Karl: voll Angst vor den demokratisierenden Folgen monarchischer Merkantilpolitik feudalisierten sie sich. Es war zu spät: die englische Bourgeoisie beseitigte die feudalmonarchistische Exekutive und nahm Gesetzgebung, Verwaltung und Armee in eigene Regie, um sich nun weltpolitisch um so ungehemmter zu dehnen.

Doch nicht England allein zehrte vom Niedergang des karolinischen Weltreichs, in dem die Sonne nicht unterging. Die Niederlande erhoben sich gegen Philipp: es erhob sich die fruchtbare Arbeit bürgerlicher Kaufmannschaft gegen die Unfruchtbarkeit einer starren und nur in der steuerlichen Ausbeutung wohlhabender Bürgerlichkeit geschäftigen feudalklerikalen Krone. Holland wurde frei. Holland wurde bürgerliche Republik. Das Holland des auf Unendliches gestimmten Spinoza und des in ungeheuren Dimensionen lebenden Rembrandt trieb Weltpolitik, deren kostbarste Spiegelungen die exotischen Liebhabereien des Malers gewesen sind — dieses prunkenden Bettlers, der zugleich der Herold und das Opfer meerüberspannender Amsterdamer Bourgeoisspekulation war. 1602 gründete eine holländisch-ostindische Kompagnie ein holländisches Kolonialreich von Vorderindien bis zum malaischen Archipel, und 1609 erstand die Kolonie Newyork als Neuniederland mit der Hauptstadt Neuamsterdam. Dies bürgerliche Holland beherrschte um 1650 mehr Welt und beherrschte sie nachdrücklicher als England. Der Gegensatz brach aus, ohne daß die Parteien viel dazu taten. Die englische Weltpolitik wurde zum zweiten Male Vernichterin einer kontinentalen Weltpolitik. Das siebzehnte Jahrhundert war von

Kriegen zwischen Holland und England erfüllt. Holland war damals martialisch: die Flotte der Generalstaaten drang in die Themse und bedrohte London. Aber England war in Kombinationen klüger, es manövrierte Frankreich — das Frankreich Colberts, das von der holländischen Konkurrenz unmittelbar bedrängt war, — gegen Holland, und die martialische Heimat des trefflichen Emporkömmlings de Ruyter, der vom Matrosen zum Leutnantadmiral aufgestiegen war, unterlag der sublimeren Diplomatie der Briten, die im Frieden noch gefährlicher zu siegen verstand als im Krieg, dessen Wechselfälle sie elastisch ertrug. Holland verlor Neuniederland: so wurde Neuamsterdam Newyork.

Das siebzehnte Jahrhundert war das Jahrhundert Hollands. Es war zugleich das Jahrhundert Frankreichs; es brachte die erste Klassik französischer Vorherrschaft. Es war die Zeit des Colbertismus. Es war die barock bereicherte Entwicklung der Geldwirtschaft und der Städte auf dem altfeudalen Boden Frankreichs. Auf den dreizehnten Ludwig, den der sehr korrekte Herzog von Saint-Simon als einen König der Kavaliere anerkannte, folgte der vierzehnte Ludwig, der nach dem Wort desselben Seigneurs ein König der Kommis war und ohne Zweifel vor jüdischen Geldverleihern den von barocken Federwolken strotzenden Königshut abnahm. Die Monarchie Ludwigs des Vierzehnten tat, was die der britischen Elisabeth getan hatte: sie verband sich, da sie selber ein revolutionäres Element war, mit dem merkantilen Bürgertum wider die ständischen Privilegien der Feudalen — nicht aus Sympathie mit der *Roture*, aber aus einer zwingenden Verlegenheit, der die Genialität Colberts hilfreich entgegenkam. Colbert fanatisierte sich für den Handel und für die Manufaktur und für den Verkehr. Er machte aus dem wirtschaftlichen Frankreich ein bürgerliches Geldland, wiewohl das politische Frankreich der sehr feudalen Exekutive Ludwigs und seines Adels vorbehalten blieb. Frankreich wurde reich. Es trieb Weltpolitik. Es gründete im Osten und im Westen ein erstes französisches Kolonialreich. Es tat, wie England getan hatte. Cromwell stutzte: der gut bilanzierende Puritaner, der britische Bourgeois in Reinkultur lernte ohne protestantische Bedenken von dem katholisch pompösen französischen Merkantilisten, um die werdende Vorherr-

schaft Frankreichs jenseits der Meere und auf dem europäischen Markt zu vernichten.

England ist Insel. Das englische Bürgertum übertrug, nachdem es unter dem Zwang der insularen Enge einmal begonnen hatte, die Meere zu befahren, das insular abgegrenzte und insular ausschließliche Bewußtsein gleichwohl auf sein Verhältnis zur Welt überhaupt: so wurde die Welt für England auf die natürlichste Weise Gegenstand eines Monopols.

Der Kampf zwischen England und dem ersten Aufschwung des französischen Bürgertums endete kraß zugunsten Englands. Die englische Methode war klassisch unsentimental: das heißt, daß sie weder schwärmerisch, noch gehässig, sondern eben unnachahmlich politisch war. Die englische Diplomatie sah 1667 — als der französische Imperialismus den ersten Anlauf nahm, das spanische Flandern zu romanisieren und die gesamten Niederlande der französischen Konkurrenz aufzuschließen — den Widerstand Spaniens und Hollands gegen Frankreich mit Vergnügen. 1673 aber schloß diese Diplomatie, vom Standpunkt der Begünstigung eines europäischen Gleichgewichts mit möglichst leichten Gewichten, ein Bündnis mit Frankreich gegen Holland. In dem Verhältnis, in dem sich nun Frankreich als erste Kontinentalmacht wieder festigte, machte England holländische Politik: es übernahm 1688 den Chef der Konkurrenz, Wilhelm den Dritten von Oranien, und saugte die holländischen Interessen durch die an Schwere und Umfang bedeutenderen englischen Interessen auf. So bewegte es Holland gegen Frankreich. So bewegte es selbst den versteinerten Anspruch des Kaisers Leopold auf die europäische Vorherrschaft geschickt und ohne wighistische Vorurteile gegen die Vorherrschaft der modernen Bourbons. England begünstigte die spanische Kandidatur des österreichischen Erzherzogs Karl und bekämpfte die Kandidatur des Bourbon Philipp von Anjou. Der Bourbon aber gewann die Partie. England — nun, England hat nie Tatsachen geleugnet: es stimmte zu. Aber während es den barocken dynastischen Instinkt der Bourbons befriedigte, bat es sich bei Spanien nachdrücklich den Besitz von Gibraltar und Minorca und bei Ludwig dem Vierzehnten, dem Großvater des neuen spanischen Königs, die französischen Kolonien Neufundland, Neuschottland und Hudsonbai-

land aus. Es erhielt, was es wollte und was entschied. Niemand konnte die englische Politik der Inkonsequenz zeihen, wiewohl sie das Gegenteil der ursprünglichen Meinung des Herzogs von Marlborough geworden war. Indem Marlborough mit dem ritterlichen Prinzen Eugen die Wichtigkeit eines dynastischen Wettstreits ins Barocke bauschen half, lenkte er die Aufmerksamkeit der Welt vom realen Wert des realen Gegenstands ab — ab von der Wirklichkeit der Kolonien, ab von der Wirklichkeit der Meerenge bei Gibraltar.

Wie im spanischen Erbfolgekrieg operierte die überlegene, das heißt aus zwingenden geographisch-mechanischen Voraussetzungen mit umfassenderen Horizonten und weiterreichenden Terminspekulationen rechnende englische Diplomatie im siebenjährigen Krieg. Seit dem Utrechter Frieden von 1713, der den Franzosen den Verlust amerikanischer Kolonien gebracht hatte, degenerierte die merkantile Kultur Frankreichs bis zu den wüsten Hochstapeleien des John Law, der zum Überfluß ein Schotte war. Aber noch gab es französische Kolonien, und sie waren doppelt begehrenswert, da das einer ersten Feudalrestauration verfallene Frankreich, das der Régence und Ludwigs des Fünfzehnten, diese Kolonien nur mit sichtlicher Mühe hielt und die französischen Kolonialsyndikate zusammenbrachen. Das Einverständnis der Pompadour und des Fürsten Kaunitz zeichnete der Politik des älteren Pitt den Weg. Wollte England die französischen Kolonien haben, so war das englische Bündnis mit Preußen gegen Frankreich und Österreich unvermeidlich. Die Westminsterkonvention von 1756 war für den König eines armen Landes von unschätzbarem Wert. Nicht minder aber — und auf billigere Art, nämlich nach der Methode der baren Subsidienzahlung, — ward sie ein Gewinn für England: mit dem Sieg über die Franzosen bei Roßbach eroberte Friedrich den Engländern eine ungeheure Kolonie. Die britische Rechnung stimmte. Der Friede von Hubertusburg gab dem König von Preußen endgültig Schlesien: aber das nämliche Jahr 1763 gab durch den Pariser Frieden den Engländern Kanada und für einige Zeit auch Senegambien.

Es dürfte schwer sein festzustellen, wer an diesen Wandlungen schuldig war. Aber wenn ein Mechanismus die objektive Wucht und Konsequenz und die statisch-geographischen Voraussetzungen der

englischen Weltpolitik hat und wenn man die Unbedingtheit der Wirkungen dieses Mechanismus von der Seeschlacht gegen die Armada über die holländische Epoche bis zu den französischen Kämpfen verfolgt, so wird man schwerlich leugnen können, daß alle diese Wandlungen die Funktion der fast automatischen Bewegungen des britischen Apparats sind. Diese Feststellung betrifft wie jede geschichtliche Feststellung notwendig ganz Unpersönliches. Es bleibt dem Gefühl überlassen, sie ins Menschliche zu übersetzen.

Ein Rückschlag blieb nach der Erwerbung Kanadas nicht aus. Von der Armee Lafayettes unterstützt befreiten die Milizen Washingtons die Union von der englischen Herrschaft. Aber die geographische Gunst der Vorsehung hatte England rückversichert. Wie sollte England da nicht mit fast altjüdischer Zähigkeit an Gott glauben? In dem Jahrzehnt, das die Freiheit der vereinigten Staaten brachte, begriff James Cook Australien. England besaß einen neuen Weltteil. Es gewann ihn, ohne daß sich damit plötzlich der Mechanismus der Verkehrsgeographie in seinen Wagverhältnissen veränderte: denn bis an den Rand der Gegenwart, hinter dem nun freilich das neue England auftaucht, blieb er sich gleich — bis zum Auftreten Japans. Übrigens kolonisierten in der Zeit der Eroberung Australiens Warren Hastings und Lord Clive in Indien: 1784 begann dort die ergiebige staatliche Kolonialpraxis, die um 1860 vollendet wurde.

Einmal war das französische Bürgertum dem britischen erlegen. Nach der feudalen Reaktion des Rokoko, die indes schon viel bürgerliche Initiative und bürgerliche Gesundheit enthielt, erholte es sich so gründlich, wie sich nie eine Klasse erholt hat. Die große Revolution wurde der Jungbrunnen des kapitalistischen Bürgertums von Frankreich. Nun hielt es nach englischem Vorbild Gesetzgebung, Verwaltung und Heer in eigenen Händen. Aber nach der Beseitigung einer feudalmonarchischen Exekutive bedurfte dies bewußte Bürgertum im Zug der Entwicklung eines französischen Cromwell. Es fand Bonaparte, der mehr war als Cromwell, wie die Revolution des französischen Bürgertums mehr war als die englische, weil sie sich von einer nur rationellen Klassenpolitik zur inbrünstigen Formulierung absoluter menschlicher Ideale zu erheben vermochte, wenn sie diese Ideale — was nur Toren von ihr fordern konnten — auch

nicht verwirklichte. Bonapartes Bürgerkaisertum führte sogar zur Militarisierung des Festlandes. Aber wenn von da aus das englische Leben als eine liberalere Art von Menschlichkeit erschien, so war diese Liberalität, die von Konskription nichts wußte, nicht nur ein Verdienst der Geographie, sondern auch geographisch so ausschließlich, daß die ganze nichtenglische Welt nur die Kehrseite dieser Liberalität zu sehen bekam — den Druck des englischen Seemonopols, der für alle Nichtbriten auf die Dauer den Stillstand der Entwicklung, das Verharren in einer qualifizierten Naturalwirtschaft mit geldwirtschaftlichen Einschlägen bedeuten mußte. Ohne Griechen zu sein, sehen Briten die übrigen als Barbaren — zu Deutsch: als Hintersassen und Schutzverwandte.

Napoleons Regime war ein französisch-kontinentales Bürgerkaisertum. Es war also ein antibritisches Kaisertum. Dies war es um so mehr, als der britisch-französische Gegensatz Überlieferung war. Der Nerv der napoleonischen Politik war die Kontinentalsperre von 1806. Die militärische Bewältigung der Insel lag außerhalb des Möglichen. So blieb nur die wirtschaftliche Bewältigung. Sollte England aber wirtschaftlich abgeschnürt werden, so bedurfte Napoleon der wirtschaftlichen Verfügung über das Festland, sollte sie ungehemmt sein, so mußte Napoleon das Festland politisch in der Hand haben. Er unterwarf es militärisch unter dem Zwang der Logik der Überlieferung und der Logik des Augenblicks. Er unterwarf es unter dem Zwang des französisch-englischen und weiterhin des englisch-kontinentalen Gegensatzes. Sein historisches Ziel konnte nur die Erweckung aller bürgerlichen Initiative des Festlands gegen das bürgerlich um fünf Generationen ältere England sein. Die Führung dieser Initiative mußte geschichtlich dem damals bürgerlich vitalsten Staat des Festlands zufallen: Frankreich. In diesem Zusammenhang mußte Napoleon, der Agent des bürgerlichen Kontinents, auch notwendig antifeudal sein. Das Feudale war grundsätzlich der Feind des Bürgerlichen. Es kam dazu, daß die kontinentale Feudalität als agrarische Feudalität Getreide nach England exportierte. Es kam weiter dazu, daß der jüngere Pitt alle feudalistischen und legitimistischen Instinkte gegen das illegitime napoleonische Bürgerkaisertum mobilisierte. Dies Kaisertum war der Beginn der großen kontinentalen Industrie, auch der

rheinischen. Aber es war der Antichrist der Legitimität, des Getreideadels und der deutschen Küstenstädte, die vom Umschlag des kontinentalen Getreides wie des englischen Industrieimports leben mußten. Der Verein dieser Interessen erhielt eine begeisterte Verstärkung aus der bürgerlichen Einheits- und Nationalitätsidee, die unmittelbar aus dem Rheinbundregime Napoleons als die positive Konsequenz der entwickelten rheinischen Bürgerlichkeit hervorging und sich nun dialektisch gegen Napoleon selber kehrte, um den demokratischen Begriff der nationalen Selbstverwaltung im bürgerlichen Einheitsstaat zu erfüllen — einen Begriff, von dem die Revolution und Napoleon ursprünglich selbst ausgegangen waren.

Doch nichts überlebte die Illegitimität des napoleonischen Bürgerkaisertums, als die Legitimität der heiligen Allianz und der feudalen Restauration — und England. Zum zweitenmal war Frankreichs bürgerliche Entwicklung von England gebrochen. Zum erstenmal verspürte nun die junge deutsche Industrie die erdrückende Konkurrenz des britischen Monopols. Die Politik der Castlereagh und Wellington auf dem Wiener Kongreß begünstigte die kontinentale Reaktion der Talleyrand und Metternich und des Zaren Alexander. Von dieser Reaktion lebte das Monopol der britischen Bourgeoisie, das durch die bürgerliche Kontinentalpolitik Napoleons scharf bedroht worden war. Die kontinentale Reaktion löste den Bann der napoleonischen Politik. Hätte diese Politik sich noch ein Jahrzehnt behauptet, so wäre der deutsch-englische Krieg von heute für uns unter günstigeren Umständen zu führen. Oder sollten wir annehmen müssen, daß der Mechanismus der englischen Geographie und Politik durch keine festländische Kombination zu belasten wäre? Es gibt für die Politik der Gegenwart nur eine Grundaufgabe: zu beweisen, daß es nicht so ist.

Das neunzehnte Jahrhundert war bis zur Epoche von Sedan ein Gleichgewicht zwischen englischem und französischem Bürgerimperialismus. Nur einmal flammte in Frankreich der überlieferte Haß gegen das englische Monopol noch auf: in der Faschodakrise von 1898. Im übrigen versuchte die französische Politik des neunzehnten Jahrhunderts selbst in ihrer brillantesten Zeit, in der des dritten Napoleon, entgegen den Traditionen des ersten Napoleon die Hegemonie mit

England zu teilen. Nichts anderes war von je die Politik Delcassés. Freilich war sie für Frankreichs Zukunft vielleicht so falsch, wie die englandfreundliche Politik Preußens in der Zeit von Waterloo sub specie aeternitatis für uns verhängnisvoll war.

England und Frankreich kämpften gemeinsam 1827 bei Navarino gegen die türkische Flotte — weil sie, jeder für sich, ohne dem andern ein Geständnis zu machen, die Hoffnung hegten, jenes Ägypten zu erobern, um das England und Frankreich zum erstenmal 1798 offen rivalisiert hatten. England und Frankreich widersprachen gemeinsam der Pharaonenpolitik des Mehmed Ali von Ägypten und seines Stiefsohns Ibrahim Pascha und stützten aus höherer Konsequenz nun den Sultan gegen seinen auch für England und Frankreich gefährlich selbständigen Vasallen. Palmerston und der dritte Napoleon kämpften den gemeinsamen Krimkrieg der Fünfziger Jahre gegen den Zaren Nikolaus, um zu hindern, daß er den Konkurs der Türkei proklamiere und als ein dritter Anwärter auf das östliche Mittelmeer die orientalische Frage kompliziere. Gemeinsam operierten die Westmächte seit 1857 in China. Als Disraeli nach dem russisch-türkischen Krieg von 1877 auf dem Berliner Kongreß von 1878 die russischen Ansprüche auf Konstantinopel in die Schranken wies, tat die dritte Republik nichts, um Rußland zu begünstigen, wiewohl ein Jahr darauf — 1879 — jene französisch-russische Annäherung einsetzte, die schließlich zum endgültigen Bündnis von 1897 führte.

Aber das zweite Kaiserreich hatte immerhin die *pénétration pacifique* Ägyptens eingeleitet. Riskierte man nach zwei oder drei Erfahrungen — nach dem spanischen Erbfolgekrieg, nach dem französisch-englischen Kolonialkrieg der Ära Ludwigs des Fünfzehnten und Friedrichs von Preußen und nach dem Zusammenbruch des napoleonischen Sperrsystems, das die Engländer schließlich nur verleitet hatte, sich auf Kosten Hollands und anderer Staaten in Afrika und überall kolonial zu bereichern — nicht mehr einen offenen Kampf gegen das englische Monopol, so versuchte man, Ägypten durch kapitalistisch-technische Infiltration zu gewinnen. Lesseps erhielt 1856 — in einer Zeit, in der England stark in Indien beschäftigt war — von Said Pascha die Konzession für den Suezkanal.

kanal. 1869 war der Kanal vollendet. Frankreich war wirtschaftlich und politisch Herr des Landes.

Doch England schlug Frankreich mit noch kaufmännischeren Waffen.

Die Londoner Diplomatie hatte versucht, den Bau dieses französischen Kanals zu hindern: sie hatte die Erwerbung von Suezaktien durch britische Kapitalisten und den britischen Staat abgelehnt und Amerika und Rußland zu ähnlicher Haltung bewogen. Umsonst: statt der Engländer, Russen und Amerikaner erwarb nun der ägyptische Vizekönig, Said, zu den zahlreichen Aktien, die er gezeichnet hatte, die von der englischen Partei verschmähten hundertundsiebenundsiebzigtausend Suezanteile im Wert von je zweihundert Francs hinzu. Er besaß die Mehrheit der Aktien: das Werk stand auf vierhunderttausend Aktien. Der Kanal florierte. 1871 hatten die Kanalgebühren nur zweieinhalb Millionen Francs erbracht, die Summe stieg bis zu den etwa achtzig der Gegenwart. Inmitten dieser Rentabilitätsentwicklung kaufte England den Kanal. Mit kapitalistischen Intrigen von klassischer Vollkommenheit forcierte es den Bankerott des Khediven Ismail Pascha, um im geeigneten Augenblick — eine Sekunde vor dem offiziellen Zusammenbruch des Paschas — die Suezaktien, die von Said auf seinen Neffen Ismail vererbt worden waren, für hundertundsieben Millionen Francs an sich zu bringen. Frankreich war aus dem Unternehmen hinausgekauft. Die Politik der raffinierteren Transaktion hatte über die Politik des Kriegs gesiegt. Der Tag war für das französische Kapital und die französische Diplomatie eine *journée des dupes,* wie ihn Frankreich nie erlebt hatte.

Mit den achtziger Jahren kam die nationalägyptische Offiziersrevolution des aus fellachischem Geblüt entstammenden Arabi Pascha und die Exaltation des Mahdi. England nahm den Moment wahr, um das wirtschaftlich erworbene Ägypten im Interesse des kranken Mannes am goldenen Horn und im Namen der weißen Rasse militärisch und politisch an sich zu ziehen. Es drängte den französischen Einfluß aus der ägyptischen Finanzkontrollkommission, buchte die imposanten Reformen, die das Werk des abenteuerlichen Gründers Ismail waren und ihn in die Schlingen europäischer Jobber gebracht hatten, auf das britische Aktivenkonto und setzte die Mißstände auf

die Rechnung des Ismail, der sich dafür bei der Firma Frühling und Goschen in London und bei anderen abendländischen Kulturinstituten bedanken konnte.

1898 beendigte Kitchener die englische Eroberung Ägyptens, die mit der Beschießung von Alexandria durch Seymour begonnen hatte. Der französische Oberst Marchand hißte in diesem Augenblick die Trikolore im oberen Niltal. *Quel geste, mais quelle folie...* Der tragikomische Epigone des ersten Napoleon, der freilich hinter ihm nicht weiter zurückstand als die Seymour und Gordon und Kitchener hinter Nelson, zog die Trikolore aus dem Boden von Faschoda eilig wieder heraus, als England protestierte. So wiederholte sich nach hundert Jahren der Tag von Abukir in der Form einer zwar nicht ungefährlichen, aber im Erfolg schließlich doch lächerlichen Tarasconade. Vielleicht hätten wir damals — es war die Zeit des Gabriel Hanotaux — die französische Allianz gegen England haben können, durch die dem Krieg der Gegenwart vorgebeugt worden wäre. Sie wäre, wenn sie sein konnte, besser gewesen, als die englische Allianz, zu der um 1890 Caprivi strebte und die wir vielleicht auch haben konnten, als England 1898 mit der Faschodasache zu tun hatte und fast zugleich nach der Überlieferung der Rhodes und Jameson die Eroberung der an Agrarwerten und Mineralien reichen Burenrepubliken zum zweitenmal ins Werk zu setzen begann — besser als die englische Allianz, weil nach der Geschichte des Mechanismus der englischen Geopolitik die englische Allianz den Krieg von heute bestimmt nicht verhindert hätte. Die Tradition der englischen Politik ist geschichtlich allzu offenbar. Nichts ist leichter zu berechnen, als die britische Weltpolitik, weil ihre Logik sichtbare und wägbare und stetige Voraussetzungen hat und weil die Opportunismen, aus denen diese Politik zusammengesetzt ist, die Strenge eines Systems haben. Das Bild der englischen Politik ist das Bild einer Politik, die jeweils den kapitalistisch führenden Staat des Kontinents zum ersten unbedingt auf dies Festland zurückzuwerfen sucht und ihn zum zweiten auf diesem Festland so lange beeinträchtigt, bis ein Gleichgewicht wirtschaftlicher Rückständigkeiten kontinentaleuropäischer Zustand wird.

Dies war die Politik der britischen Bourgeoisie gegen Spaniens

Merkantil- und Kolonialpolitik, gegen das merkantile und kommerzielle Holland, gegen das merkantile Frankreich des Barock und des Rokoko, gegen den französischen Kapitalismus des ersten Empire. Es ist die Politik der britischen Bourgeoisie gegen die Vorstöße der russischen zu warmen Meeren: das englisch-japanische Bündnis von 1902 war genau so die Voraussetzung des russisch-japanischen Kriegs von 1904 und 1905, wie es die Voraussetzung des deutsch-japanischen Kriegs vom Jahr 1914 wurde. Dies Bündnis ist auch vom Standpunkt Englands mehr als Eventualbündnis — es ist kriegsproduktiv und ward ungefähr zur Kriegsregie, und dies 1904 wie 1914, wiewohl diese Regie indirekt, ja fast bloß reflexmäßig gearbeitet hat. Der Gegensatz gegen Rußland konnte zurückgestellt werden: er ist für die Zukunft der bewährten Mechanik englischer Weltpolitik nicht unmittelbar bedrohlich — um so mehr, als die russische Überseepolitik noch immer nicht eindeutig formuliert ist, sondern je nach der Lage der Dinge zum stillen Ozean, zu den persischen, arabischen und indischen Gewässern, zur Ostsee und zum Mittelmeer hinstrebt. So konnte der russisch-englische Stundungsvertrag von 1907 über die Aufteilung Persiens in eine südliche englische und in eine nördliche russische Einflußsphäre zustandekommen: ein Vertrag, der selbstverständlich eine glatte Düpierung der russischen Überseeabsichten bedeutet, dabei aber freilich auch den Vorzug aller diplomatischen Verträge hat, für künftige Entwicklungen nicht allzu verbindlich zu sein. Der Umfang der deutschen Weltwirtschaft dagegen und die geradlinige Intensität der deutschen Orientpolitik vom Zweikaiserbündnis des Jahres 1879 bis zur Konzedierung der Bagdadbahn und darüber hinaus gab der britischen Bourgeoisie ein wirklich polares Widerspiel. Die levantinische Politik Deutschlands schien wirklich ein zusammenhängendes Wirtschaftsgebiet schaffen zu wollen, das von Emden über Österreich-Ungarn, Rumänien und Bulgarien, über Konstantinopel und Kleinasien und Mesopotamien bis Bassora und bis zur Nordspitze des persischen Golfs reichen sollte. Gar nicht davon zu reden, wie Deutschland den russischen Markt beherrschte und den größten Posten der russischen Ausfuhr an sich zog; gar nicht davon zu reden, daß der deutsche Handel in Italien seit 1888 nicht nur dem französischen, sondern auch dem englischen den Rang ablief

und für den Empfang italienischer Ausfuhr wie für die Lieferung von industriellen Erzeugnissen nach Italien an die Spitze der Staaten trat, und gar nicht davon zu reden, daß die deutsche Industrie mehr als erfolgreich mit der aus englischem Kapital gespeisten italienischen Industrie konkurrierte. Die levantinische Politik Deutschlands war vom Standpunkt der Logik des englischen Monopols das Gefährlichere. Trieb sie nicht einen Keil in dies Monopol, das sich anschickte, durch das Projekt einer Bahn von Kalkutta nach Kairo und von Kairo nach Kapstadt eine unvergleichliche Konzentration und Ausschließlichkeit zu erreichen? Und nebenbei: war es nicht nötig, eine allgemeine belgisch-englische Verständigung vorzubereiten, die der Kairo-Kapstadt-Bahn, da sie nun einmal durch den Kongostaat gehen mußte, den Weg freimachen konnte? Schon einmal hatte Deutschland den belgischen Kongo gegen England protegiert: in den neunziger Jahren. War es nicht vom Standpunkt der Logik dieses Monopols zweckmäßig, diese Verständigung gegen eine deutsche Weltpolitik zu richten, die nicht nur in der Levante, sondern auch in Deutschafrika einen Schlagbaum errichten konnte?

Der Gegensatz wuchs vom Krügertelegramm des Jahres 1896 bis zum Jahr 1914 mit gewissen Rückschlägen, aber die von englischer Seite eifrig betriebenen Bündnisversuche, die an die alte holländische Politik Englands gemahnten, wurden in Deutschland als Verschleppung der deutschen Entwicklung empfunden.

Dies war, geschichtlich gesprochen, der Zustand. Geschichtlich gesprochen: denn so wird er wohl den Kommenden eines Tages als Historie erscheinen.

Politisch gesprochen: es ist nicht einzusehen, daß diese englische Politik sein muß — nicht einzusehen vom deutschen und überhaupt vom kontinentalen Standpunkt, der allen Grund hat, nur um sich selbst besorgt zu sein.

Die Voraussetzung, die den britischen Monopolismus bis jetzt erträglich machte, war der britische Freihandel. Vordem war England der industrielle Lieferant des Kontinents, diese Lieferung blühte in dem Maß, in dem die kontinentale Reaktion der Metternichepoche jeden bürgerlich-kapitalistischen Instinkt hemmte. Es kam aber der deutsche Zollverein, es kam eine deutsche Revolution, es kam eine

deutsche kapitalistische Produktion größten Stiles. Noch 1842 konnte England der Mechanik seines Systems das Höchstmaß von Beweglichkeit geben, indem es die Konkurrenzlosigkeit der englischen Industrie durch die Einführung des reinen manchesterlichen Freihandels bekundete. Dieser Augenblick eröffnete vielleicht die Höhe der englischen Entwicklung. Es ist interessant, daß Disraeli um 1868 am liebsten auf die politische Beherrschung der englischen Kolonien verzichtet hätte. Die Steigerung dauerte bis in die Siebziger Jahre. Damals — 1878 — ging nicht bloß Deutschland zum Schutzzoll über, damals — 1876 — begann auch in England die protektionistische Agitation, die von Sir Frederick Young bis zu Chamberlain in dauerndem Anstieg begriffen war. Das Ziel war der Zusammenschluß des britischen Weltreichs zu einem sich selbst versorgenden Austauschgebiet: auf die kurze Ära eines unbedingten weltpolitischen Liberalismus, die freilich vom Feudalismus einer kontinentalen Reaktionsepoche lebte, folgte eine Ära neuer weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Ausschließlichkeit — technisch gesprochen eines neuen merkantil-autarkistischen Prohibitionismus. Wie, wenn sich aber die britischen Kolonien selber industrialisierten, wie etwa Neuseeland? Und wie, wenn diese Kolonien trotz der brutalen, für die Fellahs verhängnisvollen Umzüchtung Ägyptens in ein ausgesprochenes Baumwollland nicht zureichten, der britischen Hauptindustrie, der textilen, Baumwolle zu liefern, wie ja schon drei Viertel englischer Baumwolleinfuhr aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika kamen? In jedem Fall war es gut, darauf bedacht zu sein, daß nicht etwa der Industrialismus eines anderen europäischen Großstaates die Situation noch schwieriger machte: um so mehr, als selbst die japanische Baumwollindustrie einen rapiden Aufschwung nahm. Frankreich war ungefährlich, es hatte seit den vorbereitenden Tagen der Julimonarchie und insbesondere seit den Tagen des Gründerkaisertums des Louis Napoleon die Epoche seiner kapitalistischen Produktivität endgültig hinter sich und war ein Rentnerstaat geworden — war ökonomisch beinahe so ungefährlich wie Spanien und daher vom englischen Standpunkt bündnisfähig. Andererseits war Rußland noch weit von seiner kapitalistischen Epoche entfernt. Ohne Zweifel war Deutschland der kapitalistisch führende Staat des Kontinents. Er war um 1900, was Spanien unter

Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten, was Holland um 1650, was Frankreich in den Tagen Colberts und dann der Gironde, des Direktoriums und Napoleons des Ersten gewesen war. Die Mechanik der englischen Politik mußte sich selber leugnen, wenn sie Deutschland nun nicht — fast automatisch, beinahe sine ira et studio — die Rolle aufzwang, die das bürgerliche Kontinentalkaisertum Napoleons vor hundert Jahren gegen das englische Monopol gespielt hat. Dies kluge Monopol vereinigte in Europa selbst und in der Levante, in der neben den englischen Interessen noch traditionelle Prestigeinteressen und freilich auch Kapitalsinteressen Frankreichs und gewisse transkaukasische und transkaspische Interessen Rußlands angemeldet waren, den wirren Fluß der antideutschen Wünsche und Hoffnungen. Mit halben Wort überließ der britische Monopolismus sogar Konstantinopel dem Zarenreich: entgegen den Traditionen der Canning, Palmerston, Disraeli, Gladstone, Salisbury und Chamberlain. Aber den Fall gesetzt, daß diese Absicht — so unwahrscheinlich sie ist — wirklich bestünde: weshalb sollte das England von heute, das nicht nur Gibraltar, Cypern und Malta, sondern nun auch Ägypten mit Suez und selbst Tenedos in den Händen hat, Konstantinopel nicht als einen verminderten Wert betrachten? Dies England kann das Mittelmeer zu einem englischen Binnensee machen, so oft es ihm beliebt, denn es verfügt über die Mündungen, und es wird praktisch wohl auch dann über Suez verfügen, wenn die Neutralisierung des Kanals nach dem Vorbild von 1888 wiederholt wird. Vollends kann es einer bequemen Verbindung mit dem russischen Getreideexport, mit Odessa gar nicht abgeneigt sein.

Dies ist das Bild der britischen Weltpolitik. Sie ist meisterlich. Sie ist noch nie geschlagen worden. Sie hat das Glück einer unvergleichlichen geographischen Mechanik.

Die Tatsachen geben uns einen Begriff von der Größe unserer politischen Aufgabe. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als um die Aufgabe, eine durch Natur und Geschichte gefestigte Mechanik aus den Angeln zu heben. Wir kämpfen nicht nur gegen politische Kunst, sondern selbst gegen Vorteile einer politischen Natur. Die Größe des Ziels lohnt das ungeheure Ringen. Es geht nicht nur um die deutsche Gegenwart. Es geht nicht nur um den

Markt des deutschen Kapitals. Es geht um die höheren wirtschaftlichen und politischen Möglichkeiten, die aus der Wirtschaft und aus der Politik des gegenwärtigen Deutschland herauszuarbeiten sind: um Möglichkeiten, die nie verwirklicht werden, wenn ihre historische Voraussetzung, eben das positive gegenwärtige Deutschland, wie es ist, nicht im vollen Umfang behauptet wird. Wollen wir einen neuen Wiener Kongreß? Wollen wir die Endgültigkeit des englischen Monopols und eine neue kontinentale Restauration? Denn so steht die Frage, daß ein Abbruch unserer Entwicklung eine neue Restauration mit Nazarenern und Romantikern bringen würde. Wir würden im besten Fall eine Nation von Rentnern und Sparern mit einem schlecht orientierten, dilettantischen und organisationsschwachen Sozialismus. Doch nicht nur diese Fragen sind im Spiel. Es handelt sich heute um die Zukunft der kontinentalen Politik überhaupt. Die Lehre, die im Schicksal Napoleons enthalten ist, wird von der Geschichte nur einmal erteilt. Schon heute treiben wir die Politik des Kontinents, zu der wir geopolitisch einzigartig berufen sind. Wir werden sie nach dem Krieg noch entschiedener und bewußter treiben müssen. Es gibt keine andere Möglichkeit, das britische Monopol einzuschränken und das friedenstiftende Gleichgewicht herbeizuführen.

Aber dies wird nicht zum wenigsten eine Aufgabe der Politik sein. Die Konsuln können aus der beispiellos systematischen Geschichte der englischen Weltpolitik wissen, daß die Waffe des Kriegs durch die Waffe der überlegenen politischen Kombination schon manches Mal ergänzt, ja ersetzt wurde. Die Kraft des deutschen Heeres harrt einer deutschen Diplomatie, die ihr ebenbürtig wäre. Schon versucht die britische Politik, die Basis des Kriegs dorthin zu verschieben, wo sie die schwächeren militärischen Widerstände vermutet: an die Dardanellen. Schon sucht sie die Dinge abseits von Europa, bei Suez und in Mesopotamien, zu entscheiden, wo in der Tat ja wohl auch die eigentlichen Objekte des Krieges liegen. Wir hoffen, daß sie falsch rechnet. Aber sie gab ein sehr englisches Beispiel von politischer Kombination und von politischer Beweglichkeit — ein Beispiel jener britischen Äquilibration, deren Erfolge in der Geschichte stehen.

Kasimir Edschmid:

YOUSOUF

> . . . ich glaube indessen, daß, hier wie überall, Liebe eine Kunst ist wie das Reiten und Flöteblasen. *Der Marquis de Langle.*

DIE Herren standen in dem Vorsaal und klirrten leis mit den Degen. Ihre Gespräche liefen verhalten und erwartungsvoll.

Dann flogen die Flügeltüren auf und Las Casas trat aus dem Kabinett. Sie sahen sofort sein Gesicht, das beherrscht in der Rampe stand und dann an ihnen vorbeischritt. Sie sahen Stolz darin und verbeugten sich. Einer ging auf ihn zu und sagte ein paar Worte. Man sah nur seinen gekrümmten Rücken. Der andere dankte mit der Höflichkeit einer wahnsinnigen Verachtung und ging weiter.

Im folgenden Saal standen größere Gruppen. Er mußte wie durch eine Gasse gehen. Alle grüßten ihn tief. Las Casas dankte herablassend, denn es war niederer Adel.

Darauf glitt er durch eine Flucht von Räumen, die in Röte brannten von Decken und Möbeln und in denen auf beiden Seiten verwischte Bilder von ihm über die Spiegel fuhren und Hellebardiere standen, die den König zum Bad begleiteten . . . und wo sonst nichts war als das einsame Hallen seines Schrittes.

Und dann löste sich aus einer Nische ein junger Mann und ging auf ihn zu mit einer sicheren und allgemeinen Haltung:

»Sie haben . . .?« fragte er.

»Ich habe . . . Luis Quijada . . .,« sagte Las Casas und riß die Papierrolle auf, die seine linke Hand trug. Der junge Mann zuckte leis und verbeugte sich kalt und so unwillkürlich, wie wenn er auf einem Schiff stünde. Er hatte blonde, auffallende Haare.

»Ich werde,« sagte er fest und beiläufig, »dann eigene Segler ausrüsten — — — auf jede Gefahr.«

Er zeigte durch das Fenster nach dem Meer. Der Abend hatte das Glas dunkel-silbern gemacht und sein Kopf schwamm schwer wie auf Pergament gemalt in der Füllung.

Las Casas lächelte leis und seine Stimme bebte ein wenig in Geringschätzung, indem er erhabenen Erfolg wünschte und die Treppen hinunterstieg, auf denen die Dämmerung ihm entgegenschwoll.

Er eilte nach einem Palast, der in zwei Gärten lag, und ließ sich nieder und wartete, bis man ihn gemeldet hatte. Darauf erhob er sich. Es war kühler geworden.

Ein Stern blinkte über der Mauer.

Die Zofe ging vor ihm über den bläulichen Kies. Sie kamen über ein Boskett und dann blieb sie stehen und öffnete eine Tür.

Las Casas trat aus dem Garten in einen Pavillon und schritt durch ein Boudoir in ein helles Zimmer, in dessen Mitte das Bett stand. Ein weißer Arm streckte sich ihm entgegen, von dem ein weiter Ärmel zurückfiel. Er stürzte darauf und küßte ihn. Er fiel auf die Knie und legte seinen Kopf neben den der Frau und seine Wangen brannten nach ihren hinüber und machten sie rot, obwohl sie sich nicht berührten.

»Sie haben die Erlaubnis...?«

»Ich habe sie...« und seine Hände fuhren nach ihren Hüften und zuckten rasch zurück. »Ich fahre heute nacht...«

»Sie schnellte auf: »Nein — — — morgen!«

Dann schloß sie den allzu heftigen Verrat der Augen mit den Lidern und meinte, als ob sie nun erst in Besinnung und klug spräche, lächelnd und ruhig: »Wie könnten Sie das möglich machen, Marques? Sie waren gestern noch beklagt, weil Sie des Königs Gaben verschleuderten und portugiesische Kaufleute abstechen ließen. Sie erhalten heute den Auftrag, den Räuber zu jagen, nach dem jedes Herz lechzt. Und da wollen Sie dazu auch schon gerüstet sein?«

»Ich habe drei Schiffe.«

Sie verriet sich wieder und gab ihre Augen preis, indem sie nach ihm blickte. Seine Hände zitterten und die Lippen verzerrten sich vor Stolz:

»Ich habe den König bedeutet, daß ich die Dörfer nur verkauft habe, um Geld zu bekommen für diese Expedition. Doch sein Gesicht blieb kalt. Ich sagte ihm, daß ich es getan hätte, obwohl ich

wußte, daß seine Ungnade darauf folge, weil er es nicht liebe, daß seine Geschenke sich zersplitterten und so fortfliegen und so... daß ich es aber getan hätte, weil mein Wunsch, ihm durch die Expedition zu nützen, heftiger gewesen als die Scheu vor seinem Zorn.

Darauf nahm der König sein Lieblingswiesel und setzte es am Fenster in die Sonne und spielte und sprach mit ihm.

Es war mir einen Augenblick, als ob ich nicht in dem Raume sei — — so sehr nahm diese Bewegung den Glauben an die eigene Wirklichkeit.

Dann aber ward ich zornig, Juana, und da mir Tränen in das Gesicht schwammen, drehte ich mich um und schrie das entsetzliche Bild seines Großvaters, das mich reizte und nicht hilflos machte wie seine Ruhe, mit heftigen Worten an, als ob er es sei.

Sire, rief ich, es ist schade um die Seelen der beiden Kaufleute aus Lissabon, um die ich beklagt bin. Denn ich ließ sie nur töten, um angeklagt zu werden und so unter Eure Augen zu kommen, was ich anders nicht konnte, da Ihr zornig auf mich wart der Dörfer wegen. Denn meine Petitionen werden nicht gelesen. Es ist schade, denn mein Wort scheint leer wie ein geschriebenes zu sein.

Der König sagte: Und wenn ich es nicht erlaube... — Ich sagte: Dann tue ich es auf die Möglichkeit hin, daß Sie mich als Briganten erklären. Ich fange Yousouf... auch dann und — gegen Sie, Sire.

Er sah mich an, zum erstenmal, und lächelte: Auch dazu hätten Sie mein Geld zum Equipieren nötig. Ihre unbedachte Ehrlichkeit nimmt Ihnen selbst das.

Ich sagte ihm, daß ich das Geld für die Dörfer hätte, aber da er wußte, wie gering es war, lächelte er wieder.

Da zwang mich das Weh meiner Lippen — und es schrie in meiner Brust wie ein Degen im Gefecht — daß ich ihm meinen Hals hinwies und ihm zurief, daß ich wisse, daß er nach seinem Gesetz verfallen sei, aber daß ich es ihm doch sage: Daß ich drei Schiffe hätte, ausgerüstet im spanischen Viertel von Brügge, gebaut in Barcelona, Santa Maria, Coruña... daß ich die letzten Kredite auf meinen Namen genommen, die Kerker der Dominikaner nach Sklaven geplündert, daß ich den Albaycin in Granada nächtelang durchsucht und aus den Schenken und verschrienen Gassen alles herausgerissen,

was in meine Fäuste fiel und kräftig war ... Zuhälter, arabische Matrosen, drei hünenhafte Priester ... und daß ich fahren würde die Nacht — so oder so.

Da lächelte er wieder und sagte: Ich werde Sie verhaften.

Ich könnte Sie töten, Sire, rief ich, Juana, mein Kopf brannte, aber ich zerbrach den Degen nur und warf ihn gegen die Wand.

Ah, sagte der König und ließ das Tier und zweifelte: Haben Sie Mut ...

Da nahm ich das Wiesel und zerdrückte es in der Hand, langsam ... während das Furchtbare des königlichen Zornes mir entgegenquoll.

Ich ließ das Tier fallen. Aber des Königs Arme kamen über seine Wut auf mich zu und drückten die meinen und er zerriß das Diplom, das auf den Grafen von Oropesa, Luis Quijada, gezeichnet war und ließ die Fetzen durch das Fenster fliegen und klebte sein Siegel auf meines — — —«

»Sie machen mich stolz auf Sie, Marques!« Juana warf sich zurück und gab ihre feuchten Blicke frei, die auf seinem trotzigen Körper weideten und in dem Erglühen seines Gesichts wie zwischen jungen und heftig aufgebrochenen Rosen spielten.

Dann fragte sie rasch: »Weiß es Luis Quijada?«

»Er fragte mich.«

»Was sagten Sie ihm, Marques?«

»Ich sagte ihm wenig. Sie werden ihm morgen sagen, daß ich nicht, wie ich könnte nach meinem Diplom, ihn als Briganten erkläre ‹denn mir allein gehört nun der Stolz dieser Jagd›, wenn er die Expedition, von der er sagte, rüstet. Das Meer ist ihm frei.«

Juanas Körper streckte sich. Sie riß sich an den Händen nach ihm hin: »Sie werden den Auftrag da zurücknehmen!« Er verneinte.

Sie flehte: »Marques, erklären Sie ihn als zum Töten erlaubt, als Brigant!« Da schwoll Las Casas Gesicht, der Körper wand sich, und aufzischend stampfte er den Fuß auf den Boden und bat sie hochmütig und verächtlich, nicht zu scherzen und in diesem Sinne die Demütigung von ihm zu verlangen, daß er Luis Quijada für wert hielte, seine Rivalität zu fürchten. Und er bewegte die flache Hand nach der Seite, als ob er nach einer Fliege schlage.

Juana sagte kühl mit gesenktem Kopf: »Ich werde den Auftrag nicht ausrichten. Aber nur um des nicht, weil ich den Grafen Oropesa von heute nie mehr bei mir sehe.«

Las Casas aber warf sich nieder und wälzte sich neben ihrem Bett und zwang sie so lange, bis sie zugestand, daß sie mit dem Grafen verkehre wie früher. Denn sein Stolz wäre dadurch schon erregt gewesen, wenn sie Quijada die Beachtung des Hasses geschenkt hätte.

Sie richtete sich hoch und er berührte dabei ihre Brust. Seine Hand fing an heftig zu schwanken vor Verhaltenem.

Er stand auf.

»Ich gehe.«

Juana schnellte auf. Das Fertige des Entschlusses verwirrte sie und blätterte sie auseinander in Begehr und Hilflosigkeit: »Nein... morgen —!«

Ihre Glieder rauschten unter der dünnen Decke. Wie sie auffuhr, sah er nur das Innige ihrer Form, den Druck des Körpers in den Kissen — und dann roch er sie. Es beugte ihn nieder, aber er zwang sich zurück und roch sie nur, sah nichts, hatte kein Gehör und atmete mit geschwellten Nüstern.

Ich habe noch nie den Duft ihres Körpers gespürt, war es ihm.

Es spannte ihm das Hirn dunkel und süß zusammen.

»Morgen —?« knirschte er, denn selbst die Stimmbänder waren mit Blut überschwemmt. Und er legte seinen heißen Kopf neben den ihren und riß ihn weg, taumelnd, und legte ihn wieder hin und Härte und Knabenhaftes verstießen sich gegenseitig von seinen Mienen.

Dann riß er sich hoch. Juana faßte seinen Nacken und zog ihn von neuem herunter: »Warum — du... heute?« Sie stieß es brennend heraus und in Scham. Sie stand halb und war halb gekauert in der Ecke des Bettes. Sie faßte seinen Kopf, daß ihre Ellenbogen schräg nach oben standen und ihre Fingerspitzen sich unter seinem Kinn berührten, während die Handflächen kühl nach den Schläfen hinauf lagen. Nun war nur noch das Kreisen der Gesichter voreinander und das Liegen von Auge auf Auge.

Endlich stammelte sie es, was ihre Glieder lange schon schrien: »Sie sollen bleiben, Marques... hier — —« und zitterte.

Er entrann gewaltig ihren Händen und wie von einer Welle auf-

gejagt und gesteilt warf er sich auf die Knie, wühlte den Kopf in ihren Leib und drückte die trockenen Lippen in einer Schnur von Küssen den Körper hinauf nach dem Hals auf den dünnen Batist. »Corazon!« ... stammelte sie. Und wieder: »Corazon!« ... mit hingebenden Lippen. Seine Hände hatte Las Casas auf dem Rücken übereinander geschlagen und mit entsetzlicher Anstrengung ineinander verkrampft.

Sein Mund spannte sich in allen Qualen und mit von Küssen halbzerfressenen Worten sagte er: »Nein!« und viele Male: »Nein.« Und als er ruhiger war, kam es ihm in das Bewußtsein, daß er sie liebe und daß sie ihn liebe und daß er es immer schon wisse, aber heute erst sehe. Aber er haßte die Erkenntnis und sein Blick stieß gegen die Wand und kam nicht weiter und sein Kopf füllte sich schwer mit Blut und er sagte ihr, daß dies ihm nicht genug sei. »Ich habe Durst nach dir, aber das Fliegende und Schreiende in meinem Blut geht weit darüber.« Und er weinte und zerbiß den dünnen Stoff ihres Hemdes. Er stammelte gehetzt von seinem Brande nach dieser Tat, die endlich soweit vorbereitet war, und indem er davon sprach, sprühte das Aufleuchtende der Meere und Flotten vor seinen Augen auf und raste in grellroten Kreisen über ihn: »Ich will den Bassa nicht nur jagen, aufhängen, schinden, weil er meinen Bruder fing, unsere Schiffe fraß und Isabella, die eine Verwandte ist, schändete und seinen Leuten ließ zwei Wochen lang. Seit ich sehen kann, sehe ich ihn. Seit mein Gehirn Gedanken packt, denke ich an ihn. Ich weiß jede Phase des Kampfes, mag er sein vor Venedig, bei Cadix, in Marokko ... ich weiß wie eingebrannt im voraus die kleinste Schwankung des Gefechts. Es gibt keine Stelle, auf der ich ihn nicht im Traum schon niederstieß. Meine Gedanken haben ihn so umkreist, daß ich jede Narbe an ihm kenne, daß ich mehr von ihm weiß wie von mir. Der Name Bassa Yousouf macht mich blind. — — Ich fahre heute nacht.«

Er stand kalt auf. Ihre Hand spielte auf seinem Haar. Sie ließ ihn, denn sie begriff das Heiße in ihm und auch, daß sie ihn noch nicht ganz umschloß, aber sie wußte, daß er sie liebe, und ihr war stolz, als er sich aufriß und sie nicht nahm und sie brennend verließ.

Im Boudoir schlief die Zofe. Er beschenkte sie mit Gold, als käme er von einer Liebesnacht.

Die Nacht war noch dicht über den Gärten, ein wenig gepreßt schon von Jasmin, aber der Mond, der fast rund war, machte den Hafen heller und eine flaue Dämmerung hing zwischen den Masten.

Auf seinen Zuruf kam eine Barchette aus dem Schatten einer Mauer, nahm ihn und landete im Dunkel, das um eine riesige Galeere lag. Er stieg am Hinterdeck hinauf, eine Fahne rauschte hoch, jemand schoß eine Pistole in das Schweigen. Sofort rasten Männer über den Steg und schlugen mit langen Stäben die Sklaven wach, Ketten rasselten, am Vorderdeck sammelten sich dunkle Haufen, hinten um den rotbeschlagenen Sessel auf der Poppa blitzten die Offiziere.

Auf jeder Seite hockten auf vierzig Bänken zu sechst an jedem Ruder zweihundertvierzig Sklaven. Las Casas trat ein paar Schritte vor bis zur sechsten Reihe und alle Köpfe waren gegen ihn gerichtet. Die letzten und die Massen Soldaten auf der Proda erkannte er nur im Mond wie weiße Bogen und Flecken. Wie ein brennender Bienenschwarm funkelten die blutunterlaufenen Hunderte Augen um ihn. Er schrie sie an:

»Wir werden den Bassa jagen, ihr Schweine! Dazu habe ich euch gekauft. Das wißt ihr. Ihr werdet gutes Fressen haben und Wein Sonntags. Dafür spritzt ihr das letzte Blut aus den Nägeln. So ist dies ausgemacht. — — Ihr sollt noch mehr haben: Am Abend, an dem der Bassa gefangen ist, sei jeder frei. Jeder kriegt tausend Maravedis. Grinst nicht! Es kommt noch mehr. Ihr bekommt Kleider aus Wolle von Murcia, die innen rot ist. Ich gebe euch die Offiziere zum Schinden frei, wenn ich falle und sie hindern euch. — —«

Er hob den Blick zum Himmel. Denn das Schweigen schwelte dumpf unter ihm. Die Augen der Sklaven waren so rot geworden, als seien hundert Lichter auf den Bänken.

»Ich will jedem noch zwei Weiber geben aus Yousouf Bassas Harem. Eine braune und eine helle. Am selben Abend noch . . . —«

Las Casas trat zurück. Die Ketten rasten auf. Grunzende Töne johlten herauf. Schreie rissen sich los. Einer bäumte sich und bellte wie ein Hund. Ganz am Ende hoben sich ganze Reihen und fielen zurück, glänzend wie Fische im Wasser. Viele knieten hin und

brüllten, mit den geketteten Armen zu ihm winkend, oder den Kopf auf den Steg legend, daß er darauf trete.

Drei Pfiffe. Noch einige Standarten sausten hoch. Eine große Fanale senkte sich über die Poppa. Am Vorderdeck lösten sich schwer Karthaunen. Fünfhundert Rücken warfen sich mit vorgestreckten Armen zurück, zogen sie an, Ruder schäumten durchs Wasser. Wie eine schmale schwarze Zunge schnellte die Galeere aus dem Maul des Hafens in das leichte blaugelbe Band, das über dem Wasser lag und Horizont war. Links und rechts zwei Zungen stießen nach.

Von drei Vorderdecks blies man: Benedito sea Dios.

Die Sonne ging auf.

*

Die Schiffe fuhren zuerst nach Genua. Sie kamen eines Abends an. Eine Goelette legte an bei ihnen. Ein Mann brachte Nachrichten und sie fuhren in die Nacht zurück. Am nächsten Tage fingen sie ein paar holländische Segler, die in der Windstille lagen. Sie hatten Perlen, Seide und Pomeranzen. Sie verkauften die Schiffe in San Sebastian.

»Wir werden Yousoufs Turban auf den Mast setzen und ihn nachts im königlichen Garten aufpflanzen,« sagte Las Casas zu seinen Offizieren und sein Gesicht zuckte, während seine Hände mit den besten Perlen spielten, die er zu einer Kette gebunden hatte und indem seine Gedanken um den Nacken Juanas flossen.

Am Abend bliesen sie Hörner und Zinken auf der Proda. Aus dem Korb rief einer und meldete etwas. Es war eine Walfischherde, die spielte.

Am folgenden Mittag stießen sie auf eine Flottille mit gekappten Masten. Die Besatzung fehlte, nur einige Verstümmelte hockten auf den Rahen und schnitten Grimassen. Sie waren vor Schreck wahnsinnig geworden. Ihre Ladung war Florentiner Brokat und lombardische Mützen. Vor drei Tagen waren sie überfallen worden. »Hui,« rief einer, auf einem nackten Widder-Gallion reitend, immer: — — »die Weiberchen« und schälte mit einem Nagel an dem Horn. Man ließ sie weiter treiben. Man war auf der Spur. Mittags brannte es neben der Munition.

Sie fuhren die Küste von Tunis entlang. Der Abend war ruhig

und es ging kein Löffel Wind. Die Ruder liefen langsam und fast ohne Geräusch. Las Casas saß in seinem Sessel und fühlte die gewaltige Stille und das maßlos blaue Meer, auf dem die Sonne schwamm. Er wollte seine Gedanken davon lösen, aber es legte sich über ihn. Er befahl zu musizieren, die Offiziere warnten. Doch er ließ die Stücke abfeuern und mit achtzig Rudern das Meer aufwirbeln. Aber die ganze entfesselte Wut war wie das Hüpfen einer kleinen Welle gegen das Ungeheuere um ihn, dessen Stummheit ihn mit tausend Stimmen: Juana! anschrie.

Da ließ er den Gedanken fahren, ihr die Kette zu senden und löste sie von seinem Gürtel und warf sie ins Meer, daß sie seine Gedanken nicht zwänge.

Eine halbe Stunde darauf kamen sie zu den Zaffarin-Inseln. Sofort meldete es von oben: »Zwei Gallionen«. Las Casas kletterte selbst hoch, beschirmte die Augen. Es waren Mudjaren und Araber, die furchtbar ruderten. Er sauste herunter. Seine Blicke schossen in die Sklaven. Er schrie schäumend und die Ruder überschlugen sich. Immer rascher raste seine Stimme, die selbst den Takt sang. Sie kamen näher. Schon lösten sich vorn Geschütze. Doch trafen sie nicht. Die Galeeren waren schon so dicht herangekommen, daß die Soldaten anfingen, in die kleinen Schiffe zu feuern, andere die Haken bereit hielten. Da schwenkten die Gallionen, ein Vorsprung verschluckte sie. Die hinterste hißte eine Fahne. — — — — — — —: Schwarz: ein goldener Arm mit einem Säbel und ein Totenkopf — — — die Flagge der Hauptschiffe Yousoufs.

Las Casas blieb bleich und beherrscht. Er wählte einen großen Araber und ließ ihn hinrichten ‹er wollte sie zwingen, stärker zu fahren›, daß sein Blut in einer dünnen Rinne den anderen Sklaven zwischen die Füße lief.

Er betrachtete sie genau während dem Vorgang. Doch es erschien kein Ausdruck auf ihren von Stumpfheit abgefeilten Gesichtern.

In der Nacht umruderten sie die Inselgruppe. Fortwährend gingen Signale hin und her. Am Strand liefen zwei Fackeln in spiralenhaften Biegungen durcheinander. Von der Mitte einer Insel schoß in Abständen ein weißliches Feuer hoch. Ein dumpfes Gong bellte eine Zeitlang über das Wasser.

Las Casas stand weiß und die Zähne zusammengeschlagen auf der Poppa. In der Dunkelheit konnte er nicht landen. Er war fünfhundert Meter von dem Bassa und konnte ihn nicht fassen. Die Sklaven ruderten die ganze Nacht in Schweißwolken gehüllt. Es roch noch nach Blut.

Am Morgen brachen zwei Gallionen, als es noch dunkel war, nach verschiedenen Seiten durch. Sie hörten auf den Galeeren nur ein fernes Brausen, als streiche ein großer Vogel mit der Brust über das Wasser.

Las Casas folgte mit zwei Schiffen nach Tres Forcas zu. Die andere Galeere schwamm eine Stunde nach Westen. Der Offizier ließ dann die Lichter löschen, Anker werfen und ruhen. Denn ihm schien das Tempo Las Casas wahnsinnig.

Bei Tag sahen sie am Horizont die Gallione. Sie hetzten den ganzen Tag, verloren sich, fanden sich. Inseln und Buchten der Küste versteckten sie. Am Abend trieben sie sie auf hohe See, doch fraß das Dunkel sie weg. Die Nacht kreuzten sie vor dem Land und fanden sie gegen Mittag im Kreise treibend auf dem Meere. Die Besatzung war geflohen. Sie sprangen hinüber. Am Mast stand ein großer athletischer Türke. Die Sonne brannte mit weißer Glut. Die Planken waren gesprungen. Der Türke war mit nassen Stricken an den Baum gebunden, die Seile hatten sich gestrafft in der Hitze und ihm das Fleisch eingeschnürt, bis es geplatzt war.

Er warf ihnen Worte entgegen, die sie stutzen machten. Da sprang einer vor und deutete in sein Gesicht. Die anderen schrien mit auf. Sie erkannten ihn an dem einen grünen Auge. Sie schnitten ihn los, aber seine Haltung, die ihre Wut durch Geringschätzung niederdrückte und ihre Freude ihnen selbst verächtlich erscheinen ließ, bewahrte ihn davor, daß sie an ihn rührten.

Sie suchten noch zwei Wochen nach Las Casas. Als sie ihn nicht fanden, brachten sie den Bassa nach Cartagena. Auf alle Verhöre schwieg er. Das Volk schrie nach Las Casas, als man ihn zur Exekution führte.

Juana weinte vor Zorn, daß Las Casas größter Ehrgeiz, dem er sie opferte, von einem Subalternen blind und dumpf ausgeführt worden sei. Sie empfand es, als hätte man ihren Körper beschmutzt und schien sich gering geworden.

Auf dem Gang zur Exekution drehte sich der Gefangene um und sagte kalt: »Ist es zum Tod?«

»Ja!« ... brüllten ihm Zehn ins Gesicht.

Da spie er ruhig den Henker an.

Vierzehn Tage hing sein Kopf auf dem Plaza-Mayor.

Von Las Casas keine Spur. —

Eines Mittags peitschte sich mit steigender Eile eine Fregatte in den Hafen. Ein Kapitain stand vorgebeugt ganz vorn und rief es hinüber ans Land, eh er nachsprang: daß Yousouf Bassa eine Flotte, die Silber aus Mexiko und Gold aus Peru brachte, ausgeraubt habe, und daß er Las Casas, der ihn verfolgte, geschlagen habe. — — — Der Hingerichtete war nicht der Bassa gewesen ...

*

Am Abend saß Juana im Parterre des Spielhauses, über dessen Bühne ein Stück von Moreto ging. Luis Quijada stand neben ihr und sprach von Zeit zu Zeit auf sie ein. Sie folgte angestrengt den schwerbeladenen Szenen und bat in der Zwischenpause, als ein burleskes Entremes wie eine klebrige Kette von Küssen sich vorne erhob und sie zu sehr belästigte, den Grafen, sich neben sie zu setzen.

Er betrachtete sie einige Minuten und fragte sie dann, an was sie denke. Sie antwortete nicht, sondern beschäftigte sich ganz mit ihrem Fächer.

»Ich bedaure es, daß Ihre Hoffnungen Sie so enttäuschen«, sagte er dann und legte die Hand auf ihren Fächer.

Sie sprach sehr nachlässig: »Bei Gott, was habe ich gehofft?« ... und wagte nicht aufzusehen.

»Das scherzen Sie, weil Ihre Wünsche in eine niederschlagende — — Komik ausgelaufen sind ... wie auf der Bühne: der Schwur des Königs in die Knutscherei des Zwischenaktes.«

Sie sah ihn überlegen lächelnd an, allein das Spöttische seiner Mundwinkel besiegte sie. Sie brauste auf: »Was wollen Sie mit Las Casas?«

Er hob die Achseln: »Casas ... toll ... Aufschwung ... ziellos ehrgeizig ... jung, jung! — —« Quijadas Stimme klang kühl, klang gerecht. Er fuhr fort, in dieser Weise zu reden. Sie fühlte wie Ver-

wundungen, daß er grausam sprach. Sie unterbrach ihn einmal höhnisch: »Neid.« Er schüttelte nur den Kopf. Wirklich nicht. Sie empfand den Widersinn seiner Worte in der Auslösung in ihr selbst, denn es waren Schmerzen, die ihr nicht wehe taten. Und sie erstaunte, was das sei. Und haßte ihn nicht darum. Seine Form war unendlich häßlich in der Wirkung, aber scharf und zergliedernd und langsam überlegt. Wie er Schlechtes über Las Casas sagte, war es ihr, als ob sich kalte Stellen auf das unerträgliche Heiß ihrer Haut legten und irgendwas Luft ihr einblase, die wohltuend in sie ströme, wo sie am Ersticken war.

Sie fuhr noch einmal auf und herrschte ihn an, daß er schweige, weil sie plötzlich begriff, daß seine Stimme Macht über sie bekam. Doch er fühlte in der Schärfe die Verzweiflung und sprach weiter. Der klare und starre Intellekt seiner Worte überschwemmte sie. Sie fühlte in einer wohligen Apathie, wie er das Heiße, das Begeisterte und das ungenau aber groß Aufstrebende in ihr wie zwischen zwei Fingern langsam zerquetschte und Las Casas Wollen so lange auseinanderlegte, zeigte und verschieden beleuchtete, bis seine Silhouette klein vor seinen Worten stand und er phantastisch und dumm erschien. Und weil sie sich niedrig vorkam und beschämt in der Schwankung der Ereignisse und sich das Bewußtsein dahineinverstrickte, daß sie die höchste Sensation ihrer Liebe dem Effekt einer Komik ausgeliefert hätte in den Ergebnissen und Wandlungen dieser Dinge, zürnte sie Quijada nicht. Zorn und Scham bereiteten ihr eine Wollust der Schmerzen, die sich auf ihr Gesicht ausbreitete. Sie hörte ihm gern zu.

Als sie ihn plötzlich von der Seite ansah, merkte sie, wie sehr blond er war, und sie zwang sich, daß es ihr gefiel. — — — — —

Am Morgen, der folgte, stand sie an ihrem Fenster. Meer lag unter ihr. Zwei gelbe Segel kamen aus der Tiefe des Horizontes heraus, aufeinander zu und schnitten sich wie zwei Säbel. Dann kam eine Barchette mit singenden Sklaven vorüber. Ein Vogel schoß hell vor dem Blau herunter auf das Wasser...

Da wandte sich Juana zurück und eine Scham ergriff sie leicht über die Worte und Gedanken des Tags vorher wie über eine geheime und später sich mit Trauer mischende Lust, und sie legte die

Hände vor das Gesicht... und tat sie rasch hinweg, daß ihre Blicke groß gegen den ungeheueren Horizont schlugen... und da empfand sie deutlich wieder, in dieser Minute, daß dieser, daß er trotz allem, »O Las Casas!« dessen Ehrgeiz an fremden Küsten wie eine heiße Linie hinsause, tiefer in ihr Blut brenne als alles, was an sie herankam. Sie dachte an Quijada, und es schien ihr jetzt, als sei er nur wie ein Spiegel, der den Glanz eines allzu heftigen Gedankens an Las Casas aufnehme und bewahre.

Später kam Quijada. Er sprach wieder über Las Casas. Er sprach nie über sich oder über sie. Aber da die Verwechslung aller Gefühlsstationen in der Beziehung auf das eigene Ich ganz und allein Wesen und Eigenes der Frau ist und weil sie immer dies vertauschen: Daß, was heute, wie das Verschmähen ihres Besitzes um einer Tat willen, sie bis zu den äußersten Grenzen der Idee entflammt, ihnen beim ersten Hemmnis oder bitteren Wort eine Nichtachtung des Bluts erscheint — und wie sie nur aus gekränktem Eros heraus denken dann und tun... so empfinden sie, unbewußt vielleicht, vielleicht oft, immer — es ist möglich und einerlei — den Haß des Mannes auf den Mann als Liebe zur Frau. O wie die Frauen über alles umronnen stehn von ihrem Blut!

Juana liebte Las Casas. Aber Luis Quijadas Grausamkeit gegen diesen lockte ihr Blut. Seine Worte imponierten ihr. Das Zynische, der Trotz, der ⟨es schien ihr⟩ aus Unverstandenem kam, zog sie an.

Einige Tage darauf gingen sie in den königlichen Gärten.

Von unten herauf kam ein Offizier in Gala, grüßte und ging nach dem Palast.

»Las Casas...?«

»Beruhigen Sie sich!«

Sie sah Quijada an.

Bleich.

Da sagte er heiser: »Las Casas!«

*

Las Casas ging durch den Vorsaal. Zwei Hellebardiere vor ihm... öffneten den Vorhang. Er stand vor dem König.

»Sie?« sagte der.

Las Casas verbeugte sich.

»Warum kommen Sie?«

»Der Prinz ließ mich rufen.«

»Duell...?«

»Der Marques Siete-Iglesias ‹Sire, Sie kennen den Prinzen› nannte ihn irgendwas. Ich schlage mich für den Prinzen.«

Der König winkte ab.

Langsam drehte er sich um und schaute durch das Fenster.

»Sie hatten schlechten Erfolg, Marques.«

Las Casas verbeugte sich. Da wandte der König ihm das Gesicht zu, nahm einen verzierten Dolch, schenkte ihn Las Casas, gab ihm die Hand und sagte gütig und klar:

»Das Wiesel soll nicht umsonst getötet sein.«

Las Casas lächelte verzerrt und ging.

Er schritt durch Säle und Verbeugungen, bis er in den Eckraum kam, den ihm der Prinz überlassen hatte. Er ließ zuerst den Offizier kommen, der die Galeere kommandiert hatte, die den falschen Bassa fing.

Als er eintrat, ein wenig dick und mit plumpem Lächeln, verlegen und geschmeichelt auf ihn zukam, griff Las Casas zwei schwere Beutel, die auf einem Tisch neben ihm lagen, und warf sie mit erhobenen Armen ihm zu vor ihn. Er rief ihm gleichzeitig, daß er sie aufhebe und als Belohnung nehme für seinen Dienst. Und als der Offizier, rot geworden, nicht wußte, was das war, befahl er ihm, den einen Beutel zu öffnen. Die Hand des Offiziers fuhr hinein und auf seinem Gesicht erschien ein Reflex von fassungsloser Enttäuschung.

»Holländische Münzen... ge...fäl...schte... Molinillos —?«

»Wollen Sie, daß ich Sie für diese Tat mit anderem als mit einer — Imitation belohne?«

Der Offizier begriff, daß dies ihm ins Gesicht geschlagen war. Er stemmte sich auf, als wolle er den Beutel wegwerfen.

Da begann Las Casas Gesicht zu zittern: »Hé,« rief er, »Herr!« — und es klang wie der Ton eines der krummen Hörner an einer königlichen Barchette: im Befehl unabwendbar... und es knickte den Zornigen. Er ging mit hängenden Armen.

Las Casas promenierte noch über eine Stunde in der Kühle des

Korridors, bis die Herren kamen, ihn zu holen, und der Prinz, der ihn liebte, ihn umarmte. Das Rendezvous war in einem gesperrten Teil des Gartens zwischen einer Fontäne und einem Käfig mit zwei Löwen. Las Casas stieß nach wenigen Minuten seinen Gegner durch den Nabel mitten durch, daß der Herzog von Medina-Sidonia mit liebenswürdigem Lächeln die Bemerkung nicht unterlassen konnte, daß an der Stelle, da ihm das Leben geworden sei, es wieder verströme.

Ein Strahl Blut war hochgezuckt und traf die Löwen. Ihre Augen wurden grün vor Gier. Es pfiff durch ihre Nüstern, die sich nach außen bogen. Dann brach die ungeheure Wut des Verschlossenseins in ein erschütterndes Gebrüll aus — durch die Stäbe und sie warfen die Breite der Körper rasend dagegen, als der Herzog sie mit seinem Degen kitzelte.

Mit Blut verspritzt, auf dem Rückweg zum Palast traf Las Casas auf Juana und Luis Quijada, der sich um sie bemühte. Sie war auf eine Bank zurückgelehnt. Wie sie Las Casas sah, stand sie auf.

Reckte sich. Hoch. Stand schlank, gleich Stahl.

Ihre Blicke trafen sich. Ihre Herzen hämmerten einen gleichen in hetzenden Takten selig geschwellten Rhythmus. Sie spürten, wie ihre Körper aufeinanderdrangen und sich umschlossen, obwohl sie sich nicht bewegten... und wie wenn ihr Blut aus den Adern presse, heraustrete und ineinanderströme.

Sie machte einen Schritt zu ihm hin, da sagte von irgendwo her, von der Seite her? — — — neben ihnen wohllautend und dunkel eine Stimme, die Stimme Quijadas:

»Ich, Marques, beglückwünsche Sie sehr zu Ihrem Erfolg heute — — wie ich Ihr Unglück bedaure — sonst.«

Las Casas Blick fuhr an ihm vorüber wie an einer Wand. Drehte die Schultern, entblößte seine Rechte von dem blutigen Handschuh, ging dicht an Juana her und küßte ihr ernst und ehrerbietig die Hand. Sie sahen sich in das Weiße. Dann ging er.

Nach drei Schritten wieder bog er um: »Graf Oropesa, . . . Sie sagten . . . vielleicht, daß Sie mehr Glück gehabt, hätten Sie nicht versäumt, Ihre Segler zu rüsten.«

Der Graf spürte, daß er eine schlechte Rolle spielte, sagte scharf, den Schnurrbart kauend: »Sie haben mir nicht den Gefallen getan,

mich für diesen Fall Ihrem Diplom nach zum Briganten zu erklären. Auch im Großzügigen wie in der Verachtung weiche ich Ihnen nicht.«

»Sie sollen es haben, Luis Quijada, die Erklärung haben, jetzt . . . gleich . . . sofort — Auf Wiedersehen.«

Er machte eine schwache Geste nach dem Meere und ging.

Nach dem Refrescos, das er bei dem Prinzen nahm, brachte ein Diener ihm einen Brief von ihr. Er trug ihn in sein Zimmer, las ihn. Las ihn wieder. Nur dieses: »Komm —!«

Es durchzuckte ihn, blind, aufstammelnd: »Komm!« Es fielen ihm ein die Abende im Schweigen des Meeres, als er tiefer ward vor Sehnsucht wie der Horizont und darüber erschrak, zürnte und zitterte. Und das betäubte ihn so, daß er lange den Kopf gegen die Scheibe lehnte, bis er sich selbst empfindend, langsam zurückkehrte in die Umgebung und sich gewaltig zusammenraffte und toll gegen sein Blut, das stieg, schrieb:

»Wie kann ich nun, beschämt, zu Dir kommen, wo ich Dich aufschob bis nach dem Erfolg. Ich müßte Scham haben über mich wie über einen Fuchs. Du aber wärst feig, wenn Du nachher mich nicht verachtetest.«

Aber in der Dämmerung fand er sie in dem Garten. Sie spannte die Arme nach ihm. Da fiel er vor sie hin und warf die Schmach, das Unbefriedigte und die verbotene, selbstversperrte Sehnsucht in einem knabenhaften Weinen in ihren Schoß. Sein Kopf bohrte sich zwischen ihre Knie und sie sagten kein Wort. Doch er warf ihre Robe zur Seite und küßte sie, eh er sie verließ, lechzend auf beide Knie, so, als sei jedes Knie ein Mund.

Als er am nächsten Morgen sich einschiffen wollte, erhielt er ein Billett. Er erbrach es am Ufer noch, einen Fuß in der Barchette.

Juana hatte die Nacht nicht geschlafen, weil das Dunkel ihr Blut quälte, und raste nun nach ihm, daß er komme. Er schrieb: Nein! und: Lebewohl! auf den Rücken des Papiers. Dann schiffte er ein.

Eh die Galeeren den Hafen verließen, stürmte ein ganz kleiner Hucker mit unmäßig geschwellten Segeln, schräg liegend, nach. Nur ein Mann stand darin. Warf einen Brief herauf.

Sie schrieb: »Ich liebe . . . Deinen Stolz . . . die Härte . . . warte — trotz alledem. —«

Er stand auf der Poppa, den Kopf rot, die Augen rot — eine überreife Frucht. Die Lippen hatte er nach innen in den Mund gesogen. Wie eine weiße Falte lag der Mund in dem Gesicht.

Seine Galeerensklaven durften sich in zwei Teilen an den beiden Abenden, die folgten, ins Sinnloseste betrinken. Er schenkte es ihnen.

Zehn Tage später liefen die drei Segler des Luis Quijada aus. Juana sah beide nacheinander im Meer verschwinden.

Juana hielt die flachen Hände an die Brust und fing den Herzschlag auf darin und warf ihn den Galeeren nach.

Doch als Luis Quijada lange weg war, bedrückte sie auch sein Fehlen doch, da sie ganz allein war. Luis Quijada hatte ein Auge, wenn er von Frauen sprach, das sie nicht liebte. Doch sie vermißte sehr das Kühlende seines Hasses. So glaubte sie. Manchmal erschrak sie.

Es schien ihr, als ob ganz ferne ein großer Donner sich sammele, wie wenn ein Bergwerk einstürze in allen Stollen und eine helle Lawine aus dem glatten Himmel sause irgendwo. Und sie bedauerte, daß sie nicht tiefer hören könne, und streckte sich im Kampf mit dem Unbewußten, auf, höher . . . und ward straff gegen jeden Anprall und scharf wie eine Lanze.

*

Bandieren und Standarten spannten sich auf Las Casas Galeeren. Morgens und abends bliesen sie Hörner auf dem Vorderdeck. Das Meer wechselte blau und grün. Gegen Mallorka zu ward es wie Bernstein, als lägen glühende Monde auf dem Grund. Die Sklaven ließen die Ruder und beugten sich über die Geländer und starrten in die Tiefe. Doch Las Casas befahl sie zu prügeln und sie krochen wie die Hunde zurück.

Über der Poppa hing eine Fanale aus weißer Seide mit Las Casas Wappen in Granaten bestickt. Menorkas Leuchtturm glühte in der Nacht vorüber.

Bei der Insel Galita war eine Falle für den Bassa gelegt. Zwei kleine Segler mit Lamawolle und Wein aus Malacca. Doch sie verschwanden nachts, lautlos.

Las Casas kreuzte ganz Tunis ab.

In einem Felsversteck schloß er ein paar türkische Caramuzzals ein, die völlig braun waren und fabelhaft in den schmalen Buchten lavierten. Sie schossen verzweifelt mit Hagel und Ketten aus kleinen Kanonen. Beim Entern sprang ein Mann zu ihnen herüber, Psalmen singend und Gott lobend. Las Casas ließ ihn trotz dem Geplärr in Ketten legen. Die anderen schlug sein Henker mit der Keule tot und vierteilte sie. Die stärksten wurden auf die Ruderbänke geschmiedet. Die Türken hatten eine Anzahl weggeschossen. Andere stach die Sonne zusammen.

Da der Renegat den ganzen Tag Hymnen sang ‹sein Blick hatte den gewöhnlichen Wahnsinn der Überläufer›, weigerten die Aufseher sich, ihn langsam totzuschlagen. Las Casas besah das Wunder. Das fiel vor ihm hin und nannte sich einen Franziskaner aus Jerusalem, der gezwungen übergetreten war. Er küßte die Füße Las Casas, und als der ihn nach dem Versteck des Bassa fragte, heulte er auf, drohte und fluchte dem Türken und schrie, daß er den Platz wisse. In den Kadenzen eines Pilgermarsches gab er singend die Weisungen für das Schiff.

Las Casas ließ ihn an das Steuer schmieden und versprach ihm straflose Freiheit, wenn sie den Bassa fingen. Legte aber eine Pistole in die Nähe seines Blicks und sagte ihm, daß sie allein für ihn sei — — — für den anderen Fall. Der Renegat allein lobte nur Gott.

Wie sie an die Stelle kamen, an der sie den Bassa überraschen sollten, sahen sie eine gelbe Caramuzzal in einem schönen Bogen eine Mauer von Klippen nach dem Lande zu durchschneiden. Von beiden Seiten wurden sie mit Brandpfeilen und glühenden Eisen überschüttet.

Da befahl der Marques zu landen, schiffte zweihundert Soldaten aus, fing und erschlug eine Anzahl Araber, die sich verzogen, und nahm die gelbe Caramuzzal, die äußerst kostbar war. Zwei verschnittene Nubier saßen vor des Bassas Kajüte. Er ließ sie foltern und sie gestanden, daß er wenige Tage entfernt im Innern seinen Hauptpalast, ein stehendes Lager und den Harem hätte.

Las Casas beschloß die Expedition zum nächsten Morgen. Sein Herz ging hoch, als ob er ganz dicht am Ziel sei. Er behielt nur fünfzig Soldaten. Die Galeeren sollten so lange kreuzen.

Die Nacht war still. Feuer brannten am Ufer.

Von einem der Schiffe brüllte der Franziskaner seine Hymnen, bis ihm ein Offizier mit einem Koran als Knebel das Maul verstopfte.

Am ersten Negerdorf, auf das sie trafen, erfuhren sie, daß am Abend der Bassa in aller Flucht vorbeigekommen war. Sie nahmen ein Dutzend Männer und Weiber als Geiseln mit und um den Weg zu weisen, obwohl sie schrien und sich wehrten aus Furcht.

Sie brachen in die Wüste ein. Ein glühender fiebervoller Ring wälzte der Himmel sich um den Horizont. Feiner metallischer Glanz schwebte in der Luft wie Sand. Sie mußten die Augen senken und das Blut zog sich ihnen wie gefroren im Kopf zusammen. Manche fühlten, wie ihre Füße empfindungslos wurden, schrien plötzlich etwas, rannten ein Stück in die leichten Dünen und verbeugten sich . . . Sie hörten nirgends ein Geräusch, keinen Laut. Nur das war: wie wie wenn der grünliche Schlauch am Himmel sich langsam um sie zusammenziehe.

Den Abend nahmen sie die Neger in die Mitte, zündeten Feuer an und stellten Wachen aus. Die Neger pfiffen auf Muscheln, und tanzten, auf der einen Seite die Männer, auf der anderen Seite die Frauen, und wenn die Schlußtöne scharf in die Höhe zischten, warfen sie sich wie zwei Brandungen in die Arme. Dann spielte die Muschel allein. Auch sie schwieg.

Las Casas spürte eine große Ruhe und er glaubte, daß es Zuversicht sei. Er wußte ‹ganz unstreitbar›, daß er am folgenden Tage den Bassa griffe. Wie war zu zweifeln? . . . Juana? Er würde sie dann in fiebernden Händen besitzen.

Auch das ohne Zweifel, wenn auch der Körper zitterte unter dem Gedanken.

Er hob den Kopf. — Ja . . . Bisamrosen hatten um die Bank gestanden und geduftet. Und Nelken.

Sehr scharfe Nelken. — — —

Als er eingeschlafen war, wuchs ein Wald von Beduinen um das Lager und senkte seine Lanzen in die Körper, die herumlagen. Las Casas banden sie und einige andere, trennten ihn von ihnen und ritten mit ihm die Nacht durch und den ersten Morgen. Dann

rasteten sie. Las Casas ritt ein Kamel. Sie gaben ihm Stutenmilch dieser Tiere. Er trank es nicht. Mittags ritten sie weiter. Rötlicher Nebel schoß vor die Sonne und glühte die Kehlen aus.

Die Wüste war flach, ein wenig gewellt. Dann ritten sie eine hohe Düne herunter. Ein Park von Zelten in grellem Karmoisin, Gold und Grün stand um ein paar Bäume und einen Brunnen. Las Casas trank Wasser. Abends fragte er, ob sie ihn zu Yousouf brächten. Sie grinsten: Nein —! Da wuchs alle Kraft in ihm und durchbebte ihn wieder.

Er liebkoste mit den Schenkeln sein Reittier: »Gute Stute . . .« Denn seine Hände waren gebunden. Nachts ritten sie in eine Stadt ein, er schritt durch Gewölbe und Gänge und stand in einem Zimmer, plötzlich, mit hellgelben Steinen, zwischen denen dunkle Ziegel in Figuren saßen. Eine Laterne stand auf dem Tisch, Wein, Brot, Früchte.

Kurz darauf erhielt er den Besuch eines schönen bärtigen Türken. Sie verhandelten über sein Lösegeld. Während sie sprachen, senkten des Türken Augen sich auf den Tisch. Blitzhaft zuckte Las Casas Hand hoch, ein wenig. Sein Dolch lag auf dem Tisch, den man ihm gelassen hatte. »Gib dir keine Mühe!« lächelte der Türke. Der Marques hatte die Waffe schon gepackt. Er sauste mit einem heftigen Sprung durch die Tür. Er sauste gegen einen dreifachen Ring Eunuchen, ohrfeigte einen aus Zorn und kehrte ruhig zurück. »Ich sagte es dir,« achselzuckte der Türke, ein bißchen beleidigt.

Allein er ließ ihm den Dolch.

»Sag mir das eine!« fragte der Marques scharf. »Bin ich bei Yousouf Bassa?«

Der andere lächelte: »Nein.«

Sie einigten sich über das Lösegeld und Las Casas blieb allein. Es ging schon gegen Morgen. Er untersuchte sein Zimmer und schlief dann.

Drei Tage darauf entfloh er nachts. Die Tür war nicht verschlossen und er sah keine Wache. Er stieß sich mit vorgestreckten Armen in das Dunkel eines Ganges hinein, der sich in Windungen hinzog. Es roch modrig. Von Zeit zu Zeit merkte er, daß Querstollen den Hauptgang kreuzten, aber er mied sie. Plötzlich fühlte er Schwindel,

und die Furcht, daß er sich im Kreise bewegte, zog ihm das Blut aus dem Gesicht. Er fühlte im Dunkel, wie er bleich ward und schlug hastig den Gang in einen Kreuzstollen ein, der das Gewölbe durchbrach. Als er ein paar Minuten sich die Wände entlang getastet hatte, bog der Stollen rechtwinklig ab, eine Dämmerung schwoll auf, leichte Helle lockte und er folgte der Anziehung eines blauen Lichtes, das größer wurde und ihm entgegenströmte im Nahen und Mond ward . . . und ihn hinauszog auf einen Hof, der ganz durchflutet war von dem Licht.

Zwei große Steinlöwen lagen einander zugekehrt in der Mitte, als schwämmen sie auf dem Glanz. Aus Mäulern und Nüstern stiegen ihnen blitzende Strahlen Quecksilber.

Las Casas schlich über den taghellen Hof, an die Mauer geduckt und von dem schmalen Gurt ihres Schattens bedeckt. Vor einem Fenster standen zwei Palmen. Er zwängte sich hindurch und sah hinein.

Ein weißbärtiger Türke saß auf dem Boden und schaute müd und regungslos dem Spiel eines jungen Hasen mit einer Schildkröte zu. Sie blieben eine Zeit so. Innen der Türke in das Betrachten versunken, der Marques fand nicht den Augenblick, sich von dem Posten geräuschlos zu lösen.

Da schoß etwas ins Zimmer. Der Alte hob die Augen. Die Augen mußten über das Fenster . . . er hob die Hand, warf sie mit dem Arm in die Luft, Glas splitterte, ein Dolch schlug neben Las Casas Kopf vorbei durch die Scheibe und verlor sich zischend und blinkend nach den Brunnen.

Las Casas flog herum, kreiste um den Hof, seine Blicke faßten plötzlich eine dunkle Öffnung in dem hellen Viereck. Er sprang hinein und fand keinen Ausgang. Er tastete und die Wände waren feucht und glatt. Während er suchte, fing ein runder Lichtfleck an, über die Mauer zu hüpfen. Wo er auftraf und hielt, funkelte es auf. Andere Lichtbälle tauchten auf und spielten mit dem ersten. Sie glitten übereinander und vermehrten sich, bis die eine Seite eine strahlende Scheibe schien. Da erkannte Las Casas, die Wände seien Spiegel. Er suchte noch einmal nach einer Öffnung, aber fand keine mehr. Die Lichter stachen ihm nun in die Augen. Da hieb er mit

einem Aufschrei bebend vor Wut die Faust in eine der Scheiben, ein helles Gelächter lief über die Wände, irgendwo gab es einen Ruck, eine Öffnung, durch die er schritt fünf Schritte bis in sein Zimmer.

Am Morgen flog die Türe auf. Mekkije wehte herein. Sie betrachtete ihn lang und eingehend. Dann setzte sie sich vor seine Füße und fuhr fort, ihn anzusehen.

Darauf schüttelte sie wenig den Kopf und sagte: »Ich kann mit dir machen, was ich will.«

Las Casas zuckte die Achseln.

»Wenn du mich liebtest,« meinte sie nach einiger Zeit ernst und überlegen, »kostete es dich den Kopf. Zwei, drei Schnitte . . .« . . . sie fuhr sachlich mit dem Zeigefinger über den Handrücken. Sie sah ihn an, als ob sie immer mehr über ihn erstaune.

Mit einem wegwerfenden Hochmut zog der Marques die Linien ihres Körpers nach und wandte sich langsam nach der Wand.

Doch seine Blicke hatten sie aufgenommen und brannten ihr Bild in die Mauer. Sie war sehr schön.

»Mein Vater hat sieben Monde,« fuhr ihre Stimme fort, »ich habe den Alten schlagen lassen, dann habe ich mir zwei Ringe schenken lassen und dich.«

Las Casas drehte sich wieder langsam nach ihr. Da fuhr ein Lachen mit tausend süßen Spitzen in ihr Gesicht: »Alle Querstollen führen in den Hof,« lachte sie. Sie krallte die Hände auf und hielt sie ihm vor das Gesicht. Dann lenkte sie ab: »Deine Haut ist schön. Sie ist nicht weiß und nicht sehr braun . . .« Sie strich mit der Handfläche neugierig und schauernd über seinen Hals.

Der Marques packte ihre Hand und warf sie mit spitzen Fingern zurück. Sie zog sie erstaunt an, legte sie in die Achselhöhle des anderen Arms und senkte den Kopf schräg. Sie war enttäuscht und drohte ihrem hellbraunen Spielzeug überrascht:

»Wenn ich will, kann ich dich an das Bein einer Kamelstute binden lassen, die nach Tripolis geht. Du bekommst Schläge unterwegs und faules Wasser zum Trinken. Oder du mußt Sand scharren im Hof, und wenn es mir paßt, auf dem Kopf und durch die Nase lachen.«

Ihr Mund verzog sich in ein glitzerndes Lachen. Rasch flog ihr Fuß aus dem Pantoffel, das Bein schoß schlank aus dem weißen Hemd, hob sich und zupfte ihn mit den Zehen am Schnurrbart. Las Casas schlug mit der Hand hart auf den Fuß, der sich zurückzog.

Er stöhnte auf vor Schmach und schien sich gering gemacht und wie ein Schwein oder gleich einem Hunde, mit dem man spielt. Sie sprang auf ihn zu und drückte sich an ihn und strich ihm über den Arm und den Hals. Sie begriff ihn nicht. Aber sie wollte ihn besänftigen. Doch er warf sie, während seine Finger die ganze Schönheit ihres Körpers begriffen und im Gefühl bewahrten, ins Zimmer zurück. Sie taumelte gegen die Wand, stieß einen kleinen spitzen Ruf aus, zog ihr Tuch bis unter die Augen und ging.

Einmal noch floh Las Casas.

Allein er kam in einen Garten, wo Mekkije mit vielen Begleiterinnen dunkelblaue Bohnen und Winden begoß.

Er wußte nun, daß er ganz — wie ein Tuch und ein Stein — in ihren Händen sei. Aber die Erniedrigung war nicht tief genug, daß er sich tötete. Er spielte oft mit dem Dolch und sie sah ihm aufmerksam zu. Einmal setzte sie sich auf seine Knie und flüsterte etwas in sein Ohr, das er nicht begriff und das sie nie wiederholte. Er sank, sank mehr. Um so stärker aber stieg das Bewußtsein der Berufung in ihm.

Mekkije streichelte ihn oft und lächelte, wenn er sie abschüttelte, obwohl sie sah, wie seine Lippen brannten.

Doch langsam sahen Las Casas Augen sie nicht mehr. Sie sahen trüb aus wie Zisternenwasser. Es schien, als glotzten sie nach innen. Sie versuchte es drei Tage nacheinander und hielt ihm ihren Finger vor die Pupille und stieß danach. Sie brachte keinen Reflex heraus. Dumpf schwamm der Stern auf dem Weiß.

Da brachte sie ein Goldblech, auf dem viel Linien eingeritzt standen, und flüsterte an sein Ohr: »Palast-Plan... Palast-Plan«, bis er begriff und ihn vor ihre Füße warf. Denn er hielt das für eine List.

Allein sie verschloß sein bitteres Lachen mit den Lippen. Sie küßte ihn auf den Mund und sah ihn traurig an: »Was willst du?« Der ganze Körper bat.

Da floh er.

Er kämpfte sich durch Gewölbe und Tunnels, glitt über Terrassen und Galerien und tauchte in einen Schlund, der schmal und lang vor ihm zog. Seine Hände führten ihn tastend die Wand entlang. Er schritt minutenlang. In Abständen waren in der Mauer Einlasse, die kleine Säulchen hatten. Einige waren aus einem porösen Stein, andere völlig glatt. Er streichelte seine Hände kurz und stolz: »Kluge Hände«. Ein Übermaß von Freude stand ihm bis zum Kopf, bereit, durch Mund und Augen übermäßig aufzuspringen. Plötzlich packte er einen Auswuchs und empfand im gleichen Moment, daß seine Hand in einer Zahnreihe lag. Er half mit der anderen und erschrak, wie die Finger der beiden in zwei hohlen Augenhöhlen verschwanden, die feucht waren und sich anklebten. Da faßte er fest zu, brachte die Augen nahe und merkte, daß es ein Ornament aus Gips sei. Wie er aufatmend vorwärts trat und sein Blut, das gehalten hatte, aufsauste, griff er etwas Warmes. Mit dem Rücken stieß er dabei gegen die Tür, die hinausführen mußte.

Seine Hände aber erkannten die Schönheit wieder, die sie einmal gefühlt hatten, und packten sie. Es war heiß. Ein Mund saugte an seinem. Da gab er nach. — — —

Die Sonne draußen hatte schwarze Ringe, die um sie kreisten. Er senkte die Augen. Zwei Beduinen empfingen ihn an der Tür, hoben ihn auf ein Tier und ritten neben ihm. Er hatte den einen Tag ein Kamel. Am zweiten gaben sie ihm einen Wechabitenhengst, Datteln und Wasserschläuche. Als sie ihn verließen, sagten sie ihm, daß es knapp ein Tageslauf sei.

Er hielt sie an.

Er hielt sie an und fragte: »Wer war es, der mich losließ?«

»Die Tochter Yousouf Bassas...« sagten sie. — — — — — — — — — — Er wartete, bis sie verschwunden waren. Dann hielt er die Hand so, daß sie den ganzen Horizont, aus dem er kam, bedeckte.

Hiermit und so war er fertig mit ihm.

Durch die Hand sah er sein Blut. »Juana... ja... mein Blut — — unser Blut —« schrie er und stachelte den Hengst mit dem Dolch.

Moos spann sich grau über die Wüste. Kranichzüge rauschten über ihm. Endlos blendeten die weißen Kaktusfelder in der Ferne.

Ein Tuareg begegnete ihm.

Sie ritten scharf aneinander vorbei. Ihre Augen hielten sich so fest, daß ihre Hände sich nicht rührten.

Endlich: Bäume... Bäume! Eine Allee. Orangenallee... Er fiel vom Pferde, umarmte es, tanzte und küßte die dampfenden Flanken des Tiers. Am nächsten Tag fand er die Galeeren. Am gleichen Mittag rannte eine Patrouille von ihm zu Yousouf und bat ihn um eine offene Schlacht. Der Bassa schlug ein und bezeichnete den Platz.

Sie stachen sofort los. Las Casas kam in Streit mit den Offizieren. Er trieb die größte Eile an, weil er vor dem Bassa an der Kampfstelle sein wollte. Denn er mußte auf jeden Fall die Stellung an der Küste haben, damit er den Feind gegen das offene Meer hätte und so Flucht eine Unmöglichkeit sei und auf diese oder jene Form dieser Kampf ein Ende sei. Die Offiziere wollten erst Wasser aufnehmen in einem Hafen, der nahe lag. Doch Las Casas sagte, daß sie nach der Schlacht Wasser genug haben würden hier oder da, und er wies auf das Meer und in die Richtung des Hafens, da schwiegen sie, denn er lächelte dabei.

Die Sklaven hatten ausgehöhlte Gesichter und knirschten, als die raschen Takte des Vorsängers ihre Muskeln zu angespannten Zügen zwangen.

Las Casas ließ sie schlagen und stand auf dem Vorderdeck, unbeweglich, den Blick auf das Meer ausgestreckt. Die Ruder hieben in kurzen Intervallen in das ruhige Wasser.

Er spreizte die Arme aus, und sie schienen ihm wie zwei Segel, die ihn nach der endlichen Tat hin aufbauschten und trieben. An Juana dachte er wenig und kaum. Nur dies eine erfüllte ihn. Ein Lächeln, fast spöttisch, kräuselte seinen Mund. Er schüttelte den Gedanken an sie unwillig ab. Stolz durchfuhr ihn stürmisch und sengte seine Augen.

Er drehte sich und es war ihm, daß einige Bänke die Ruder weniger tief streckten und so den Lauf hemmten, und er ließ auf einer erhöhten Bühne mitten auf dem Steg zwischen den Bänken mit Sklaven zwei Neger hinrichten. Die nächsten schauten bleich zu. In den zerrissenen Gesichtern stand Wut.

»Wasser...!« brüllte ein langer Portugiese und drohte. Las Ca-

sas lächelte ruhig und sehr gefaßt und ließ ihm das Halsblut der Neger reichen.

Er fühlte einen starken Sturm in sich, der ihn hob, schwellte und maßlos mit sich selbst erfüllte, daß sein Wollen ins Ungeheuerste gesteigert und seine endlos beschwingten Gefühle über alle Schicksale hinausstiegen und der Tod ihm nur ein geringschätziges Spiel ‹wie mit Masken› erschien.

Am Abend stellten sie sich auf für den folgenden Tag.

Früh riß die Sonne den Himmel tiefrot auf und färbte das Wasser so. Und als bedrücke das Ungeheuere der Front vor ihm etwas in seiner Seele, horchte er in sich hinein und fand wie ein Pizzicato in der Ruhe seines höchsten Geschwelltseins den Gedanken an Juana und riß ihn heraus und maß ihn mit den letzten Erlebnissen und der Idee seiner Tat. Die Karthaunen des Vorderdecks lösten sich schon. Die türkischen Caramuzzals umsprühten die Geleeren mit glühenden Kugeln. Eine zischte zwischen die Ruderer und verbrannte sie. Es roch nach versengtem Fleisch. Die nächsten heulten auf und ließen die Ruder.

Da ließ Las Casas die Hörner blasen.

Auf den anderen Schiffen antworteten sie. Eine Schlinge fiel vom Hauptmast. Sie legte sich um den Kopf des Portugiesen und zog ihn hoch und schwang ihn, der sich verrenkte und mit den Armen, die Hände zu Fäusten gekrallt und die Zeigefinger nur erhoben, die Luft schlug, in weiten Bogen über das Schiff.

Pfiffe rasten über die Decke. Alle Ruder hoben sich und schäumten auf die Caramuzzals ein.

Las Casas zwang nun den Gedanken an Juana ganz aus sich. Nur die Tat sollte sein. Er stand auf der Poppa und suchte die größte Caramuzzal. Eine Flagge deckte sie: Rot mit sieben schwarzen Monden.

Endlich: Yousouf! —

Das Wasser spritzte karminenen Schaum, so war es von der Sonne durchtränkt.

Las Casas suchte hier in der ungeheuersten Erhebung, in der durchbebtesten Ekstase seines Lebens den Gedanken an Juana zu töten. Eine wahnsinnige Freude durchschwang ihn. Er hatte den

Dolch durch den Mund gezogen. Seine Hände hielten kalt und verkrampft das Steuer. Alle Kanonen entluden sich und schrien gegeneinander.

Ein junger Offizier vor ihm drehte sich um und brüllte etwas mit leuchtenden Augen zurück, was das Getöse verschluckte. Las Casas sah ihn an. Und als hätten die nicht gehörten Worte etwas gelockert, als hätten sie ihn das gefragt, um was er rang, brüllte er dem Jungen zu ‹der ihn nicht verstehen konnte› die Arme um das Rad, mit Lippen, die sich zerrissen an dem Dolch im Mund:

»O alles ... hätte ich auf den Bauch geschmissen. Dreck, gefressen, drei Monate oder vier ... wären meine Gedärme zerfetzt daran ... hätte ich den Bart säubern müssen des Bassa jeden Tag von Eiern und Speisen und schlechten Küssen, wäre ich stinkend geworden und nach Übelem riechend und hätte ich keine Zähne mehr im Mund und wäre ich gewesen wochenlang beschämt bei alten Weibern, die hängende Brüste hatten und Riemen von Adern aus den Gliedern quellend ... o, alles nichts, klein, sehr klein, — — — kein Lachen ... keinen Wink wert ist es, ist die Schmach gegen diesen Moment, gegen dieses Steigen — — — und was Juana ist — — — was ihr Andenken ist ... es wiegt nicht so viel, daß ich es nur so sage, nicht einmal mein Brüllen ist es wert ...« — — —

Nun hatte Las Casas Ruhe für seine Tat.

Seine Lippen zuckten zerrissen.

Ehrgeiz füllte seine Augen, daß sie grün blitzten.

Die Offiziere standen um ihn.

Blut rann über sein Gesicht.

Mit einem scharfen Ruck warf er das Steuer nach rechts. Geknarr und Erschütterung knirschte auf. Die Galeere lag nun neben der Caramuzzal Yousoufs, deren Geländer sie weggerissen hatte. Dunkle Massen strömten hinüber.

Mit einem Lächeln ‹dies war sein Tag›, ganz ruhig stand Las Casas auf der Poppa. Sein Gesicht war hell und stet wie eine Fahne.

Aber dann: — — als er hinübersprang und sah, wie Bassa Yousouf mit vielen Kugeln durch den Bauch geschossen erledigt war und sie ihn aufhoben und vorbeitrugen dicht an ihm ... kniete er, wo er stand, nieder, warf sich auf den ersten Toten, der aus der

Brust blutete, küßte die Brust — — — und stammelte: »Juana«. Stammelte: »Juana«. Nichts weiter. Nur dies.

Sie legten den Toten auf die Poppa. Las Casas betrachtete ihn genau. Er sah seiner Tochter ähnlich... die Wolke über der Stirn... die Braue und der Nasenflügel... Las Casas erstaunte über die Leiche. Er wußte nichts damit anzufangen. Er roch die Nelken im Garten von Cartagena. Jonquillen, fiel ihm ein, waren auch dabei. Er fuhr mit den Fingern in die Wunden des Bassa und untersuchte sie.

Dann zuckte er die Achseln und trat zurück.

Der junge Offizier kam und küßte ihm die Hand.

Die Kommandeure der beiden anderen Galeeren traten auf ihn zu: Sie seien stolz... unter ihm... dieser Sieg — — —

Nun begriff er wieder: So, ja, Yousouf Bassa... Er strich die Stirn: Ja. Er lag da. Auf der Poppa... tot?... Tot!

Stolz hob seine Schultern. Freude überflammte ihn. Es war die erste Tat im Reich. Gewiß. Er hob die Hand. Sie bliesen: Benedito sea Dios.

Die Sonne ward schon gelb und stieg.

Dann sprang er zurück auf dem Hinterdeck und gab das Signal zur Abfahrt.

Ein Schrei der Wut peitschte über das Verdeck.

Offiziere hoben die Hände, bestürmten ihn: »Teilung der Beute... Ruhe... Soldaten... die Sklaven seien ausgelaugt.«

Las Casas stemmte sich hoch: »Wir fahren!«

Sie fuhren in einem dumpfen Schweigen.

Niemand sprach.

Sieben türkische Caramuzzals waren erobert worden, auf die Soldaten verteilt wurden. Die Gefangenen mußten rudern. Ein Schiff trug den Harem.

Als sie den ganzen Morgen gerudert hatten, sprangen den Leuten Arme und Lippen auf. Die Sonne brannte einige tot. Doch sie wimmerten kaum.

Weißglühende Wut schwälte in den Augen der Soldaten.

Las Casas saß auf dem Vorderdeck, wo der Wind ihn zuerst kühlte. Die Leiche Yousouf Bassas lag neben ihm. Seine Augen

weilten manchmal auf ihr, dann sogen sie sich wieder glühend, brennend in den Horizont fest. Er freute sich über die Tat. Aber er begriff nicht mehr, daß er über Juana weggesprungen sei wegen ihr. Er fühlte sie so um sich, als könne er ihre Umrisse mit den Händen fassen. Es war unmöglich — wie konnte es sein, lachhaft und kindisch? — daß er sie dreimal verschmäht hatte. Er blickte auf den Toten. Es war doch so. Doch er verstand die Wichtigkeit dieser Tötung nicht mehr.

Offiziere baten ihn, das Tempo des Ruderns zu mäßigen. »Die Leute verrecken vor Durst. Die Zungen kriechen ihnen wie wilde Tiere aus den Mäulern,« sagte heftig der junge Offizier.

Las Casas ließ ihnen die letzten Rationen austeilen. Das Tempo blieb das gleiche. Es ward Nachmittag.

Las Casas brannte in einer Flamme: Juana. —

Seine Blicke hoben aus dem Ende der Wasserfläche einen Garten voll Lauben und Gerüchen und eine Nacht darüber, mit Sternen dicht verschnürt, in der er sie besitzen wollte. Es nahm ihm den Atem. Es preßte alles beiseite. Er mußte ohne einen Ruderschlag Pause nach Cartagena. Er schob den Toten mit dem Fuß zur Seite, da er ihn plötzlich haßte, weil er in ihn die Ursache verlegte ‹die in seiner eigenen Brust saß›, daß er Juana verschmäht hatte.

Da brüllte es hinter ihm plötzlich wie aus einem Ventil: »Wasser!« Es war ein gellender, trockener Ruf. Er fuhr herum. Murmeln erstickte in seiner Nähe. Aber dort brach es aus: »Wasser!« ... und schlug hinüber und zündete und an hundert Seiten zuckte es hoch und heulte aus den Mündern. Die Augen waren ihnen stier geworden und die weißschweißigen Gesichter brannten.

Las Casas Hirn schob blitzschnell den Gedanken vor: Gefahr! Sein Bewußtsein packte zu und begriff dumpf, daß ihm ein Hindernis entgegentrete. Rote Wut schüttelte ihn. Er sprang vor:

»Schmeiß,« schrie er, »Geschmeiß,« und wieder: »Vieh ... Ihr wollt weniger tun, Hunde, wo ich mehr Eile habe. — Sklavenführer, aufs Vorderdeck! ... Die Riemen in die Peitschen gezogen ... Zehn Takte rascher gefahren im Viertel der Stunde. — Den Bankersten die Bastonade!« ... Seine Stimme war wieder beherrscht geworden. Die Riemen klatschten über die Rücken.

Die ganze Nacht ließ er sie mit Wasser begießen, das sie kühlte und ihren Schweiß wegschwemmte. Allein das Meerwasser biß scharf in ihre Wunden, daß sie schrien über das Geschenk.

Am Morgen stand einer auf als Deputat: »Wir können nicht mehr.« Niemand hörte auf ihn.

»Gib uns einen halben Tag. Wir legen uns auf den Bauch diese Zeit. Dann streifen wir das Schiff wie einen flachen Stein übers Wasser.«

»Einen halben Tag...« johlten die anderen.

Der Deputat drohte: »Wir brechen die Ruder...« Da gab Las Casas Befehl, ihm, dem die Ohren von Toledo her fehlten, die Zunge aus dem Munde zu nehmen und ging hinunter, die Zähne in den Lippen und bleich. Denn es schmerzte ihn, solches zu befehlen, aber seine Lippen hatten nur ein Wollen, das wie ein ungeheures Zittern daran hing und auf alles niederfiel, was es sperrte: »Juana!«

Er ließ den Sklaven Wein geben. Das Geringe berauschte sie. Die Galeeren zogen rascher.

Sie zogen rascher. Die Sklaven lechzten, Mäuler aufgesperrt, aber noch entfeuert.

Sie bekamen neue Mengen und ruderten rasender, bis einer schrie: »Weiber — — — — — — — — — — — —«

Langgedehnt zog der Laut über das Schiff. Eine Stille schob sich nach, die alles preßte.

Dann rasten alle in die Höhe und hämmerten ihre Ketten gegen die Bänke:

»Dein Ver—spr—e—e—e... chen... am selben Abend... zwei... Schuft! — — — Du...«

Las Casas stand ihnen mit blassem Lächeln entgegen. Die Aufseher peitschten sie mühsam wieder an die Ruder zurück. Eine Bank hatte sich ineinander verbissen. Sie bissen sich Stücke aus dem Fleisch.

»Ihr werdet sie haben, eh der Tag runter ist. Wenn ihr euch eilt, Bande! Dann sind wir in Cartagena.« Las Casas Stimme klang knapp, unendlich beherrscht.

»Es ist gelogen, ist erlogen... Hund!«

Las Casas ließ sie.

Aber als ihre Bewegungen langsamer wurden, erschrak er. Es blitzte ihm durch den Kopf — er müsse den Abend in Cartagena sein — — um alles.

Er ging auf dem Deck herum und zerbog die Hände ineinander, bis er den letzten Entschluß sich abgepreßt hatte.

Er befahl ein halbes Dutzend Weiber aus dem Harem herüberzuschaffen. Er wußte ⟨in brennendster Qual⟩, daß die Sklaven die Frauen des Harems beim Umladen nach der Schlacht gesehen hatten: Sie waren nackt. Ihre Brüste waren kobaltblau. Der Bauch glänzte nach ihrer Sitte rund mit Gold gemalt. Sie sollten vor ihnen tanzen, daß sie rascher führen.

Alle mußten hinuntersteigen.

Nur die Sklaven blieben, einige Offiziere und Las Casas.

Die ungeheuerste Erwartung machte den Sklaven die Gesichter weiß wie die Planken, die Augen rissen sich auf in erschreckender Weite. Auf Las Casas Gesicht saß ein Lächeln wie eine Dolchspitze.

Dann fingen die Boote an hinüberzufahren zur Caramuzzal, die den Harem trug. Die Wächter hieben auf die Sklaven ein. Las Casas sah knirschend vor Scham und Schmerz, wie irgendwo einem Geifer aus dem Maul rann, während er blöd auflachte. Anderen brach der Schweiß in Strömen aus dem Gesicht. Sie sahen aus wie Pilze, auf die plötzlich Tau fällt.

Keiner schrie. Eine furchtbare Lautlosigkeit fiel auf die Schiffe. Die Gesichter waren ins Unkenntlichste verzerrt. Wo manches Nase oder Mund sonst war, saß nun eine Falte der grausamsten Qual.

Las Casas hatte sich umgewandt, denn was er tat, empörte seine Seele. Er schlug die Arme übereinander, daß sie ihm die Brust einbogen, biß die Lippen zusammen und starrte ins Meer und weinte vor Zorn über sich. Er flüsterte: »Juana« und empfand Rechtfertigung für alles. Denn er mußte den Abend in Cartagena sein ⟨er kam den Abend nach Cartagena⟩ oder wahnsinnig werden oder zerplatzen vielleicht, und jedes Ding war blaß gegen diesen Willen.

Er hörte keinen Laut wie das Keuchen der Männer. Dabei empfand er, wie die Galeere mit erstaunlicher Geschwindigkeit flog.

In der drückenden Stille hinter seinem Rücken bohrten die achthundert Augen sich auf die Caramuzzal, an der die Boote gerade

anlegten. Ein silbernes Horn ‹wie rein es scholl zwischen den Masten und gelben Segeln› hob sich mit zartem Laut auf dem Verdeck drüben. Eine Stimme rief einmal ‹wie klang sie jung und nach Andalusien›: »Seht! Sie tragen Sonnen auf den Leibern.«

Las Casas wandte sich nicht um.

Aber plötzlich trat er zur Seite, wie zerrissen von einem Gedanken und hob den Arm mit einem raschen Mal streng und senkrecht... niemand wußte, wollte er Einhalt rufen oder winken.

Doch die Geste wirkte unsäglich.

Es brach ein einziger, das Entsetzlichste aus allen Brüsten lösender Schrei über die Galeere hin. Es war zu viel.

Einer der Sklaven hatte Las Casas Bein gepackt. Las Casas verschwand unter der gebeugten Wut von sechs Leibern, tauchte auf, formlos, und flog wie ein Ball auf die andere Seite. Sie warfen ihn sich zu. Vierzig Bänke links. Vierzig auf der anderen Seite. Einer senkte seinen Mund auf seinen Hals. Ein anderer schlug seinen Trinknapf aus Blei auf seinem Kopf fest. Dann blieb er irgendwo liegen. Soldaten kamen herauf, Gefangene, erschlugen die Offiziere, befreiten sich und vergaßen ihn über ihrem Gelage.

Nach einer Stunde brannten drei rote Punkte im Horizont auf. Sie schwollen und wuchsen, flogen unterm Wind herauf. Drei Schiffe mit roten aufgebauschten Segeln fuhren an die Galeeren heran. Die Sklaven wurden überwältigt. Luis Quijada kam herüber von seinem Segler. Denn er war es.

Luis Quijada ließ sie im Kranz zu Vierhundert um den Reeling hängen. Die Leiche Las Casas ließ er hinüberbringen und bedeckte sie mit seiner Fanale.

Dann ließ er die anderen Schiffe herankommen und bestieg die Caramuzzal, die des Bassas Harem trug. Er teilte die Beute ein, sonderte die fünfzig Besten aus und schiffte sie in seinen Segler ein. Die anderen schenkte er seinen Soldaten. Darauf stieg er in die Kabine, in der die Favoritinnen Yousoufs lagen. Es war eine kleine Kajüte mit lackiertem Mahagoni und Zitronenholz. Sie hatten sich mit Alhenna gefärbt und rauchten. Er saß mit ihnen und sie tranken gemächlich mit ihm, der lächelnd und zärtlich scherzend mit ihnen sprach, zutraulich Kakao und Orangenwasser.

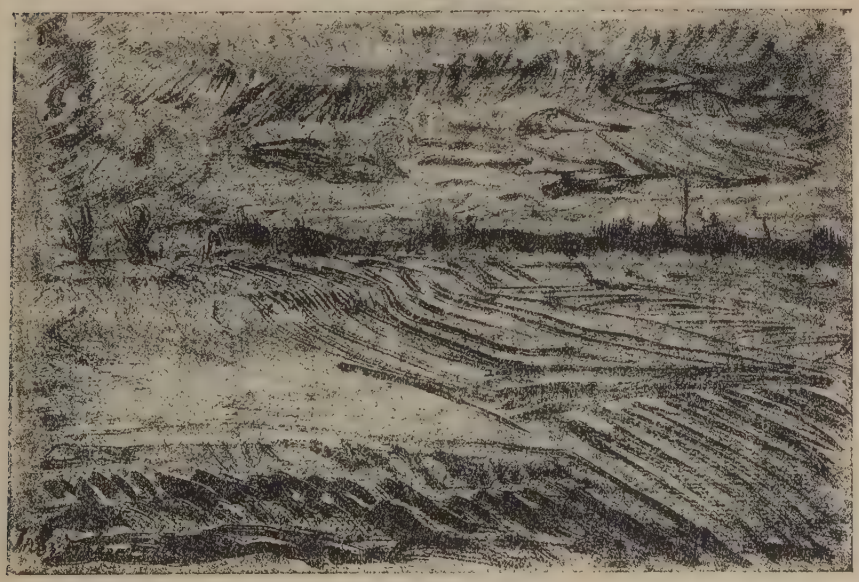
Er hatte einen Segler vorgeschickt. Es ward Abend, als sie in Cartagena einliefen. Große Mengen standen am Kai. Man sah eine Flotte kommen. Das Banner Las Casas, Quijadas, das von Kastilien und die rote Fahne mit sieben Monden wehten von einem einzigen Mast. Juana stand am Steg.

Eine Bahre ward aus dem Schiff herübergebracht und ans Land gestellt. Quijada folgte. Las Casas Kopf erschien, wie einer das Tuch hob, unter der weißen Fanale, auf der sein Wappen stand. Um seine Stirn saß festgebissen mit einem dunklen Strich das Bleigefäß des Sklaven wie ein schlechter Heiligenschein.

Juana taumelte.

Dann aber fing sie sich mit einer maßlosen Bewegung wieder in sich selber ein. Und da sie nicht allein das Stolze liebte und die Stärke, sondern das Endgültige vor allem und den Sieg, ging sie um den Liegenden herum und raffte ihr Gesicht auf, daß es glänzend ward wie das Metall einer über einem Heer geblasenen Trompete, schritt kurz auf Luis Quijada zu und legte ihren Kopf an seine Brust.

Luis Quijada fröstelte erstaunend über das Entsetzliche ihrer Entschlossenheit, aber er tat doch den Arm um sie, denn er hielt sie nicht für schlechter als die drei Besten aus seinem Harem.



KLEINE ANTHOLOGIE

Gottfried Benn:

IKARUS

I.

O Mittag, der mit heißem Heu mein Hirn
Zu Wiese, flachem Land und Hirten schwächt,
Daß ich hinrinne und, den Arm im Bach,
Den Mohn an meine Schläfe ziehe —
O Du Weithingewölbter, enthirne doch
Stillflügelnd über Fluch und Gram
Des Werdens und Geschehns
Mein Auge.

Noch durch Geröll der Halde, noch durch Land-aas,
Verstaubendes, durch bettelhaft Gezack
Der Felsen — überall
Verwehn der Sonne, überall
Das tiefe Mutterblut, die strömende
Entstirnte
Matte
Getragenheit.

Das Tier lebt Tag um Tag
Und hat an seinem Euter kein Erinnern.
Der Hang schweigt seine Blume in das Licht
Und wird zerstört.

Nur ich, mit Wächter zwischen Blut und Pranke,
Ein hirnzerfressenes Aas, mit Flüchen
Im Nichts zergellend, bespien mit Worten,
Veräfft vom Licht —

O Du Weithingewölbter,
Träuf meinen Augen eine Stunde
Des guten frühen Voraugenlichts —
Schmilz hin den Trug der Farben! Schwinge
Die kotbedrängten Höhlen in das Rauschen
Gebäumter Sonnen, Sturz der Sonnen-sonnen,
O aller Sonnen ewiges Gefälle. —

II.

Das Hirn frißt Staub. Die Füße fressen Staub.
Wäre das Auge rund und abgeschlossen,
Dann bräche durch die Lider süße Nacht,
Gebüsch und Liebe.

Aus Dir, Du süßes Tierisches,
Aus euern Schatten, Schlaf und Haar,
Muß ich mein Hirn besteigen,
Alle Windungen,
Das letzte Zwiegespräch. —

III.

So sehr am Strand, so sehr schon in der Barke —
Im krokosfarbnen Kleide der Geweihten
Und um die Glieder schon den leichten Flaum —

Ausrauschst Du aus den Falten, Sonne,
Allnächtlich Welten in den Raum —
O eine der vergeßlich hingesprühten
Mit junger Glut die Schläfe mir zerschmelzend
Auftrinkend das entstirnte Blut —

Albert Ehrenstein:

ENTWANDLUNG

(Victor Dirsztay gewidmet)

Als ich ganz zernichtet war,
vor Nacht und Hölle und Pest und Erde
verging im dunkel tosenden Raume,
erschienen die Dinge,
Trost zu schütten über den Gram.

Das Licht kam,
silberne Möven schwebend im Reinen,
und die Hügel der Sonne, bewaldetes Erz,
die Seen und Teiche des Grünen,
Wege in liebliches Land
und verfallen im Abend Ruinen.

Die Hände über den Augen, wehrte ich ab:
»Mag der leise Druck meiner Ballen spurlos verhallen,
nicht will ich mehr gallbitterer Tinte Gefäß sein,
während die Anderen leben!
Mag nicht dauern, bis der Zeiten Schimmel, schmutziger Schnee
sich niederschlägt auf mich und was mir
im Horst die Jahre ausgebrütet.
Mag nicht dauern, bis mich,
weggeschoben durch frischeres Eis, nähere Früchte,
die wenigen Nahen vergessen.
Was soll mir Almosen von Bettlern?
Die schwarze Schnecke des Todes kroch mir über den Weg!

Auch ich roch einst weißduftenden Klee
und liebte die lichtbehauchten Wolken.

Ich freute mich der Rädergesänge der langachsigen Wagen,
ich freute mich der eintönig sich wiegenden Pappeln die Wege entlang,
ich freute mich der Sonne wiederblitzenden, rastlos vergleitenden Schienen,
ich freute mich der staubweißen Bäche der ländlichen Straßen.

Aber ich sah die Nachtgefangenen: Dunkles sinnend die Späher des Bösen,
aber ich sah hanakische Bauern, bunte Vogelscheuchen im Feld,
den Schnellzug anstaunen, der ihre grünenden Äcker mit Ruß und Asche bestreut,
aber ich sah auf Gibraltar die letzten Affen Europas frierend hinsterben,
aber ich sah indische Tänzerinnen, gazellengangbegabte,
vor dem Champagner und Abschaum eingläserner Jünglinge tanzen,
aber ich sah Elefanten, dschungelrohredurchbrechende,
sich nach den Brosamen eines Kindes bücken,
aber ich sah Dreadnaughts ertrinken, umschwärmt von den tötenden Torpedohaifischen,
aber ich sah — und Tränen entstürzten dem Tag —
aber ich sah arme Soldaten am Sonntag der Freiheit
starr auf Gerüsten hocken, hochsegelnden Fliegern zum Zeichen,
aber ich sah einen Turmfalken, gewohnt im Äther zu weiden,
sich einwühlen in den Sand eines breslauer Käfigs,
— und ich muß dem Schweiß dieser nächtlichen Tage entrinnen.
Nicht bin ich von den traumumspülten Leichen, eingedickt in Schlaf.
Wenn vom verhängten Luftkreis Schwüle abwärts sintert,
wenn Baumwipfel ineinanderstöhnen, sturmzerquält,
wenn rollend kommt himmellang gefahren der Gottheit Drache,
will ich nicht mehr der Wetter bitteres Naß, der Wolken Säure,
ich will den Blitz in mich.«

Von Haaren bewachsen, furchtbar kam die Scham:
»Schöner ist's, das Schicksal zwischen den Lenden zu zwingen!
Lockt dich nicht das frühe Zirpen scheuer Grillen
oder das Seufzen jener stillen Rillen,
die sich nie enthüllen?
Sieh, schon schwingt mit frischen Nüstern

die Zinne sich zum Traume hoch,
schon sind die guten Fluren lüstern —«
»Geschirrt in Beischlafs Joch!«
»Himmelan die Türme baden,
gastlich rings die Täler laden.
An den Buchten zarter Brust
werde du der Lust bewußt!
Willst du nicht ruhen Bein an Bein,
bis holder Glieder starres Sein
sich fügt zu süßem Binnenreim?«
»Bereitest mir nur ein kurzes Heim,
Schleim grüßt den Schleim,
ich will des reineren Todes sein.
Mag mich ein freundlicher Stern
heimwärts zum Himmel bald führen!
Mergle mich aus, Novemberschwäche des Greises,
letzter Odem des Fiebers!«

Der schwere Engel des Todes wuchs vor mich:
»Endlich gedenkest du mein,
du liebtest mich vor Zeiten.
Werbend um schärfste Lust.
Dann aber die Töchter erdgeborener Weiber,
die dunklen Schluchten des Leibes,
Gerippen entstarrende Knochen, dem Druck nachgebendes Fleisch
und Seligkeit heuchelnde Augen..!
Der du Weiber schwächlich zuerst, hernach mit meinen eisernen Fäusten
fassend am Knöchel des Fußes schleuderst zum Himmel —«
»Keine erstrahlte mir sanft verwandelt zum Stern!«
»Den Stürzenden barsten die irdischen Rippen!
So werde, was du bist,
auf der Erde, die dich frißt!«
Mit den Händen griff der Malmer in meinen Staub,
entwirbelnd verschwand ich Geraubter im neu ergrünenden Laub.

Otto Erich Schmidt:

PSALM STILLEN GLÜCKS

Als die Bläue des Tags kam,
waren meine Lippen Deines letzten
kindlichen Kusses beseelt,
hatte ich die Wärme Deines Umfangens
in jungen Händen.
War, als das Licht stieg,
blühender Glanz in meinem Blick,
Verzeihung jedem, der verbrecherischen
Wegs käme.
War zartester Morgengruß für Dich
in allen Himmeln. —
Als das Licht hochstand,
war mein Auge
heller Erwartung voll,
war in mir Kindgefühl
und Wucht langen Alleinseins. —
Als das Strahlen heiß wurde
und Äcker dampften,
war meine Mutter bei mir.
Da brach mein Auge,
und mein geborgenes Herz
war ihr an die Brust geschenkt.
Neu ward ich ihr, schoßentsprossen,
neu sah ich sie kindlichen Auges. —
Als das Licht sank
und das Grau kam,
trank ich holdesten Laut:

Träne war in den Saiten,
Väterklang im dumpfen Bläserton,
herbstlicher Ernst
im tiefen Streichbaß,
Süßigkeit überirdischen Gesichts
in der Celeste,
Gott im stürmenden Orgelklang. —
Als das mildere Licht kam,
und gelb im Wald nachtete,
hob ich Mund und Aug,
sprach und blickte hinaus.
Träne fiel mir heiß.
Wort ward mühlos gezeugt.
Sanft war der Flug durch die Nacht.

Otto Schneider:

DER EINE

Was hobst du dich auf, befohlene Stunde,
Meinem Tag eingeflochten
Irrlichtener Glut,
Was hobst du dich auf, befohlene Stunde,
In tausend andern Prozession
Und daß sie schreiten mir voran
Und haben göttliches Geleite
Und ihrem Schicksal angeschmiegt von tausend Müttern
Die Fruchtbarkeit?
Was hobst du diese auf, befohlene Stunde?

In deren Schreiten ich nicht vordem schritt,
Nicht Atem war ihres Atems,
Abseits, verwaist, ausgestoßener Herde grasend
Und zur Nacht wärmte
An eigenem Herz
Den arglos verrufenen Gefährten, Leid,
Das eisig da hinantrieb den gestirnten Himmel,
Wenn eitel Elend war
Und Schlafenzeit
Und dennoch mondelang nicht Schlaf,

In deren Schritt, rascher, aufschlagender, nicht hallte mein Schreiten,
Nie war ich doch so sehr vertan in mich, wie jetzt,
An Ungemessenes verloren,
Indes alle sind lückenlos Drängen um eine Mitte
Und sind ein Gedanke, eine Liebe, ein Traum,
Wie ich, der ich, nicht umworben, friere

Und staunender Abfall bin
Und öder First, feindlich auf Dächern,
Zu schaun hinab in Straßen, beflaggt, und doch nicht zu sein
Durch Opfer bereinigte Liebe.

Was hobst du mich, befohlene Stunde, nicht auf wie die
In dein Ergriffensein,
Unüberschattet meiner selbst und dem Neide,
Und hab wie die ein unzergangen Angesicht
Und bin wie tausend eins und eins wie tausend,
Pilger der Ungebundenheit,
Mich in den Wind zu streun, unverlorener, loser Hand,
Gönner und Gast deiner Rast,
Nur immer mehr und mehr beglückt in dich hineinzuragen ...
Warum nur bin von allen ich so kümmerlich geliebt?

Franz Werfel:
DER ERKENNENDE

Menschen lieben uns, und unbeglückt
Stehn sie auf vom Tisch, um uns zu weinen.
Doch wir sitzen übers Tuch gebückt,
Und sind kalt, und können sie verneinen.

Was uns liebt, wie stoßen wir es fort!
Und uns Kalte kann kein Gram erweichen.
Was wir lieben, das entrafft ein Ort,
Es wird hart, und nicht mehr zu erreichen.

Und das Wort, das waltet, heißt: Allein!,
Wenn wir machtlos zueinanderbrennen.
Eines weiß ich: Nie und nichts wird mein.
Mein Besitz allein: Das zu erkennen.

Sieh den Freund, der deine Speise teilt,
Hinter Stirn und Antlitz sich versammeln.
Wo dein Blick ihm auch entgegeneilt,
Ist ein Fels, den Eingang zu verrammeln.

Wenn ich walle durch den Lampenbann,
Meine Schritte höre, böse Wandrer,
Dann erwach ich, und bin nebenan,
Und mir selbst ein Grinsender und Andrer!

Ja, wer niederfährt zu diesem Stand,
Wo das Einsame sich teilt und spaltet . . .
Der zerrinnt sich selbst in seiner Hand,
Und nichts lebt, was ihn zusammenfaltet.

Keinem Schlaf mehr ist er einverleibt,
Immer fühlt er, wie wir selbst uns tragen.
Und die Nacht, die ihm, des Lebens bleibt,
Unabwendlich ist ein Wald zum Klagen.

Max Brod:

TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT

ROMAN

⟨Fortsetzung⟩

ELISABETH war am Abend zuvor noch rechtzeitig und unbemerkt heimgekommen. Dann verfiel sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Alle die Wochen, in denen sie um Tengnagel und ihre Ehre gekämpft und noch gehofft hatte, war sie schlaflos geblieben. Jetzt hatte sie nichts mehr zu erhoffen. Die Entscheidung war gefallen, war so schlimm als nur irgend möglich gefallen. Da umfing sie denn ein trüber, matter Schlummer, unerquicklicher als alle Schlaflosigkeiten, und schien sie gleichsam vollends zu betäuben.

Am nächsten Morgen war sie mit dem einzigen Wunsch und Gedanken aufgewacht: Tengnagel wiederzusehen. Alle ihre guten Vorsätze waren vergessen, der Würde und Sittsamkeit achtete sie nicht mehr. Nur noch ein Gefühl füllte sie aus, die förmlich tierhafte Treue des Weibes gegen den Mann, dem sie sich einmal hingegeben hat und dem sie nun bedenkenlos folgt, mag er sich auch seither als ein Elender, Unwürdiger erwiesen haben. Tapfer genug hatte sich Elisabeth gegen dieses Gefühl, das sie schon seit langem beherrschte, aufgelehnt, hatte die ganze Klugheit und Bosheit ihres Mädchenkopfes, die innige Liebe zu ihrem Vater, das Bewußtsein ihrer sittlichen Pflicht dagegen in den Kampf geführt... Seit gestern aber, seit Tengnagels Entweichen ihren so vernünftig angelegten Plan durchkreuzt hatte, erachtete sie sich als besiegt, fühlte ihren Widerstand zerschellt. Und so ergab sie sich dem Geschick, mit der klaren Einsicht in ihre Verworfenheit und in ihr Unglück. Denn deutlicher als je ahnte sie, daß Tengnagel, auf dessen Vorzüge sie krampfhaft ihren Blick gerichtet hielt, doch im Grunde nicht zu ihr paßte, daß es die größte Unbesonnenheit ihres Lebens gewesen war, sich an diesen brutalen

Wilden zu ketten. Aber je warnender diese Stimmen sprachen, desto heißer loderte eine schmerzhafte Liebe zu Tengnagel in ihr empor, die durch keinerlei Grund widerlegt werden konnte. Wider ihr besseres Wissen riß etwas das Mädchen, das sich nicht mehr wehrte, mit sich fort.

Sie kannte jeden Schlupfwinkel in dem alten Schloß. Auch Tychos Geheimkabinett hatte sie schon vor langer Zeit aufgespürt. Nun lag gerade dieses an einer Ecke des Baues, welche aus der Mauer vorsprang. Man konnte sich aus dem Fenster ziemlich mühelos ins Freie hinablassen ... So war Elisabeth schon in aller Frühe hier eingedrungen, um die Gelegenheit auszuforschen, und war unglücklicherweise von Tycho, der das Gemach sonst nie betrat, überrascht worden. Sie hatte das Gespräch Tychos mit Kepler belauscht, hatte die ganze furchtbare Not ihres Vaters aus seinen schwärmerischen Worten herausgehört, aber auch das konnte sie, so sehr es ihr wehtat, auf ihrer Bahn nicht mehr hemmen... Nun blieb nur noch ein Weg zu Tengnagel und der führte durch Keplers Zimmer, das gerade unter dem Geheimzimmer, in derselben mauerlosen Ecke lag, noch dazu zu ebener Erde, also viel bequemer. Aber die Scheu vor Kepler, der ihr schon so viel Unheil gebracht hatte, war der Grund gewesen, daß Elisabeth zunächst das höher gelegene Kabinett vorgezogen hatte. Nun setzte sie sich auch über dieses Bedenken hinweg. Noch in derselben Nacht, als Kepler mit Tycho oben im Observatorium saß, öffnete sie sein Zimmer und wagte es, an einem Seil durch das Fenster zu steigen, dann die schroffe Felswand, die von hier unmittelbar zur Landstraße abfiel, hinabzuklimmen. Noch glühend von dieser Anstrengung kam sie in Tengnagels Arme. Er saß wach in seiner Hütte, hatte nichts anderes erwartet, als daß sie schon irgendein noch so verzweifeltes Mittel finden würde, um zu ihm zu gelangen.

Und so trieb sie es nun Nacht für Nacht. Eine seltsame Zügellosigkeit hatte sie ergriffen. Tagsüber lag sie wie erstarrt, gelähmt in ihrem Zimmer oder auf einer sonnigen Bank im Garten. Sie sprach mit niemandem. Sie dachte auch nicht mehr, sie träumte und schlummerte. Nachts erst erwachten alle ihre Sinne, um sie vor den Gefahren ihres abenteuerlichen Weges zu behüten. Und war sie bei

ihrem Geliebten, so erschlaffte sie wieder, ließ alles mit sich geschehen, fragte nach nichts, bemerkte nichts. Etwas an ihr war gestorben. Tengnagel wunderte sich, welche Verwandlung mit dem muntern, witzsprühenden Geschöpfchen vor sich gegangen war. Sie erzählte nichts mehr, sie lachte nicht, ihre Miene war blaß und gleichgültig. Nur wenn er manchmal von Tycho sprach, brach sie in Tränen aus und bat ihn, von ihrem Vater nicht mehr zu reden. Da wurde auch er traurig, denn er liebte sie aufrichtig. So saßen sie manchmal stundenlang beisammen und die Zeit verging damit, daß sie beide klagten und weinten.

Als sie einmal in einer klaren Mondnacht gerade mitten auf dem steilen Abhang unterwegs war, bemerkte sie, die immer angstvoll nach allen Seiten lugte, zwei Gestalten oben an den Rand der Felswand treten. Sie erkannte ihre Brüder, erkannte, daß sie herabsahen und sie schon bemerkt hatten ... Der erste Gedanke war, in den Schatten eines nahen großen Steinblocks zu flüchten und von da aus den Weg eilends fortzusetzen. Das aber hätte nur die Verfolger auf ihre Spur und zu Tengnagel gelenkt. Im Nu kam ihr ein anderer Einfall. Sie hielt sich, schnell weiterlaufend, in der Mitte der Wand, tänzelte und sprang an Klüften vorbei, wo nicht einmal ein Saumpfad gebahnt war, legte in jeden Schritt ihren angespannten Willen, nicht zu straucheln, und kam so vorwärts bis an einen grellen, weißgrünen Streifen Mondlichts, der aus der Lücke zwischen zwei Bäumen quer über den ganzen Abhang herabschoß wie ein breites, glänzendes Band. Nun folgte sie diesem Führer geradeaus empor, klomm bergan, schwebte bald mehr als sie ging. Sie hatte die Augen halb geschlossen, nach Art der Mondsüchtigen. Aber während sie nur an Verstellung dachte, fühlte sie schon, wie das kalte Licht des Mondes, das ihr von allen Seiten wie Wasser um das Gesicht spielte, in sie förmlich eindrang und ihren Kopf, den sie nur noch wie ein durchsichtiges Gefäß auf ihren Schultern spürte, mit einem Schwall von Wahnwitz und Entrückung erfüllte. Und mit einem Male war dies der richtige Zustand für ihre unmenschlich gepeinigte Seele, mit einem Male spielte sie nicht mehr, sondern war wirklich von der Kraft ihres Leides wie von einem Zauber emporgetragen. Ein leises Singen kam von ihren bleichen Lippen, ihre Arme hoben sich empor wie

die einer Prophetin. So kam sie zu ihren Brüdern hinauf, wollte an ihnen vorbeiwallen... Rauhe Fäuste hielten sie an: »Wo hinaus? Es ist Schlafenszeit.« »O weckt mich nicht,« wimmerte das Mädchen, »weckt mein armes Herz nicht auf. Laßt Elisabeths Gespenst in Frieden.« Langsam ging sie an den Erschrockenen vorbei, dem Schlosse zu...

Am nächsten Morgen aber fragte Jörgen wie zufällig Magdalena in Elisabeths Beisein: »Weißt du schon, was wir entdeckt haben? Tengnagel ist hier im Dorf Benatek. Er hat eine Festung mit Wall und Graben, hat eine Festung wie ein Maulwurfshügel so stark. Schanzen aus Brettern und Schutt. In den nächsten Tagen wollen wir mit ein paar Knechten hingehen und den Kerl ausheben. Dann baumelt er am Galgen, der Raubritter!« Dabei beobachtete er Elisabeth. Sie verriet sich mit keiner Miene, sprach sehr freundlich mit ihm von gleichgültigen Dingen.

In der Nacht darauf erzählte sie angstvoll alles ihrem Geliebten. »Ich fürchte mich nicht,« sagte Tengnagel. »Eine leichte Berennung halte ich schon aus. Und sieh diesen Brief! Vom Geheimsekretär Barvitius selbst. Er hat meine Anzeigen gegen Kepler gelesen, anerkannt. In einigen Tagen ist der kaiserliche Kommissarius in Schloß Benatek, um die Sache zu erforschen. Noch dazu haben sie einen recht schlauen Fuchs gewählt, der die Angelegenheit geschickt untersuchen wird und der obendrein mein Freund ist.«

»Aber was wird der Vater dazu sagen?«

»Tycho wird gar nichts davon ahnen. Der Kommissär kommt als sein Gast, alles geschieht ohne Aufsehen, mit möglichster Schonung.«

»Hinter seinem Rücken?«

»Natürlich.«

Elisabeth schlug verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen: »Und wer ist dieser — gute, des Gastrechts würdige Gast?«

»Ich kann es dir ja sagen. Du verrätst mich nicht, Liebchen. Es ist der Arzt Hagecius.«

»Meines Vaters Freund!« murmelte Elisabeth in stumpfer Bitterkeit. Sie hatte keine Tränen mehr. Aber das Entsetzen preßte ihr Schweißtropfen ab, wenn sie der nächsten Zukunft gedachte. So war ihr Vater von Heuchlern und falschen Freunden umringt, und nie-

mand meinte es gut und redlich mit ihm! Sie selbst, seine Tochter, hatte ihn preisgegeben, warnte ihn nicht, wenn er, unselig umnachtet, in seiner Güte den Verrätern sich anvertraute. Wie Ödipus geblendet und verlassen schritt er seines Weges, sie aber, die ihm Antigone hätte sein sollen, wandte sich mitleidslos zur Seite!

*

Der Frühling war angebrochen. Nun gab es in Feld und Park viel zu tun, auch die Umbauten im Schloß wurden eifriger betrieben, sehr zum Ärger des Brandeiser Hauptmannes, der wieder einmal mit dem Geld knauserte. So begannen nach den langen astronomischen Nächten und kurzen, dämmerigen Ruhetagen des Winters von neuem Ablenkungen und Sorgen für Tycho. Sobald die Wege besser wurden, kamen auch wieder Gäste aus Prag, Gelehrte und Hofleute, um das werdende Zauberwerk eines zweiten Uranienborg anzustaunen. Die Gastzimmer wurden nicht mehr leer. Hausherrnpflichten beschäftigten Tycho und brachten ihn wieder mit seinen Angehörigen in Berührung, mit denen er auf eine unerquicklich förmliche Art verkehrte... Wie fern war dies alles von dem Einsiedlerleben, zu dem er sich so innig entschlossen fühlte. Und obwohl er täglich diesen Entschluß erneuerte, sah er keinen Weg, ihn durchzuführen.

Zu diesen äußeren Störungen kam aber bald auch innere Beunruhigung. — In stärkerem Maße als heute brachte damals das Frühlingslicht an den Tag, was während eines Winters in einsamen Gelehrtenstuben gesonnen und geschrieben worden war. Während des Winters gelangten nur mühsam und vereinzelt Botschaften aus den verschneiten Städten, aus allen Zentren des literarischen Lebens, hin und her. Mit der besseren Witterung wurden die Verbindungen lebhaft, regelmäßig, bald flackerten die alten Streitigkeiten auf, die einige Monate geruht hatten, bald bildete sich aus hundert gelehrten Federn, die miteinander korrespondierten, eine öffentliche Meinung der Fachleute über die neuen Erscheinungen. Natürlich wurde auch Tycho sofort mit täglichen Nachrichten überschüttet. Und aus allen konnte er bald den mit erstaunlicher Einhelligkeit durchklingenden Satz lesen: daß Johannes Kepler plötzlich, gleichsam über Nacht, eine Weltberühmtheit geworden war.

Mit einem Male hatten alle in Betracht kommenden Männer den vor Jahren zurückgelegten »Prodromus« Keplers schon längst gelesen, waren von allem Anfang an von dessen Genie überzeugt gewesen... Tycho lächelte verschlagen. Er wußte wohl, daß nichts die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr auf Kepler gelenkt hatte wie der Umstand, daß er Tychos Assistent auf Benatek geworden war und daß Tycho eine Zeitlang keinen Brief abgeschickt hatte, ohne Kepler recht marktschreierisch zu erwähnen. »Das also sind die Mittel, mit denen eine wissenschaftliche Meinung gebildet wird,« sagte er sich und seine Verachtung gegen das literarische Klüngelwesen, die ihn seit jeher beseelt hatte, erreichte ihren Höhepunkt. O wie er diese Gelehrten alle durchschaute, auch die Besten, auch die Reinen und Unabhängigen! Doch um Keplers willen freute ihn die schnelle Wendung. Nun war ja geschehen, was er so sehnlich herbeigewünscht hatte: Der Freund war bekannt und angesehen. Jetzt war nur noch eines nötig: eine dauernde Anstellung für Kepler zu finden, ihn in Böhmen festzuhalten. Unendliches versprach sich Tycho von einem mehrjährigen Zusammenarbeiten mit Kepler, die Wissenschaft würde dadurch schneller fortschreiten als in Jahrhunderten. Dies schrieb er auch an den kaiserlichen Geheimsekretär Barvitius, empfahl Keplern eben mit Rücksicht auf seine Erfolge und das übereinstimmende Urteil der gelehrten Welt für einen ausgezeichneten Posten. Der Antwortbrief des Sekretärs war dunkel, fast unverständlich, er verwies auf gewisse, noch schwebende Untersuchungen und behielt sich eine endgültige Regelung vor.

»Nun, ich habe kein Glück,« sagte Tycho mißgelaunt zu Kepler, »mit mir soll sich niemand verbünden, auch der Glücklichste nicht. Ich stecke alles mit meinem Unglück an. Nur weil ich darum ansuche, wird die Sache nicht bewilligt. Ginge es um dich allein, so wäre gewiß schon alles in Ordnung. Aber weil auch mein Interesse im Spiel ist, bleibt es zumindest unentschieden. Wir beide ziehen nach verschiedenen Richtungen, da werden wir eben sehen, wer stärker ist, du mit deinem Glück oder ich mit meinem Unglück!«

Tycho hatte in den letzten Tagen Grund genug zu unmutigen Betrachtungen gehabt. Der gelehrte Frühjahrsfeldzug hatte recht unglücklich für ihn eingesetzt. Überall regten sich Widersacher, jedes

neu erscheinende Buch brachte Angriffe gegen Tychos Anschauungen. Die wilde Polemik des Ursus schien einem ganzen Haufen ähnlichen Gelichters Mut gemacht zu haben, über Tycho herzufallen... Und konnte man es immer noch als einen Zufall bezeichnen, daß Keplers Namen so oft neben dem Tychos erwähnt wurde, und zwar jedesmal in scharfer Wendung gegen ihn? Kepler selbst hatte sich im »Prodromus« auf Tycho berufen. Nun lobte man die Bescheidenheit des jungen Mannes und fand, daß er im Grunde gar keine Beziehung zu seinem angeblichen Lehrer habe, daß er auf eine ganz andere Weise vorgehe und in dieser weit über Tycho hinauskomme. Nur ein einziger Rezensent entdeckte eine gemeinsame Richtung Tychos und Keplers, leider war gerade er auch der einzige, der Kepler gänzlich verwarf.

Nichts begreiflicher, als daß diese immer wiederholten Behauptungen Tychos Unbefangenheit gegen Kepler zu beeinträchtigen anfingen. Mit einer gewissen Ängstlichkeit begann er im Gespräch zu betonen, daß er mit ihm doch in den Grundansichten übereinstimme. Es war geradezu rührend, wie er dies immer und immer wieder hervorhob: »Eigentlich sind wir ja derselben Meinung, nicht wahr?« Jeden anderen hätte die Behutsamkeit, beinahe Schamhaftigkeit, die Tycho nun im Verkehr mit Kepler zeigte, ergriffen, nur Kepler selbst bemerkte sie nicht. An dieser entscheidenden Stelle kam seine Unempfindlichkeit für alle persönlichen Gefühle zur Geltung, sein bloß dem Feuer der Wissenschaft zugewandter Sinn. Legte er doch auch den ihm seit kurzem zufliegenden Huldigungen der Literatoren nicht den geringsten Wert bei. Im Gegenteil: sie waren ihm ein Gegenstand des Spottes, er lachte sie aus, wenn er, von der Geringfügigkeit seines bisherigen Arbeitens ergriffen, die ungeheure Größe seiner zukünftigen Aufgabe freudig anstaunte. Ja, einmal meinte er allen Ernstes, ein solcher Lobhudler wolle ihn beleidigen! In der Regel aber beachtete er die neuen Bekanntschaften, die sich ihm aufdrängten, gar nicht. Briefe und Broschüren blieben ungelesen liegen, die alte Unordnung zeigte sich durch die gesteigerten Anforderungen verstärkt, nicht etwa beseitigt... Mit namenlosem Erstaunen betrachtete Tycho dieses Benehmen Keplers. Und dies war der Punkt, in dem sein Verhängnis einsetzte. Nicht sein gehäuftes Mißgeschick, das er zeitlebens mann-

haft, wenn auch schwer genug, ertragen hatte, sondern das Glück Keplers neben ihm und die Art, wie Kepler dieses Glück achtlos aufnahm, erschütterte die Grundfesten seiner Weltanschauung.

Tycho hatte eigentlich nie daran geglaubt, daß das Gute und Rechtschaffene auf der Welt Anerkennung finde. Das hätte seinen Grundsätzen, daß nichts von selbst geschehe und daß alles, wenn man es nur betreibt, doch wieder gehe, widersprochen. Auch war sein eigenes Leben zu sehr Beweis dagegen, und so hatte sich in ihm die Meinung, daß die Mehrzahl der Forscher wie der Mäzene Dummköpfe oder Schurken seien, immer mehr befestigt. Gegen eine Welt von Unverstand und Böswilligkeit hatte sich, seiner Ansicht nach, die Wahrheit durchzusetzen, und da durfte sie leider in ihren Mitteln nicht wählerisch sein. Tycho schlug jeden mit dessen eigenen Waffen. Den adelsstolzen Fürsten hielt er sein Wappen hin, auf das er sich im übrigen wenig genug zugute tat. Den Fachgenossen, die Bücher nur mit Rücksicht auf ein Gegenlob, das sie erwarteten, zu würdigen pflegten, tat er die üblichen Gefälligkeiten, wobei er natürlich sorgfältig darauf sah, nichts Wertloses zu empfehlen. Denn das eben war seine stete Sorge: ein Gleichgewicht zwischen den Nützlichkeiten des Lebens und seinem eigentlichen schönen Wahrheitswillen zu halten. Niemals mochte er diesem letzteren Abbruch tun, aber ließ sich mit ihm, wenn man nur recht beweglich und immer auf der Lauer war, nicht manches nebensächliche, auf ganz anderen Bahnen liegende Tun vereinen, auf das der weniger Betriebsame eben nicht verfiel, das aber der Wahrheit zumindest gleichgültig und dabei dem Leben und Ansehen förderlich war? Es gab da freilich Unreinheiten und Gefahren, ein ewiges Schiedsrichtern zwischen den Vorteilen und den wesenhaften Dingen. Manchmal aber, wenn er sich im Vollbesitz seiner Kräfte fühlte, hielt Tycho gerade dieses nie zur Ruhe kommende Spiel für etwas dem kühnen, tatkräftigen Manne Angemessenes. Es schien ihm gerade das stete Bewußtsein und Hin-und-Her seines doppelten Interesses, für weltlichen Nutzen wie die hohe Wissenschaft, die unverletzliche Grenze des edlen Kernes deutlich zu bewahren, feurigen Linien gleich. Jenseits derer lag, was nie befleckt werden durfte, Unwesentliches mochte preisgegeben werden. In jeder seiner Beziehungen zeigte sich diese

Nachgiebigkeit und dabei dieser stille, unverbrüchliche Vorbehalt. Da die Welt von großen, runden Zahlen sich blenden ließ, hatte er die beobachteten Sterne seines Katalogs gerade auf ein »Millenium« gebracht, womit die Antike übertroffen war; und um die Zahl vollzumachen, hatte er schließlich auch einige nicht ganz zuverlässige Beobachtungen Langomontans mit aufgenommen, die er freilich als Fragmente kennzeichnete. Die Wissenschaft war rein geblieben, seine Seele aber hatte sich, hier wie in anderen Dingen, immer mehr in ein Netz von Kompromissen, falschen Verbindungen, unehrlichen Halbheiten verstrickt, das er selbst als unlauter und bedrückend, aber dennoch als ein notwendiges Opfer im Dienste der Wahrheit ansah. Mit dieser Unvollkommenheit seines Wesens hatte er sich, ehe er Kepler kennen gelernt hatte, schon beinahe abgefunden, zufrieden, wenn er irgendeinen innersten Winkel seiner Seele vom Alltagsschmutze der »Beziehungen« freihielt . . . Und nun, da er das Bauwerk solcher Überlegungen gänzlich abgeschlossen zu haben schien, trat Kepler herein und warf alles über den Haufen. Denn dieser Mann, das sah Tycho ganz deutlich, lebte nicht nur irgendwo im innersten, ängstlich versteckten Winkel, sondern mit der ganzen reinen, makellosen Oberfläche seiner Seele, die er geradeaus, unbedenklich, ja mit einer gewissen Härte und Rücksichtslosigkeit der Welt entgegenschwang. Und, was das Seltsamste war: die Welt erkannte diese Reinheit an, sie beugte sich vor ihr, sie bereitete ihr einen allgemeinen, nachhaltigen Erfolg, den Tycho, wie ihm nun schien, Zeit seines Lebens mit all seinen Mittelchen, mit seinen Qualen und selbstverleugnerischen Erniedrigungen nicht erzielt hatte. Also war vielleicht alles falsch, was Tycho bisher getrieben hatte? War die ganze Folter seiner klugen Verstellungen gar überflüssig, unnütz gewesen? Mußte er mit seinen Lebenserfahrungen in alten Jahren von vorne anfangen wie ein kleines Kind? . . .

In diesen Tagen weilte kurze Zeit auch ein kriegerischer Besuch auf Schloß Benatek. Es war der Feldoberst Albrecht Wenzel von Waldstein, ein trotz seiner Jugend ungewöhnlich ernsthaft, ja majestätisch blickender Mann, der nebst seinem Kriegshandwerk auch die Alchemie und Himmelskunde mit vielem Eifer studierte. Er besah die Apparate Tychos nur schnell und stellte dann kurze unzwei-

deutige Fragen über einige »Nativitäten« der bedeutendsten Fürsten und Heerführer Europas. Sein Hauptinteresse aber galt Kepler, bei dem er sich eingehend nach den Verhältnissen in Graz erkundigte, dorthin war er eben von seinen mährischen Gütern unterwegs, um seine Dienste dem Herzog Ferdinand anzubieten. Obwohl nun Tycho die politischen Erwägungen des jungen Abenteurers durchschaute und sein langes Erkundigungsgespräch mit Kepler aus ihnen erklärte, mußte er es doch schmerzlich empfinden, von seinem Schüler verdunkelt zu werden. Es war dies das erstemal in seinem Leben, daß er einem Besucher gegenüber die zweite Stelle einnahm. Schmerzlich berührt zog er sich zurück, und als Waldstein sich verabschieden wollte, empfing er ihn unter einem Vorwand nicht mehr . . . Bald zeigte sich die Folge, »denn,« so mußte sich Tycho nachher bitter sagen »ich bin nicht wie Kepler, der die hohen Herren verachten darf und dafür von allen hofiert wird. Versäume ich einmal etwas, so büße ich es auf das allerschärfste und sofort.« Wenige Tage nachher brachte nämlich ein Bote einen Brief Waldsteins an Kepler mit der Einladung, er möge als Astrolog in seine Dienste treten. Für Tycho enthielt das Schreiben kein Wort. Das Geldangebot des reichen Waldstein war natürlich hoch und verlockend, und so mußte Tycho fürchten, daß er Kepler verlieren würde, dem er ja nicht einmal das knappe Gnadengehalt beim Kaiser auszuwirken imstande war. »Wäre ich höflicher gegen den mächtigen Gast gewesen, so hätte er wohl nicht daran gedacht, mit solchen, mir feindseligen Vorschlägen zu kommen.« Doch darüber wäre Tycho schließlich noch hinweggekommen, umsomehr, als Kepler den Brief nach seiner Gewohnheit zur Seite legte und vorläufig wenigstens gar nicht im Sinne zu haben schien, auf Waldsteins Anerbieten einzugehen: alle Schutzwälle der Überlegung aber und des guten Willens mußte es durchbrechen, daß derselbe Bote ein Paketchen übergab, das ihm ein Unbekannter in Prag für Tycho mitgegeben hatte, — ein Paket, das eine Büchse mit Schnupftabak enthielt. Dies nun war ein ständig wiederkehrender, boshafter Witz, den sich die Feinde Tychos mehrmals im Jahr erlaubten ⟨ihm war natürlich infolge seines künstlichen Naseneinsatzes das Tabakschnupfen unmöglich⟩ und zu anderen Zeiten hatte Tycho diesen Schabernack auch mit dem gehörigen Humor hingenommen.

Nun aber war es gerade dieser Ärger, der im Verein mit der Keplern erwiesenen Gunst ihm das Unerfreuliche und Mißliebige seiner Stellung unter den Mitmenschen so recht zu Gefühl brachte. Daß sein Leben seit jeher gewaltsam, schwül und finster einer Gewitternacht glich, daran hatte er sich schon gewöhnt; das Neue aber war, daß in diese Gewitternacht ein Schimmer von Gnade und menschenwohlgefälliger Leichtigkeit wie ein Mondstrahl durch die Wolken brach. Und dieser Mondstrahl, der nicht auf ihn, sondern auf jemanden dort weit neben ihm, auf Kepler, fiel, machte doch auch zugleich die fürchterliche Einöde sichtbar, in der Tycho rettungslos umherirrte und die bisher in gütiger Finsternis verhüllt geblieben war, so daß ihr plötzlicher Anblick mit Schauern überwältigte.

*

So stürmisch es in Tychos Seele zuging: er war sorgfältig bemüht, seine Gefühle gegen Kepler rein zu erhalten. Was auch immer zwischen sie treten mochte: unverminderte Zärtlichkeit für den Freund erfüllte seine Seele. Er beneidete ja wirklich Kepler nicht um seine Erfolge; am ehesten erweckte noch die selbstverständliche, durchaus anständige, gleichsam menschenwürdige Art, in der Kepler zum Ruhm gekommen war, manchmal eine neidähnliche Wallung in ihm. In der Regel aber flößte ihm Kepler jetzt ein Gefühl des Grausens ein. Die Ruhe, mit der er seinen Arbeiten nachging und die Flöten der Schmeichler gänzlich überhörte, hatte für Tycho etwas Außermenschliches, unbegreiflich Gefühlloses, aus einer fernen Eisregion Herwehendes... Und manchmal, in düsteren Stunden, wenn Tycho sein Leben vor sich abrollen sah und nichts, gar nichts unter dem Auge seines Gewissens sich läutern wollte, schlugen seine Selbstanklagen jäh in Anklagen Keplers um. Jenes Volksmärchen fiel ihm ein, in dem ein Landsknecht dem Teufel sein Herz verkauft und dafür einen schußfesten Panzer erhält. So war Kepler. Er hatte kein Herz. Und deshalb eben hatte er von der Welt nichts zu fürchten. Er hatte kein Gefühl, keine Liebe. Und deshalb war er natürlich auch vor den Verirrungen des Gefühls sicher. »Ich aber muß lieben und irren,« stöhnte Tycho auf. »Ich muß mich in dieser Hölle umtreiben und ihn sehe ich oben auf kühlen, hellblauen Wolken einherschweben,

rein und glücklich. Ein reiner Engel. Aber ist er es wirklich? Ist er vielmehr nicht grausam mitleidslos? Ein Wort von ihm könnte mich aus allen Zweifeln retten, könnte wie erquickender Regen in mein verdorrtes Herz schlagen, könnte alles Unedle, Widernatürliche wegschwemmen. Aber dieses eine Wort, — das spricht er eben nicht, um keinen Preis spricht er es, das wäre zu viel für ihn, zu anstrengend — haha — für meinen Benjamin.«

Wenn Tycho ruhiger nachdachte, so wußte er eigentlich selbst nicht, was für ein erlösendes Wort das war, das er von Kepler erwartete. Oder wußte er es doch und wollte es sich nur nicht eingestehen? — Gewiß war ja, daß Kepler allen prinzipiellen Auseinandersetzungen über die obersten Fragen des Weltsystems auszuweichen schien. Noch niemals hatte er offen seine Zustimmung zum Tychonischen System ausgedrückt. War das kluge Vorsicht oder ein Zufall? Alles hing von der Beantwortung dieser Frage ab, die sich Tycho oft genug und schon mit einer gewissen Erbitterung stellte. Nun hatte er eben erwartet, daß Kepler in der versprochenen Streitschrift gegen den Ursus Farbe bekennen würde. Und nicht zuletzt deshalb brannte er so sehr darauf, die Schrift fertig zu sehen. Kepler aber hatte offenbar keine Eile. Er erwähnte die Schrift nicht mehr, hatte sie vielleicht schon ganz vergessen. Am Ende sollte Keplers Schweigen über diesen allerwichtigsten Punkt ausdrücken, daß er wirklich mit Tycho nicht übereinstimmte? Wäre es dann aber nicht freundschaftlicher gewesen, dies offen herauszusagen, den Freund zu belehren? Tycho, der nahe daran war, sein ganzes bisheriges Leben für einen einzigen, großen Irrtum zu halten, hätte sich gern belehren lassen. Nur reden sollte Kepler, freimütig reden. Die Wahrheit mußte doch schließlich siegen, und nur auf die Wahrheit kam es an, nicht auf Tycho oder Kepler... So raffte sich Tycho wieder zur ganzen Höhe seines großen Geistes empor. Er war bereit, sein System fallen zu lassen, wenn Kepler ihn eines Besseren belehrte, er wollte gern sein Lebenswerk von vorne und als Schüler seines Schülers anfangen. Nur Klarheit sollte da sein, nicht dieses beängstigende Stillschweigen über den grundlegenden Gegensatz zwischen ihnen beiden, das, wie ihn jetzt nachträglich bedünkte, ihr Verhältnis vom ersten Augenblick an getrübt hatte. In sündhafter Zurückhaltung hatten sie

bisher nur Nebenprobleme ihrer Wissenschaft erörtert. Von nun an wollte Tycho auf die Hauptsache losgehen, die freilich nicht so eindeutig lag, wie er sich gern eingeredet hätte.

Kepler hatte sich allerdings schon in seinem ersten Buch gegen die damals noch seit Alexandrinerzeit herrschende Lehre des Claudius Ptolemäus ausgesprochen, nach welcher die Erde unbeweglich im Mittelpunkt des Weltalls stand und die Planeten, zu denen auch Sonne und Mond zählten, sowie der Fixsternhimmel, an acht kristallenen Sphären befestigt, um sie kreisten. Aber Tycho, der so gern seine Übereinstimmung mit Kepler feststellte, konnte geltend machen, daß auch er am Ptolemäus nicht festhielt, vielmehr ebenso wie Kepler es verdächtig fand, daß man zu sehr gekünstelten Konstruktionen von Nebenkreisen, Epizyklen, seine Zuflucht nehmen mußte, um die wirklich beobachtete Bahn der Gestirne mit dieser Theorie in Einklang zu bringen. — Nun war vor etwa fünfzig Jahren Kopernikus mit der Ansicht aufgetreten, daß die Sonne im Mittelpunkt stehe, von der Erde und den Planeten umkreist. Aber auch diese Theorie ‹und das mußte doch Kepler ebensogut wie Tycho wissen› konnte einer ähnlichen, wenn auch nicht ganz so verwickelten Ergänzung durch Epizykel nicht entraten und paßte schließlich doch nicht genau auf die Wirklichkeit. — Kein Zweifel: zu dem vorliegenden Beobachtungsmaterial gab Tychos sinnreiches Weltsystem die beste Erklärung. Mit diesem aber hatte es eine seltsame Bewandtnis... Es zeigt sich wohl oft, daß gerade Menschen, die ihr Leben durch ihren Verstand zu beherrschen die Neigung haben, einen rätselhaften und gar nicht mit dem Verstand zu durchdringenden Abscheu zeigen, sich von dem einmal erworbenen Besitz, überhaupt von dem einmal Erlebten zu trennen. Sie haben vielleicht nicht das instinktive Selbstvertrauen, welches ein Vertrauen zur Umwandlung, zur jeweiligen Gegenwart, zur Gefahr ist, und deshalb eben schleppen sie beständig Erinnerungen und alte Verhältnisse mit sich weiter. Etwas aufzugeben, was einmal in ihrer Hand war — und sei es noch so wertlos! — das geht über ihre Kraft... So fühlte Tycho, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, eine geheimnisvolle Anhänglichkeit an das ptolemäische System, in dem er aufgewachsen war, und sein ganz außerordentliches moralisches Feingefühl hätte es wahrscheinlich geradezu als eine

grobe Undankbarkeit empfunden, wenn er die Wahrheit anders als auf dem Wege einer Weiterentwicklung der alexandrinischen Grundlage gesucht hätte. Von diesem kaum bewußten Trieb aus und überdies ganz in Übereinstimmung mit Tychos sonstiger Art, die in ihrem Lavieren zwischen freier Ekstase und irdischer Gebundenheit stets eines bis ins kleinste ausgearbeiteten Stückwerkes von Konzessionen und Gegenkonzessionen bedurfte, war auch sein eigenes Weltsystem als solch ein vertracktes Mittelding entstanden: die Erde stand zwar im Mittelpunkt der Welt wie bei Ptolemäus und wurde von Mond und Sonne umkreist, nicht aber von den Planeten, die sich schon wie bei Kopernikus um die Sonne bewegten. — Und nun war eben die Frage: hielt sich Kepler zu dieser Auffassung oder war er vollständig Kopernikaner?

Gleich die nächste Gelegenheit benutzte Tycho, um Kepler ganz unverblümt diese Frage vorzulegen, die bisher auf unbegreifliche Weise umgangen worden war.

Sie saßen nachts im großen Instrumentensaal, an einem mit Papieren überhäuften Arbeitstischchen. Auch auf der Erde neben ihnen lagen Schriften und Zeichnungen. Und zwischen diesen zur Seite vorbereiteten Notizen hockte auf dem Fußboden der Zwerg Jeppe, der mit ernster, wichtiger Miene die geometrischen Figuren besah, wie ein Kind in Bilderbüchern blättert, auch führte er manchmal, recht nach kindischer Art, seinen Zeigefinger über die geschriebenen Zeilen und nickte dazu, als könne er sie lesen und verstehen. Dabei aber blickte er in ganz kurzen Abständen zu Tycho auf, um auf den leichtesten Wink seiner Hand das gewünschte Papier eilig vom Boden aufzuheben und vor ihm auf dem Tisch auszubreiten. Wies ihn Tycho an, das Papier vor Kepler hinzulegen, so gehorchte der Zwerg nur zögernd, widerwillig, und hielt sich dabei immer möglichst weit von Kepler entfernt, stieß das Blatt nur mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte zu diesem hin und verrenkte sein armseliges Körperchen so, als ob stechende Strahlen von Kepler ausgingen und ihn verletzen könnten. Und der Blick, mit dem er nach einer solchen, ihm offenbar sehr peinlichen Dienstleistung zu Tycho aufschaute, war noch ergebener und schwärmerischer als sonst, geradezu der Blick eines Tieres, das nach ausgestandenen Qualen gelabt und gereinigt wird...

»Nun, wie steht es also mit deinem Weltsystem?« fragte Tycho nochmals, da Kepler nicht sofort geantwortet hatte. »Wie hast du dich zwischen Kopernikus und mir entschieden?«

»Eine schwere Frage, die keine einfache Antwort erhalten kann,« erwiderte Kepler, unmerklich lächelnd.

»Gewiß, gewiß,« beeilte sich Tycho einzuwerfen, »das ist nicht mit wenigen Worten zu sagen. Ich selbst, wie du weißt, bin ja kein Gegner des Kopernikus. Nur unverständige Menschen sagen das über mich... O ich bewundere das Genie des Kopernikus, ich verehre diesen stolzen, unabhängigen Geist. Sieh hier diese drei schwachen, wurmstichigen Holzstäbe.« Er wies in eine Ecke des Saales. Und bald kam Jeppe mit dem seltsam einfachen Gerät herangehumpelt »Hier, fasse sie, befühle sie andächtig. Was anderes glaubst du in Händen zu halten als das wahrhaftige Parallacticum, mit dem unser unsterblicher Kopernikus die Sterne beobachtet hat! Ja, his levibus baculis! Ich habe eine Ode auf diese heilige Reliquie gedichtet, ich will dir die Verse bei Gelegenheit vorlesen. O es war einer meiner schönsten Tage, als dieses Instrument in Hveen anlangte, ein Geschenk des Frauenburger Domkapitels an mich. O tanti monumenta viri! Damals bekränzten wir uns alle, meine Schüler und ich, das Schiff war beflaggt, wir alle warteten am Strand. Mit großen Ehren wurde das Gerät in die Sternenburg getragen. Meine dummen Bauern standen in langen Reihen und begriffen nicht, warum ich und wir alle immer und immer wieder das Holz küßten. O es war ein lichter Tag, ein Tag meiner Jugend! Und die Bauern, die wußten von damals an ganz sicher, was sie ja auch schon vorher untereinander gemunkelt hatten: daß ich ein ganz vermaledeiter Zauberer sei und den Vollmond anbete, mit meinen Holzstücken. So lache doch, mein Kepler, lache doch! Aber es ist wahr: soll man die Bauern auslachen, wenn selbst Luther den Kopernikus mit dem Einwand widerlegen will, daß nach der heiligen Schrift Josua die Sonne stillstehen hieß und nicht die Erde! Ach diese Gegner! Diese Menschen! — Nun, so leicht mache ich mir meine Einwände gegen den Kopernikus nicht. Das wirst du mir doch zugeben müssen, daß meine Argumentation gewichtiger ist, nicht wahr? Haha. Aber das war selbstverständlich nur im Scherz gesprochen. Jetzt sage mir du, im Ernst, wie du die

Sache siehst. Ich habe genug geredet. Es geht doch nicht, daß immer nur ich spreche. Du mußt doch auch zu Wort kommen, mein Kepler.« Er legte die Hand auf seine Schulter und sah ihm freundlich in die Augen.

»Ich habe wenig zu sagen,« antwortete Kepler. Das freundliche Lächeln Tychos ging dabei auf sein Gesicht über und strahlte aus diesem mit einem solchen Glanz von süßem Vertrauen und Klarheit zurück, daß Kepler selbst diesen friedlichen Glanz wunderbar zu fühlen und in sich einzusaugen schien, so daß er eine Weile ganz in sich versunken, ganz glückselig dasaß.

»Nun?« ermunterte Tycho.

»Ich bin noch unentschieden. Ich kann mich nicht entscheiden. Ich glaube auch nicht, daß unsere technischen Hilfsmittel und Erfahrungen schon so weit sind, um diese Frage entscheiden zu können.«

Tycho wartete ziemlich lange, ob Kepler noch etwas hinzusetzen würde. Es geschah nicht. Also nahm er den Faden wieder auf: »Du sagtest vorhin, ich würde keine einfache Antwort auf meine Frage erhalten. Nun ist es aber doch eine recht einfache Antwort geworden.«

»Eigentlich gar keine Antwort,« verbesserte Kepler, immer noch mit seinem idyllischen Lächeln.

»Du hast recht. Wenn man es so nimmt: eigentlich gar keine Antwort,« sagte Tycho, schon etwas gereizt.

Es entstand eine Pause, die Tycho wiederum unterbrechen mußte: »Und befriedigt dich, Kepler, dieser Zustand? Ich meine: diese Unentschiedenheit im Wesentlichsten unserer Kunst. Raubt dir die Ungewißheit nicht manchmal den Atem, bringt dich diese Ungeduld nicht um dein ganzes Glück?...«

»Ich bin nicht glücklich,« erwiderte Kepler einfach. »Ich bin noch niemals glücklich gewesen.«

»Du — nicht glücklich?« Tycho sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. »Du — nicht — Was denn? Was fehlt dir denn noch? Was wünschest du dir noch? Was willst du außer dem, was dir zuteil geworden ist? — O pfui, wie unbescheiden du bist, wenn du dich nicht glücklich schätzest, du, der Glückseligste aller Menschen. Ja, muß ich es dir denn erst sagen, fühlst du es nicht, daß du — nun, mit einem Worte drücke ich es aus: auf dem richtigen Wege

bist, dem einzig richtigen Wege? — O was hätte ich getan, wie hätte ich Lobgesänge zu Gott emporgeschickt, wie mein Schicksal gepriesen, wenn mir ein einziges Mal in meinem Leben — nein, ich meine jetzt nicht den äußeren Erfolg, den Beifall rings um dich, der dir beschieden ist. Aber innerlich, innerlich, mein Kepler — muß ich es dir sagen? — innerlich in unserer Wissenschaft bist du ja auf dem richtigen, gottgesegneten Wege, und das ist doch das Herrlichste, Glücklichste von allem, was einem Sterblichen begegnen kann!«

»Nein, ich bin nicht glücklich und bin nie glücklich gewesen,« wiederholte Kepler, mit dumpfem Eigensinn. Dann setzte er hinzu, ganz leise: »Und ich will auch gar nicht glücklich sein.«

Tycho war ratlos, er verfiel in ein unentwirrbares Brüten. Nun hatte er eine ganz sachliche Frage an Kepler gestellt, hatte sich vorgenommen, ihr persönliches Verhältnis ganz aus dem Spiel zu lassen. Und dennoch stak er schon mitten im »Persönlichen« drin, in dem man aus Scham und Zartgefühl nicht vorwärts kommen konnte, in dem jeder Schritt Hindernisse brachte. Es kam ihm ganz so vor, als sei ihm Kepler absichtlich in dieses Gebiet entglitten, um eine klare Antwort auf seine Frage zu vermeiden. Aber während er sich noch bemühte, Kepler vor sich selbst als einen listigen, berechnenden Menschen, einen Intriganten hinzustellen, war ihm schon ganz klar, daß das doch ganz und gar nicht paßte, daß Kepler genau das Gegenteil eines Intriganten war, weil er niemals einen deutlichen Zweck verfolgte und überhaupt alles außerhalb seiner Wissenschaft in einer gewissen Bewußtlosigkeit tat. Nun ja, er wußte ja nicht einmal, daß er glücklich war. So weit ging seine seelische Unklarheit, daß er nicht einmal das merkte. Da war er also im strengsten Sinne des Wortes: unzurechnungsfähig, unverantwortlich für all das, was er tat. Oder auch unterließ . . . Unterließ, ja, ja, auch für das unverantwortlich. Und plötzlich sah Tycho ganz deutlich, als würde ein Schleier weggezogen, sah, daß Kepler niemals diese Refutation des Ursus, die er von ihm verlangt hatte, schreiben würde. Nie in aller Zukunft. Ja, daß Kepler eigentlich auch niemals, nicht einmal im Augenblick, da er es versprochen hatte, ernstlich an die Durchführung dieser Arbeit gedacht hatte. Und noch mehr sah Tycho ein: daß Kepler wirklich außerhalb aller für Menschen geltenden Gesetze stand, daß

man nicht einmal mit Recht von ihm verlangen konnte, sein Versprechen zu halten. Weil er eben unverantwortlich war, hätte er, Tycho, sogar eine Schuld auf sich geladen, wenn er Keplers Benehmen verurteilt, als eine Treulosigkeit, Undankbarkeit aufgefaßt hätte, wozu ihn ja alle seine Überlegungen drängten. Nein, Kepler war schuldlos, — das war das große Wort, das Tycho in diesem Augenblick zum erstenmal offenbar wurde. Kepler war bei all seinem Glück, das ein anderer mit tausend Gewissensqualen hätte erkaufen müssen, rein und schuldlos, und diese Schuldlosigkeit erst krönte sein Glück, und dieses Glück ‹damit schloß sich der Kreis› bedrückte ihn nicht einmal, denn es kam ihm eben gar nicht zum Bewußtsein... Wahrhaftig, er ahnte sein Glück nicht. Dort saß er, Tycho gegenüber am Tischchen, und während Tycho von seinen Gedanken hin und her geschleudert wurde, saß er mit aufrechtem, etwas steifem Oberkörper, in der Haltung der Weitsichtigen, saß in aller Ruhe und Sammlung, bemerkte nichts von Tychos Unruhe und — rechnete schon wieder, wie gewöhnlich.

Diesen Anblick konnte Tycho nicht ertragen. Wie eine ungeheure Last fühlte er plötzlich die ganze Verantwortung dieses Verhältnisses auf sich, nur auf sich gewälzt, während Keplern von vornherein Straflosigkeit zugesichert war. Diesen erdrückenden Gedanken konnte er noch nicht in seiner ganzen Größe fassen, es war zu viel auf einmal... Eine wahnwitzige Wut hatte sich seiner bemächtigt, für die er keinen Ausweg fand. Einen Menschen wollte er vor sich haben, nicht diesen »Landsknecht ohne Herz, mit dem schußfesten Panzer,« haha, diesen klugen, vorsichtigen, — nein, unklugen, unvorsichtigen, glücklichen, unglücklichen — Türken, diesen Türken, dieses Ungetüm Kepler, zum Teufel, ja zum Teufel schon — einen Menschen, den man packen und abstrafen konnte... Da fiel sein Blick auf den Zwerg, der immer noch auf der Erde spielte. »Was hantierst du da, Mißgeburt, zwischen meinen Manuskripten?« Noch niemals hatte sich Tycho an dem Kleinen vergriffen. Jetzt aber faßte er, sinnlos vor Zorn, die Stäbe des Kopernikus und schlug sie mit heftigen Flüchen dem Zwerg ins Gesicht, der erschrocken aufgesprungen war. Sein Geschrei erfüllte das Zimmer. »Ja, ich will dich züchtigen, ich will dich erwürgen!« tobte Tycho und setzte ihm nach. Im Nu

hatte sich Jeppe hinter ein großes Astrolabium geflüchtet. Tycho jagte ihn auf, jetzt hob er mit beiden Armen einen Folianten und wollte ihn von hoch oben auf Jeppe schleudern. Da war Kepler zu ihm getreten: »Meister!« ... Ein zweifaches Klagegeheul erscholl: der Zwerg entfloh wehklagend, Tycho lehnte an der Wand und brüllte ihm, wie außer sich vor Schmerz, die wüstesten Beschimpfungen nach.

*

Als Kepler nach diesem Auftritt gegen Mitternacht in sein Zimmer zurückkam, fand er zu seiner Überraschung Elisabeth am Fenster stehen und im Begriff, sich ein Seil, das am Fensterkreuz befestigt war, um die Hüften zu schlingen. Er blieb in der Türe.

»Schließt, bitte, die Türe zu,« rief das Mädchen und machte ein paar schnelle Schritte ihm entgegen.

Er gehorchte. Dann stand er wieder fassungslos.

Sie hatte seit Wochen nicht mit ihm gesprochen. Ihre Versuche, ihn zugunsten ihres Vaters auszuforschen, hatte sie längst eingestellt, seit Tengnagels Flucht. Seither hatte sie sich um nichts mehr gekümmert. Schmerzlich fiel ihr das in diesem Augenblick auf die Seele. Sie hatte ja längst vorausgesehen, daß Kepler sie einmal in seinem Zimmer, das sie allnächtlich benutzte, antreffen würde, hatte sich für diesen Fall vorbereitet, wußte sogar auch jetzt, was sie hätte sagen sollen. Aber eine allgemeine Schwäche hinderte sie, mit dem Richtigen anzufangen. Ein anderer Gedanke kam ihr in den Kopf und, obwohl sie fühlte, daß er die ohnedies seltsame Lage nur verwirrte, konnte sie ihn nicht unterdrücken: »Ihr glaubt wohl jetzt, daß ich es war, die Euch Eure Schriften gestohlen hat?«

»Nein, nein, keineswegs,« beteuerte er mit geistesabwesender Höflichkeit, und die konventionelle, steife Art, in der er dabei seine Hand abwehrend erhob, hatte etwas ungemein Komisches.

»Warum nicht?« fuhr ihn Elisabeth an. »Traut Ihr mir etwa eine solche Tat nicht zu? Glaubt Ihr, daß ich zu feig dazu bin? Oder zu schlecht? Oder zu gut? Und wer soll denn der Dieb gewesen sein, wenn nicht ich? Ihr erwischt mich ja jetzt schon zum zweitenmal hier im Haus? Zuerst in Vaters Geheimkammer und jetzt hier? Das muß doch Verdacht erwecken, nicht wahr?«

Kepler hatte sich an den Tisch niedergesetzt, das Kinn zwischen Daumen und die übrigen Finger versenkt. Er blickte Elisabeth ruhig an und es sah aus, als denke er an ganz andere Dinge. Plötzlich aber sagte er mit unerwarteter Schärfe der Aufmerksamkeit: »Zu einem Verdacht liegt gar kein Grund vor.«

»Wieso nicht?« erwiderte sie heftig.

»Weil Ihr doch ganz leere Hände habt, Jungfer Brahe, und weil Ihr gar nicht in das Zimmer herein wolltet, als ich eintrat...« Er brach etwas unwillig ab, als lohne sich gar nicht darüber zu reden. »Überdies ist mir ja gar nichts gestohlen worden.«

»So?«

»Mir fehlt nichts, gar nichts. Die Magd hatte im Zimmer aufgeräumt und alles durcheinander geworfen, meine Aufregung damals war unbegründet. Hoffentlich werden mir es die Hausfrauen verzeihen, daß ich gleich Alarm geschlagen habe.« Er verbeugte sich in förmlicher Art, die vielleicht spaßhaft sein sollte, aber nur trübselig wirkte. »Es war ein Fehler.«

»Wie Eurer Ansicht nach wohl alle Aufregung unbegründet und ein Fehler ist?« Elisabeth schien empört. »So unbegründet, Euer Fischblut vorausgesetzt, daß es auch ganz selbstverständlich und die klarste Sache der Welt ist, wenn Ihr mich hier nachts in Eurem Zimmer antrefft. Es genügt wahrscheinlich vollkommen, daß ich nicht zum Fenster herein wollte. Das ist wohl Eure Meinung? Ob ich zum Fenster hinauswollte und warum ich das wollte, ist offenbar nicht mehr in Eurem Bereich gelegen, geht Euch nichts an. Es bleibt nur noch übrig, das Fenster zu schließen, — was ich hiermit tue —, so, und Euch eine gute, ruhige Nacht zu wünschen. Dann ist alles, so weit es Euch betrifft, erledigt, nicht wahr?«

Er sah ihr erstaunt ins zornige Gesicht, er verstand sie nicht. Dann sagte er, wie unter einer Eingebung, doch auch mit der Ahnungslosigkeit, in der manchmal Kinder das Richtige fallen: »Ihr haltet mich für einen Barbaren, ist es nicht so?«

Dieser Satz schien Elisabeth mit einem Ruck aus der Bahn, in die sie wider ihren Vorsatz geraten war, herauszureißen. Er überraschte sie und erschreckte sie zugleich. Jedenfalls konnte sie immer noch nicht ihre Gedanken sammeln oder hatte einfach keine Lust dazu. Sie

schwieg zuerst, dann warf sie scheinbar gleichgültig hin: »Ich hatte einen Bräutigam.«

»Ja, den Junker Tengnagel,« pflichtete er bei.

»Denselben, der Euch von Prag abgeholt und nach Benatek gebracht hat. Ihr erinnert Euch?«

Er nickte.

»Wo ist er?« fragte sie nun, immer noch im Tone der Gleichgültigkeit, im Tone einer ernsthaften Frage. »Wo ist er?« Sie wurde eindringlicher. »Habt Ihr nie daran gedacht, wo er etwa sich aufhalten könnte? Habt Ihr nie daran gedacht, daß man ihn hier vielleicht vermißt, daß ich ihn vermisse? Habt Ihr Euch überhaupt jemals über anderer Leute Angelegenheiten Gedanken gemacht?«

»Wollt Ihr damit etwa sagen...«

»Ich wollte damit sagen,« unterbrach sie ihn streng, »ob Ihr selbst jemals meinen Bräutigam vermißt habt. Ihr selbst. Darauf kommt es an. Ja oder nein. Fehlt Euch Herr Tengnagel hier oder fehlt er Euch nicht?«

»Ich weiß nicht, warum und mit welchem Recht mir solche Fragen vorgelegt werden. Ich komme in mein Zimmer, will...«

»Will mich schlafen legen, wie ich im Grunde immer schlafe und mich, auch tagsüber um nichts anderes bekümmere, als um recht gute, dicke, weiche Polster um meine Ohren herum. Nun, nun, was wolltet Ihr sonst bemerken?«

Ein Weilchen hatte es geschienen, als wolle Kepler sich durch die harten Worte des Mädchens beleidigt fühlen. Seine Miene war finster geworden. Nun aber griff er sich mit zwei Fingern an die Stirn, und das Gesicht, das unter dieser gewohnten Handbewegung hervorkam, zeigte einen bei ihm ganz ungewohnten Ausdruck von Güte und Anteilnahme. Der schrille Unglückston in Elisabeths Rede hatte sein Herz geöffnet. Plötzlich schien er alles zu fassen, zu erraten, als er sagte: »Ihr wart eben zu Eurem Bräutigam unterwegs?«

Sie senkte den Kopf, beschämt. Sofort aber blitzte sie frech hervor: »Ja, durch das Fenster,« und es klang so, als gäbe sie ihm alle Schuld.

Er fühlte das vielleicht auch, denn er wiederholte mehrmals kopfschüttelnd: »Durch das Fenster.« Dabei sah er so ratlos drein, so ehrlich verzweifelt und unbeholfen, daß es sie vollends zu sich brachte.

Beinahe fühlte nun schon sie Mitleid für ihn und empfand es jedenfalls als etwas sehr Unschickliches, sich von ihm bemitleiden zu lassen. Offenbar war ja er der Überraschtere, der in jeder Hinsicht Schwächere. Wie sie ihn so vor sich sah mit seinen glänzenden, dunklen Augen unter der gewölbten Stirn, die deutlich für ganz andere Dinge geschaffen war als dazu, sich mit den traurigen Zufällen dieser Nacht abzuquälen, erschien er der armen, an die Grenze der Zuchtlosigkeit geratenen Frau wie aus einer besseren, großartigeren Welt hervorgegangen, und ein seltsames Wohlgefallen, das sie schon früher an ihm gefunden hatte, zog wieder in sie ein. Warum war sie ihm nur diesmal so schroff entgegengetreten? Sie verstand es nicht mehr. Hatten die gewaltsamen Ereignisse der letzten Zeit sie so verroht? Wie hatte sie sich diesem zarten, sanftmütigen Manne gegenüber so vergessen können? — Nun fiel das Schuldbewußtsein, das sie schon halb auf Kepler abgewälzt hatte, auf sie zurück und zwang ihr die flehenden Worte ab: »Ihr werdet doch meinem Vater nichts davon sagen, was Ihr gesehen habt?«

»Das wäre wohl eigentlich meine Pflicht,« erwiderte er bedacht.

Diese Antwort erfüllte sie mit einer geheimnisvollen Heiterkeit. Sie fühlte ja, daß eine Abweisung in ihr lag, aber gerade das nahm sie nicht eben als etwas Unangenehmes auf, sondern als einen Beweis von Keplers Sorgfalt für sie und als Einladung zu einem längeren Gespräch. Sie setzte sich daher an den Tisch und sagte leise: »Seid bedankt.«

Er wehrte ab und sprach freundlich auf sie ein. Es müßte doch früher oder später bemerkt werden, daß sie solche Streiche machte, die einer Brahe gänzlich unwürdig seien.

»Ihr versteht das nicht, Meister Kepler,« wandte sie ein, doch jetzt schon eben so milde wie er. »Wir Brahes passen schon ganz gut zu solchen Streichen. Wir sind ja die rechten Zigeuner im Land.«

»Zigeuner?«

»Ja, was sind wir denn eigentlich mehr als eine fahrende Familie von Schwarzkünstlern? Aus der Heimat vertrieben, ziehen wir von Land zu Land, produzieren uns mit Zaubereien, seltsamen Gaukeldingen, heute hier, morgen dort. Besonders lieb hat uns keiner, man duldet uns eben, und eigentlich wissen wir selbst es recht gut, daß

wir nicht hereinpassen. Ja, wohin passen wir denn am Ende? Das weiß ich wirklich nicht.« Sie warf den Kopf in den Nacken, ihr Mund war stolz und doch wie von einem ungebührlichen Witz bemakelt. Die ganze leidvolle Zerrüttung lag darin und wurde besonders deutlich, als sie nun gar mit einem irgendwie aufdringlichen Blick Kepler gleichsam als Schicksalsgenossen anwarb. »Und Ihr, Meister, was seid Ihr denn anderes als eben solch ein Schwarzkünstler?«

Er hielt ihren Blick ganz still aus und fragte dann wie aus echter Neugierde: »Schwarzkünstler — Zigeuner — das müßt Ihr mir wirklich erklären.«

Als ob jetzt Zeit zu langen Erklärungen wäre, fiel ihr ein. Doch auch dieser Gedanke verstimmte sie nicht. Sie mußte vielmehr lächeln und sich in dieser Spannung so behaglich fühlen, daß sie ein Bein über das andere kreuzte und mit dem Seil, dessen Ende sie in der Hand behalten hatte, sacht ihr Knie schlug. Wenn Tengnagel mich hier so sähe, in behaglichem Gespräch, dachte sie und brach in mutwilliges Kichern aus. Dabei fühlte sie sich so recht zu Vertraulichkeiten mit Kepler hingedrängt. »Ihr seid wirklich ein Zigeuner, ich kann Euch nicht helfen,« scherzte sie.

Er sah sie mit grenzenloser Verwunderung an.

Seine Einfalt tat ihr leid. Sie faßte seine Hände, die kühl waren. Ein Schauer überrieselte sie. Sie glaubte sofort, sie sei nicht wert, die Hülle einer so köstlichen, unberührten Seele zu betasten und ließ ihn los. Dabei sagte sie rasch, als brenne es ihr auf der Zunge: »Nein, Kepler, Euch kann niemand einen Zigeuner nennen Ihr seid zu fromm dazu. Zu ordentlich und zu gemäßigt. Wie ein Musterschüler sitzt Ihr da, in Eurem reinlichen, guten Kleid.« Jetzt erst dachte sie daran, daß sie mit der zerrauften Schlaffrisur ihrer blonden Locken, mit dem alten, dunklen Mantel über der Nachtgewandung offenbar eine ganz andere Figur mache als er. Zugleich aber empfand sie, hierin ihrem Vater ähnlich, auf dem Grunde ihres zerwühlten, entblätterten Herzens eine mächtige Hingezogenheit zu dem knospenhaft verschlossenen Kepler, zu einem wohlanständigen, sittsamen Keplerschen Lebenswandel. Es wurde ihr ganz weinerlich zu Mute: Warum darf ich nicht hier sitzen bleiben, hier, im feinen warmen Zimmer? Dieser Mann würde besser zu mir passen als jener

grobe Rüpel, würde mich trösten und beruhigen, mich schwaches, haltloses Weib . . . Und sie starrte hinaus in die mondhelle Frühlingsnacht, die so stürmisch war, daß man aufschrak, wenn der sausende Wind ein Weilchen nachließ. Wahrhaftig, warum mußte sie dort hinaus in den Sturm, in die Sinnlosigkeit? . . . Aber während sie so dachte, wußte sie sich doch im Innersten durch leidenschaftlichen Zwang an den andern Mann da draußen gefesselt, der auf sie wartete, und spürte in diesen Minuten, die sie ruhig mit Kepler verbrachte, schon ihre ganze Flüchtigkeit, ihre traumhafte Ergebnislosigkeit mit.

»Was könnte man da nur tun?« sann Kepler und nahm die Sache schon so wichtig, daß er unwillkürlich das Seil in ihrer Hand mitfaßte.

Seine Freundlichkeit tat ihr wohl. Noch einmal überkam sie das Gefühl, daß sie bei diesem Manne gut aufgehoben wäre und nichts zu fürchten hätte. »Ich wüßte schon, was man tun könnte,« sagte sie traurig, »aber das ist so entfernt, daß man es nicht einmal aussprechen kann.«

Nicht einmal in diesem Augenblick stellte sie sich es als etwas Mögliches vor, daß Kepler im nächsten Nu aufspringen, sie ergreifen und entführen könnte, weit weg von hier, in ein Land, wo es keine Not und keinen Zwang gab, wo man ganz unschuldig von vorn anfinge. Aber, obwohl sie nicht daran glaubte, schwebte es ihr als etwas ungemein Süßes, Linderndes vor Augen. Ja, schon dieser Gedanke, den sie mit aller Kraft die ganze Zeit über festhielt, war ihr ein Trost. Und während sie immer noch von diesem seltsamen Gedanken erfüllt war, mußte sie schon dem, in dessen Macht es lag, alles mit einem Schlage zu verändern, mit Aufbietung aller Überredungskunst auseinandersetzen, daß man nichts verändern dürfe, daß alles so, wie es eben geschehe, das einzig Mögliche und Richtige sei, daß man von Tengnagels Hartnäckigkeit niemals ein Nachgeben erhoffen, aber auch ihrem Vater kein Einsehen zumuten könne, daß alles verzweifelt sei, was sie tue, und daß sie doch dem Verhängnis nicht widerstehen könne und wolle, das sie an diesen einmal erwählten Mann binde, daß sie diesen Mann liebe, obwohl sie ihn verabscheue, und daß er sie wiederliebe, obwohl er sie mißhandle, daß sie unglücklich ohne ihn wäre, aber auch heute und hier unsagbar unglücklich sei, und daß auf keinen Fall, darum bitte sie und das sei das Ende der langen

Rede, ihr Elend durch eine Anzeige an den Vater noch gesteigert werden dürfe.

»Glaubt Ihr also, daß es eine gute Ehe zwischen Euch und Junker Tengnagel geben wird?« nahm Kepler langsam ihre Worte auf, um sich die Sache nach seiner rechtschaffenen Art klarzumachen.

Sie seufzte und blickte ihn klagend an. Es war schon überdeutlich und entstellend gewesen, daß sie von ihrer und Tengnagels »Liebe« gesprochen hatte. Und nun wollte man gar noch eine Prophezeiung über »gute Ehe« von ihr. Eigentlich ist dieser Kepler recht dumm, dachte sie, womöglich noch dümmer als mein Tengnagel. Zudem fiel ihr in diesem Augenblick ein, was sie unbegreiflicherweise bis jetzt vergessen oder zumindest nicht in diesen Zusammenhang gebracht hatte: daß Kepler nach den Schriftstücken, die Tengnagel ihr gezeigt hatte, ein Verräter an Tycho war. Irgend etwas daran schien ihr allerdings zugleich unmöglich, zumindest unwahrscheinlich. Am Ende hatte Tengnagel sich geirrt, bildete sich Dinge ein, die ihm paßten. — Aus all diesen Wirrnissen aber wußte sie jedenfalls keinen anderen Ausweg, als daß sie plötzlich zu weinen begann und dann ihre Blicke, von Tränen feurig, wiederum auf Keplers Gesicht heftete, lockend und erwartungsvoll. Der aber blieb in seines Wesens Rundheit unangefochten, jedem Ansturm Elisabeths genau ebenso unzugänglich wie den Leidenschaftsausbrüchen ihres Vaters. Er glich einer reinen Felsenquelle im Wald, die auch von der schwülsten Hitze eines Sommertages nichts annimmt...

Elisabeth hatte das Seil zu Boden fallen lassen. Er reichte es ihr und sagte, mit einer gewissen Rührung in der Stimme, daß er also ihrem Vater nichts verraten werde, sie solle nichts fürchten und nur nicht weinen.

Als sie, bitter schluchzend, durch das Fenster hinabglitt, half er ihr ruhig und freundlich, indem er das Seil angespannt festhielt.

IX.

Mit den traurigen Erschütterungen war Tychos alte Krankheit zurückgekehrt. Er war bettlägerig geworden, hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen. Niemanden ließ er vor. Nur der treue Zwerg bediente ihn. Eine Zeitlang hatte er vorgehabt, mit Kepler eine Ausnahme zu machen und ihn als den Einzigen zu sich zu bitten. Dann aber gab er diesen Gedanken auf. Mit großen Lettern schrieb er einen seiner Wahlsprüche »Tandem bona causa triumphat« auf einen Pergamentstreifen und ließ ihn durch Jeppe an die Türe heften. Zugleich trug er ihm auf, jeden Besucher abzuweisen.

Eine quälende Einsamkeit begann. In Fieberträumen haderte Tycho bald mit seiner Frau, seinen Kindern, deren liebeleerer Eigenwille ihn beleidigte, bald mit Kepler, dem er seine Schuldlosigkeit, gerade seine Schuldlosigkeit als ein besonders abgefeimtes Schelmenstück vorwarf. — »Diese Schuldlosigkeit Keplers,« rief er einmal aus, »ist ja nur die Kehrseite meiner Güte und Einsicht. Ich sehe alles ein, ich verstehe alles. Und eben deshalb bin ich in allem der Geprellte. Meine Gerechtigkeit windet mir alle Waffen aus der Hand.« Es schien ihn zu erleichtern, daß er vor Jeppe und den leeren Wänden seine geheimsten, schmerzlichsten Gedanken laut hinausschreien durfte. Denn nach jedem dieser stürmischen Anfälle, die wie Krämpfe seiner Seele waren, fühlte er sich etwas beruhigt. Oft aber kam es vor, daß ihn ein solcher Wutkrampf packte, während gerade seine Frau oder Elisabeth vor der Türe stand. Denn diese, wie auch die anderen Familienmitglieder waren natürlich durch Tychos seltsames Benehmen und durch seine Krankheit in die ärgsten Besorgnisse gebracht. Da sie nun nicht zu ihm konnten ‹sie hätten die verriegelte Türe aufbrechen, den wachsamen Zwerg umbringen müssen›, standen sie oft stundenlang vor der Türe und lauschten auf jedes Geräusch, das aus ihr hervordrang. Plötzlich wurden sie dann oft durch Tychos mächtige Stimme erschüttert und es klang grauenhaft, wenn sie ihm mit gleichfalls erhobenen Stimmen antworteten, wenn er ihnen und der ganzen Welt fluchte, und wenn er ihnen drohte, das ganze Haus in Brand zu setzen, falls sie versuchen sollten, zu ihm zu dringen, oder einen Arzt zu rufen. Manchmal dauerten diese tobenden Gespräche sehr

lange, man hörte nur die am lautesten hervorgestoßenen Worte, oft auch gar nichts, da beide Parteien zugleich lärmten. Endlich sahen die Angehörigen Tychos ein, daß sie ihn mit ihrem Zuspruch nur reizten. Er hörte niemals auf, ehe die Stimmen draußen vollständig und für längere Zeit verstummt waren. So verfielen die Frauen wieder in ihr Stillschweigen und hockten angstvoll auf den Holzstiegen vor der Türe, nachdem sie die beiden Söhne schmeichelnd überredet hatten, wegzugehen. Wie erstarrt saßen sie da. Nur wenn der Zwerg für Augenblicke herauskam, überfielen sie ihn mit geflüsterten Fragen.

Mehrmals fragte Tycho den Zwerg, ob auch Kepler gekommen sei, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. — Er erfuhr, daß Kepler am ersten Tage allerdings vorgesprochen, dann aber die Abweisung und das an die Türe geschriebene Verbot so wörtlich genommen habe, daß er vorläufig keinen zweiten Versuch gemacht habe. »Nun gut, wenigstens bin ich allein, wie ich es mir immer gewünscht habe,« redete Tycho zu sich selbst, »habe alles Überflüssige von mir getan, kann mich nun endlich einmal auf mich selbst besinnen, was schon das Allernötigste war.« Aber seltsamerweise fühlte er sich durch diese Gedanken nicht erhoben, sondern tief verletzt. Ja, er erinnerte sich nicht, Zeit seines Lebens je so unglücklich gewesen zu sein. Dagegen erfüllte es ihn mit einer Art wilder Freude, die schon an boshafte Schadenfreude grenzte, daß Kepler auch an den folgenden Tagen nicht bei ihm erschien. Nun hatte er ihn doch endlich auf einer nicht mehr abzuleugnenden Untreue und Undankbarkeit ertappt. Und obwohl er wohl verstand, daß auch diese scheinbare Gefühllosigkeit auf die ihm schon bekannten Unklarheiten in Keplers Seele zurückging, versteifte er sich mit qualvollem Eigensinn darauf, dies Undank und gerade nichts anderes als Undank zu nennen.

»O, wie anders hat sich dieser Kepler damals zu mir benommen, als er mich noch brauchte, als es galt, mir meine Manuskripte herauszulocken. Warum war er damals nicht — unklar! Phönix nannte er mich und einen unerschrockenen, weltmännischen Forscher. Ganz schön, ganz zielbewußt sprach er da. Der Heuchler wunderte sich, wie ich es überhaupt über mich bringe, mit ihm auch nur zwei Worte zu wechseln. Diese heuchlerische Demut, nun jetzt bringt sie

es eben ihrerseits nicht mehr über sich, mit mir zwei Worte zu wechseln. Jetzt bin ich ihm nicht mehr nötig. Er kann leicht hundert bessere Protektoren finden, wenn er will. Diesen Waldstein und andere. Man drängt sich ja um ihn, jeder will etwas für ihn tun. Jeden fängt er auf der Leimrute seiner Hilflosigkeit, seiner Unberatenheit. Daß ich der erste war, der ihm in die Falle ging, — sollte das ein Grund zu besonderer Dankbarkeit sein? Nein, nein, nein, ich verstehe dich ja, mein Kepler, ich kann es dir ja nachfühlen, wozu noch um mich sich kümmern! Ich habe meine Pflicht getan. Nun kann man sich scheu und sittsam über den nächsten wundern, wie er es über sich bringe, mit der jungen Unschuld auch nur, auch nur, auch nur zwei ganz winzige Wörtlein zu wechseln! Das zieht immer, das ist ein vortrefflicher Einfall!« ... Tief im Herzen fühlte Tycho die Lügenhaftigkeit dieser immer wieder hervorgesuchten, kunstvoll gesteigerten stundenlangen Anklagen. Aber er wollte ja lügen, er wollte sich peinigen und ganz erniedrigen, er wollte vor der Wahrheit flüchten, und sei es auch um den Preis schmutzigster Martyrien. Denn die Martyrien der Wahrheit fürchtete er noch mehr als die der Lüge. Manchmal aber erkannte er das Verzweifelte und Schmachvolle dieses Beginnens, und dann endlich löste sich dieser tolle Kampf gegen seine bessere Natur in ein wehrloses Gebrüll auf: »Gerechtigkeit! Die Erde will mich nicht mehr tragen! Ich fühle, wie sie unter meinen Schritten wankt! Gerechtigkeit mir, die Erde will mich abschütteln.«

»Gerechtigkeit,« antwortete einmal die Stimme Jörgens hinter der Türe. »Auch wir verlangen Gerechtigkeit.«

... »Wer wagt es...«

»Jeder wagt schon alles. Und wenn der Hausherr nicht wacht und straft, so werden wir strafen.«

»Ich will nichts wissen. Mag alles untergehn. Ich will nichts wissen.« Wütend rief Tycho immer wieder dazwischen und überschrie seinen Sohn, der von Tengnagel sprach. Nun sei es sicher, was sie weder durch Kundschafter noch von Elisabeth hatten erfahren können: daß in der geheimnisvollen Feste am Rande des Dorfes Benatek der rebellische Junker hause und Böses im Schilde führe. Denn nun sei Hagecius angekommen...

Tycho hörte den Namen und lauschte.

Denn nun sei Hagecius angekommen, fuhr Jörgen sicherer fort, und behaupte, von Tengnagel noch in den letzten Tagen Botschaft aus Benatek erhalten zu haben. Ja, Hagecius habe sogar geglaubt, Tengnagel im Schlosse zu finden. Offenbar sei dies ein wichtiger Umstand, denn er verhandle nun schon stundenlang mit Kepler wegen dieser Sache.

»Mit Kepler? Warum hat man ihn nicht zu mir geführt? — So weit ist es doch noch nicht mit mir gekommen!« Tycho war aus dem Bett gesprungen und riß die Türe auf. Mit zornfunkelnden Augen blickte er auf den Sohn hinab, der seine Heftigkeit nicht verstand, vielmehr eintrat und um Erlaubnis bat, mit einigen reisigen Knechten gegen Tengnagel ausrücken zu dürfen...

»Laßt mich in Ruhe mit dem läppischen Kriegsspiel. Schlachtet Hühner, wenn Ihr Blut sehn wollt.«

»So werden wir es ohne Einwilligung tun. Ich warne Euch, Vater!«

»Und ich lache! — Ja, fühlt ihr denn nicht, daß die Stunde der Entscheidung da ist. Was geht uns Tengnagel an! Kepler soll gestellt werden! Feind oder Freund, die Parole! Gut, daß Hagecius da ist. Der einzige, der sich meiner gegen den Ursus angenommen hat, der einzige Freund. Er wird der unparteiische Richter sein... Aber wie frech, meine Gäste mir abzufangen, sie gar nicht zu mir zu lassen. Will mir Kepler meinen Parteigänger abspenstig machen, will er weiter gegen mich wühlen, meint er, dies ungestraft tun zu dürfen!... Ja, bin ich denn krank? Bin ich schon gänzlich zu übersehen? Der Gast soll es selbst entscheiden... Diener, ruft Diener, he. Ich will angekleidet sein, ich will nicht zu Bette liegen.«

»Ihr hört mich nicht, Vater. So seid Ihr selbst schuld an allem, was jetzt geschieht.« Entschlossen wandte er sich zum Weggehen.

Aber Tycho redete verwirrt weiter. Er riß ihn zurück: »Knabe, meine Stiefel holen!«

Dann taumelte er und der Zwerg konnte ihn wieder zu Bett bringen. — Nun aber begann er mit allen Kräften gegen sich zu kämpfen. Es war so, als habe das seelische Fieber seinen Höhepunkt erreicht und sinke schon wieder. Tycho überlegte, er sah allmählich

alles viel ruhiger. Kepler war kein listiger Schurke, sondern nur durch glückliche Zufälle und Naturanlage bevorzugt. Man konnte ihm ruhig ins Auge sehen. Es war nur nötig, einmal mit ihm ganz offen über alles zu reden, über den Zwiespalt in astronomischen und persönlichen Dingen Erklärung von ihm zu verlangen. Und vor Hagecius sollte es geschehen. Der war zur rechten Zeit gekommen. Das war endlich einmal ein guter, glücklicher Zufall. — Gegen Abend ließ sich Tycho in seinen weiten Hausmantel hüllen und dann mitsamt dem Bett in den großen Instrumentensaal tragen.

Dort fand er Kepler immer noch im Gespräch mit Hagecius, auch Longomontan und Müller waren anwesend. Die Begrüßung war herzlich. Sobald Tycho Kepler vor sich sah, verstand er gar nicht, wie er so Böses über ihn hatte vermuten können. Wie verfälschend wirkte doch die lange Trennung, was für Ängste und Niederträchtigkeiten brütete sie aus... Dagegen befremdete es ihn, daß Hagecius gegen seine sonstige Gewohnheit recht kühl und verschlossen blieb, nur flüchtig nach der Wirkung seiner Purgationen und Tränke fragte, daß er nur eine kurze Untersuchung anstellte. Also war er gar nicht als Arzt, als teilnehmender Freund gekommen? War auch er schon von der um sich greifenden Begeisterung für Kepler erfaßt? Er hielt sich wirklich immer in der Nähe Keplers und hatte ein Büchlein vor sich, in das er von Zeit zu Zeit Notizen eintrug, ohne Tycho zu beachten. Wie seltsam, daß in Wahrheit alles darauf angelegt schien, um Tychos Eifersucht gegen Kepler zu erregen.

Doch der Alte hatte keine Lust, sich seine Genesungslaune verderben zu lassen. Wie es bei starken Naturen seines Schlages zugeht: die Erholung nach den wochenlangen Aufregungen war von selbst eingetreten und erfüllte ihn mit einer leichten, fast grundlosen Heiterkeit. Dabei aber verließ ihn keinen Augenblick sein Plan, die Sache mit Kepler heute endgültig zum Austrag zu bringen. Daher nahm er eine kleine Frage Longomontans auf, um gleich von den entscheidenden Fragen der Welttheorie zu reden. Sofort ließen alle ihre Aufzeichnungen und Apparate liegen und setzten sich nahe an Tychos Bett. Der mondbeglänzte Kreisbogen des großen Mauerquadranten stieg über ihren Köpfen schräg an wie eine Himmelsleiter, sein Schimmer überstrahlte die kleinen Windlichter, die an den

Arbeitstischen aufgestellt waren, und nur auf dieses große Licht heftete Tycho seinen Blick, während er in sanfter Stimmung vorzutragen begann. Er stellte dar, daß seiner Ansicht nach Bewegung edler sei als Ruhe, deshalb müsse es als natürlich angesehen werden, daß die Welt des Äthers kreise und die gröbere niedere Erdenwelt unbewegt verharre. Die träge Erde könne wohl überhaupt nicht laufen, während die Planeten, sylphenhafte Gebilde aus Licht und einem anderen feinen Stoffe, von Natur aus zum Fluge geschaffen seien und zusammen mit dem Fixsternhimmel freilich nicht auf den festen ptolemäischen Sphären, sondern gerade in ihrem rasenden freien Umschwung von der Weisheit und Allmacht Gottes Zeugnis ablegten. So widerspreche die Meinung des Kopernikus, die überdies schon im Altertum durch Aristarch von Samos aufgestellt worden sei, daher dem Ptolemäus nicht unbekannt geblieben sein könne, zwar nicht den mathematischen, aber um so mehr den physikalischen Gesetzen...

»Daß aber die Planeten aus ätherischem Stoffe gemischt sind, das steht doch eben noch zum Beweis,« antwortete Kepler mit einer gewissen Strenge, während die anderen kaum mehr atmeten. Tycho erschrak. Sein erster Gedanke war ein häßlicher: daß Kepler neulich keine Einwände gewußt habe, jetzt aber, des Hagecius wegen, ihm widerspreche, um ihn zu stören. Doch schnell lehnte er diese Einbildung ab. Kepler war ja schuldlos, an diese Feststellung mußte er sich ein für allemal gewöhnen. Dennoch konnte er es nicht verhindern, daß es ihm sehr wehe tat, des Hagecius' Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf Kepler gerichtet zu sehen. Der Arzt, dessen Auftreten gegen Ursus Tycho als den einzigen, ihm seit langer Zeit erwiesenen Freundschaftsbeweis so hoch schätzte, hörte mit unerklärlicher Gespanntheit auf jedes Wort Keplers und auch das, was er sich anmerkte, schien nur auf Kepler Bezug zu haben. Tycho wandte schmerzlich seinen Blick ab. Zu den Sternen, sagte er sich leise vor, dann begann er leidenschaftlich seine Behauptung zu verteidigen. Doch auch Kepler war diesmal wirklich redseliger als sonst, vielleicht deshalb, weil es um wissenschaftliche Einzelheiten ging, nicht mehr um die unbeweisbare Grundtheorie. Nun wurde Argument gegen Argument abgewogen. Die ungeheuerliche Idee, daß die Erde

selbst nur ein Planet sei, wie jene fernen kleinen Gestirne Mercurius und Venus, stand gegen die Willkürlichkeit der von Kepler bekämpften Hilfskreise... Entzückt lauschten die beiden Schüler und suchten sich alles zu merken, noch nie hatten sie so kräftiges Kontroversieren gehört. Doch Tychos Brust, aus der noch immer die Metallstimme hell hervorkam, schnürte sich schon mehr und mehr zu. Er verzweifelte, da er auf keiner Seite Ausschlaggebendes fand. Kepler dagegen schien gerade aus dieser Unsicherheit eine Fülle von Lust und Kraft zu saugen. Je dunkler und schwieriger die Entscheidung wurde, desto mehr fand er sich sogar zu Witzen aufgelegt, der sonst so trockene Mann. Sein ganzes Wesen ging angesichts dieser Rätselsphinx »Natur« behaglich in die Breite, umklammerte den Gegenstand mühelos und jovial von allen Seiten, wurzelte sich fest ein. Sogar seine Stimme bekam einen ihm sonst fremden, gewichtig-lustigen Baßklang, als er auf eine spitze Bemerkung Tychos zurückrief: »Nun, vielleicht stimmen die Naturgesetze eben nur ungefähr.« — Longomontan lachte auf und Müller bemerkte, daß solchergestalt die schlechten Mathematici, zum Exemplum er selbst, am meisten Aussicht hätten, das Richtige zu treffen. So entglitt das Gespräch der Führung Tychos und sank, seiner Mißstimmung zum Trotz, für ein Weilchen fast zu einer Bierbank-Unterhaltung hinab.

Mit schwerem Atem erhob sich Tycho: »Nun, jedenfalls ist also des Kopernikus System unbewiesen, und da es der Bibel widerspricht und da ich der katholischen Majestät meines Kaisers ohne Not nicht nahetreten möchte, habe ich keinen Anlaß, mich ihm anzuschließen.«

»Das geht zu weit,« meinte Kepler, noch mit lachendem Mund, »Katholik oder nicht, hier gilt es doch die Hypothesim allein und nicht die Gunst des Kaisers.«

»Katholik oder nicht... Ausgezeichnet! Wie war das, bitte? Noch einmal.« Hagecius verdrehte seine Augen, mit süßlichem Beifall gegen Kepler hin, der ihn jedoch nicht beachtete, sondern ganz von der Sache ergriffen schien.

Hitzig antwortete Tycho, der ein Grundprinzip seines Lebens und Wesens angerührt fühlte: »Aber ohne die Gunst der Fürsten und

Reichen könnten wir keine kostspieligen Apparate bauen und die Wahrheit bliebe unerforscht. Bin ich denn der erste, der das einsieht? Was wäre Regiomontan, unser großes Vorbild, ohne Walther von Nürnberg gewesen, was Purbach ohne den Kardinal Bessarion, was Rothmann ohne den Landgrafen von Cassel. Und wie hat mich selbst der Bürger Hainzel gefördert, König Friedrich, alle die hohen Besuche auf Hveen!« Tycho verlor sich wieder einmal in die Schilderung seiner Glanzzeit. Plötzlich wurde seine Miene verdrießlich: »Freilich sind nicht alle Fürsten von der gleichen Vornehmheit. So war auch einmal Herzog Julius von Braunschweig mein Gast und eine schöne, automatisch bewegliche Merkurstatue gefiel ihm so gut, daß er sie mitnahm, mit dem Versprechen, mir eine Kopie zu schicken. Nun habe ich ihn schon oft genug gemahnt. Longomontan, merkt es Euch, Ihr müßt ihm morgen dringlicher schreiben.« Sein Gesicht wurde hart und geizig, überblickte gleichsam jedes Teilchen seines Besitzes. Doch gleich darauf packte er wie mit starker Faust seine Gedanken und drehte sie, den Glanz scharfer Logik im Auge, ins Gespräch zurück: »Die Fürsten helfen also uns und der Wahrheit, so ist es wieder an uns, sie zu respektieren und ihnen zu Gefallen zu sein.«

»Das bestreite ich eben,« erregte sich Kepler, »wir haben nur der Wahrheit zu Gefallen zu sein und sonst niemandem.«

»Sehr schön. Sonst niemandem,« nickte Hagecius zufrieden.

»Warum denn sonst niemandem?« fuhr Tycho beide an, die einen geheimen Bund geschlossen zu haben schienen. »Wenn ich euch schon erklärt habe, daß man der Wahrheit nur dienen kann, wenn man den Fürsten dient. Es ist ja wahr: bequemer und einfacher ist es so, wie du es machst, mein Kepler. Du nimmst auf nichts Rücksicht, gehst deinen heiligen Weg geradeaus. Aber scheint es dir weniger heilig, um der Wahrheit willen sich selbst zu verleugnen? ‚Seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben', so hat unser Herr Jesus selbst zu seinen Jüngern gesprochen. Du bist nie eine Schlange, verleugnest und zwingst dich niemals, so dienst du eigentlich nicht der Wahrheit, sondern nur dir selbst. Ich aber sehe nicht nur mich, sondern auch meinen Zusammenhang mit den Menschen, unter denen ich leben muß und der Wahrheit dienen will, mit Klug-

heit und allen Listen. Und ist nicht unsere ganze Wissenschaft ein Wissen vom Zusammenhang, von der Verknüpfung des Kosmos, des Menschlichen und der Sterne?«

»Du sprichst von der Astrologie,« wandte Kepler ein.

Eine bange Pause entstand. »Astrologie ist doch auch eine Wissenschaft?« ließ sich Longomontan vernehmen und schaute von Tycho zu Kepler und wieder zurück, in der Hoffnung, auch auf diesem Gebiete neue wertvolle Kenntnisse zu erwerben.

Tycho bebte am ganzen Leib: »Man mag es Astrologie oder anders nennen: gewiß wollen wir die allerhöchsten Dinge erforschen, die über allem stehen. Darf man aber, wenn man nach so Ungeheurem strebt, in die anfängliche Neigung seines Ich eingeschlossen bleiben? Wird Gott nicht nur den Besten, Selbstlosesten mit Erkenntnis begnadigen, oder glaubt ihr, daß jeder Selbstling und Hundsfott in die Sterne gucken darf? Aus Asien brachte man uns die Kunde, daß große Völker einen Königssohn anbeten, der in einer Wüste die höchste Seligkeit erlangt hatte und der dennoch nachher unter die Menschen ging, um bei ihnen zu leben und sie zu unterweisen. Und das nennen sie seine größte Tat, daß er nicht einsam blieb, obwohl er sich der höchsten Weisheit genugsam hätte erlaben können, sondern daß er seine göttliche Reinheit um ein Menschenschicksal mit allen Unreinheiten und Verkrümmungen des Kampfes hingab ... Und Christus, der Gottessohn, wie stand es mit ihm? Er hat uns erlöst, indem er aus einem wunschlosen, reinen Gott ein arbeitender, mühsam lehrender Mensch geworden ist... Nun glaube ich, daß es die bessere Nachfolge Christi ist, unter den Menschen zu wirken und sei es auch unter dem Schutze von Fürstengunst, als nur in seiner Verzücktheit hinzuträumen und so alle Arbeit und Plage zu vergessen.« Verzweifelt preßte Tycho die Hände an die Stirne, in brennender Unruhe, bis an die Wurzeln seines Daseins aufgewühlt. Er fühlte wohl, daß er nicht ganz im Rechte war, daß alles, was er sprach, nur halb zutraf. Plötzlich schien ihm alles nutzlos, was er da redete, eine heftige Angst hatte ihn gepackt und ließ ihn in die Worte ausbrechen, die niemand erwartet hatte: »Du bist unbarmherzig, Kepler. Gott hat mir dich geschickt, um mich zu züchtigen!« Damit fiel er in die Polster zurück.

Alle näherten sich besorgt. Hagecius fühlte seinen Puls. »Ist Euch nicht wohl, Meister?« fragte Kepler.

»Jedem ist so wohl, wie er es verdient,« erwiderte Tycho mit einem bitteren Blick auf Kepler, dem die Landluft auf Schloß Benatek die Wangen gerundet und gefärbt hatte und der neben Tychos Verfall sich ausnahm wie ein frischer Rosenstock an einer morschen Rieseneiche. »Doch wir wollen zu Ende kommen,« nahm sich der Alte eigensinnig zusammen. »Ist die Disputation einmal im Gang, so soll sie nicht ohne Ergebnis auslaufen.«

Mehr aus Gefälligkeit als aus innerem Antrieb besann sich Kepler: »Ich verstehe nun bei all dem nicht, wie die Rücksicht auf unsern Kaiser Rudolf dem Kopernikus Abbruch tun kann.«

»Du hast den Kaiser nie gesehen.« Nur diesen einen Satz sagte Tycho, dann verstummte er. Denn er sah nun selbst das feine traurige Gesicht des Kaisers vor sich, wie es ihm in der einzigen Audienz, die er bisher gehabt, entgegengeschwebt war. Wie freundlich hatte ihm der Regent damals Trost zugesprochen. Und den sollte er nun durch voreilige, noch unbewiesene Anfechtung des Ptolemäus kränken, mit dem Ptolemäus stürzte ja auch die ganze Astrologie, des Kaisers letzte Zuflucht. Nein, das wäre rücksichtslos und schlecht gewesen, undankbar. Tycho wollte angespannt forschen und die Wahrheit finden, aber erst mit der ganz sicheren, fertigen Wahrheit vor den Kaiser treten, sollte sie dann günstig oder ungünstig klingen. Ehrlich wollte er sein, nicht aber in leichtsinniger Eile die Majestät beunruhigen, die ohnedies schon Tag für Tag so viel Aberwitz und Bosheit in ihrem Reiche durchzudenken und zu schlichten hatte. Nein, Tycho war nicht undankbar, mochte auch alles rings um ihn, Frau und Freund und Kinder, von Undank strotzen, Tycho liebte seinen kaiserlichen Herrn, er würde ihm nie die gnädige Aufnahme vergessen, auf den Knien würde er liegen und den Saum seines Mantels mit Küssen bedecken... Während Tycho sich ganz in dieses Bild des Dankbaren und Bedankten versenkte, schoß es ihm plötzlich warm im Herzen hervor, etwas, was er bisher noch nie gefühlt hatte, was ihm auch vorhin, als er von Buddha und Christus gesprochen, nur unklar vorgeschwebt war, unter der Halbmaske von Pflicht und Nebengeschäften, — nun war es da und gleich in Strömen befreiender, hoff-

nungsvoller Fülle: ein vollkommenes Glück, eine Freude an sich selbst, an dem eigenen gefühlvollen dankbaren Herzen. Plötzlich fühlte er sich losgebunden. Die freudige Angst durchfuhr ihn, daß hier der Keim für ein neues, besseres Leben liege. Eine Sehnsucht in ihm entstand mit einem Male, sich aufzuopfern, sich für die Menschen hinzugeben. Was ging es ihn an, daß sie sein Opfer nicht verdienten, daß sie sich häßlich gegen ihn benahmen! Er liebte sie eben dennoch: das war es, das war das Grundgefühl, dem er sich nicht entziehen konnte, dessentwegen er sich sein Leben lang geschämt hatte, das ihn in tausend Verlegenheiten und Zweideutigkeiten gebracht hatte. Heute gab er sich zum erstenmal diesem Gefühl ganz willig hin, er spürte förmlich, wie es in ihm anschwoll, wie es ihn durch seine reißende Masse bedrohte, wie es zweifellos eine Gefahr war, aber nun fürchtete er sich nicht mehr davor, vor dieser gefährlichen Menschenliebe. Ach was lag denn daran, nun war er eben verrückt, ganz verrückt vor lauter Menschenliebe und wollte sich in ihr gehen lassen. Diese Liebe war nun einmal seine Art, so war er und nicht anders, heißblütig und bis zum Wahnsinn rücksichtsvoll, verständnisvoll, bewußt für alles, was sich ereignete und immer zur Hilfe bereit. Und nun wollte er helfen, mochte er dabei hundertmal und immer der Geprellte sein, mochte man ihm hinter dem Rücken lange Nasen drehen, mochte man ihn auslachen und seine Güte mit Undank oder Gleichgültigkeit belohnen, wie Kepler es tat... Er warf einen Blick auf diesen Kepler und sofort war in seiner neuen Begeisterung die richtige Stellung zu ihm gefunden, um die er wochenlang so verzweifelt gerungen hatte. Es war eben falsch gewesen, immer wieder einen Ort zwischen ihnen beiden zu suchen, von dem aus er beide unparteiisch zu beurteilen hätte. »Ich darf nicht unparteiisch sein wollen,« jubelte Tycho, »ich habe nichts anderes zu tun, als meinen ureigenen Weg der Liebe zu Ende zu gehen, so wie Kepler seinen Weg zu Ende geht. Ich bin ja ein Mensch, ein eigener selbständiger Mensch. Und so wie er mit seiner Gefühllosigkeit vielleicht im Recht sein mag, so ist es wieder mein Recht, in dem ich mich nur nicht beirren lassen darf: ihn trotzdem aus allen Kräften zu lieben, ganz dumm zu lieben, wie mein Gefühl es verlangt, mich meiner Freundschaft zu überlassen, und dem, was mir als das einzig Richtige und

Lebenswerte erscheint, — hoch über alles Recht und über jeden Dank hinaus!«

Mit geschlossenen Augen war er eine Weile dagelegen, während seine Lippen Unhörbares murmelten. Jetzt blickte er um sich, wollte Keplern antworten, aber nicht mehr in bösem Streit, sondern freundlich und recht eingehend, — da bemerkte er, daß Kepler ihn gar nicht mehr ansah, sondern sich halb dem Fenster zugekehrt hatte. Auch die anderen gaben nicht mehr Acht auf ihn, sondern schauten unruhig, flüsterten, machten einander Zeichen. Unwillkürlich folgte Tycho der Richtung ihrer Blicke. Alle betrachteten erregt den Nachthimmel, dessen tieferer Rand eine seltsam helle Rosenfärbung angenommen hatte, die sogar den Mond überstrahlte und einen blutigen Widerschein auf die spiegelnde Metallfläche des Quadranten warf. Dazu ertönten unheimliche Geräusche aus der Ferne, Weibergeschrei im Hof und noch entfernter etwas wie dumpfe Trommelwirbel. Und nun setzte plötzlich die Sturmglocke der Schloßkirche mit schrillem Geläut ein.

»Feuer! Feuer!« rief Müller, der dem Fenster zunächst stand.

»An der Iser unten! Der Wald brennt!« zeterte Hagecius.

Kepler hatte das Fenster aufgestoßen und fragte hinunter. Ein wüstes Gejohle ertönte zur Antwort, Stimmen, die man hier nie gehört hatte. Auch schien plötzlich das ganze Schloß mit Menschen dicht gefüllt, aus allen Gängen hörte man Schritte, Getrappel, Rufe.

Tycho hatte im Nu die Decke zurückgeschleudert und stand in seinem Hausgewand auf beiden Beinen: »Sattelt mein Pferd! Ich will sofort zur Stelle sein!«

»Aber Ihr seid doch krank,« riefen alle entsetzt und wollten ihn ins Bett zurückzwingen.

»Ich? Krank? Kommt nur an, wenn ihr euch an meiner Kraft messen wollt.« Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab, barfuß, den aufgeblähten Mantel hinter sich herziehend, der um seine Hüften schlug. »Ich war krank... Meine Stiefel her, Sporen, den Degen, das Reiterwams... Jetzt aber bin ich gesund. Denn jetzt fühle ich meine Kraft wieder an der richtigen Stelle. Helfen will ich, euch und dort unten. Meine Pflicht kenne ich nun wieder. Ich muß überall eingreifen, mich um alles kümmern, den Kopf voll Sorgen

tragen, unverdrossen, das ist mein Weg... He, Diener, den Hut, den Hut, ihr Faulpelze... Krank und schwach war ich, das ist wahr. Aber jetzt muß ich das Gut meiner Bauern schützen und jetzt kann ich es wieder. ...Das Pferd vorführen. Niemand braucht mich unter dem Arm zu halten. Weg da, ich gehe allein! Meinen Weg, meinen einzigen, vorgeschriebenen Weg. Nichts mehr soll mich abbringen... Ihr am wenigsten, Meister Hagecius.« Wie rasend schüttelte Tycho den Doktor ab, der seinen Puls gefaßt hatte und so mit ihm durch den Saal auf und ab ging, während die Diener nach den Befehlen des Herrn umhersprangen und die Kleidungsstücke brachten. »Ihr am wenigsten, mit Eurer armen, kläglichen Kunst. Ja, legt nur die Stirn in geheimnisvolle Falten. Mich schreckt Ihr nicht mehr. Nichts mehr schreckt mich. Auch du, Kepler, von dem ich Arznei erwartete, besser als sie Hagecius brauen kann, auch du schreckst mich nicht mehr... Aber eilt, eilt doch! Ich will mein eigener Arzt sein. Ans Werk. Und ihr da, — aus dem Weg.«

Schon war er angekleidet, schon stürmte er die Treppe hinab, ließ sein Pferd vorführen und jagte der Brandstätte zu. Zwei vertraute Diener waren gleichfalls eiligst aufgesessen und begleiteten ihn nun... Durch den Park, die steile Schloßstraße hinunter, in das finstere Dorf ging der Ritt. Die Feuerröte war indessen zur Purpurfarbe geworden, bei ihrem düsteren, beweglichen Schein wurden zwischen den Hütten fremdartige Gestalten sichtbar, die in dieselbe Richtung eilten wie Tycho. Er überholte sie, ohne auf sie acht zu haben. Nun hörte man schon das Geprassel der lohenden Baumstämme, das Stürzen der Äste. Und war das nicht nun wirklich Trommelwirbel, was hereinklang?... Die Diener Tychos sprengten erschreckt an ihn heran, sie wollten ihn warnen: »Räuber sind da!« Im Dunkel rasselte nun gar eine schwerfällige Kanone mit ganzer Bespannung vorbei. Aber Tycho sah nur den geröteten Himmel vor sich. »Das sind ja Soldaten,« erwiderte er den ängstlichen Knechten und ritt ihnen schon wieder ein Stück voraus. Schon war er am Ende des Dorfes angelangt, dort, wo der Weg sich abwärts gegen die Iser senkte, schon erblickte er freies Feld und den brennenden Wald vor sich: da kreuzten ein paar baumlange Kerle ihre Partisanen vor ihm. Im nächsten Augenblicke war er hintüber vom Pferde gerissen, an den

Händen gefaßt. Man führte ihn an ein Wachtfeuer, das in der Nähe brannte.

Sofort erkannte Tycho, daß er es nicht mit regulären Truppen zu tun hatte, wie sie der Kaiser hielt, sondern mit solchen aus den Freischaren, die gegen die Türken angeworben wurden und, sobald einmal der Sold längere Zeit ausblieb, von der Fahne liefen, um die Gegend weit und breit zu brandschatzen. Alsbald richtete er sich hoch auf, und dem Kerl, der als eine Art Anführer breitspurig vor dem Feuer saß und ihm frech entgegenglotzte, mit den Worten: »Was habt Ihr da zu schaffen?« rief er mit entsetzlicher Stimme zurück: »Das hab' ich vielmehr euch zu fragen, Schnapphähne und Marodeure ihr, denn der Herr bin ich auf diesem Grund.« Sodann warf er mit einem bloßen Herumreißen seines trotz Krankheit und Mißbilden reckenhaften Körpers zwei, die auf ihn eindrangen, zu Boden und befahl, den Hauptmann beinahe überrennend: »Führt mich zu eurem Kapitän, ihr Lumpenhunde!« Seinem gewaltigen Blick konnten sich auch diese verwilderten Seelen nicht ganz entziehen, so folgten sie ihm denn mehr, als sie ihn führten, längs des Waldsaumes zur nächsten Gruppe. Es war, wie Tycho unterwegs sah, ein ganzer Kreis solcher Postenfeuer die angrenzenden Hügel entlang um den tiefer gelegenen, brennenden Wald am Knie der Iser geschlossen. Und man bemühte sich nicht, diesen Wald zu löschen, im Gegenteil, weißglühende Brandkugeln fielen von den Hügeln, aus gedeckten Stellungen der oberen Wälder, — man hatte offenbar den Wald unten in Brand geschossen. Und vom Flusse her wurden die Schüsse erwidert. Ein kleines niedriges Gebäude unten am brennenden Wald schien den Mittelpunkt des kriegerischen Aufruhrs zu bilden, der die ganze Landschaft erfüllte. Auf eine Belagerung dieser verschanzten Hütte war es wohl abgesehen. Schon schlug auch aus ihrem Dach ein schwerer weißer Qualm hervor, aber unermüdlich krachten die Salven von ihren Schießscharten her. Dazu klangen aus dem Tal und von den Bergen rings gellende Trompetensignale und Pfiffe, kurze Kommandoworte und das schauerliche Bellen der aufgeschreckten Hunde im Dorf...

In einer Lichtung stand eine Gruppe von Hauptleuten und Soldaten an einem größeren Feuer wie zum Kriegsrat versammelt.

Wütend über den ruchlosen Überfall auf seine Besitzung mitten im Frieden, auch schon eine neue Tücke seiner Neider dahinter vermutend, trat Tycho unter sie und hatte zu seiner bitteren Überraschung in den Anführern — seine eigenen Söhne, Tyge und Jörgen, vor sich.

»Wir haben den Fuchsbau aufgehoben,« begrüßte ihn der kühnere Jörgen und spielte eitel mit dem Wehrgehäng'.

»Welchen denn?« erwiderte Tycho, der wahnsinnig zu werden fürchtete.

»Nun, Tengnagels seinen. Da unten brennt er schon.«

»So redet doch! Was geschieht hier? Oder es ist euer letztes Stündlein.« Er zog seinen Degen und ging drohend auf seine Kinder los.

Unter der Wucht seines Vaterzornes wurden sie sofort kleinmütig. Der Ältere begann Entschuldigungsreden: »Aber Jörgen hat Euch doch heute das Strafgericht angekündigt...«

»Was für eine Ankündigung, ihr Schächer, Landfahrer, Gäuche! Wer wagt es hier zu richten, ohne mich, hinter meinem Rücken! Was ist mit Tengnagel geschehen? Wo ist er? Was hat er euch getan?«

»Wir wollten Euch das Schlimmste verheimlichen, Vater,« stieß Jörgen trotzig hervor. »Da Ihr uns aber mit vorgehaltener Waffe zwingt, wohlan denn.«

»Auf die Knie nieder, Bube! Kann es noch Schlimmeres geben, als diese Verwüstung und Aufhebung aller Gesetze!« Tycho war im Tiefsten erschüttert. Es war ihm ganz unmöglich, Jörgen ruhig anzuhören. In die rechthaberische Rede dröhnten ja immer wieder die Schüsse herein, während sie hier standen und sprachen, wurde schon gemordet und gesengt. Und Jörgen stellte es dabei noch als ein ziemliches Verdienst dar, daß er und der Bruder, ohne den Vater unnütz aufzuregen, seine Krankheit und Einsamkeit wahrgenommen hätten, um ein Fähnlein freiwilliger Söldner anzudingen und Tengnagels verbarrikadiertes Mauseloch im Handstreich zu nehmen. Das sei freilich mißlungen, denn Tengnagel sei auf der Hut, habe auch eine kleine tapfere Besatzung bei sich. Bis zum Morgen aber könne er sich nicht mehr halten, noch in dieser Nacht werde sein Blut die dem

Haus Brahe angetane Schmach sühnen... Tycho hörte nur einzelne Sätze aus Jörgens kecker, beinahe lustiger Rede. Sein Blick ruhte wie gebannt auf dem von der Feuersbrunst traurig beleuchteten Ausblick. Diese fürchterliche Nacht mit ihren ganz unvermutet, wie aus dem Nichts emporgeschossenen Schanzwerken, hinter denen hervor Menschen aufeinander zielten, mit ihrem Getöse und ihren stinkenden Rauchschwaden, die der Wind herauftrug, mit dieser sinnlosen Auseinandersetzung zwischen Söhnen und Vater, mit all dem Öden, Häßlichen, Zuchtlosen, schien ihm plötzlich nichts anderes zu sein, als die körperliche Verdichtung all der abscheulichen Gedanken, die er während seines Krankenlagers ausgebrütet hatte. Ein wie zur Strafe leibhaftig gewordener Traum war sie, den man nicht mehr abschütteln konnte, und nun gar, als mit gespenstischer Deutlichkeit über dieser wüsten Landschaft, genau so wie über den Landschaften seiner Phantasie, der unentrinnbare Name »Kepler« ertönte, und auch diesmal wie in seinen Gedanken mit demselben unbegreiflichen Beiklang, aus Schuld und Schuldlosigkeit gemischt. »Der Nächste, der an die Reihe kommt,« prahlte Jörgen, »ist Kepler. Der ist eigentlich noch viel ärger als Tengnagel, bei dem haben wir noch viel mehr Grund, Keplers wegen hat Tengnagel das Schloß verlassen müssen, und da Elisabeth ihren Bräutigam nicht in Ehren hat behalten können, mußte sie es eben in Unehren tun. Was Wunder, daß sie darüber zur Hure geworden ist!«

»Redest du von meiner Tochter?« Tycho hatte den Degen weggeworfen und sprang mit Tiergeheul auf Jörgen zu, dessen Hals er mit beiden Händen zu fassen suchte.

Aber der Jüngling entzog sich ihm mit einer raschen Wendung. »Von selbiger. Wie ein geiles Nönnlein ist sie Nacht für Nacht aus dem Schloß entwichen.«

»Ich selbst hab' sie gesehen zu Tengnagel schleichen,« nahm der ernstere Tyge das Wort. »Wir haben gewacht und gesorgt, während Ihr, Vater, Eure Augen gewaltsam verschlossen hieltet, aus lauter Liebe zu Kepler.«

Tycho wandte sich seinem Ältesten zu, dessen gemessene, ganz sachliche Art ihn doch irgendwie beruhigte, in all dem Grausen ringsum, doch schon fiel wieder Jörgen ein, in dessen Worte sich

immer ein gleichsam unwillkürlicher Hohn einmischte: »Und Kepler war der spitzbübische Pförtner, mit ihr im Bund! Mit eigenen Augen hab' ich zugeschaut, wie er galant das Seil hielt, an dem unsere Schwester sich für ihre Buhlschaft herunterließ. Eine deliziöse Szene, fürwahr! So lohnt Euch der treue Schüler die Lektionen.«

»Ist das wahr?« rief Tycho, auch jetzt nur dem älteren Sohne zugekehrt. Er zitterte am ganzen Leib.

»Allerdings. Elisabeth ist seit Wochen jede Nacht aus Keplers Zimmer hervor zu Tengnagel geschlichen. Und deshalb stehen wir hier, zur Rache an dem Verführer unserer Schwester.«

Tycho hatte die Herrschaft über sich verloren. Eben hatte er, im Saal, mit Anspannung aller Kräfte eine versöhnlichere Ansicht von diesem, ihm durchaus feindseligen Weltlauf gewinnen wollen, da warf schon eine allzu harte, allzu überraschende Probe alles über den Haufen. Vom Schmerze überwältigt kniete er nieder und rang die Hände, das unsichtbare Schicksal anrufend: »So soll mich diese eine Stunde gänzlich vernichten? Die Tochter geschändet! Die Söhne Mordbrenner und Galgenvögel! Und Kepler nicht meine gütige Zuchtrute, nein, mein wahrhaftiger Feind!« Er fühlte den Herzschlag aussetzen, den Tod herannahen. »Ob ich nur nicht fruchtlos gelebt habe. Ob ich nur nicht fruchtlos gelebt habe,« begann er angstvoll, wie eine letzte Litanei, vor sich hinzustammeln.

Da trat ein Soldat zu seinen Söhnen und meldete, die Tengnagelsche Mannschaft müsse schon Wasser zum Löschen außer dem Hause holen und werde daher leicht abzuschießen sein. Der Klang der fremden, rauhen Stimme weckte Tycho aus seinem Lallen. Er richtete sich wieder auf. »Das Feuern sofort einstellen!« brach er gegen seine Söhne los. »Sofort Eure hunnischen Rotten auseinanderschicken. Und daß mir der Waldbrand nicht um sich greife! Oder ich liefere Euch selbst als Landfriedensbrecher dem kaiserlichen Gericht!« Er winkte seine Knechte heran und wies auf Jörgen. »Binden! Diesen Hausdieb binden! Den Lakenhelden!«

Jörgen wich betroffen zurück. Aber Tycho selbst packte mit eisernem Griff seine Hände und band sie mit dem Ledergurt, den er von des Knaben Hüften abriß. »Es ist mein Ernst! Mein voller Ernst! Jetzt setzt ihn aufs Pferd und zurück mit ihm aufs Schloß. — Tyge, dein

Bruder ist mir Geisel dafür, daß die Nacht ruhig wird und daß du gleich mit Sonnenaufgang einen Unterhändler zu Tengnagel schickst. Er soll frei abziehen. Und deiner Horde zahlst du ihren Sold, worauf sie dorthin fährt, woher sie gekommen. Wohlverstanden!«

Eilig schwang er sich aufs Pferd und kehrte ins Schloß zurück, während die Knechte sein Geheiß vollzogen.

Alle Fenster des Schlosses waren hell beleuchtet, ein ungewohnter Anblick, der die Nacht zerriß. Tycho trat in den Hof. Kopfscheu rannte dort die Dienerschaft hin und her. Seine ehrfurchtheischende Gestalt gab ihnen den Mut zurück. Die heulenden Weiber verstummten vor seinem finsteren Antlitz. »Wo ist die Herrin?« fragte er. Man wies ihn zur großen Eingangshalle, die ebener Erde lag. Dort aber fand er seine Frau nicht, vielmehr bot sich ihm eine neue Überraschung: zehn oder fünfzehn verwundete Soldaten hatten sich hier auf Bänken und Stühlen gelagert, die ersten Opfer des wilden Schießens. Einige erhoben sich ungelenk, als er eintrat, andere stöhnten leise. Es waren furchtbare Gesellen, in mächtigen Lederkollern und Stulpstiefeln. Manche hatten noch die großen Hüte mit den bunten Hahnenfedern auf dem Kopf, die schwere Muskete und den Gabelstock in den krampfigen Fäusten, so wie man sie aus dem Gefecht gebracht hatte, saßen sie stumpfsinnig da, mit ihren schlecht verbundenen, noch bluttropfenden frischen Wunden zwischen den zahllosen alten braunen Narben. Alle trugen lange, bis auf die Schultern herabreichende Haare und der eine, der sich nun vor Tycho verneigte, dem Ansehen nach ein Hauptmann, hatte gar schon schneeweißes Haar, das freilich von Kot und Blutrinnsel befleckt, ungekämmt um sein trotziges Gesicht schlug, wie verblichenes Fahnentuch. — Beim Anblick dieser verwilderten alten Krieger stiegen Tycho die Tränen zu Kopf, gegen die er bisher gewaltig angekämpft hatte. »Grüß euch Gott, ihr alten Kriegsgurgeln!« brachte er ganz wild hervor und überwand eben noch knapp seine Rührung. »Hab' euch zwar nicht geladen, will euch jedennoch auch als ungebetene Gäst' wohl bequartiert und traktiert haben. Seid mir ja wie alte Kameraden, obwohl ich euch zum erstenmal hier sehe! Potz Bauch, auch ich bin ein grauer Kriegsmann, zerschunden und verlaust wie ihr. Die Hand, meine Freunde, gebt mir eure Hände.«

Und er ging von einem zum andern, besah kundig ihre Verbände und trug den Dienern auf, schnell für besseres Linnen zu sorgen. Den Zwerg Jeppe schickte er um Wein in den Keller. »Sollt tüchtig auf eure und meine Gesundheit saufen, ihr Herzensleute. Habt ohnehin nicht nach Gusto rauben, kujonieren und pracken gedurft, des soll der Wein euch getrösten.« — Die Landsknechte, die sich einer so guten Aufnahme nicht versehen hatten, jauchzten ihm zu. Aber der weiße Hauptmann, der frechste von allen, murrte schon: »Schickt uns einen besseren Küper, Herr de Brahe! Der Buckel da ist knauserig, wollt' uns nicht einmal die Schatzkammer zeigen...«

»Für Räuber habe ich einen Galgen unten im Dorf, mein Kamerad,« lachte Tycho und schlug ihn derb auf die Schultern. »Wer aber mein Gast sein will, dem soll es an nichts fehlen. Merkt es euch, meine braven Trojaner!« —

Aus dem Nebenzimmer drang Christines Jammergeschrei. Tycho riß die Türe auf. Da stürzte seine Frau ihm zu Füßen. »Gnade, nur für sie, Schonung! Sie ist Mutter.«

»Was willst du?«

»Elisabeth trägt ein Kind von Tengnagel. O hätte ich dir es schon früher gesagt —«

»Das also war es.« Tycho schlug sich die flache Hand vor den Kopf. »O, daß ich so blind gewesen bin! Daß ich eure Reden nie verstanden habe.«

»Ich wollte es allein zwingen und zum guten Ende führen,« weinte die unglückliche Frau. »Aber heute haben die unseligen Buben alles zunichte gemacht.«

»Die Erde schüttelt mich ab,« murrte Tycho dumpf. Gleich darauf aber brach er mit gellenden Schreien los: »Elisabeth? wo ist sie? Führt mich zu ihr!... Nein, nein, laßt mich. Ich will allein sein.«

»Was wirst du tun, Tyge? Du willst sie töten!«

Er hatte eine Weile daran vergessen, daß seine Frau vor ihm auf den Knien lag, hatte sich schon ganz allein gefühlt, irgendwo weit weg von dieser törichten gemeinen Welt. Nun schrak er auf und hob, in einer starken Wallung von Scham und Mitleid, Christine auf. »Laß mich nur allein, laß mich all dies bedenken. Es ist zu viel auf einmal. Laß mich nur!« Er machte sich aus ihren angstvoll

klammernden Händen los. »Brauchst dich nicht zu fürchten! Auch Elisabeth soll sich nicht vor mir fürchten... Ich bin zu alt... Laß mich. Wer fürchtet sich denn noch überhaupt vor mir! Jeder darf mich anspeien!« Seine Stimme, die hatte trösten wollen, begann schauerlich zu drohen... »Wenn ich sie töte, so wird es wenigstens anständig und väterlich geschehen. Ihr aber tötet mich und speit mich noch dazu an.« In der Türe drehte er sich nochmals um, sein Gesicht mit den blutunterlaufenen Augen, dem wirren Bart verzog sich zu einer Fratze, während er in die Hände klatschte und mit grausig reiner, fast lustiger Stimme rief: »Und Jeppe soll mir Wein bringen, unsern besten Wein!«

Langsam, wie unter einer Last, schleppte er sich die Treppe hinauf in die Kammer, in der er die traurigen Tage seiner Krankheit verbracht hatte. Da man vorhin das Bett fortgeschafft hatte, war sie noch geräumiger und kahler als sonst. Nur ein roher Tisch mit einigen Stühlen stand in der Ecke. Kraftlos ließ sich Tycho niedergleiten. Den Verfall seiner Familie als eine letzte Zusammenfassung aller Mißerfolge fühlend, verhüllte er das Haupt und wiederholte leise, gedankenlos seinen neuen Spruch: »Ob ich nur nicht vergebens gelebt habe.«

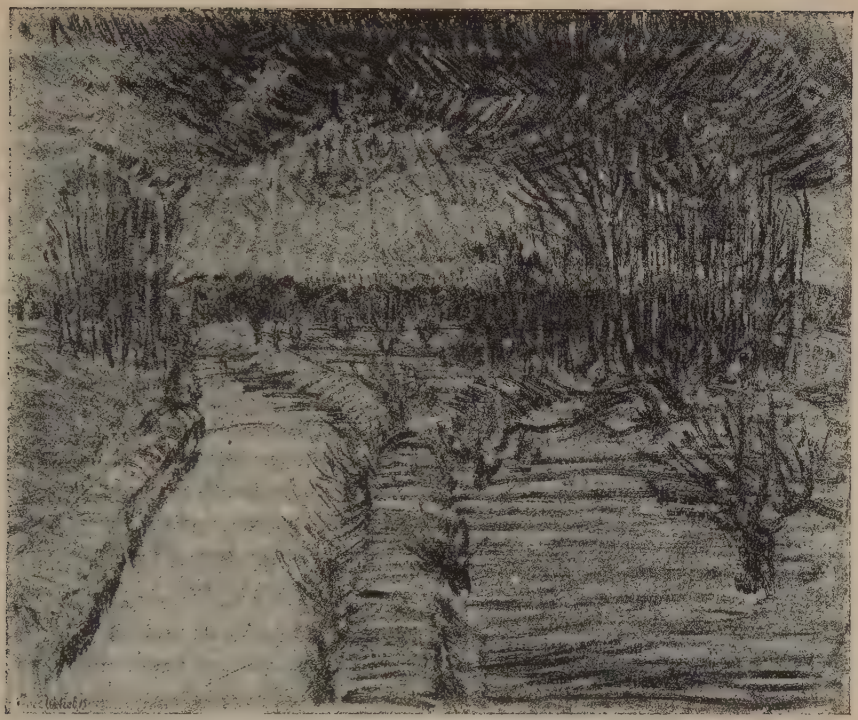
Nach einer Weile trippelte Jeppe mit Kanne und Glas herein. Durstig griff Tycho nach dem Wein und leerte in großen Schlücken das Glas, so oft der Zwerg einschenkte. Die Wärme, die in seine Wangen stieg, vermischte sich mit der Schamröte, die ihn beim Anblick seiner knieenden Frau überzogen und nicht mehr verlassen hatte. Denn Scham, brühende Scham stand im Mittelpunkt seines Schmerzes. Wie ist es nur möglich, daß solche Dinge in der Welt geschehen, fragte er sich immer wieder. Welch eine Schmach, mitten in so greulichen Ereignissen zu leben, die man nicht abwenden kann! Und dabei dachte er nicht mehr nur an sich, den das frische Unglück unvermutet getroffen hatte, auch im Namen seiner Frau schämte er sich, die schon so lange hilflos in diesen Scheusäligkeiten sich abmühte und vor allem beklagte er Elisabeth selbst. Was mußte geschehen sein, ehe dieses gütige muntere Geschöpf, dessen Nähe ihm immer wie etwas Friedenbringendes erschienen war, den guten Weg so gründlich verlassen konnte. Er suchte sich das vorzustellen: Elisa-

beth, in der Nacht betrügerisch, umherhuschend, ehrlos in die Arme eines Verführers laufend, eine Metze, geschändet, verraten — und ebendieselbe Elisabeth, wie er sie bisher sonst immer gesehen hatte, ein rosiges, liebes Mädchen, wißbegierig, teilnahmsvoll, sogar in der Wissenschaft bewandert, gelehrt wie Sophie Brahe, Tychos begabte Schwester, der sie so gern nachzueifern erklärte. Diese beiden Bilder konnte Tycho nicht vereinen. Und andere Bilder drängten sich herzu. Er sah seine Lieblingstochter als kleines Kind, hörte ihre ersten, vor Anstrengung beinahe trotzigen Sprechlaute, er erinnerte sich, wie er Abends oft an ihrem vergitterten Bettchen gestanden war und ihren glückseligen Schlaf bewundert hatte. O wie lange mochte sie nicht mehr so ruhig geschlafen haben! Wer kümmerte sich nun darum! Damals, in ihrer Kindheit, hatte man wohl jeden ihrer Atemzüge gezählt, jedes geringe Schmerzchen, jeden Husten sofort geheilt. Jetzt aber ging ebenderselbe Mensch, die Frucht langer, sorgfältiger Erziehung, zu Grunde, wie eine räudige Katze. Dies also, die heutige Nacht, war der Sinn von Elisabeths Leben, hier sollte es gipfeln, wenn sie unter seiner Hand verblutete. Welche glorwürdige Ordnung der Dinge! O wie gemein das war, Vergehen und Strafe, Sünderin und Rächer, beides so gemein! Je inniger er das erfaßte, desto mehr schämte er sich wieder, als sei er selbst irgendwie mitschuldig an diesem Treiben und Weltlauf. Ein ganz neues Gefühl überkam ihn in all dem Elend, aus seiner Schamröte hervor bildete sich eine rätselhafte Demut, die sein stolzes Herz bisher nicht gekannt hatte. Ja, Tycho fühlte eine tiefe Reue, ohne eigentlich zu wissen, worin er gesündigt haben sollte. Aber das Bewußtsein der Schuld war trotzdem da und wuchs, die Ahnung der eigenen Unzulänglichkeit und niedrigen Gesinnung, wie sie ihn beim Anblick der wüsten Brandstätte nur traumhaft gestreift hatte, ergriff ihn bald so stark, daß er in irgendeiner unklaren Weise zu verstehen glaubte, warum ihn, gerade ihn und sein Haus das Übermaß des Elends hatte treffen müssen. Und nun, da er diese merkwürdige, kaum faßbare Verknüpfung einsah, empfand er doch etwas wie Beruhigung, eine Stille, die freilich nichts Angenehmes und Sanftes hatte, wohl aber die Festigkeit eines guten, endgültigen Entschlusses. Es war ihm deutlich geworden, daß er dieses ganze Elend austilgen müsse, sich

und sein Haus, um Ruhe zu schaffen. Wie es ihm schon mehrmals vorgeschwebt war: Feuer wollte er anlegen, an vier Enden das Schloß anzünden und nicht nur Elisabeth sollte in der Flamme untergehen, auch der alte, ohnmächtige, verzweifelnde Tycho und alle, alle mit ihm...

Als er nach langer Zeit aufsah, stand Elisabeth vor ihm, weinend, aber die Zähne in die Lippen verbissen, lautlos, wie sie hereingekommen war. Tycho wollte in der ersten Regung auffahren, dann aber behielt er die Hand vor den Augen und betrachtete seine Tochter, ohne daß sie es bemerkte. Er schämte sich. Es war ihm, als sehe er sie zum erstenmal. Und wie er diesen Körper vor sich aufragen fand, groß und frei, den er gezeugt, der sich aber längst vom ihm losgesagt hatte, da packte ihn eine plötzliche Angst. Scheu ließ er die Hand sinken und sah ihr gebrochen, ratlos ins Gesicht. Nun schrak auch sie zusammen und sagte mit einer ganz hohen, leisen Stimme, die wie ein dünner Faden leicht zu zerreißen drohte: »Vater, — ich weiß nicht mehr, was ich tun soll.«

(Schluß folgt.)



GLOSSEN

Brief an einen Toten
von Annette Kolb.

Wie schwer fällt heute ein Wort, zu leicht entschlüpft, auf uns zurück! In einer Zeit, in der um ein Für und Wider Städte in Brand aufgehen, hat sich jede Art von Leichtsinn verwirkt. Um eines Wortes willen verbringe ich gefolterte Nächte, und merkwürdige Ernüchterungen stellen sich ein, du weißt . . . und mein Herz ist selbst die unbeirrbare, die eifersüchtige und immer schwankende Wage.

Wie neulich: ich hatte mich für den Abend angezogen und Kerzen vor dem Spiegel angesteckt, als sei nichts geschehen: Die Frau, zu der ich dann fuhr, hatte ihren Tisch mit Tulpen geschmückt, und es war wie früher, und als hätten wir vergessen.

Aber später, vorm Kamine, im mattbeleuchteten, schattenlosen Raume kamen wir umso leidenschaftlicher auf den Krieg zurück, als wir zuvor nicht von ihm gesprochen hatten. Und einer von den Herren, ein Chirurg und Sammler, einer jener kontemplativen Süddeutschen, die unüberwindliche romanische Sympathien hegen, äußerte sich da voll Ingrimm über die neue Manier der Franzosen, uns wider jede bessere Einsicht Barbaren zu nennen, nach allem, was gerade wir auf allen geistigen Gebieten leisteten. Konnte das ihr Ernst sein? was ging da nur in ihnen vor? und sich plötzlich an mich wendend: Ob ich das wüßte? fragte er.

Nun hatte ich mir aber fest vorgenommen nur zuzuhören, wenn solche Themen zur Sprache kommen sollten, denn meine Gesinnung lasse ich mir nicht verdächtigen, es ist aber heute so leicht, mißverstanden zu werden, wenn man nicht ganz genau dasselbe sagt und meint, was der andere sagt und meint. Es lag jedoch im Unterton seiner Frage eine so naive und rührende Besorgtheit, daß ich, meines Vorsatzes vergessend, emporschnellte und ausrief: »Ja, ich weiß es genau!«

Und ob ich es weiß!

Jene überragenden geistigen Leistungen sind es ja gerade, welche zuerst das Mißverständnis verschuldeten. Wie bei einem sehr selbstwußten Menschen, mag er noch so schüchterne Seiten an sich haben, niemals Schüchternheit als der Grund für seine Handlungsweise angenommen wird, so hatte der anerkannt gedankenvolle Deutsche keinen Kredit auf seine Ungeschicktheit. Kein Wunder! denn am Tage, an dem Deutschland mächtig geworden war, und er in Szene trat, an diesem späten Tag zeigte er sich schon so vielfach ausgereift und von so wundervoller, ja scheinbar unbegrenzter Fülle der Gesichtspunkte, daß man sich von dem Neuling irgendwie überflügelt sah und er allsogleich, zu allererst von den Franzosen, sehr ernst genommen wurde. Nachträglich wird ja jetzt sattsam hervorgehoben, daß er des politischen Instinkts ermangle. Es ist kein Kunststück mehr, es zu entdecken! — a priori aber wurde bei Leuten, die noch dazu unverweilt einen Bismarck auszuspielen hatten, auf alles andere eher geraten, und man dachte, dieser Mangel, der vom kleinsten und persönlichen ins allgemeinste und kollossalische ging, müßte unbedingt etwas anderes sein, als was er ist, nämlich die Achillesferse des Deutschen, und das Geheimnis seiner sonst so unverdienten Unbeliebtheit. Als er der Sieger wurde, hätte er sich vor allen Territorien ein paar Qualitäten, die der Besiegte vor ihm voraus hatte, aneignen sollen, um seinem Triumph die dauernde Weihe und Unanfechtbarkeit zu geben. Es wären da solche Dinge zu requirieren gewesen wie das Talent der entgegen kommenden Form, die Ziehharmonika der demi-mots und »l'Art de ne pas froisser«, eine Kunst, die wir verschmähten, weil wir sie nicht meisterten, die aber von größerem Werte für uns gewesen wäre, als alle Milliarden, denn sie hätte uns die Franzosen selber erworben. Was half alles Gold unseres Gefühls, da wir es für sie nicht zu münzen verstanden? So ergab sich das ewig selbe Spiel, daß der Deutsche ihrer Eigenliebe nicht schonte, und sie dafür mit häßlichem Gekreische sich seinen zu plumpen Griffen entwanden. So wurde er endlich »der Barbar«, nur weil er nie der Gescheitere war. . .

Aber der Arzt schüttelte den Kopf. »Das Mißverständnis liegt doch tiefer,« meinte er. »Ich bin auf wissenschaftlichen Kongressen des öfteren mit Franzosen zusammengekommen: sie haben eine geniale Art, die Dinge mit Elan aufzugreifen, aber wo es ein wirkliches Einfühlen gilt, nein, da lassen sie aus.«

»Einfühlung?« rief ich, »nachdem man sich seit 4 Jahrzehnten zum beiderseitigen Nachteil systematisch entfremdet hat? Und doch brannte man drüben insgeheim auf diese Einfühlung. Wir hätten es merken sollen: für die Potenz des deutschen Geistes war man von einer hin und wieder deutlich hervorbrechenden Liebe, ja Verliebtheit beseelt, die endlich in eine ungeheure und ungeheuerliche Enttäuschung umschlug. Wie mag das werden, wenn wir uns in der Folge noch mehr gegen einander ab-

schließen — sind wir doch schon hier wie dort vielfach über alle Begriffe langweilig geworden: die Franzosen so anemisch, wir so verknöchert! Selbst unsere Musik ist eine Hagestolzmusik geworden. Selbst unsere heutigen Meister schwelgen im schon Erworbenen, neue Quellen flossen ihnen nicht! Wir verarmten, wir alterten beide.«

»Sie hat recht,« sagte Einer.

Aber die anderen fielen unverzüglich über die deutschen Diplomaten her. Das war mir jedoch zu billig. Jetzt, da die Diplomatie mitten im Konkurse steht, scheint es mir auch nicht der Moment, mit ihr ins Gericht zu gehen. Gewisse verruchte Diplomaten haben auf einen Krieg hingearbeitet, den ungeschickte Diplomaten von unserer Seite nicht zu verhindern wußten. So haben wir mit den unseren noch die bessere Geste weg, und die Diplomatien wären bis auf weiteres quitt. So lange es ein Deutschland gibt, so lange wird es auch stets eine Auslese staatsmännischer, so gut wie anderer Talente hervorbringen. Nur haben diese eine Not, sich bei uns durchzusetzen, welche aufs engste mit den Fehlern unserer Tugenden zusammenhängt. Sie werden bei uns so lange untergeordnet ‹was gewiß sehr disziplinarisch ist› bis nur die Allertüchtigsten unter diesen Tüchtigsten, am Tage, an dem sie endlich durchdringen, ihre Spannkraft noch nicht verloren haben.

Ach, ich sage dir: es überkam mich ein so ödes Gefühl während ich sprach, weil doch die Anzeichen fehlen, daß wir die richtige Lehre aus der furchtbaren Prüfung dieses Krieges ziehen: nicht bei jenen Deutschen sicherlich, welche als ein selbstbewußtes und auf seine Rechte eifersüchtiges Volk aus dem heldenhaft bestandenen Kampf zurückkommen werden, wohl aber bei den zu Hause Gebliebenen, die sich vielfach eine merkwürdige Begriffsverwirrung und die krassesten Fehlschlüsse gestatten. So hegten sie noch vorgestern für die Person eines Botschafters gemeinhin eine komisch-naive Ehrfürchtigkeit, und wer sich abfällige Meinungen über die Fähigkeiten eines so hochgestellten Herrn gestattete, der wurde als ein ganz unverschämter Niemand zurechtgewiesen.

Weil man indes erleben mußte, daß die Posten von Paris und Petersburg, was das Resultat anging, ebensogut vom Dornröschen hätten besetzt sein können, so möchten sie jetzt am liebsten das Amt eines Botschafters mit dem Botschafter, das Kind mit dem Bade ausschütten. Man sollte es für eine Albernheit halten, gewisse umlaufende Äußerungen aufzugreifen, welche darin gipfeln, unsere Diplomaten würden bei den Friedensverhandlungen überhaupt nicht mitzureden haben. Es sprechen aber so nicht nur ein paar Geheimräte von der Sorte, welche schon Bismarck als hoffnungslos bezeichnete, ein paar Exzellenzen und ihre würdigen Damen, sondern eine ganze all-weise Partei.

In einem solchen, in sich gefestigten, mit der inneren Verwaltung des Reiches aufs engste zusammenhängenden Kreis wohnte ich kürzlich einen großen Gekicher bei, als ein junger Mann, auf Befragen, was er zu werden gedenke, erwiderte: »Diplomat«. Indem man ihm so von vornherein zur Operettenfigur stempelte, glaubte man das Problem spielend gelöst zu haben. Auf solche Weise bescheiden sich aber viele, sehr namhafte Personen, viel zu unschuldsvoll in Dingen der äußeren Politik, um auf die Abwehr gewisser, sehr gefahrvoller Mißstände bedacht zu sein, so daß die den Schein des Rechtes für sich haben, welche behaupten, es seien keine Geschäfte mit uns zu machen. Aber wenn sie die Kraft finden, die Entsetzlichkeit des Krieges über

seine welthistorische Bedeutung zu vernachlässigen, muß man von diesen rigorosen Geistern nicht verlangen, daß sie auch imstande seien, die Bürden, die Strapazen und Forderungen von Energie zu begreifen, welche der Frieden auferlegt? Und wenn sie auf die ewige Wiederkehr des Krieges schwören und alles in sich auf ihn vorbereiten, müssen sie sich dann nicht auf die welthistorischen Rechte des Friedens gleichermaßen erziehen, selbst wenn diese Erziehung nur die Bescheidenheit bedeutete, die im Verhandeln und sich Verständigen liegt?

Ach! ich rede zu dir, als ob ich die Lebenden nur anrufen könnte, indem ich sie verlasse. Zuerst glaubte ich, daß ich hinüberriefe in dein Reich, und nun rufe ich doch nur in das Leben zurück.

Aber von diesen Dingen spreche ich zu dir ein anderes Mal, heute will ich dir sagen, wie es gekommen ist, daß ich seit jenem Abend nur mehr an dich allein, du Abgeschiedener, meine Worte richten darf, nur dich allein mehr habe, du Entschwundener.

Als wir aufbrachen, war die Nacht tief vorgerückt und die Kohlen im Kamin waren zusammengesunken. Der Arzt begleitete mich nach Hause. Zwar hatte ich einen weiten Weg, aber es litt mich in keinem Wagen, und so gingen wir zu Fuß. Die Luft roch schon nach Schnee. In ihrer Versunkenheit und Stille nahmen die Straßen kein Ende, und die Häuser hatten schon etwas von der Bedrücktheit ihrer Bewohner an sich, besonders die Fenster. Aber wenn auch unfroh, so standen sie doch ungefährdet, nirgends zerklüftet, nirgends zu rohen Trümmerhaufen zusammengestürzt. Ruhig und dumpf schlug die Stunde von den unbedrohten Türmen.

In jedem Feldbrief stand jetzt zu lesen, wie glücklich man sich schätzen müsse, den Krieg nicht im eigenen Lande zu haben, und wohl dem, hieß es unaufhörlich, wohl dem!, der ihn auf dem Boden des Feindes führen dürfe.

Aber ich glaube es schon. Ich vergegenwärtige es mir zu gut! Sie waren mir nur zu lebhaft vor Augen, die Verwüstungen. Mein Blut, in dem Strudel der Dinge mitgerissen, trug ja in sich das Wissen um die Erbitterung derjenigen, welche die sonst so unverletzliche vaterländische Scholle plötzlich von fremden Menschenmassen übertreten, beherrscht und aufgerissen sahen. Es war ja meine Not, daß meine Phantasie da zu heftig sah.

Ach, ich sage dir, es war die Nacht und ihre Einsamkeit, es war die Stille! Gewiß, es war die Ferne, und sie trug die Schuld, daß mir da nur die liebenswürdigen und nur die schönen und nur die edlen Eigenschaften des verwandten Volkes vorschwebten, so daß ich zu ihm, hingerissen, mit ihm mich über die Verheerungen erbitterte, die es auf seinem Boden erduldete. Und meine Liebe zu ihm beteuernd, schrie ich triumphierend in die Nacht hinaus: Paris gehöre den Franzosen, und auch andere Völker hätten ihre Genien.

Aber das Geständnis meines Zwiespaltes hatte keine befreiende, sondern nur eine noch entnervendere Wirkung auf mein Inneres zur Folge, und in der Einsamkeit meiner vier Wände zurückgekehrt, glaubte ich, von dem Ansturm zu verschiedener Empfindungen durchwühlt, nicht mehr, daß der Schlag eines einzigen Herzens ihnen standhalten könne. Und ich fing im Finsteren zu ächzen und laut zu reden an und teilte mir selber angelegentlich die Dinge, die ich dachte, mit, als wüßte ich sie noch nicht, als sei, von mir losgelöst, noch Einer, ein Schatten da, der die Einsam-

keit des Zimmers noch verschärfte, ein listiges Etwas, das sich seltsam hier angezogen fühlte und neugierig zusah, wie hier ein Lebendiger, seiner eigenen Identität entsetzt, gleich ihm kein Selbst, nur eine abgetrennte Halbheit hatte und, wie von sich selber weggerückt, menschenunwürdig in einer Ecke kauerte. Denn so entrangen sich mir jetzt in abgerissenen Sätzen Klagen, Flüche, Verwünschungen und Selbstbeschuldigungen. Denn trug nicht jeder irgendwie schuld an dem, was sich so widersinnig ereignete, da er es noch erlebte?

Zwar meldete sich die Vernunft inmitten des Zusammenbruches, und sie verdammte dies Aufgebot von Leidenschaft. War ich dasselbe Wesen, das stets so überschwänglich Deutschlands geistigen Himmel pries? Es war mein Minnesang gewesen! Und konnte ich leugnen, daß ich mit derselben Heftigkeit wie vorhin in den Pariser Straßen ausgerufen hatte: ohne das Deutschtum stürtze die Welt zusammen? Und jetzt, in der Stunde seiner schwärzesten Bedrängnis und seiner größten Heroismen, wollten die Saiten meiner Leier zerspringen? Trieb ich nur Humbug mit den heiligsten Gefühlen? Doch was sie auch sprach und diktierte, wurde von dem Widerwillen überboten, der mir plötzlich den Turnus des Lebens selbst zum Ekel werden ließ. Dem an die Dunkelheit gewöhnten Auge schienen jetzt, hoch aufgerichtet, die Kissen zu Häupten des Bettes. Aber der Schlaf war nur ein schlechtes und verseuchtes Palliativ geworden, und die Bande rissen beim Erwachen nur um so schlimmer von unserem wunden Bewußtsein los. Frierend, den Mantel zusammengeschlagen, rührte ich mich nicht.

Und wie aufgehaltenes, zum Stocken gebrachtes Blut, das seinen Lauf erzwang, so quollen da jetzt mit der Schwere des Blutes stoßweise jene Tränen hervor, die so anders sind, als die um unser persönliches Leid, sie, die einem Frühlingsschauer gleich das Herz erleichtern. Was sind wir Einzelne? Was unser Kummer? Ist nicht selbst unser bißchen Liebesnot noch Glück? Jene anderen Tränen aber, welche stoßweise und mit der Schwere des Blutes hervorbrechen, weil sie mit dem Todesschweiß unzähliger Jünglinge gespensterhaft verklebt sind wie mit der versteckten Qual ganzer Generationen von Frauen und den schon steigenden Schatten ihrer Schwermut! Wer sie erfuhr, ja, wer immer sich heute von der Strömung nicht einfach überfluten ließ, der Frevler, der sich umsah nach der Gemorrha unserer Zeit, der muß zugleich versteinern wie die Frau des Lot.

So kam ein neuer Tag. So dämmerte ein nüchterner und winterlicher Morgen. Wieder ließ mich die Vernunft hart an und verabscheute mein gestriges Verhalten. Zwei Zungen hingen mir ja nicht an, um die zwei Dinge, um die es sich handelte, zugleich zu sagen. So war Lüge, was immer ich sprach.

Ich kann dir die Öde jenes Morgens nicht schildern. Draußen hingen Fahnen übernächtig und durchnäßt von den Dächern herab ob irgendeines Sieges. Da entglitt mir die Treue wieder, die mich doch beseelte, und über das Gefühl für das Nächstliegende gebot ich nicht. Nichts von Vernunft mehr! Nur die fürchterliche Schwüle irrsinnigen Wissens. Es war die Hölle. Ich riß das Fenster auf. Das harte Pflaster der Straße ward da zur einzigen Lockung.

Warum ist es dein Bild gewesen, das mich da umgab und aus dem umdunkelten Zimmer bis hart an meine Kniee hinrückte? Ein Ansturm klingender Sphären,

ein erhobener Stab, und der beschwingte Schatten deiner Hände über eine bessere Welt. Dies alles umflatterte mich wie Himmelsvögel und entschwand. Es blieb der eiserne Vorhang trauernd herabgelassen vor dem Imperium unseres Gedankens und unserer Musik, ihm, dem wir mit so fanatischer Liebe anhängen. Aber nur dich allein, dem in der Fülle des Lichts jenseits des eisernen Vorhanges Gebliebenen, ich durfte nur dich und nicht die Menschen, die mit mir leben, zu Vertrauten dessen machen, was ich heute dachte. Es war nicht billig. Ich mußte die eigenen Rückschläge scheuen. Und es ging nicht an, ihnen gegenüber meine Worte immer wieder zurückzunehmen und dann das Wiederrufene neu zu ergänzen oder wieder festzuhalten.

Der neue Papst.

Wenn dieser neue Papst die Stimme der Freundschaft zwischen den Menschen, die wir aus seinem Munde gehört haben, fort ertönen ließe, und zwischen den Menschen Nachsicht und erhöhende Liebe forderte, wie bisher, so könnte er es sein, der in diesem Kriege der Sieger bliebe. Je mehr sich die ungeheure Überlegenheit des christlichen Gedankens über jede irdische Entzweiung erwiese, jemehr die Überzeugung jeden ergriffe, daß in Rom jemand sei, der alle liebe und die untereinander Feinde seien, Freunde zugleich würden durch die erbarmende Güte über sie, die aus Rom kommt, und der sich in diesem grausamen Moment niemand entschlagen kann, der sie fühlt, jemehr . . . jemehr, aber diese Leiter macht uns schon auf ihrer ersten Sprosse schwindelnd.

Jedoch ist Grund zum Vertrauen, weil das erste Edikt, dieses sternenweisen Papstes seine eigene Reinheit dargetan hat. Er empfahl den rühmlichen Bekämpfern des Modernismus die unerschütterliche Anhänglichkeit an die Gebote christlicher Liebesnähe und er empfahl ihnen die wichtige Arbeit, welche den grimmigsten Angriff auf den anderen immer wieder ins eigene Herz zurückführt, die Arbeit gegen den eigenen Hochmut, die Verdammungswut und Selbstsicherheit der Rechthabenden. Dieses Edikt warf die klügelnde Teilung der Kirche in die einigende Schwachheit der Herzen zurück, es war das christlichste Wort, in diesem Streite von Christen.

Jetzt hat nach glaublichen Berichten dieser Papst den englischen Gesandten ad interim Howard mit der Schweigen gebietenden Güte empfangen, die denen eigentümlich ist, welche nicht gewohnt sind und sich entrücken, Partei zu nehmen. Ist dieser Papst uns vielleicht günstig gesinnt? Interessante Frage. Aber läge nicht darin eine große Erquickung, wenn er nicht fragte? Daß es eine Stelle auf der Welt gibt, die nicht fragt? Wäre das nicht ein Trost? Eine Stelle, die die Schmerzen sieht, ohne sich in ihre Ursachen zu verlieren, und die welthistorische Betrachtung umkehrt, indem sie die Ursachen für vergänglich hält, aber den choc der Kreatur, den Leidensabgrund der gegenwärtigen Menschheit als Befehl einer erneuerten und tieferfassenden Liebe erkennte? Läge darin nicht ein ungeheurer Trost, eine Stelle wahrhaften Unverstehens zu wissen, um der ungeteilten Liebe willen, ein Trost für alle Kriegsbefangenen ohne Unterschied, ein Trost für den einfachen, einfach patriotischen Soldaten und für den unerschrockenen Geist, welcher aus jedem Grund einen Kriegsgrund zu machen weiß. Wäre das nicht ein Trost, jemand, der die ganze Last unbefangener, unerklärter Liebe

aufbrächte, ein solcher Mensch — und sei es der Papst — wäre das nicht ein Trost?

Oder ist heute eine Schande, davon zu sprechen, daß es Trostbedürftige gibt? Oder ist die ursprüngliche Einsamkeit jedes menschlichen Herzens, welches Schmerz empfindet, nunmehr wegen der Zweckdienlichkeit und wegen des höheren Sinnes dieses Schmerzes zu einer allgemein öffentlichen Einrichtung und jedermanns Angelegenheit geworden, und jene von allen christlichen Jahrhunderten bestaunte, unbegreifliche und wirkende, doppelte Einsamkeit des liebevollen Trostes unnötig, oder Verrat?

In der Tat, ist etwa auch da Verrat? Ist es Verrat, inmitten der Bewunderung für Helden sich dieser Bewunderung für einen Augenblick zu entschlagen, jedoch durch die Menge aller Schmerzen die Fülle der Brüderlichkeit zu den Helden erhöht zu fühlen und die Pein ohne Uniform zu erblicken? Hat nicht im Christentum von je die versammelnde Versuchung gelegen, die Welt, wie immer sie dasteht, hinzunehmen, um sie nur lieben zu dürfen? Ist die Stärke dieser Versuchung nicht verzeihlich in einem Augenblick, in dem wir die höchsten Güter dieser Welt und leider uns in ihnen, unzweifelbar verehren? Klingt es nicht möglich, soll man davor schaudern, daß die christliche Liebe unter dem gegenwärtigen Leiden ihre vergessene Aktivität wiedergewönne und so erkennten wir sie wieder und das müßte genug sein, um nicht im mindesten darüber zu denken, ob wir sie anerkennen, ob, und wo und wie und um wessentwillen, sondern um Rom zu hören, bloß weil Rom sich vielleicht anschicken könnte zu sprechen, wie 2000 Jahre früher, bloß deshalb.

*

Der Bischof von Speyer, Dr. von Faulhaber, hielt im Kindlkeller zu München einen Vortrag: »Das Schwert auf der Wage des Evangeliums«. Bei dieser Gelegenheit habe ich gehört, daß die Lebensbehauptung das oberste Gesetz der erschaffenen Welt ist, und daß es Vorschriften des Testamentes gibt, welche für Privatpersonen nur, und Vorschriften des Testamentes, welche für den Staat nur gelten. Dennoch sollen wir es nicht machen, wie die kleine Elise, welche, gegen Schluß des Vortrages, betete: »Lieber Gott, ich muß meinen Tischspruch unterbrechen, denn das Karlchen muß einen Klaps bekommen«. Andererseits wieder hörte das Publikum eine Menge ausgezeichneter Begriffsunterscheidungen, bester Schule, und ging froh und zufrieden auseinander. Aber ich vergaß zu sagen, Se. Eminenz billigt den in bestimmter Weise beschaffenen Krieg, ich vergaß es zu sagen, weil ich das für selbstverständlich hielt schon als ich hinging, und Sr. Eminenz hatte Mut, indem sie dem Bibelspruch vom Schlag auf die rechte und dem erneueten auf die linke Backe fest ins Gesicht sah und ähnlichen Schlägen sonst. Sie zuckte nicht mit der Wimper vor diesen Streichen und überwandt sie durch Festigkeit und Bestimmtheit und ohne jedes Anzeichen von Unsicherheit oder Ausbiegen. Diese Anzeichen fehlten, der Erfolg war vollkommen. Bewunderungswürdige Selbstzucht.

Ich sah überhaupt noch nie in Deutschland einen so disziplinierten, selbstabsehenden, genauen Redner und bewundere gründlich eine Erziehung, durch andere und sich, welche Verstand und Willen in ein so richtiges Verhältnis zu bringen vermochte, wie bei diesem Mann. Jede Reibung ist in diesem Charakter ausgeschlossen, so durchgewalkt ist er. Man darf sich nicht

über seine Kälte wundern, eben Reibung fehlt ganz und gar und sie nur erzeugt das Warme. Wir vergessen diese Charaktere und ihre Geschichte und ihre Wirkung. Unsere zu schnell sich schließende Erziehung! Kümmern wir uns um diese katholischen Männer. Sie besitzen die Hälfte Deutschlands. Es bedarf dort wahrer Entdeckungsreisen. Beschwerlich, oft langweilig, aber das Ganze angesehen, immer interessant.

Se. Eminenz möge aber eines tun, um das wir sie bitten. Sie möge ihren Vortrag erscheinen lassen. Se. Eminenz ist sich des Beifalls der gewählten sechstausend im Kindlkeller sicher gewesen und hat nicht so ausgesehen, als ob ihr der große Beifall mehr sei als natürlich. Se. Eminenz sollte den Vortrag allen zugänglich machen, diesen sicher mühseligen Vortrag. Er wäre für alle nützlich, und der Erfolg für Se. Eminenz erträglicher und interessanter jedenfalls als der im Kindlkeller und weniger in obscuro.

*

Das Domkapitel in Cöln hat eine Richtung, die an das Collegium Germanicum anschließt, und diese Richtung gerade hält den Moment für gekommen, die barmherzigen Lehren Christi mehr denn jemals in den Mittelpunkt der Erbauung und Erweckung zu stellen, ohne Umschweife, und die Kirche in ihnen sprechen zu lassen, wie sonst die Lehren Christi in der Kirche.

Christian Undt.

Kleine Ratschläge.

Daß der persönliche Geschmack des Zensors Dinge wie »Unsere Feldgrauen« oder »Kamerad Männe« genau so ekelhaft findet wie wir, ist unzweifelhaft. Aber er sagt, er »trage der Zeitstimmung Rechnung«, indem er derlei erlaube und anderes, wie Sternheims »Snob« oder Klinger-Sternheims »Leidendes Weib« verbiete. Wenn der Zensor schon den Geschmack des Volkes — das nicht die Spießer sind — mißkennt und meint, dem Volke — das nicht die Spießer sind — gefielen »Unsere Feldgrauen«, so irrt er sich im Geschmack des Volkes, weil er es eben nicht kennt. Aber als gebildeter Mann kennt er doch seinesgleichen, die Gebildeten, und weiß genau, daß die dieses Possenzeug genau so blöde finden wie er, und daß die Kunst immer Kunst bleibt, wie auch immer die Zeitstimmung sei. Denn der Künstler hat von Gott das Glück, immer etwas zu sagen zu haben. Jene erlaubten Possen sind allesamt geschäftliche Spekulation auf Gefühle, die hier elend mißbraucht, veralbert und verroht werden — und das unter dem Schutz der Zensur, die das erlaubt, aber verbietet, was wir gespielt sehen möchten, und was der Zensor auch lieber sehen möchte, denn wir sind überzeugt, daß ihm acht Tage lang übel ist, wenn er von Amts wegen »Unsere Feldgrauen« ansehen mußte. Warum mißversteht der Zensor sich und alles? Warum ist er in seinem schönen Amte nicht der geschmackvolle, feine, gebildete Mann, der er ist, und als den wir ihn schätzen? Warum läßt er statt seiner Person »Räsonen« walten, die zu so seltsamen Verboten und zu so merkwürdigen Erlaubnissen führen? Mein Patriotismus verwandelt sich im erlaubten »Kamerad Männe« in revolutionärste Anarchie und bei der Lektüre des verbotenen »Leidenden Weibes« freue ich mich, ein Deutscher zu sein, — welche Amtsräson ist es, die so Merkwürdiges fördert durch ihre Akte? Die Privatperson entschuldigt sich mit der Amtsperson, und diese nimmt sich in der Privatperson zurück. Aber ist ein Amt nicht gerade ein hohes, ein höchstes Mensch-

liches, weil es die Person und nichts als die Person verlangt? Entschlösse man sich doch einmal, die »Amtsräsonen« nachzuprüfen, wie viel würde die Menschheit gewinnen und wie glücklich wäre der Beamte!

*

Man strecke bis auf die Dünne von Kohlenfäden in Glühlampen alles Mehl, Fleisch, Eier und Schmalz, man erlaube sich die »schwersten Eingriffe in das Privateigentum«, wie eine Berliner Tageszeitung für die Handelsleute klagte, als man das »Privateigentum« Mehl konfiszierte, man konfisziere und strecke alles, alles, damit wir mit der Verdauung durchkommen, aber man lasse eines ungestreckt: das Papier. Je schneller sich das verbraucht, um so froher werden wir sein. Je früher diese Welle von Witzblättern, Reden, Ansichtskarten und Kriegsliedersammlungen sich am Papiermangel bricht, um so besser. Man strecke um Gotteswillen das Papier nicht! Wir gönnen allen kleinen Leuten, daß sie ihre große Zeit finden, an der sie sich in Witzen, Postkarten und Reden zur Größe aufregen. Wir neiden keiner dieser vielen blinden Hennen das Korn, das sie jetzt finden. Wir ertragen alle mit Geduld, die jetzt »umlernen« müssen, wie alle andern, die jetzt ihr Herz und ihre Hochgefühle entdecken — aber es ist furchtbar, daß sie alle davon durch den Druck Mitteilung machen. Die vorhandenen Papiermühlen werden nach dem Kriege nicht hinreichen, diese Berge von Makulatur wieder in weißen reinen Brei zurückzuverwandeln. Kluge Kapitalisten sollten neue Papiermühlen daraufhin gründen. Der Krieg schlägt viele Wunden, die schrecklichsten durch die Druckmaschine. Aber man verlängere das Übel nicht durch Streckung der Papiervorräte, man schlucke eine bittere Medizin auf einmal, und soll das Bein ab, dann rasch und nicht Monate lang! Es wird trotz Krieg eine Wohltat zu leben sein, wenn in vier Wochen der Papierpreis für die Witzbolde und Prediger unerschwinglich ist, kein Feldgrauer mehr auf der Ansichtskarte ein Dutzend Feinde wie Wanzen zwischen den Fingern zerdrückt, keine langbeinigen Engländer mehr auf Bilderbogen davonlaufen, keinerlei »Kunst im Kriege« mehr hergestellt wird. Man dehne alles, aber man dehne den Schmerz nicht, indem man das Papier »streckt«!

Medard Ottenhayn.

Nationale Kunst.

Das preußische Abgeordnetenhaus befürwortet eine neue Blüte der vaterländischen Kunst. Das ist ein bedenkliches Symptom. Gewiß: Deutschland befindet sich in einem offensiv sehr wirksamen, sehr verständlichen Rausch. Und der allgemeine »Burgfriede« wird ihn bis zum siegreichen Frieden konservieren. Aber in dem politisch indifferenten Bezirk der Kunst scheint es angemessen, die Luft von sensationellen Stimmungselementen zu entgiften. Zumal der Versuch, sie zu einer zeitgemäßen Kriegskunst zu verdichten, mit einem klaren Fiasko geendet hat. Der Deutsche bewältigt die geräuschvolle Vieltönigkeit der Kriegsdichtung nicht. Sein Gemüt erschöpft sich restlos in religiöser Kampflyrik: wie auf erzener Säule strahlt die »feste Burg« über die Zeiten, während die deutsche Nationalhymne ihre Melodie aus England erborgt hat und Alldeutschlands Bundeslied von Haydns Tönen lebt. Die vaterländische Kunst, zu der dieser Krieg beflügelt hat, konsolidiert die schlechtesten Instinkte der Deutschen: das papierne Schulpathos, die verschminkte Biedermän-

nerei und eine Blutrünstigkeit des Hasses, die kulturlosem Schreibtischfett entstammt. Das ist der allgemeine Anblick dieser Kriegslyrik, die zu dem Parterre herabsteigt, statt es in reinere Luftschichten hinaufzuheben. Mit peinlichem Erstaunen begegnet man der grau gewordenen Muse der Hauptmann und Dehmel, die plötzlich mit Bierwirten zu kokettieren beginnt und den Mann aus dem Volke markiert. Ganz zu schweigen von dem gypsernen Monumentalstil eines Lissauer, der hinter der Kulisse eines schnell aufrauschenden, vergänglichen Hasses einen kunstverlassenen Prosaismus, eine Unmusikalität und Gedankenleere verbirgt, die mit Drehorgeleffekten Marktgängigkeit ersehnt. Ersehnt und gewinnt. Das ist die Katastrophe, zu der jede offizielle Propaganda vaterländischer Kunst führt: die Schmierer mit der guten Gesinnung werden in den Vordergrund geschoben, während die weniger zeitgemäßen, innerlicheren Naturen lieber auf ihren Platz an der Sonne verzichten. Dieses Schicksal liegt unweigerlich in einer Ansicht des Vaterländischen beschlossen, die das Nationale nicht in einer Methode, in einer Form, sondern in einem Stoffgebiete sucht. Genau dieses ist das Denken der preußischen Volksvertreter, das durch die Warnung vor dem Fremdländischen in der deutschen Kunst sich nur noch eindrucksvoller verdeutlicht. Aber das Größte, das die Kunst eines Volkes erlebt, ist die schöpferische Hineinsenkung der vielfältigen Keime, die fremde Kulturgemeinschaften zu ihr ausströmen. Wer die Keime verdorren läßt, macht seine besten Kräfte unfruchtbar. In Deutschland gilt der grobe Eindruck des Stoffes allzuleicht als das Nationale: wer die Cheruskerschlacht in der Diktion Racines verarbeitet, wird vom Lorbeer des Nationalruhmes beschattet. Es dauert immer ein paar Jahrhunderte, bis maßgebende Kreise zu der Einsicht gekommen sind, daß das wirkliche schöpferische Deutschtum in einer Kreuzigung Matthias Grünewalds steckt und nicht in den Theaterarrangements Anton von Werners. Die neue vaterländische Kunst wird nicht im Geist, sondern im Stoff gesucht: und bald wird ein bemähnter Professor auf einen Sockel steigen, um den gräßlichen Aufruf an sein Volk zu erlassen, »daß die Künstler sich in den Goldborn der vaterländischen Geschichte versenken müssen.« So wird die vaterländische Kunst aussehen: obschon gerade diese Abschließung das Absterben der nationalen Eigenart bedeutet. Denn das Nationale verlangt zur Auswirkung seiner Besonderheit das Widerstrebendste, Heterogenste — das Allgemeine. Wer auch nur schwach vom historischen Sinn belebt wird, weiß, ein wie vielfältiges Gewebe die deutsche Kultur ist, ein Gewebe, das Hafis' Persien und Dostojewskys Rußland, Voltaires Frankreich und Byrons England verschmilzt. Jede neue Kulturzeit Deutschlands wird provoziert durch die völlige Einsaugung eines fremdnationalen Kulturelements: nur ein verschimmelter Teutone aus Klopstocks Bardieten wird das zu leugnen wagen. Die Blüte der deutschen Philosophie hat Anprall und Auflösung des Fremdartigen in das Einheitliche zu einem geschichtsphilosophischen Schema verdichtet: in Thesis, Antithesis und Synthesis vollendet sich Kampf und Verschwisterung der Kulturen. Man mache den Versuch, aus der Existenz Goethes, als eines exemplarischen Deutschen, die Zufuhr fremden Kulturguts wegzudenken: das Ergebnis wird die Verachtung einer Barbarei sein, die den Geist hinter Schloß und Riegel setzen will. Die offizielle Kunst in Deutschland war immer

zweiten Ranges: diese Einsicht wird auch durch die singuläre Erscheinung Menzels nicht getrübt. Jeder wahrhafte Deutsche mußte es sich gefallen lassen, als Griechling, als Welscher, als Anglomane den schlechten Instinkten der Masse ausgeliefert zu werden — die Beispiele wachsen unter der Hand hervor. Aber das ist, noch einmal, gerade die Größe der repräsentativen Deutschen, daß sie ihren Blutlauf mit fremden Nährstoffen gesättigt haben: und sie haben sich dessen gern als einer Pflicht gerühmt, die etwa in dem Dank Kants an Hume als rührende Dankbarkeit erscheint. Eigenwüchsig kann nur sein, was seinen Stoff in der Fülle der Welten hat, welthistorisch ragt über die Geschichte nur, wer die Welt in sein Blut schlang. Wer nie von enger Scholle kroch, verbrennt traurig in Goethes heiterem Spott von den Musen und Grazien in der Mark. Denn der Nationalgeist hat als unverrückbare Basis den Antrieb zur Freiheit: und Freiheit stirbt ab, wo sich in ihre unwirklichen Räume Schranken aus fremden Ebenen zu erstrecken versuchen. Wer, beamteten Rat folgend, eine Abschließung der deutschen Nation von fremden Kultureinflüssen ersehnt, proklamiert ihr Chinesentum: das kräftigste Volk des Ostens aber gewann seine tiefste Nationalbedeutung, als es sich ganz in europäische Kultur aufzulösen schien. Oder um das Beispiel in die offizielle Perspektive einzuordnen: als Deutschland am welschesten schien, wuchs aus Esprit und Médisance eine Gestalt wie Friedrich der Große empor, dessen wahrhaftes Deutschtum jedes Schulbuch verbrieft. Nie strahlte unser Volk heller von deutschem Geist, als seine besten Köpfe ganz hingegeben schienen an griechische Schönheit und Weisheit. Eine Nationalität des Geistes, die sich in strenger Abschließung verwirklicht, bedeutet eine freche Sünde an dem wahrhaften Geist der Nation, eine Sünde, der gegenüber nur wildester Völkerhaß blind sein kann. Wir leben in einem Kriege, der Deutschlands Existenz gefährdet, und vielleicht, vielleicht ist der Haß jetzt ein unentbehrlicher Antrieb zur militärischen Stoßkraft. Solche Hilfskonstruktionen fallen aber in sich zusammen, wenn der Friede das blutige Ereignis beendet. Dann gilt es, den Aufbau des Volkes zu befestigen: und nur im Strom lebendiger Wechselwirkung gestaltet sich das Nationale, wer aus dem Spiel der Kräfte die Gegenpositionen ausschaltet, macht einen Rechenfehler mit einem moralischen Effekt. Dieses Ergebnis ändert sich nicht, wenn es mit »heiligem Haß« begründet wird. Der Völkerhaß wirft vielmehr in Urschichten der Weltalter zurück, in blutige Geschichtsformationen ältester Völker. Oder, um es wiederum mit einem Wort eines exemplarischen Deutschen, mit einem Wort Goethes zu sagen: »Es ist mit dem Nationalhaß ein eigen Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet, und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet.« *Rudolf Kurtz.*

Der himmlische Riese.

Gewiß, man hat auch in unseren Kulturbreiten Lebewesen — auf Kontor- und Redaktionsstühlen, Klaviersesseln und Betbänken — die, in paradiesischer Unschuld erblühend, rosig angehaucht vom Morgenrot kommender Gründerepochen, allem verlockenden Erkenntnisgewächs eine gesund-

heitstrotzende, wahrhaft urtümlich anmutende Apathie entgegenbringen. Aber diese Unrührbarkeit ist rein monetarischen Ursprungs. Nehmt ihnen die Scheckbücher weg — und sie werden leidvoll Erkennende sein, wie alle übrigen vom Arbeits- und Gedankenfluch betroffenen Europäer! Der unverfälscht und in jeder Lebenslage paradiesische Mensch hat sich bis auf diesen Tag noch nicht allzuweit von der Menschheitswiege entfernt. Kiplings Dschungelmensch Mugli und Gobineaus anmutigherber Afghanentyp sind der Wiege noch nahe. Und — weit voran — der »himmlische Mensch« im Reiche der Mitte, dessen wohlausgewogenen, an jahrtausendalten Kulturflammen gehärteten Gleichmut die westländische Intellektuaille Quietismus schilt. ⟨Waren die Stoiker etwa Quietisten?⟩

Angleichung des Irdischen an das Himmlische will Laotse. Die Kultur der Vielgeschäftigkeit, der Geist der Atemlosigkeit haben in seiner Weltschöpfung keinen Raum. Die von Europa bestaunte Passivität des Chinesenvolks — das 1894 und 1900 dieses selbe Europa doch wiederum durch sein leidenschaftliches Temperament und, im Besonderen, einen zurückgeworfenen Britenadmiral durch seine Angriffswut verblüfft hat — ist im Grunde nichts weiter als überlegenes Herabsehen auf Eintagsfakten. Was wollen die fremden Mücken gegen die tiefwurzelnden magischen Kräfte des einzigen, des Universalreiches? Dessen Wesen von solch unheimlicher Dehnsamkeit ist, daß es republikanische, ja sogar kommunistische Kaiser als Staatsoberhäupter verträgt? ⟨Im 12. Jahrhundert n. Chr. regierte Kaiser Tschentsong auf Grund eines kommunistisch-umstürzlerischen Programms.⟩ Das sich für die Besetzung nördlicher Bergwerksdistrikte durch Japan rächen wird, indem es die japanischen Arbeiter durch Einbeziehung in die heimliche und darum umso mächtigere Organisation der chinesischen Volksgenossenschaft revolutioniert? Der japanische Unternehmer, der chinesischen Arbeitern seine Betriebsordnung aufzudrängen vermöchte, muß erst noch geboren werden. Die Forderungen des westländischen und westländisch beeinflußten industriellen Merkantilismus werden hier immer wieder an der chinesischen Mauer eines festgegründeten Kulturhorizonts zerschellen, in dessen Rahmen zwar — als singuläre Erscheinung — der geknechtete Mensch, nicht aber ein organisiertes System entmenschter Arbeitsnummern möglich ist. Der geschundenste Kuli hat immer noch etwas von der sympathischen, aller buchhalterischen Kalkulation spottenden Ungebärdigkeit des Lazzaroni an sich. Man ist in China viel zu sehr von der Unzulänglichkeit aller irdischen Dinge — mit Einschluß der Ausfuhrproduktion — überzeugt, als daß man für ihre Herstellung sein Menschlichstes und Lebendigstes, seine Knochen, seine traditionellen Gepflogenheiten, seine Seelenruhe und sein Seelenheil zu Markte tragen würde.

Laotse schuf und sanktionierte den heiligen, den paradisischen Menschen, dessen Wesen nicht objektiviertes Tun, sondern innere Gottesgüte ist. Sein »Wuwei!« — das etwa heißen soll: »Weg mit aller Werk-Scheinheiligkeit!« — ist die große sittliche Tat, die Chinas Weltwerdetraum behütet. Eine Tat, die alles überhitzte Geschehen und alle Rentabilitätsaufstellungen großen Stils innerhalb chinesischer Grenzen für absehbare Zeit unmöglich macht. Unser grundzügiges Sein, nicht unser fallweises Tun gibt uns Wert und Würde, himmelnahe Milde, nicht erddüstere Schärfe, weitflügeliges Schweigen, nicht hartumgrenzende

Rede. »Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen, Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen, lenken die Welt« — Zarathustra verkündet, was Laotse verwirklicht hat, nur daß der östliche Heide sein großes kindliches Herz nicht in rauher Scham verbirgt und so näher an Eden und Christus-Parzival heranrückt. Doch schon im Herren-Edelmenschen Kungfutses, des Vollenders der Laotseschen Lehre, der über die Güte des heiligen Menschen hinaus nach schöner Vornehmheit und Treue gegen sich selbst trachtet, steckt der egotistische Keim des neo-imperialistischen Sündenfalls: die westländischen Diplomaten und ihre talentierten japanischen Imitatoren, die heute nach der lockenden Frucht chinesischer Bergbau- und Eisenbahnkonzessionen langen, wollen im Grunde — sofern man nämlich jene Formel aus dem Philosophisch-Ethischen in schlicht Realpolitische übersetzt — durchaus nichts anderes. Und der Kungfutseschüler Kuhungming, der in seiner »Verteidigung Chinas gegen europäische Ideen« eine Diversion versucht, indem er — eine Art östlicher »Rembrandt als Erzieher« — dem Staate die Pflege von Kunst, Schönheit und Rhythmus als ureigentliche Kulturdomäne zuweist, übersieht die fatale Dialektik des integralen Herrenmenschen-Ideals: seine Verkörperungen sind die spekulativ veranlagten Mandarine, deren profitable Eisenbahnbauten über Schwellen von Menschenleibern führen, oder die famosen Fortschrittsmänner des Südens, die »Koming«, die man charakterisiert, wenn man sie übersetzt (»Koming« heißt so viel wie »Leute, die das Fell abziehen« . . .). Schon beginnt in China eine Volksbeglückung einzureißen, die an stickiger Modernität europäischen Vorbildern nichts nachgibt. Schon wird in den Baumwoll- und Seidenspinnereien von Schanghai und Hankau der »himmlische Mensch« Laotses zum Maschinenbestandteil dressiert, und da man mit dieser Prozedur nie genug früh beginnen kann, werden auch gleich die Säuglinge samt ihren stillenden Müttern in die Fabriksräume gepfercht. Merkwürdig, daß die merkantilistische Epoche Europas, die ja gleichfalls — wie jeder Geschichtsleitfaden ausweist — mit Renaissancesymptomen einherging, genau ebenso begann: die Kinder mußten mit in die Werkhäuser, da der industrielle Fortschritt durch die Aufrechterhaltung des Familienlebens schwer gefährdet war . . .

Es abenddämmert im Osten. Seit Pittsburg vor zwanzig Jahren seine Suprematie in Stahl verkündet hat, sind die Häfen am Gelben Meer Ziel- und Angelpunkt der imperialistischen Politik des Erdkreises, denn sie sind die Schlüssel zu den reichsten Erz- und Kohlenschätzen der Welt, deren Besitz dauernde Autarkie in der Waffenfabrikation, Unbezwinglichkeit der einheimischen Stahlindustrie, Beherrschung der pazifischen Schiffahrt verheißt. Fast unberührt liegt der unermeßliche Hort, die motorische Kraft eines kommenden Weltreiches, inmitten eines unkonsolidierten Staatswesens, das, nach Laotse, ein Geistesgefäß und menschlicher Willkür dauernd entrückt ist, das keine endgültige Determinierung duldet und kaum eine feste Grenze kennt, das ein ewig Werdendes, organisch Wachsendes ist, unfaßbar und wunderträchtig, wie ein menschliches Wesen. Will man mit einem flüssigen Begriff Anleiheverträge abschließen? Wasser mit einer Säge zerteilen? Mit welch seltsamen Augen schaut dies Volk in die Welt! Seit Jahrzehnten vermeint die alte und neue Welt seinen Verwesungsgeruch zu spüren: und noch hegt es seinen Allverbrüderungs-

traum, seinen himmlischen Traum vom Universalreich, nicht minder kühn, als Gregor VII. ihn geträumt hat, noch nahmen die letzten Mandschukaiser Geschenke von Bevollmächtigten fremder Herrscher entgegen, wie Abgaben von Tributärstaaten, noch ist dieses Volk, dem die heilige Macht der Levitation eignet, ganz unpolitisch. Wird es jemals zum Kampfe stehn? Wird es nicht unter der Tarnkappe des Geistes den Würgerhänden des Feindes entgleiten oder, heimlich emporwachsend, sich tötlich über ihm schließen, wie der Blumenkelch über dem Insekt, das seinen Fruchtkern benagt?

Was heute in Europa geschieht, ist ein Krieg um Kampfmöglichkeiten. Ein Messen der Kräfte für einen größeren Kampf, deren ungeheure Arena der Ostrand der Welt sein wird. Wer ausscheidet, bleibt auch außerhalb des östlichen Gefechts. Gelassen schaut das Friedensvolk der zähnefletschenden rabies ins Gesicht, die ihre Beuteungeduld nicht länger bezähmen kann. Es führt Verhandlungen. Gebraucht seine Elastizität als Waffe, sein Anderseingestelltsein als Opiat. Deckt sich hinter Wortmißverständnissen, will nicht recht gehört haben. Und schleift mittlerweile sein Schwert. Das Schwert eines friedlichen — des himmlischen Riesen, den geschäftiges Termitenvolk mit einem Erdhaufen, einem Bergwerk verwechselt.

Max Adler.

Otto Schneider:

UNSERE POLITISCHE UNTERKUNFT

WEIL es der politisch nicht angelegten oder richtiger nicht aufgelegten Intelligenz immer wichtiger erschien, nicht ein Buch oder eine Komödie zu versäumen, worin die so oft und jämmerlich zerzauste weibliche Psyche noch nach einer unzerzausten Seite hin beleuchtet wurde, konnte es geschehen, daß der Intelligenz über den Kopf hinweg ein Gewitter sich zusammenschob, dessen Entladung sie erstarren machte. Sie lag ja in einer solchen Ahnungslosigkeit seit jeher vor aller Realität, in sich verstaut, daß es sie nun förmlich emporriß wie an tausend Strängen und sie sich in die Haare fuhr und an die Nase faßte, mit stotterndem Fragen, wie es denn wirklich noch möglich sei, im zwanzigsten Jahrhundert im Krieg zu sein. Um natürlich sogleich das Gewissen auf die Suche nach dem Schuldigen zu schicken, kurzsichtig genug, ihn in sich selbst zu ertappen.

Natürlich halten da vor allem jene sich verpflichtet, nun sich aufzureden und langatmig darzutun, das kam daher, weil dem Bedürfnis der Zeit das musische Elend weit eher am Herzen lag, als die verbessernde politische Tat. Dabei waren gerade jene, die so sagen, in Friedenszeit die überflüssigsten, weil untätigsten Statisten des Lebens. Hat es aber sein Gutes, daß im Augenblick die Intelligenz sich politisch besinne, weil aus dem Kreise der intellektuellen Leistung immer der erheblichste und maßgebendste Teil der gesellschaftlichen Funktionen sich zu rekrutieren habe, so sei schon jetzt des Umweges gedacht, den sie nehmen muß, soll ihr politisches Erwachen nicht eine spöttische Skepsis zum Widerhall haben.

Gewiß, der politisierende Mensch war ihr bisher vorgekommen wie ein Dienstbote in ihrem Haus, der seine Pflicht schlecht erfüllte, wie

jeder andere Dienstbote. Politik war in ihrem Katechismus vom höheren Sinn des Lebens immer doch nur ein Kapitel, das nicht gerade den sublimsten Maßstab für Einsicht oder Tüchtigkeit abzugeben vermochte. Ihr, die am Menschen arbeiten will, war Politik stets ein Rätsel. Stets dieselbe stationäre Hausmannskost, die nach dem gleichen Rezept kocht und von den anderen mit derselben Art gelöffelt wird. Weil es aber immer so war, daß einige sich mit der Bequemlichkeit begnügen, wenn die, welche die Politik machen, ihnen nicht allzu viel Unbequemlichkeit bereiten, weil irgendwann und irgendwo der intellektuelle Durchschnitt gerade soweit reicht, im verwaschenen Fahrwasser der öffentlichen Meinung zu treiben, weil aber kein Amt für die Menschen im Handumdrehen sich schneller wandelt zu einem Instrument gegen die Menschen, als die Politik, und weil jede Ergänzung und Verbesserung derselben niemals von jenen ausgegangen ist, welche die Politik machten, sondern von den mit Willen Außerhalbstehenden und von den wider Willen Ausgeschlossenen: aus allen diesen Gründen ist es nicht mehr recht angängig, daß die Intelligenz ferner noch teilnahmslos bleibe in politischen Dingen. Derb angefaßt in ihrer politischen Indolenz, kann sie nicht umhin, auf ihre politische Unterkunft bedacht zu sein. Jede Isolierung oder Verklausulierung wäre eine Insuffizienz, ein schändliches Attentat gegen sich selbst, in einem Augenblick, wo Bach gleicherart mit Goethe oder Kant noch nie so geläufig gewesen sind wie jetzt.

Die bisherige Unzulänglichkeit der Politik nach innen lag in ihrer Unzugänglichkeit nach außen. Weil sie bis auf den heutigen Tag eine aristokratische Politik geblieben ist und eine solche immer eine Politik der Bevorzugung ist, aus welchem Vorstellungskreis, nur nebenbei bemerkt, auch die Idee der Vorherrschaft des einen Volkes vor dem anderen erwächst und die Idee des wirtschaftlichen Imperialismus, und weil seit jeher die meisten Menschen nicht so beschaffen sind, ihrer eigenen Vollendung zu leben, oder die meisten, sich selbst überlassen, der Langeweile anheimzufallen ernstlich befürchten, ist die Politik einerseits zur Quelle und zur Gelegenheit intensiveren Lebensgefühls geworden, wie andererseits sie in wenigen Händen sich in einen solchen Hunger nach Macht verfraß, daß die Vernunft sich beugt und die Schwachen zu Sklaven und Lügnern werden. Der politische Kopf

sieht in dem Menschen, für den er zu arbeiten hat, nur das Material, in dem er arbeiten will. Seine Arbeit ist ihm Spiel, dem, der sie erduldet, Schicksal. Die Macht, die er sammelt, gebraucht er ohne Rücksicht darauf, was er damit ausrichten will. Und darin liegt der Krebsschaden, an dem alle Politik bisher litt, in der Verkennung oder richtiger in der eigenherrlichen Verschiebung ihrer Form zum Inhalt. Es ist wie mit der Freiheit. Man lebt der Politik und der Freiheit, statt in ihnen zu wirken. Daß es aber das machthaberische Prinzip ist, die machthaberische Geberde, die dem leitenden Staatsmann soviel Geltung und Beglaubigung in der zufälligen Macht über andere gewährleistet und nicht die unverkennbare Signatur einer politischen Auslese, in dieser fossilen Tatsache und in der Hygiene der Dummheit der anderen, dem mephistophelischen Kalkul des politischen Kopfes, aber auch dem Sündenbock seiner caesarischen Verirrung, ist der Schlüssel gelegen, daß die lapidarste Schulangelegenheit der Politik, die Beaufsichtigung und Disziplinierung im Kampf ums Dasein, trotz seiner zivilisatorischen Physiognomie noch immer nicht den hottentottenhaften Charakter abgelegt hat. Noch immer steigt man innerhalb des gesetzlichen Schlachtfeldes über Leichen, empört sich im Staat gegen den Staat, um emporzukommen. Was der Politik nottut, höhere Formen zu schaffen für die Gemeinschaft menschlichen Lebens und Wirkens statt dessen, was sie bisher anstrebte, nämlich Machterwerb und Machtzuwachs: der ideale Zweck der Politik hat zu sein die Erzwingung von solchen Institutionen, wie sie gemäß unserer inneren Anschauung in der Außenwelt sein sollten. Indessen bricht sich heute die Politik noch immer den Hals daran, den Kampf der Klassen um die wirtschaftliche Macht und das wirtschaftliche Prestige in ein rechtliches und moralisches Fahrwasser zu steuern. Und hat es im zwanzigsten Jahrhundert noch lange nicht zu der Gewähr gebracht, daß ich ungestört esse und schlafe und mich nach Willen bewege und mit meinem Nachbar soviel als möglich in Ruhe lebe, alles das Anforderungen, wie sie zur Not einem amphibischen Menschengeschlecht entsprächen.

Wir in der Politik Nichtgesuchten und Nichtvermißten müssen da sein, gegen die Herabwürdigung des Daseins einen tätigen Protest einzulegen als einem nur versorgenden Amt. Daß nur die sich mit

Politik beschäftigen sollten, die ein materielles Interesse an ihr haben, also der Grundbesitz und das bewegliche Kapital, und jene, welche die Notdurft und den Luxus des Lebens zu bestreiten haben, die leidende Arbeiterschaft, das ist ebenso lächerlich wie unerträglich geworden.

Zwar ist es leider allzu wahr, die Intelligenz hat sich stets in politischer Askese zu absentieren gewußt. Weil Politik vielleicht ein Gebiet ist, das die gotterbärmlichste Oberflächlichkeit verträgt, oder weil ein großes Kontingent der Intelligenz, wie etwa der Künstler, unsozial ist. Bei tieferem Besehen aber mag aller Grund dieser politischen Genügsamkeit ganz und gar allein in der Anlage der deutschen Rasse selbst liegen. Der Deutsche baut nicht in das Leben hinein, vielmehr strebt er vom Leben hinweg, lebt nur so nebeneinher dem Leben. Forschend tritt er an die Faktizität des Unbegreiflichen heran, mit der er sich nicht, borniert wie der englische Typus, abfinden will, sondern auseinandersetzen muß. Er beherrscht nicht das Leben, weil er damit ringt, und das muß er, weil er stets so unverbraucht und so sachkundig sein wird, die Brutalität der Tatsache unbegreiflich zu finden. So war dem Deutschen eine höhere, eine vorangehendere Not, ihm innerlich entgegenkommend: die lebenfremdeste aller Künste, die Musik, jäh zur Kulmination zu treiben, lange, ehe er sich sein Parlament konstituierte. Weltfremd im Grunde und innerlich ohne staatlichen Sinn und die Tugend der Gemeinschaft — die Einsamkeit des großen Kopfes ist typisch deutsch — kränkelt er sich ab mit seiner geistigen Not und vergißt darüber die wirtschaftliche Sorge. Nur im Deutschen, weil da der ergiebigste Nährboden war, konnte die Romantik, diese ungesündeste aller Metaphysik, konnte die Wissenschaft, diese dämonische Flucht vor allem Stofflichen, mit so unerhörter Wucht ihre Wurzel schlagen.

Aus dieser Entweltlichung zuvor haben wir den Weg in die Welt der Aktionen zu finden. Es ist Zeit, uns tüchtig in dieser Welt umzusehen und umzuwenden und uns zu bekennen, politisch unterkommen zu müssen. In uns liegt unbestreitbar ein politisches Kulturbewußtsein, das der politischen Praxis unserer Zeit voraus ist. Wir haben von Außenseitern des Tages in Triebkräfte des Tages uns umzugestalten. Doch all das wird anders, sind wir nur innerlich

auch entschlossen, uns gefaßt in das zeitgewollte Antlitz zu schauen oder das Bahrtuch uns völlig über das verspielte Haupt zu ziehen. Denn das sei uns unabweislich bewußt, solange wir nicht anders werden, ist Politik auch fernerhin ein Laboratorium, wo mit den raffiniertesten Mischungen in den idealsten Kulturwerten herumgequacksalbert wird.

Die Zeit, politisch wachsam und rege zu sein in unserer eigensten Sache, die wir zur Not bisher anderen Wortführern überlassen mochten, die Zeit unserer politischen Pubertät ist da. Aber nicht haben wir etwa vor, mit dem Merkmal einer politischen Auslese in die Bildfläche zu treten. Das sei gleich ausgesprochen, wir wollen in der politischen Pflicht, deren Notwendigkeit wir eingestehen, nicht auf das persönliche Recht verzichten, wie wir auch nicht unsere persönliche Pflicht im politischen Recht vergessen. Jenes Programm und Schlagwort, jene Richtung, wo man über Kartoffel und Schweinen nicht unsere innerste Angelegenheit verabsäumt, all das soll unsere Richtung, unser Programm und Schlagwort sein. Das fadenscheinige seelische Dasein, das die Zeit führte, sei vor die Wahl gestellt, ob sein an merkantilem Vielfraß erweichtes Rückgrat sich beschließe in der letzten Phase moralischer Schwindsucht, oder ob es sittlich sich durchschlagend erweist in der Verkündigung seiner höheren Träger. Den Weg aus diesen entarteten und so abgewirtschafteten Kräften zu weisen und dahin zu wirken, das allein hat oder kann vielmehr uns nur das handgreifliche zunächstliegende Ziel und zugleich die neue Freiheit sein. Und diese Freiheit hat für uns nur den einen Sinn, uns verwerten zu können. Wir glauben nicht an die vorsehende Kraft der Krone, an das produktive Vermögen der Auslesemenschen unter den Grundherren. Wir sehen nur und fürchten das wirtschaftliche und kulturelle Übergewicht der Großstadt mit ihren neuen despotischen Schädlingen in Bank und Kontor. Deshalb ist es unausbleiblich, dem Pazifisten wie Parteilosen, sie haben politisch zu Ansehen und zu Macht zu gelangen. Ich sehe den Kampf voraus, das Dazwischentreten der Intelligenz mit ihrem Anspruch auf die Herrschaft, schon weil sie darüber zu wachen haben wird, daß uns das Haus nicht wieder über dem Kopf angezündet werde.

Doch dabei habe es nicht sein ausschließliches Genügen. Ein Schritt

weiter muß getan werden. Politisch durchzuringen und durchzudringen hat unsere Devise zu sein. So abschreckend es auch klingen mag: wir müssen wider Anlage und Willen agitatorisch sein, ja, nicht allein in unserer Gesinnung und in unserem Verhalten, demokratisch. Jede politische Inthronisation vollzieht sich nicht in der Stille der Dachkammer, sondern auf dem Podium des marktschreierischen Alltags. Der Schemel, darauf die Politik das eine ihrer Beine stützt, die öffentliche Meinung, zunächst und eindringlichst vermögen auch wir nur von diesem Piedestal zu wirken. Kein noch so in abgelegenen Regionen angelegter Kopf soll hinfort verschmähen, der suggestiven Macht der Zeitung sich zu bedienen. Ein gesunder Journalist, der ungeschminkt dem Alltag seinen Geist verschreibt, ist tausendmal besser als ein morbider Literat, der dem lieben Herrgott selber zu dienen sich heiser schreit. Mehr politische Berührung mit seinem Nebenmenschen, mehr politische Indienststellung aller Kräfte. Dem Wohl des ganzen Landes ist mit einer Wahl in den Reichstag weit mehr gedient, als mit der ach so oft unüberwindlichen Windigkeit einer literarischen Premiere, daran man zur Not einen Tag lang seinen Gesprächsstoff kaut, um es über Nacht eiligst zu vergessen. Mehr Abende, unter politischer Flagge segelnd, als den ewigen stumpfen Reigentanz winterlicher Konzerte, in denen Virtuosentum aller Länder die Beine krumm und schief sich jagt. Ein Leben ist da, im zwanzigsten Jahrhundert, zu dem für die meisten erst überhaupt ein Zugang gefunden werden muß, und dessen Notdurft nicht mehr muffig als Gnadengabe durch das Gitter anrüchiger Humanität verabreicht werden darf.

Und das gewöhnen wir uns endlich ab: Angst vor der Demokratie zu haben, was einfach die Bankerotterklärung jeder Intelligenz ist. Menschgefühl und Wertgefühl ist mehr da im organisierten Proletarier, als in all den so staatswillig Gesinnten und untertänigen Leisetretern, die, in ihrem Menschlichsten verzapft und vertan, in Wahrheit den Staat zu einer Versorgungsanstalt herabwürdigen. Der mächtigste Auslesefaktor, die persönliche Leistung: wir glauben an eine Zeit, in der dies einmal so sein wird. Aus diesem menschlichen Großbetrieb des Geistes sind Goethe und Lassalle hervorgegangen. Von einer patriotischen Pflicht also noch zu sprechen, eine ganze

Klasse hassen zu sollen, ihre Lebensformen zu verachten, ihre Bekenner zu verdächtigen, ein solches blödsinniges Ansinnen wäre der erste Stein, an dem die Intelligenz in ihrem politischen Debut mit Gewißheit schon an der nächsten Ecke ihr politisches Debacle zu erleben hätte.

Uns will es scheinen, Politik ist nicht Vorrecht, Vergnügen, Macht, sondern Arbeit, Verantwortung, Not. Wir für unser Teil sind nicht dafür, es sei oft nötig, daß etwas gemacht werde, selbst wenn im Augenblick nicht gleich das Rechte gemacht werden könne, trotzdem Bismarck es ausgesprochen hat. Für die Abschaffung der gefährlichen Machtmittel einer solchen bisweilen verlegenen Realpolitik stehen wir ein, die unheilbar zum Kollektivwahnsinn führt, ohne den sich nicht abertausend wertvolle Menschen von der Staatsräson wohlgemut zermalmen lassen. Politik, die äußere, innere, wirtschaftliche, soziale: all das ist uns nur ausschließliche Sorge und lapidare Form um Erleichterung und Ermöglichung des Lebens. Eine Politik aber, die damit nicht fertig zu werden imstande ist, die wirtschaftliche Versorgung des Lebens in Ordnung und Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit vorzusehen, die weit entfernt ist von jener Lösung, wonach ein jedes Individuum nach seinen Fähigkeiten verwendet und nach seinen Leistungen belohnt wird, eine Politik, der die alltäglichen Unmenschlichkeiten heikle Wespennester sind, von denen sie lieber ihre Hände läßt, eine Politik, die das Leben und den Verkehr der Menschen untereinander nicht auf eine humane Basis zu stellen vermag: eine solche Politik ist wert und reif, in die Rumpelkammern, Schreckenskammern abgeschoben zu werden.

Es steht fest, viele haben keinen vernünftigen Grund, ihr Land zu lieben, wenn dies viel fordert und dafür wenig gibt. Ein neuer Geist tut not, ein Geist, wie ihn die Not der Zeit aus der verstaubten Taufe hob. Ein Geist, durch die Intelligenz hineingetragen in das gewohnt-adelsherrliche, satt-bourgeoise und streberisch-merkantile Leben als die sicherste Remedur gegen all die Versuche, mit der Zeit den Lebenssaft einer ganzen Rasse abzuzapfen. Gott nicht dienen ist ebenso viel wie dienen gegen Gott. In uns ist wach ein Protest gegen jene Ordnung der Welt, durch welche diese halb geknechtet und halb geprellt wird. Das Reinemachen im alten Europa

kann nur sein eine Aufrüttelung aus tiefen menschlichen Rückhalten und unsere Worte nur Hirtenbriefe an die geistigen Diözesen im Land, wachsam zu sein, daß die gegenwärtigen Herren der Situation sich nachher zu Dienern der Sache zu machen verstehen. Denn wahrlich, es ist geboten, nicht weiter laborieren zu dürfen an den Erbsünden dieser Zeit, die diesem Kriege Vorschub geleistet, wenn nicht allein ihn verschuldet haben.

Fritz Schwiefert:

ÖDIPUS

ÖDIPUS' ZEUGUNG

Der Gott hatte gewarnt. Allein des Labdakos
Betörter Sohn war also siech vor Süchten
Nach Iokastens langentbehrtem Schoß
Und nach den herbstlich ausgereiften Früchten

Ihrer bejahrten Liebe, daß er jäh
— Wie man ein Opferhaupt zum Schlachtblock drückt —
Die willenlose Frau ganz in die Näh'
Seines entblößten Leibes zwang. Verzückt

Und angefacht von flackernden Gelüsten
Genoß er ihres Leibes Süßigkeit
Und lag auf ihren ausgeruhten Brüsten
Die ganze Nacht. Doch als die Tat bereit

Und fertig vor ihm stand, da schreckte sie
Den Alten mit verhaßter Gegenwart:
Er riß sich von der Nackten kurz und hart
Und hob sich taumelnd auf in welker Früh'.

ÖDIPUS' GEBURT

Die Dienerinnen schwankten durchs Gemach
Und wimmerten verstört und kauerten
In düstre Ecken hin und schauerten,
Und Eine fand man hängend unterm Dach.

Denn gräßlich war das Brüllen dieses Weibes
Um die Geburt, und gräßlicher die schweren,
Würgenden Stöße ihres riesigen Leibes,
Als wollte sie ein wildes Tier gebären.

Und als sie endlich die verhaßte Frucht
Erleichtert stieß aus ihren Eingeweiden,
Und in des Purpurbettes breiter Bucht
Wie eine Leiche hintrieb und mit beiden

Erschlafften Händen nach der zarten Wärme
Des neugebornen Kindes griff, da schrie
Es kurz und gellend und bedrängte sie
Bis in die letzten fiebernden Gedärme.

ÖDIPUS' AUSSETZUNG

Der Knabe brüllte, da man ihn durchstieß.
Doch hurtig schlug man durch die zarten Fetzen
Dreifach Geknotetes und band. Und hieß
Den hochbejahrten Diener, auszusetzen

Das fürchterliche Kind, das unersehnte,
Das alle Götter schon im Schoß verfluchten.
Der nahm es in die mürben Dienerhände
Und stapfte nach Kithärons wilden Schluchten,

Oft weinend und das Kind, das wimmerte,
Behutsam tragend wie ein junges Tier
Doch als der Forst gründunkel schimmerte,
Und wie ein Raubtier lag und voller Gier,

Da hob er es verzweifelnd in den Wind
Und flehte ratlos stammelnd ein Erbarmen:
Schon aber kam der Hirte aus Korinth
Und trug es fort auf seinen braunen Armen.

ÖDIPUS' STREIT

Schon damals trug sein Blut geheime Fracht
Zukünftigen Mordes. Und sein Auge schien
Wie einer Katze rund und schillernd grün,
Und seine Wimpern kohlten wie die Nacht.

Er sprach verworren und sein Wort war lastend
Auf denen, die sein krankes Mißtraun prüfte,
Und seine kurzen Hände kosten tastend
Das breite Schwert wie eine Frauenhüfte.

Und als beim Mahle der betrunkene Zecher
Geschwätzig »Bastard« ihm entgegenlallte,
Da schlug er ihm den goldgetriebenen Becher
Vom Munde fort. Sein scharfer Kiefer krallte

Sich knirschend in die fremde Gurgel ein,
Ihr schwarzes Blut aufschlürfend wie ein Tiger,
Dann, voller Sätt'gung Umschau haltend, schwieg er
Und ließ ihn fallen wie ein Opferschwein.

Alfred Wolfenstein:
NOVELLE AN DIE ZEIT

VOLL Ungeduld stand er an der Ecke der Straßen, in denen die Menge aufgeregt umherflog. Da noch viele Minuten an der verabredeten Zeit fehlten, verließ er wieder den staubheißen Wind der Ecke und ging mit langsamen klaren Blicken durch die rauschenden Menschenhaufen, die in ihren schwarzen Mitten von unruhigen Stimmen und Bewegungen zusammengespannt wurden. Funkelnde Gesichter eilten vorbei, die Fenster standen geöffnet und voll Gespräch, das wie über einen See laut herüberschallte, die Wagen fuhren scharf, für Augenblicke von den heruntergeneigten Köpfen der Fahrenden verlassen. Denn die gefährliche Stunde dieses Tages, sechs Uhr, kam näher.

So lange habe ich nicht mehr zu warten, dachte er. Aber er wünschte sich, daß die Genugtuung hierüber nicht mit seiner Freude auf die Zusammenkunft vermischt wurde. Auch die Erregung rings sollte die Begierde und die eigene Kraft seines Herzens nicht steigern. Er fühlte, wie leicht und alkoholhaft die Nähe des drohenden Kriegs und die Menschenhitze in seine Adern aufzunehmen war. Aber was würde dies lang herbeigesehnte Lieben sein, wenn dessen Strömung nicht von ihm selbst herrührte, sondern von Fibern und roten Schatten der Katastrophe, die draußen nahte!

Er kam zurück, und die Wünsche, sich nicht zu bereichern, weil er zugleich den großen Grund und die Freude seiner Abgetrenntheit empfand . . . und weil er über die Schicksalsgefahr hinauf in die eigene Verantwortlichkeit, in die eigene Person und dennoch, ferner dämmernd, in ein größeres Mitgefühl steigen wollte: dies Einverständnis mit sich hatte seine Stirn von Ungeduld gereinigt. Auch brauchte er nicht mehr zu warten, Anga erschien, weiß verschleiert, sie waren nach wenigen Augenblicken im Haus. Zwar merkte er

schon auf den dunklen alten Stufen einen zögernden Gang ihrer Füße. Aber drängende Fähigkeit und Kraft zu hinreißenden Stunden beschäftigte ihn jetzt unaufhaltsam.

Das Zimmer, in das sie traten, war groß, nicht so hell, wie er den Raum in Erinnerung hatte, drei hohe Fenster waren mit dichten Vorhängen fast wieder verdeckt, die schweren bauchigen Sachen hatten tiefe Farben. Es lag von den anderen Zimmern nicht getrennt, trotzdem war es ringsum still. Er öffnete das Fenster — Vornehmheit einer alten Art blickte hier allzu verhalten und machte befangen — und die volle Straße brach wie ein tönereicher Wasserfall herein.

Anga, noch an der Türe, hob die Augen, sie kamen matt, unruhig durch den Schleier hervor, doch bewegte sie noch einen Moment lang ihre Hand nahe und freundlich zu ihm hin. Dann aber, als sähe sie bei ihm etwas nicht Erwartetes, wandte sie den Kopf gestört und furchtsam beiseite. Er bemerkte es. Er wurde von einer schnellen Erkenntnis blaß.

»In einer Stunde . . .« sagte sie, als er sich jetzt auf eine veränderte Weise vorsichtig von ihr fort drehte, und bewegte sich ihm nach. Sie schwiegen, bis Anga flüsterte: »Ich glaubte nicht, wir würden noch hierhergehen. Es ist inzwischen so gefährlich geworden. Mich tötet die Angst . . . Geht es dir denn anders? . . . Ich glaubte, wir würden in den Straßen bleiben, mitwarten, vom Krieg sprechen, man weiß ja nicht, wie man ihn denken soll . . .«

Und als er noch immer vor sich hinsah: ». . . Kannst du denn Anderes?«

»Ja,« antwortete er.

Der Abgrund zwischen ihm und dem Schicksal, das die Qual dort in die Straßen senkte, schien sich unerwartet, ebenso breit auch zwischen ihm und ihr aufzutun und ihn restlos zum umkreisen. Wie sie zitternd dastand, ein Ball des Getöses, das den Mündern der aufgewühlten Menschen entströmte, wie sie sich auflöste in Alle und ihr Herz an die Not gab. Aber glaubte sie, er sei gefühllos und kalt? Und er rief, mit Blut im Gesicht, als wende er sich gegen diese teuflischste Eigenschaft Kälte:

»Ich weiß, was jetzt geschieht, und spüre es für die Anderen mit, — und will nur nicht dulden, daß wir alle bloß Duldende sind! Ja, ich möchte noch mehr mit ihnen fühlen, und kann es doch nur,

wenn ich selbst stärker werde, als ich war, oder wenigstens nicht schwächer unter den Zähnen des Kriegs und dieser Schwüle. Wenigstens halten möchte ich mich und versuchen, trotz seiner Riesigkeit noch zu ragen. — So erkläre dir, wie ich gestimmt bin. Als wir uns verabredeten, waren wir froh, daß uns endlich Mut und Gesundheit gekommen war, leidenschaftlich zu sein, — und doch wäre das nur solche Stunde geworden, wie es viele in der Welt gegeben hat, und wir selbst hätten ähnliche wiedergehabt. Aber nun — —, du bist so zerschlagen, wie keine Hingabe dich erschüttern würde, — und doch gilt es nicht bloß das Geplante, sondern grenzenlos mehr als Genuß, Liebe, Glück: Wir können einen Sieg erringen über ein dumpfes Chaos. Du siehst nicht, welche heitere Tat unsere Freundschaft jetzt werden kann? Vor der Faust, die an unseren Gesichtern steht, erhebe dich, vor dem Verderben werde klar, das Ende, das den Tod mit Gewalt überflügeln will, überfliege! Wie kannst du deine Wünsche im Stich lassen und alle Angst, die jetzt das Schicksal dir aufpressen möchte, willig fühlen! Nein, bleibe frei, wir müssen gerade jetzt, gerade heute uns lieben können, und wie Blitze von Willen und wie Rufe von Schuldlosigkeit sein!«

Er hatte sich ihr genähert, fühlte die Röte seines Gesichts wie ein gutes Gewissen, sein Herz brauste in den Ohren, daß die Stimmen vor den Fenstern fast verschwanden . . . Aber sie kamen schallender zurück, als er Angas Gesicht so bleich und ungläubig wie vorher sah. Nur etwas leichter war jetzt ihre Miene, . . . aber vielleicht nicht, weil seine Worte sie berührten, . . . sondern weil sie nicht bedrohlich klangen? . . . Sie war wieder an die Tür zurückgelangt, . . . und wie sie dort stand, einen Fuß nur auf die Spitze gestellt, als sei sie noch gar nicht eingetreten, und die Hand kaum bezwungen an der Klinke! Gut, gehe fort, er wußte nun schon, wie fern sie war, und wollte trotzdem noch nicht gerne, daß Feindschaft und Haß so trostlos schnell wie dieses Wissen heraufsteigen sollten. Er hatte doch noch immer seinen Plan lieb, seine helle Erwartung dieser Stunden. Vielleicht war jene Zeit wundervoller als das Weib, und der Stolz auf sein gutes Ziel besser als die Liebe, von der alle hingegebenen Gefühle niemals so treu und bereichert zurückkehrten wie der eigene Wille alles wiedergab. Was er in sich selbst warf,

das tauchte mit neuen Kristallen um den Kern wieder auf. Solange er allein erwartet hatte, verschönte er sich beständig, erlebte er sein Glück, — und jetzt krümmte ihn eine bittere Wut zusammen und die Helligkeit wurde nun doch erstickt.

Woher kam diese Wut? er hatte schon verzichtet, er hatte die Leidende schon gehen lassen wollen, — — doch an ihrem Mund sah er auch ein Lächeln... War es nur, weil er Freiheit, nicht Gewalt geredet hatte, und darum für ihr gebrochenes Ohr... Schwäche? Noch bitterer war, daß sie sicher glaubte, es sei keine Notwendigkeit seines Herzens darin, sondern alles sei nur gedacht, eine haltlose Geste, und nicht eine Handlung voll von Wirkungen, und sie unterlassen zu müssen sei kein Schmerz! Und dann lächelte sie auch und peitschte, weil sie die Not der trauervollen Menschheit so einfach fest mitfühle,... er aber sei kalt und bei sich selbst liegend. Wie einsam hatte nur er in dieser Zeit diese Stimmung! Unmenschlich sah sie auf ihn nieder, bereit, in die Menge hinauszutreten, bezweifelnd, ob auch er es dürfe,... und ein Gewölbe brach in ihm, es starb eine nutzlose Haltung, alle Poren öffneten sich, Fieber, Getümmel, Feindseligkeit, Gewalt flossen rasend herein... Sie winkte noch, drückte die Klinke, er griff nach ihrem Arm,... und plötzlich sank die Straße wie in Flüstern, weil ungeheures Erz hernieder dröhnte: Glocken schwangen draußen eine Nachricht durch die Luft. Rufe erhoben sich scheu entgegen. Sie zuckte stöhnend zusammen und floh, — — aber er war zum Kriege geworden und riß sie herein, zu Boden, mit sinnloser Umarmung drückte er sich über sie. Doch er hörte noch das Läuten — und schon wurde er weggestoßen, — tat in Gedanken ohnmächtige Schritte ihr nach, und raffte sich erst, als sie verschwunden war, auf, nach der Straße zu stürzen, wo die Verfolgung in schwellendem Tumult erstickte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die beißende Leere der Hände, die keine Waffe gehabt hatten, — — die war noch gutzumachen... Nur raste er noch zu schwer, um in den Weg biegen zu können, der zur letzten Erleichterung führte. Er stürzte blind und einsam an den heißen Tagen vorüber, die bei Beginn des Krieges strahlten, während mit wilder Eigengeschwindigkeit die Kämpfe vorbeidröhnten. Aber er mußte das von draußen an

sich raffen, — er mußte sie nicht nur töten, sondern auch blutig sein, häßlich, unrein, mit allem vermischt und das Töten genießen und alles benutzen. Wilde Änderung reckte sich in ihm aus, und er bot sich dar, wie Soldaten in Betten voll Ungeziefer gehen, weil ihre Friedlichkeit zum Krieg verrohen soll. Die Masse in den Straßen, die ihn streifte, die er anstieß, deren Fieberdampf er nun hemmungslos aufnahm, das Chaos der Zeitungen, das Heer der wütenden Fahnen, die den Himmel überflatterten, Donnerrollen der Automobile, die schneidenden Uniformfarben: — niedergerissen war der Wall seiner Haltung, — er suchte die Insel nicht mehr, auf der in Freiheit sein Denken sich ordnen und vor dem Schicksal sich aufpflanzen wollte und hereinbrechen durfte jetzt die Wüste auch in ihn, um eine einzige zu töten.

Denn seine Ruhe, damals, war nur die angespannteste Zusammenfassung von allen Spitzen seiner Kräfte gewesen, ein feinstes hellstes Gebirge, aber unterhalb dieser Gipfel beschattet, nur mühsam getragen, und, wenn die Reinheit des Willens nicht eine Weile schweben und sich fassen durfte, schon durch ein letztes Lächeln des Mißtrauens dem Verderben geweiht...

So ging er in die Nähe ihres Hauses, und eines Abends folgte er ihrem langsamen Gange durch die Straßen. Formloses Getümmel löste die Straßen auf, das Steinerne der Häuser war in der fließenden Erregung kaum zu spüren. Depeschen von plötzlichen Erstürmungen, klarere Nachrichten der ungeheuren Schlachten waren gekommen. Schreiend wurden Zeitungen in die Menge gestoßen. Gesichter und Lippen schwebten vor unbezwingbarem Wunsch sich mitzuteilen dicht beieinander, Blicke flogen rot umrändert, weitgeöffnet umher. Die Worte aller Vorübergehenden waren zu hören. Und da häufte sich ein blutiger Berg niemals geahnter Leiden unsichtbar, gespenstisch und dennoch unausweichlich in die Höhe. — Konnte es gelingen, ungehindert von dem Grauen, das die Erde plötzlich beblutete, durch den leichten Herbstwind zu gehen,... und den Revolver unaufgesogen in der Tasche zu fühlen, während Höllenfeuer ihn zu umgeben schien? Tötende Kugeln sausten dichter als Sterne, Reihen sanken, knatternd wie Sachen, aus der Wunde jedes einzelnen stieg menschliches Seufzen. Tausend Fäden von Liebe zerschoß das Drücken

auf Gewehre. Der Entwurf der Generäle schleuderte Haufen von Menschen gegen Haufen, die sich zerrieben. Qualvolle lagen au grenzenlosen Feldern, mit abgerissenen Gliedern, abgeschnitten von den sanft Wohnenden. Gefangene wurden tierisch durch die Länder gejagt, in die Fremde, in den nie geahnten Hunger, in das Eis gesperrt. Der Tod war von den Menschen in die Hand genommen worden und es durchdrang sie die teuflischste Eigenschaft: Kälte.

Und er folgte noch, kaum seine Augen von den erschütterten Gedanken erhoben. Bald in leereren Straßen, von Dunkelheit und Stille umhüllt. Sie verschwand in ihrem Hause. Er ging über den Hof in den dichten Garten und blieb an der Treppe zur Veranda stehen, zwischen Blättern aus der Zeit vor dem Kriege, über Erde und Wurzeln, die schwiegen. Hinter den Glasscheiben kam Licht, das sie hereintrug. Und es war ohne weiteres möglich, den Revolver zu erheben und auf sie abzudrücken. Denn Liebe zu ihrer Gestalt und Seele war nicht mehr da:

Aber besseres hatte sich gebildet, — wie eine Säule stand in ihm jetzt dieser Wunsch: Friedlich zu sein! ein ganz erfülltes Gegenteil des Tötens, und so aufs neue ein Feind brutalen Kriegesschicksals. Er fühlte sich neu dorthin geboren, wo er stehen und denken wollte, ja auf eine weitere Stufe als zuvor, wo er die drohend lagernden Dämonen freier übersah. Und mit hellstem Entzücken erkannte er die Wahrheit seines Glaubens, daß auch damals sein Wunsch, sich abzusondern, weder Armut noch Feigheit noch Kälte gewesen war. Nichts hatte sich gegen die Menschheit gerichtet. Nur gegen Taumel, gegen Bewußtlosigkeit, gegen Finsternis, die die Geister dem dumpfen Schicksal gleichmachte,... nur gegen den Feind der Mitmenschheit und um ihr dienen zu können, hatte er darüber sein wollen...

Er fühlte das Schweigen des Revolvers, das von ihm herrührte! und das Licht, das hinter den Scheiben hell brennend blieb, und den Protest seiner Seele in dieser ungetanen Tat, und den Aufschwung der Schritte, die den Garten verließen.

Bruno Schœnlank:

DER KNABE IM KRIEG

MILITÄRZUG

Durch klingende Winternacht
Rattert der Zug.
Und wir fahren, fahren, fahren:
Telegraphenstangen gleiten
Mit uns
Und die tiefverschneiten
Dörfer, Städte schlummern sacht.
Meine Kameraden ruhn.
Aus dem Schlaf schrickt einer:
»Mutter«.
Doch der Schlummer breitet wieder
Über ihn sein graues Traumgefieder.
Morgendämmrung weckt den Tag.
Und wir fahren, fahren, fahren
Tag und Nacht und Nacht und Tag,
Weiß nicht, wo wir gestern waren,
Und was heute kommen mag.
Eines nur: Noch will ich trinken
Gottesgoldner Sonne Licht
Und den Frauen und den Kindern winken.

Lieder flattern und zerreißen
Und wir fahren auf den blanken Gleisen,
Todgeweihte.

MORD

Der Mond gießt Grauen.
Zitternd flüstern die Bäume von geheimnisvollen Nächten,
Blutigen Messern, Angstschreien gemordeter Kinder,
Deren Seelen auf dunklen Wolken wandern.
Spinnige Hände weben Netze
Und kaltes Grauen malt Geschichten.

Särge tanzen in der Kirche.
Verwehte Lichter
Orgelspiel...
Christus steigt herab vom Kreuz
Und streckt im fahlen Schimmer seine Hände,
Draus leuchtender Rubin zu Boden klirrt...
Schmerzliches Klagen macht die Seelen stumm.

Der Wald wird dunkler.
Totenkäuzlein schrein der Kinder Jammer.
Gespenster flattern durch die Nacht
Und glotzen.
Mein Freund wird Geist und lacht.
Er lacht so grell, daß ich ihn morden muß,
Wenn er nicht schweigt.
Lach' nicht!
Er tanzt und schreit.
Mein Messer stößt ihn in die Brust,
Ich hab es kaum berührt.
Die Gräser blühen rot.

Mord höhnt es aus den Ästen.
Die dunklen Wolken klagen
Und hüllen ein den Mond.
Ich stehe in die Bäume,
Sie wollen mich umarmen.
Ich fliehe durch den Wald
In namenloser Angst.

Mich martert seine Seele
Und schleppt mich mit Gelächter
An ihre Opferstätte.

In Blut möcht' ich mich baden,
Und trinken wilden Rausch.
Ich warte auf den Morgen.

Auf einer gefangnen Seele
Flieg ich durchs Dämmergrau.
Ich will die Sonne morden.

Blut strömt aus ihrem Schoße!

SCHWERVERWUNDETER

Mein Blut zersprang.
Schossen Bruderhände?
Liebe, Kampf und Sang
Gehen nun zu Ende.
Rätsel steigen auf
Aus purpurnen Tiefen.
Töne schwingen neu,
Die so lange schliefen.
Zittern über uns
Blaue Ewigkeiten?
Oder werde ich
In Nacht und Dunkel gleiten?

Einmal nur noch laßt
Mich mit Ihr begegnen.

GESPENSTISCH SCHEINT...

Gespenstisch scheint die Kerze.
Schatten huschen an den Wänden
Und werden Geister.
Stöhnend ächzt die Tür.
Von fremdem Hauch verweht das Licht.
Verblichner Duft von Kränzen klingt.
Mich küßt ein totes Weib
Und klagt.
Ich habe dich die ganze Nacht gesucht.
Weit war der Weg,
Stunden starben,
Durch rote Nebel rief mich deine Stimme.
Nun halt ich dich in meinen Armen.
Sie sang ein Lied von ihrem Kind,
Daß sie ertränkt,
Und das nun als Wasserrose blüht.

Ich streichelte ihr schweres Haar,
In dem der Nachttau glänzte.
Gab ihr mein Blut als roten Wein zu trinken,
Das funkelte und sang
Von Blumengärten
Blütenreich und schwer,
Treuloser Nächte heißen Liebesschwüren
Und armen Seelen.

EINER SCHWESTER

Deine lieben Worte schmeicheln
Wie besorgter Mütter Tun,
Und der Hände sanftes Streicheln
Läßt mir Angst und Schmerzen ruhn.

Sieh, in meinem Garten blühen
Wieder Frühlingsblumen auf
Und in Glanzgefunkel sprühen
Neue Sterne.

Jede Stunde singt ein Lied,
Wo du, Liebste, um mich weilst.
Und durch meine Träume zieht
Leis ein Klang,
Wenn du enteilst.

MARSEILLE.

Alfons Paquet:

DIE ANDEREN LEGENDEN UM JOSEPH VON ARIMATHIA

I.

VON den Fußwanderungen, der Hitze und dem Lärm des Tages ermüdet, verbringe ich die Abendstunde auf dem Dach des Hauses. Unendlich hoch und vollkommen ungetrübt mit ihren Sternen steht die Himmelskuppel über Jerusalem. Ich denke an das ferne kühle Meer, das sich im Mondlicht knittert. Ich sehe in der Nachmittagssonne die geschaukelten, mit hellen Farben ausgemalten Ruderboote, die Reisende von der Treppe des Dampfschiffs abholen und durch die Brandung gleiten und immer neue Ankömmlinge auf den Boden dieses Landes setzen. Ist irgendwo am Himmel Gottes unsichtbarer Thron, dann ist er hier, und der Wind, der groß und klar über diese Berghöhen hinstreicht, breitet die Wolken unter ihm aus wie einen Teppich. Ich erschauere in der kühlen, durchsichtigen Nebelluft. Vielleicht hat nichts so sehr zu der heimlichen Erregtheit der Menschen dieses Ortes beigetragen wie dieser täglich sich wiederholende rasche Wechsel zwischen dem Lastgefühl des Tages und der holden Erfrischtheit, die einen tiefen Schlaf gewährt.

Die Dachhöfe sind verlassen, die Schluchten der Stadt sind dunkel geworden. Nur an den Kreuzungen der Gassen brennt die Laterne. Wächter gehen umher und pochen mit dem Stab auf die Steine, andere sitzen tief im Hintergrund der mit Haufen von Getreide und Feldfrucht gefüllten Gewölbe. Fern im Tal, über dem Hain der Ölbäume, glänzt im angreifenden blassen Mondlicht die goldene Kuppel der Russenkirche. Wer mag dort wachen hinter der Gartenmauer von Gethsemane? Jetzt hat der Wärter die alten flüsternden Bäume allein gelassen und schläft irgendwo, in seiner Zelle ausge-

streckt. Morgen wird er wieder vor den Besuchern stehen und ihnen Sträuße pflücken.

Ich bin bereit, in meine Kammer zu gehen. Der Schatten einer Wolke legt sich über die bleichen Dächer. In diesem Augenblick kommt der kleine bärtige Mann in der braunen Kutte die Stufen zu mir heraufgestiegen. Ganz leicht berührt er meinen Arm und sagt mit ruhigster Stimme: ich werde dir das zeigen, folge mir.

*

Ich stand auf und ging mit ihm. Ich war verwundert, denn in den Gassen war ein Leben wie an einem Markttag. Die Köche buken, die Kaufleute saßen, von ihren Kunden besucht, bei ihren Waren, und die Morgensonne schien. Über den Budiken hingen die Schilder, der Katalog der Straße in allen Sprachen: das krause, würmergleiche Arabisch, die Runen der Griechen, die wuchtigen Keilzeichen der Hebräer, die steifen in sich geschlossenen Buchstaben der Lateiner und die gleichsam beschädigten Ziffern des armenischen Alphabets. Wir traten in ein Gewölbe. Es war eine leere große Halle, nur nach dem Tageslicht der Straße zu lagen Hügel von Weizenkörnern, Körbe voll Oliven, Sesamsaat und kleine Kisten mit Seife. Ich erkannte beim Heraufsehen zur Decke, daß zu diesem Bau die Bogenreste eines edlen älteren Gewölbes verwendet waren. Aus welcher Zeit es stammte, wer vermöchte das zu sagen? Der Mönch führte mich durch einen Hof, wo Maultiertreiber und Karawanenlenker ihre Tiere ruhen ließen, dann klopfte er an eine Pforte, die den Eingängen der Ställe glich. Die Pforte ging auf, es war ein Einheimischer, der uns einließ und sein Haupt tief niederbeugte.

Wir befanden uns in einem Saal, dessen Wände aus hellem Marmor gemauert waren, ein Gitter war an seinem Ende und eine Gittertür. Der Pförtner brachte Lichter. Wir stiegen einen Gang von Stufen abwärts tief unter die Straße und gelangten in einen von Menschen angefüllten Raum. Es waren Männer in langen schwarzen, braunen und gelblichweißen Ordenskleidern, mit Kapuzen über den Köpfen oder mit Schleiern vor dem Gesicht. Als hätten alle Provinzen der Welt sich eingefunden und Geistliche entsendet, so bemerkte ich in dieser Menge neben Griechen und Lateinern auch nordländische

Pastoren und fremde Häretiker in Trauerkleidern und fahl gekleidete Männer aus Asien, die von ihren gelben Stirnen die Abzeichen der Kaste ausgelöscht hatten. Die weite Halle war von feinen Schäften eines Säulenganges umgeben wie die Halle eines Palastes in einem Garten, aber alles war in die Erde der Felsstücke und des Lehmes versunken, die Zwischenräume der Säulen waren ausgefüllt. Mir schien es nun, als sei eine der Wände fortgehoben. Die mahlende Bewegung der zusammengedrängten Menge schob mich vorwärts, ich sah in eine Grotte, die in der Dunkelheit gebettet lag wie ein blaues Glas, es war das blaue, durchsonnte Tageslicht, das sie auf eine unerklärliche Weise füllte. Auf dem Boden dort stand ein steinerner Trog ohne Deckel. Er war wie die ägyptischen Sarkophage aus dunklem rotkörnigem Granit gehauen. Ich vermochte zu sehen, daß ein Leichnam in diesem Behälter lag. Der Leichnam war mit schmalen, weißen, bitter duftenden Tüchern umwunden, als sei er eben erst bestattet worden. Auch das Haar und Gesicht des Verblichenen war sichtbar, die bleiche Haut der Wangen war von oben her mit feinen Fäden Blutes überronnen, auf der Stirn waren Risse und Spuren wie von Nadeln. Ich wollte näher hintreten, damit ich die ganze Gestalt des Mißhandelten zu sehen und mein inneres Erschauern begreifen möchte. Indessen vernahm ich aus den Versammelten einen Gesang:

Dies ist der Leib, der gewandelt ist in Galiläa, heraufgekommen nach Jerusalem und geblutet hat am Kreuz der Römer. Begraben im Garten des Joseph, gerettet von den Jüngern und bestattet in der Schatzkammer.

Weh aber denen, die gewandelt sind im Fleisch und verlassen sind ohne Auferstehung. Wehe denen, die begraben sind und nicht auferstanden.

Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?

Vollkommenheit, Einheit, Maß, Kraft der Völker, Wachstum im Geist, Kaisertum, Reich Gottes.

Hier ist Christus. Einziges unter den Gräbern, unbewegt von Anfang, ein Stein der Welt und wird den Staub nicht sehen bis an der Welt Ende.

In diesem Augenblick betrat vor allen ein Mensch die Halle, er

hatte einen Kranz von Eichenblättern in seinem Haar und trug ein weißes Kleid wie die wälischen Seher, sein Angesicht allein war dunkel und zeigte die morgenländische Seele. Er trug in seinen Händen eine grüne gläserne Schüssel, ein Feuer strahlte aus ihrer Mitte. Während er in dem von ihm getragenen Licht dastand, sprach er Worte, die ihn wie ein Gezweig alsbald umgaben.

Ich war vom Meer heraufgekommen,
Ich war vom Makkabäerstamm,
Ich hatte Schwerter mitgenommen,
Ich suchte Löwen, fand ein Lamm.
Gerüstet war mein Haus zum Feste,
Sie kamen her, die groben Gäste,
Es kam der Herr der Eselin,
Samt Zwölfen mit bescheidnem Sinn.
Sie aßen still ihr Abendmahl
Aus meiner Schüssel und Pokal.
Den Judas habe ich verkehrt,
Dem Petrus schenkte ich ein Schwert.
Ich wollt durch sie das Volk anzünden,
Sie aber waren wie die Blinden
Und gingen ihrer Wege fort.
Ischarioth verriet den Ort.
Der Meister ward allein gefangen
Und tags am Kreuze aufgehangen.
Da ward zur Vesper Mitternacht,
Er schrie hinaus: es ist vollbracht.
Ich nahm ihn von dem Holze fort,
Bracht ihn an den verborgnen Ort,
Drum er der Auferstandne hieß.
Gott dennoch unsre Stadt verstieß.
Ein Kriegsknecht aus dem Britenland
Wies mir den Weg zum fernen Strand,
Die Schüssel, da das Blut hintroff,
Bracht ich an König Artus' Hof
Als edlen Gral und Heiligtum,
Erwarb mir großes Geld und Ruhm.
Der Heiden Herr ist Jesus Christ,
Mein Judenvolk zerbrochen ist.
Mich konnt sein Blutquell nicht erlaben.
Ich lieg in Worms der Stadt begraben.

Nach dieser Aufsage schwand die Erscheinung. Mein Führer sagte: es war Joseph von Arimathia. Ich sah alle niederknien in einem beklommenen Schweigen und manche in ein Schluchzen ausbrechen, jene, die fühlten, daß fortan die Kraft von ihnen genommen sei, in Lauterkeit den überkommenen Glauben zu predigen. Ich trat vorwärts und sah das Antlitz in dem steinernen Sarg. Es war schöner und schmerzlicher als es die großen Maler darzustellen vermögen, tot wie ein Stein, doch zugleich lebendiger als alles, was in der Bewegung ist. Eine Spinne hing in der Luft an dem demantnen Faden, ein Rotkehlchen saß auf dem Rand des Steins zu seinen Füßen, draußen vor dem Trog im Grase glänzte eine Eidechse mit schlankem hartem Leib und winzigen wachen Augen. Da ich mich nun niederbeugen wollte, stieß sich meine Stirn, und ich entdeckte, daß die Luft spröd und undurchdringlich war. Ich trat zurück und gewahrte mit Schrecken, daß die Spinne, der Vogel und die Eidechse unbeweglich, nicht an-

ders als die Mücke, die mit ihren unversehrten Flügeln im Bernstein gefangen sitzt, nicht tot noch lebend, in diesem tagesblauen Stein gefangen standen.

In diesem Augenblick schrien alle: Er ist nicht auferstanden! und warfen sich zu Boden. Der Mönch ergriff meine Hand und führte mich stark auf die Gasse zurück. Ein Zug von Pilgern begegnete uns dort, die heute angekommen waren, die trugen Palmenzweige und riefen voller Freude, denn sie wußten nicht, was unter der Erde war und wie die Wenigen dort unten sich vor den verborgenen Erscheinungen wanden: Gepriesen sei, der niedergefahren ist zur Hölle, den Jüngern erschienen in den vierzig Tagen an den Örtern des jüdischen Landes und in Galiläa, gen Himmel gefahren und sitzt zur Rechten der Kraft. Christ ist erstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!

*

In dem Gewimmel verlor ich meinen Führer und sah, es war jener Wächter von Gethsemane gewesen. Ich kam in das Haus zurück und erzählte, was ich gesehen hatte. Der Hausvater, obgleich nur ein Laiendiener des der Kirche nicht mehr zugehörigen Ordens, doch vertraut mit den Dingen in der Stadt, sagte: er habe wohl gehört, daß auch ein anderes Grab Christi in Jerusalem bestehe und in den Tagen zwischen den großen Festen heimlich besucht werde. Näheres darüber habe er nie in Erfahrung bringen können. Der letzte ihm bekannt Gewordene, der auf geheime Weise ebenfalls dorthin geführt wurde, sei ein Kandidat der Theologie aus Basel gewesen. Der sei danach zu den Behörden gegangen, um den offenbaren Betrug und Unfug aufzuheben, mit welchem Erfolg, sei nicht bekannt geworden. Es handele um sich die Grabkammer des Barrabas. Der Schlüssel dazu befinde sich in Händen einer berüchtigten Sippe, deren Stamm angeblich auf den Übeltäter zurückgehe, der an Stelle des Herrn freigelassen, später nochmals ergriffen und getötet worden sei. Das vorige Haupt der Sippe, ein Mohammedaner namens Dschawud Efendi, einer der vornehmen und reichen Bodenbesitzer in der Stadt, sei von einem entfernten Verwandten erschlagen worden. Es gehe die Sage, daß alle männlichen Glieder dieser Familie ihr Leben auf eine gewaltsame Weise verlieren. Seien die ältesten von den

Juden gesteinigt, von den Römern gehängt, von den Griechen vergiftet, von den Sarazenen erstochen, von den Franken während der Kreuzzüge erschlagen worden, so seien andere in Armut gestorben, wieder andere durch einen Unglücksfall, durch eigne Hand oder von der Hand der Türken ums Leben gekommen. Im übrigen gebe es, wie bekannt sei, in Jerusalem von allen Heiligtümern ein zweites und gar drittes, vom Teufel eigens geschaffen, um die Gläubigen zu verwirren. Daher der unaufhörliche Zank und Streit um die heiligen Orte, das Mißtrauen der verschiedenen Bekenner gegeneinander. Am schlimmsten seien die Mohren, die am heiligen Grab vielerlei scheußliche aus Holz oder Knochen geschnitzte Gegenstände weihen und sie später in Afrika verbreiten. Dunkle Bewandtnis habe es wohl auch mit der grünen Schale des Joseph von Arimathia, die, wie man lese, in England, nach anderer Überlieferung in den Pyrenäen oder auf einer Burg in Deutschland aufbewahrt und dort neuerdings auch auf dem Theater als der heilige Gral verehrt werde.

II.

Da ich zu glauben nicht vermochte, so zwang mich Gott zu sehen und führte mich in das Gefängnis der sichtbaren Dinge. Es lenkten mich, Anreiz und Widerstand in einem, die steinigen Wege durch Jerusalem. Ich sah über der quälenden Stadt das Feuerblau des Südhimmels und die purpurgoldene Dämmerung des Abends und verbrachte, ungesättigt von dem Glück des Hierseins, die Ruhestunde auf dem Dach des Hauses und in Selbstgesprächen.

Ausgestreckt im Stuhl und das Gesicht emporgewendet, sah ich den Kuppeldom der Grabeskirche und die gelben Steine der Moscheen, die mit Festigkeit über diesen Dächern ragen. Es sind die Strafen und die Mahnungen, Steingebilde, doch nicht unzersörbar. In diese Luft streckten sich einst auch die gewaltigen Wehrtürme des Herodes und sind gefallen.

Als ich die Stufen hinaufkam, erwartete mich ein jüdischer Mann, der setzte sich zu mir und sprach von Gott als dem unverteilten Wesen ohne einen Geist zum Gefährten und ohne den Sohn. Aber mit dem jüdischen Volk hat doch derselbe Gott den Bund geschlossen und tut an ihm das fortwirkende Wunder. Denn da die Juden gegen-

wärtig unter allen Vorwänden das Land Israel erwerben, um es zu einem künftigen Wechselhof zu machen für den Handel zwischen Indien und den Städten des Abendlandes, bekennen sie die tauben und unbewußten Eigenschaften des Wassers, das in ein Land hernieder regnet und leidet, daß es in den Reben aufsteigt und zu Wein wird.

Die weißen steinernen Dächer, die uns umgeben, senken sich abwärts in ein trockenes Tal. Der Berg Skopus hebt sich aus der mattgefärbten Helle. Die flachen Dächer mit ihren versteckten Spalten, den zuweilen erkennbaren Gärten und Höfen, wo am Tag Pfauen und Gazellen in ihrer Haft den Blick der Mitleidigen auf sich ziehen und den vielen, wie Blasen hevorgequollenen, aus Quadern geformten Kammerwölbungen, mit kurzen Brückenbogen, weißen Kaminen und schwarzen Zypressenwipfeln, bilden einen engen und verschwiegenen Zusammenhang.

Auf dem Dom unter dem letzten Flor der Wolken klimmt ein Mann mit einer Fackel. Während es dunkler wird, beginnt dort oben im Windzug ein Edelsteinkreuz zu flackern aus unzähligen kleinen bunten Lichtern.

Mit stiller Seele beteiligt an der geheimnisvollen Umkehr des Tages in die Nacht, während ringsum alles im ersten Schlafe atmet, sprechen wir vom heimlichen Sinn der Propheten, von denen einer gesagt hat: der Herr wird plagen alle Heiden, die nicht heraufkommen, das Laubhüttenfest zu halten. Doch hat ein anderer seinem Volk gedroht, daß sie einst den erkennen werden, den sie durchstochen haben. Schon unerkennbar in der Dunkelheit, sitzen wir bei der Auslegung einander wie Bewaffnete gegenüber und verstummen feindselig. Der alte Zank ist ausgebrochen. Ich geleite den Besucher zu den Stufen, bereit, ihn im Schlaf zu vergessen.

Wie duftet in meiner Kammer der Strauß von wilden Rosen mit seiner wunderzarten Kraft. Auf meinem Bett liege ich und schwebe wie in einem festgebundenen Kahn auf einer durchsichtigen und fast unwahrnehmbaren Welle. Weites taghelles Land ist vor den Fenstern, unter ihren Bogen steht ein bärtiger Mann vor einem Pult. Er schaut von seinem Buch auf und sagt: Ich bin es, Joseph von Arimathia. Lies das Geschriebene.

Wohl war in dem unsichtbaren Buch die Schrift, die er zu lesen gab, schon lange Zeit vergangen, aber ich erkannte das Geschriebene als ein ewig Gegenwärtiges, wie es von Anfang enthalten und auseinandergefaltet und wieder zurückgekehrt war in den Fruchtknoten alles Geschaffenen, und las dieses.

*

An dem Tag, da ich, Joseph, auf das Fest mich bereitete im Warten auf das Reich Gottes, das nah verhündet war, unterbrach mich der Bote des Rats und ich folgte ihm in die Versammlung, die handelte über den Sohn des Zimmermanns, Jesus, der in der Stadt das Volk bewegte, der war fortgewesen und wiedergekommen, um dem Fest beizuwohnen. Denn die Obersten des Volkes hüteten sich, diesem Lehrer im Tempel zu begegnen und fürchteten ihn seiner Gleichnisse wegen, darum besprachen sie, wie sie ihn entfernen sollten. Ich aber, der zu ihrer Freundschaft nicht mehr gehörte, denn ich glaubte an diesen Gesandten Gottes und hatte seine Taten gesehen, beschwor sie, den Geweihten nicht anzutasten. Da ließen sie einen Mann hervortreten, es war Judas der Wechsler, ein seit Mutterleib Gezeichneter, dessen Jesus sich erbarmt hatte seines Eifers wegen und der ihm folgte. Der wiederholte vor der Versammlung, daß es gut sei, den Meister in Gewahrsam zu nehmen über das Fest, damit der Zwiespalt im Volk vor den Fremden verborgen bleibe. Und sie lobten diesen Törichten, ich allein schied aus ihrer Mitte und sandte einen Boten fort, Jesus zu suchen und ihm zu sagen: nimm Wohnung, du Mann Gottes, im Sommerhause deines Knechtes Joseph. Am Abend kam der Bote wieder und hatte ihn nicht gefunden. In der Frühe aber sah man die Fremden, die auf das Fest gekommen waren und eine Menge, die dem Rat anhing und jenem falschen Jünger glaubte, vor das Richthaus laufen und fordern, daß Jesus gekreuzigt würde. Denn in der Nacht hatte man ihn gefangen. Die Gefangenen verurteilte der Landpfleger. Als nun jener Judas hörte, daß sein Herr verurteilt war, entwich er vor die Stadt und erhängte sich. Ich aber stand unter den Zuschauern und wartete mit Furcht und Zittern der Zeichen, die geschehen sollten.

Und da man die Gefangenen hinausführte, sah der Meister den

allerärmsten gleich, doch sein Angesicht war das des Elias, des Wundertätes, da er auf den Jordan zuging, um ihn mit einem Schlag seines Mantels mittendurch zu teilen. Die Frauen schrien zu ihm und berührten seinen Mantel, er aber trug das Kreuz. Und da man ihn anstieß, denn die Kriegsknechte gingen ihres Schrittes, sprach er ein Wort zu einem Knaben, und man sah alsbald diesen Knaben einer Lerche, die er unter seinem Kleide trug, die Freiheit geben. Der Zug stieg hinauf durch die Gassen. Aber sie gingen nicht zu der Richtstätte auf dem Berg vor dem Tor, das nach Damaskus führt, sondern wendeten sich nach einem anderen Ort, und es war dieser Ort der Hügel über meinem Garten. Da verbarg ich mich, in Schreck und großer Freude, denn ich wartete auf das Wunder, das mir verheißen war durch den Mund des Boten von dem Meister: die Stunde ist nah, daß ich in deinem Garten ein Lager halten werde. Ich sah die Männer auf dem Hügel und hörte die Hämmer und die Schreie, und da die Zuschauer fortgegangen waren, ragten die drei Kreuze, und ich sah ihn in der Mitte schweben, und die Krieger saßen zu seinen Füßen mit ihren Weinkrügen und zerissen seinen Mantel. Da verhüllte ich mein Haupt und trat in meinen Garten in einer tiefen Stille. Und ich hörte den Ruf eines Sterbenden in dieser Stille und fiel mit dem Gesicht auf einen Felsen.

Siehe, da zerbrach ein Getöse wie von einem Donner die innerste Erde, und wie ich eilends aufstand, öffnete der Fels seine Seite und war eine kleine Höhle wie ein neues Grab. Und ich gedachte des Wortes, das Jesus gesagt hatte und sah das Grab an, daß es für ihn sei, ihn dort hinein zu legen, und ich erinnerte mich aus der Zeit, da ich für den Garten ein Lösegeld gegeben hatte, daß er einem jüdischen Mann gehörte, der war im Krieg verschollen, und die Römer hatten sein Eigentum genommen. So machte ich mich auf und lief, den Leichnam von dem Landpfleger zu fordern. Und ich trat vor Pilatus ohne Furcht und empfing die Zusage und eilte hinaus, den Heiligen von dem Holz abzupflücken wie eine reife Frucht. Und mit mir ging Nikodemus, ein vornehmer Grieche, der Jude geworden war, der war vor mir zum Landpfleger gegangen, daß er dasselbe forderte, aber er hatte nicht gewagt, in das Haus zu gehen, der redete zu mir, da ich aus dem Saal des Landpflegers

kam: o Menschenbruder! und faßte sich ein Herz und half mir. Es kamen auch die Frauen herzu und wickelten den Gestorbenen in eine Leinwand. Und da wir das Alles bereitet und ihn geborgen hatten, war es Abend. Wir wälzten den Stein vor das Grab und gingen jeder in sein Haus und blieben in der Stadt verborgen.

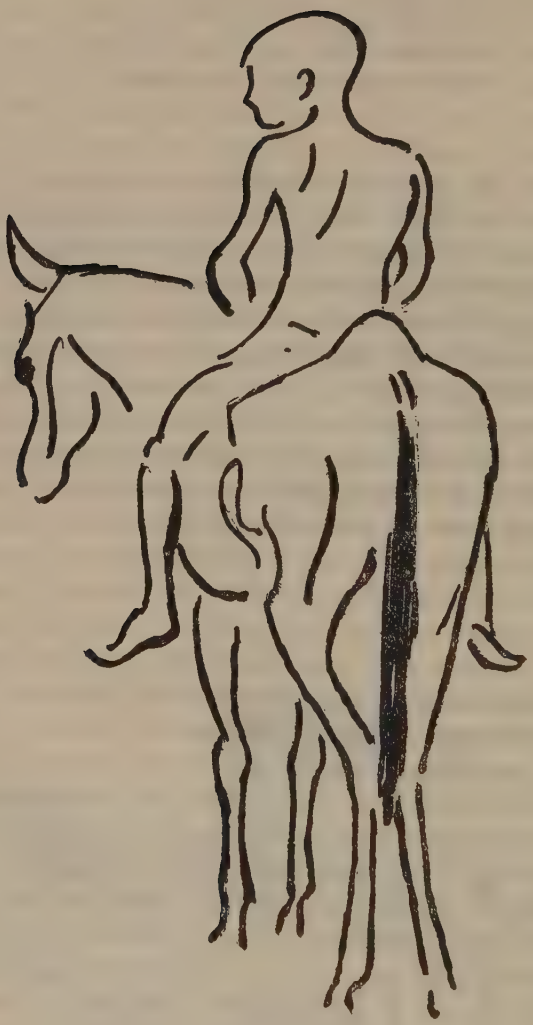
Es war über das Fest große Unruhe in allen, und am dritten Tag unserer Verborgenheit bereiteten die Frauen in meinem Haus die heimliche Flucht, und die Tür blieb verschlossen. Da traten Kriegsleute in die Gasse und schlugen an meine Tür. Wir wähnten, das Ende sei gekommen. Da trat Jesus zu mir und legte mir seine Hand auf. Ich fiel nieder. Er hob mich auf und sprach: Fürchte dich nicht. Und jene Kriegsknechte, die hereintraten, waren abgesandt von denen, die das Grab hüteten, und sagten: Seine Jünger kamen des Nachts, da wir schliefen, und stahlen ihn. Ich glaubte aber nicht diesen Männern und ging aus, frei von Furcht und verkündete die Erscheinung des Auferstandenen und sammelte seine Jünger. Da wir, an fünfhundert, zum erstenmal beisammen waren, erschien uns der Herr. Und es erhob sich von dem Tag an ein Wind des Geistes über das Land und ergriff beides, Juden und Fremde und alle Städte in Syrien und Ägypten. Und mein Haus ward aufgetan auch jenem Saulus, der war einer der Jünglinge, die den Panzer unter dem Mantel trugen und mit schnellen Pferden die verfolgten, die draußen reisten, die Botschaft der Auferstehung zu verkünden. Diesen erschreckte der Herr vor Damaskus und warf ihn zu Boden und erhob ihn unter die Seinen und zerbrach durch ihn das gewaltige Werk der Römer von innen her. Und ich ward alt, ein Genosse der Gemeinde zu Jerusalem und wartete der Auferstehung der Jünger Jesu des Messias und sah die Herrlichkeit Gottes und ward begraben im Gebirg eh man das Meer sieht. Bei dem Herrn ist viel Erlösung. Und er wird Israel erlösen von allen seinen Sünden.

Am Abend, da es kühle war,
Ward Adams Fallen offenbar.
Am Abend drücket ihn der Heiland nieder,
Am Abend kam die Taube wieder
Und trug ein Ölblatt in dem Munde.
O schöne Zeit, o Abendstunde!

Der Friedensschluß ist nun mit Gott gemacht,
Denn Jesus hat sein Kreuz vollbracht.
Sein Leichnam kommt zur Ruh.
Ach, liebe Seele, bitte du,
Geh lasse dir den toten Jesus schenken,
O heilsames, o köstlichs Angedenken!

*

Da ich noch lag, nicht mehr lesend, nur in das holde Singen eingebettet, das von einer einzelnen Stimme vor der schweigenden Orgel und dem schweigenden Chor der deutschen Sänger aus einer weiten Ferne wehte wie der Hauch der Rosen, der die dunkle Kammer füllte, sah ich über mir das Gesicht des wiedergekehrten Besuchers und hörte ihn trotzig sagen: Er sieht aber nicht aus, wie die Unbeschnittenen meinen. Der Besucher glich einem der Erschlagenen von Bittir, und auch die Rosen an meinem Bett waren der Duft von Bittir, wo das Blut von den Bergen floß, als Judäa verwüstet wurde. Er wies dorthin und sagte: Sei gesegnet, Fremdling, mit den Rosen, die aus meinem Blute sind.



Walther Krug:

REGEN

1.

ICH habe mir in diesen Tagen schon längst zur Gewohnheit gemacht, auf den Regen nicht zu achten. Ich spanne den Schirm auf und gehe unter ihm fort, wie wenn es nicht regne und als ob ich den Schirm nur trage, weil der Schirm nun einmal zum Menschen gehört. Ich setze mich an das offene Fenster und kehre der Aussicht den Rücken. Ich höre den Regen wohl, aber es könnte ja auch der Wind in den Blättern sein. Einzig stört es mich, wenn der Himmel sich dann und wann aufhellt oder gar die Sonne hervortritt. Denn darauf bin ich nicht gefaßt: es reißt mich aus meiner Ruhe, es ist, wie wenn die Wände sich öffneten, wie wenn ich plötzlich auf der Straße säße und meine Blätter davonflögen. Aber ich beruhige mich jedesmal und sage mir, es sei eine Täuschung, es seien Phosphoreszenzen meines Seins oder der Scherz irgend jemandes aus der Familie, der das elektrische Licht geschwind angedreht habe. Ich habe es also auf diesem Gebiet sehr weit gebracht und jedenfalls weiter als die anderen Städter, die nichts besseres wissen, als über das »Sauwetter« zu schimpfen, wobei sie einen verärgerten Blick auf ihre beschmutzten Stiefel werfen. Der Bauer aber, dessen Gras gemäht auf der Wiese liegt und Tag für Tag im Faulen noch von der Sonne träumt — oh, dieses arme, schmutzige, braune, schwarze, träumende Gras! — der Bauer sagte neulich zu mir: man muß hoffen.

Immer wieder stellte ich sie mir nebeneinander und immer wieder muß ich sehen, was alles dieser Bauer, der schon so entartet und zerfallen und so anheim gegeben ist dem städtischen Wesen, was alles er noch an Gaben und Kräften vor dem Städter im voraus besitzt. Ist er nicht immer noch der geduldigste und geprüfteste der

Menschen und der einzige, der nicht von Tag zu Tage lebt? Wo ist denn einer in der Stadt, der vom Frühjahr in den Herbst denkt und vom Herbst in das Frühjahr? Und wo ist einer, der den Samen in den dunkeln Schoß legt und hofft, daß er aufgehen werde tausendfältig? Und wo ist einer, dem Frost und Hagel, Gewitter und Sturm eine Blüte nach der andern, eine Frucht nach der andern, knickt, zerspillt und fortreißt und vernichtet, er aber legt die Hände in den Schoß und sieht geduldig zu und spricht: man muß hoffen.

Darum auch ist dieser Mensch der einzige noch, der den alten Trieb des Philosophierens in sich spürt. Wir andern aber haben vielleicht schon seit dem 16. Lebensjahr das Denken aufgegeben. Denn früher saßen auch wir in Treppenwinkeln oder in Bäumen oder liefen durch die langen Alleen oder zögerten an Wiesen und Knicks vorbei oder schrien in die Brandung des Meeres hinaus und oftmals nachts war eine Klarheit des Gedankens um uns, daß alle Welt wie verhüllende Schleier von uns abzufallen schien. Später aber nahmen wir lauter einzelne und sehr viele Dinge zu uns und verstauten sie, so gut es ging, in den Winkeln unseres Hirns: da versperrten sie nun den Raum und es war für anderes kein Platz mehr. Nun begannen wir von den aufgestapelten Dingen zu zehren und uns zu füttern und wenn kein Futter mehr da sein wird, werden wir Hungers sterben, sofern nicht aus andern Gründen der Tod uns bereitet ist.

Mit den zunehmenden Jahren aber kam eine schreckliche Zeit über uns. Man umstellte uns mit lauter Konstruktionen, mit Maschinen unter, auf und über der Erde. Und nichts, was wir taten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ward nicht so getan, daß irgendeine Maschine daran teil hatte, ja selbst in unsern Träumen lebte das Surren, Zischen dieser Dinge fort. Ich weiß noch, mit welchem Gefühl des Hartwerdens und Versteinens ich der ersten Holzzerkleinerungsmaschine zusah, die den Mann mit Holzklotz, Säge und Beil vertrieb. Heute aber fragt man nicht darnach. Man hat sich an die lächerliche Vereinfachung der Form gewöhnt, die jede Maschine mit sich bringt und aus dem bunten und bewegten Vielerlei des menschlichen Körpers und seines Tun und Treibens ein paar runde oder senkrechte oder wagrechte Bewegungen macht. Diese Verarmung des Lebens durch die Maschine ist so sehr unser geworden, daß sie

unser ganzes Denken beherrscht, und wo noch irgendeiner sich die Kraft eigener Gehirnarbeit bewahrt hat, noch ein kleiner Raum in dem vielfach gewundenen Kästchen geblieben ist, dort herrscht die Vorstellung der Wagrechten und Senkrechten und des Kreises, und wo ein Übriges ist, kommt noch das hinzu, was man den Parallelismus nennt. So ist es heute auf jedem Gebiet, ich brauche sie nicht zu nennen, denn die Taten und Werke, die wir alle sehen, sind nur der Ausdruck dieser Gedankenwelt. Der Philosoph aber, oder besser das, was sich heute noch so nennt, hat seine Tätigkeit darauf verlegt, mit diesen Dingen Ball zu spielen. Ist es da verwunderlich, daß mancher sich abwendet oder gar flüchtet?

Ein Bauer, dem ich aus Gründen, die nicht hierher gehören, den Auftrag gab, seinen siebenjährigen Jungen an dem Hause H.'s vorbeizuschicken, wußte, da der Junge sich weigerte, den Weg zu machen, sich dadurch zu helfen, daß er ihm beim Heimweg vom Felde ein Stück Vieh zum Führen in die Hand gab. So ließ er den Menschen durch das Vieh führen. Derselbe schrieb mir, als von der Erziehung dieses Jungens die Rede war, folgendes: Ein Stück Vieh bindet man im Stalle an und verbringt es zwangsweise von Krippe zu Krippe, aber ich glaube, daß man mit Menschen, die viel höher stehen, menschlicher verfahren sollte.

Man wird hieran nichts Besonderes finden. Man wird sagen, was für den Bauer das Vieh, ist für den Städter irgend etwas Städtisches und dieser werde sich auf seine Weise geradeso zu helfen wissen und auch das Rechte denken. O gewiß, man kann schon sagen, daß die Menschen und ihre Verhältnisse und Bedürfnisse überall die gleichen und nur die Kleider verschieden sind. Aber das geht doch nur darauf, daß gegessen, getrunken, geschlafen und gearbeitet sein muß. Hernach kommt das Andere, vermöge dessen der Mensch für sich und doch wieder verbunden ist mit dem Ganzen, seine Hingabe an das Ganze, die denkende, die man wohl Philosophie nennt, und die fühlende, die man Religion nennt. Von dieser Hingabe ist beim Städter fast nichts mehr und beim Bauer noch Vieles zu finden ‹das Einzige was ihm, der schon seit langem auch der Stadt verfällt, noch Charakter gibt›. In jenem Mann, der über das Führende beim Menschen und das Geführte beim Vieh in den Worten unmittelbarster

Anschauung klar und herzlich redet und der gleichwohl ironisch seinem Jungen das Vieh als Führer mitgibt, liegt für mich eine solche denkende und fühlende Hingabe, daß mir daneben der Städter tatsächlich wie ein Geck vorkommt, der übers schlechte Wetter schwätzt.

2.

Dessen hat der städtische Mensch wohl auch eine dunkle Ahnung und müht sich darum, irgend etwas zu tun, womit er sich selbst betrügen kann, und zäumt sich so lauter kleine, nette, bunte Steckenpferdchen, die er zierlich und apart zu reiten versteht. So hat er den Kampf gegen den Bodenwucher, gegen die Petroleum-, Zigaretten-, Fleisch- und Margarinetrusts und gegen die Syndikate, von denen er gern sagt, daß da nichts zu machen sei. In Sorgen stürzt ihn die »rasende« Entwicklung unseres Handels, deren Tempo zu verlangsamen man freilich nicht in der Hand habe, denn die angestoßene Kugel rolle auf der schiefen Ebene fort und was dergleichen physikalische Vergleiche mehr sind. Voll Kummers betrachtet er unsere immer zugeknöpfte Tasche. Sie schade unserer Industrie. Freilich wieder sei das nicht zu leugnen, daß wir unser Geld selber brauchten. Vorzüglich aber macht ihm die Frage nach dem Alkohol zu schaffen. Er selbst, weil es einen besseren Geruch gibt, keine Beschwerde und namentlich nicht übel macht, zieht für seine Person überall und zu jeder Stunde die natürliche Zitrone vor. Er weiß sie auch ganz apart zu sich zu nehmen und in der Bereitung, die er sich stets selber vorbehält, eine lässige und müde Eleganz zu entwickeln, die bezaubernd ist. Da gibt denn leicht ein Wort das andere und man steckt mitten drin in dieser wichtigen Frage nach dem Alkohol. Begeistert spricht er von den Anordnungen, die in der amerikanischen Marine getroffen seien, erzählt Details von den großen Diners beim Staatssekretär der Vereinigten Staaten, wo weder Wein noch Bier noch Schnaps gereicht worden sei. Flüstert mit Grauen von Frankreich als dem Lande, das den meisten Alkohol verbrauche, was in schreckenerregender Zunahme von Irrsinn und Verbrechen die traurigsten Folgen »zeitige«. Ja, vergißt sich wirklich soweit, den Befehl des Straßburger Kommandierenden, an Stelle des Fäßchen Biers den Soldaten einen strategischen Vortrag zu verabreichen, ernsthaft zu

diskutieren. Er hat ja recht, der gute Junge. Und gewiß ist sein Steckenpferdchen nicht nur das. Der nach Bier, Wein und Schnaps riechende Deutsche mit erweitertem Herzen, hängendem Bauch und Stiernacken, mit Faustaufschlagen und fetten Witzen und Zoten ist sicher ernsterer Reden wert. Aber gerade darum sind das nur wieder Steckenpferdchen. Denn wäre es mehr als das, so könnte man doch nicht bei dieser kleinlichen Frage nach dem Alkohol stehen bleiben. So könnte man doch nicht auch hier wieder typisch wiederholen, was Nietzsche schon vor dreißig Jahren festgenagelt hat, daß nämlich Ursache und Wirkung kurzsichtig und oberflächlich verwechselt werden. So mußte man doch, wollte man denn wirklich etwas wirken, erst einmal die Frage beantworten, die am Anfang steht: woher denn dieses Trinken komme und wie es denn zu erklären sei, daß jeder zweite Mensch der Erde an dieser Krankheit leide. Ich will nicht sagen, daß man ahnt, was alles hinter dieser Frage steht, welch furchtbare Fratzen uns angrinsen werden, wenn wir einmal diesen Vorhang weggezogen haben werden. Denn dies zu ahnen, sind die Steckenpferdchenreiter sicherlich nicht reif, können es auch nicht werden, da sie sich des Reifens längst begeben haben. Ich will nur sagen, daß man dieser Frage niemals nahe, geschweige auf sie kommen konnte. Eben weil man Steckenpferdchen ritt. Weil man nur ein Städter war und das Schwätzen über alles hielt.

3.

Das Letzte, was der städtische Mensch, oder besser: die städtischen Gecken sich ausdachten, waren die Futuristen-Konzerte in Mailand und London. Die Eitelkeit des Städters wählt zum Programm »das Erwachen der Großstadt« oder »ein Meeting von Automobilen und Flugzeugen«, Kisten, Röhren, Kurbeln, Rasseln, Grammophone sind die Instrumente, um diese Eitelkeit zu befriedigen. Hier ward es denn endlich einmal offenbar, und nicht mehr verblümt durch die Theorie der philosophischen Schwätzer, die mit Empirie und Metaphysik Fangball spielen, daß Musik nur noch ein Geräusch ist. Schon oft wurde das gesagt, aber nie doch noch, und auch von den verbissensten Feinden dieser Kunst nicht, geglaubt. Jetzt muß man es glauben. Auch ich bin überzeugt, daß Musik ein Geräusch ist. Die

Antwort auf diese Theorie der Tat, die selbst das wildeste Volk aus den dunkeln Teilen unserer Erde bisher noch nicht vertreten hatte, war in Mailand und London die natürliche, nämlich eine körperliche Reaktion wie auf die Anschläge eines Tiers. Der Städter selbst stempelt damit die Superlative seiner Entwicklung ab. Wir aber, die wir, wie jeder »Intellektuelle« des Tages uns bestätigen wird, nicht natürlich, sondern höchst unnatürlich sind, werden in diesen weißen Blättern nicht ebenso reagieren. Wir könnten mit gut geputzter Brille und als Leute, die etwas gelernt haben, in spitzem Ton entgegnen, daß Geräusch und Ton zweierlei sei, daß Musik es mit Tönen und nicht mit Geräuschen zu tun und, als der Töne sie sich angenommen, ein für allemal die Geräusche ausgeschlossen habe. Wer also Geräusche mache, mache keine Musik, und die Futuristen seien keine Musiker, sondern geräuschvolle Narren. Wir könnten auch sagen: da ihr nichts wollt, als nachahmen, seid ihr Affen und gehört in den Käfig. Aber wozu die Aufregung? Und vor allem tausendmal Entschuldigung wegen solcher Trivialitäten! Musik ist, wie jede Kunst, eine sehr komplizierte Synthese aus mannigfachen Kräften. Um Musik zu haben, muß man nicht nur diese Kräfte, sondern auch noch die Kraft der Synthese dazu haben. Wenn man das nicht hat, so gibt man sich naiv und sagt — die intellektuellen Städter mit ihrem Maschinenhirn mußten ja darauf kommen! —, Musik sei etwas sehr einfaches, ein Geradezu, ein Schlag, ein geöffnetes Ventil, eine Verdauung, ein Reflex und schließlich ein Geräusch und genauer: ein nachahmendes Geräusch. Die Kunst der Nichtkönner, die nun endlich auch zu leben haben, der Fixen und Faulen, die nun auch zum Ruhm des Genies gelangen.

Wir müssen, ganz im Ernst gesprochen, dieser Entwicklung und namentlich den Herren Futuristen sehr, sehr dankbar sein. Es rumorte schon lange bei uns. Aber es maskierte sich und wir konnten es nicht fassen. Unsere Dankbarkeit gilt dem, daß dies alles nun durch entscheidende Taten, die sich Konzerte nennen, klar und deutlich zu den Ohren geführt worden ist. Nachdem wir die offenkundigen Affen am Werk gesehen haben, können wir uns den heimlichen zuwenden. Wir wissen nun, wie wir sie zu packen haben. Denn diese sind die wichtigeren, weil sie die gefährlicheren sind. Die Futuristen sind harmlos:

man erkennt sie auf den ersten Blick und das erste Geräusch hin, man lacht sie einfach aus. Die Heimlichen aber sind nicht ebenso leicht auszulachen. Während jene Affen sind mit den Mitteln der Affen, sind diese es mit den Mitteln der Nichtaffen. Es gibt bei ihnen Partien, die einen irgendwie und ganz von fern an alte Meister erinnern oder auch an jüngere Meister. Sie sagen selbst auch, daß sie auf die Alten schwören ‹während die offenen Affen die Alten, wenn sie noch lebten, am liebsten lebendig verspeisen würden›. Das aber, die Schlauen, nimmt für sie ein und so fangen sie das Publikum, das, wie es heute nun einmal ist, immer denkt, es sei am Ende doch etwas daran.

Diese heimlichen Affen sind überall am Werk, und erst kürzlich wieder habe ich mich überzeugt, daß keine Stadt über 100000 Einwohner existiert, wo sie nicht öffentlich, wenigstens in einem Eckchen, anerkannt werden. Man braucht sie darum gewiß nicht immer ernst zu nehmen. Ich verdanke ihnen eine Stunde ausgelassenster Heiterkeit, die ich gestern in ihrem Salon zubrachte. Man sollte aber gerüstet sein, ihnen auf die Finger zu klopfen, damit sie mit ihrem Affentum nicht die Herzen derer stehlen, die der Künstler für sein Leben braucht.

Max Brod:

TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT

ROMAN

⟨Schluß⟩

»Und nun kommst du zu mir?« fragte er mit einer boshaften Rauheit, die er selbst nicht verstand.

Sie aber schien ihn gar nicht zu fürchten, im Gegenteil, ein kindisches Vertrauen zu ihm war ihr inmitten dieser schauerlichen Dinge zurückgekehrt. »Ja, zu dir,« sagte sie, wieder in schläfrig singendem Ton, »du kannst gewiß noch helfen. Ich aber weiß nicht mehr, was ich tun soll.«

Jäh stand er auf: »Und weißt du, was du getan hast?«

Wie sie nun den Kopf neigte, war es ein Muskel oder ein Schatten in ihrem Gesicht, was ihn mit aller Kraft der Sichtbarkeit daran gemahnte, daß Elisabeth von niemand anderem als von ihm das heiße Jugendblut hatte, ja, daß sie mit ihrem Verlobten es eigentlich nur ebenso getrieben habe, wie vor Zeiten er selbst mit ihrer Mutter. Und was stand ihr noch alles bevor, welche Qualen der Unbesonnenheit, der Wünsche und Mißerfolge! All das, was er hinter sich hatte, stand ihr noch bevor! Zum erstenmal fühlte er seine eigene Seele in diesem andern Körper von vorne anfangen, sich winden und abmühen. Damit aber kamen alle Pläne der Rache und Vernichtung ins Wanken, nur noch Mitleid mit diesem Wesen beseelte ihn, das unschuldig litt, was er verschuldet hatte. Er allein war der Schuldige und Verantwortliche, er allein hatte zu büßen. Mit jammervoller Miene wollte Elisabeth seine Vergebung erflehen, ihre oberflächliche Fassung wich und entnervende, tötliche Worte standen schon auf ihren Lippen: da neigte er sich und legte seine Wange auf ihren tief hinabgesenkten Scheitel. So standen sie beide lange Zeit, beide gebückt, die Hände frei, die sie vor geheimer Furcht nicht einer an des andern Leib zu

legen wagten, beide in dieser lockern, leeren Stellung, ohne Tränen und ohne einen Laut, ihrer beiderseitigen Hilflosigkeit bewußt, einander weder stützend noch beschwerend. — Was in ihren Seelen vorging, war vielleicht das Traurigste, was Menschen überhaupt empfinden können: daß zwei beisammen sind und einander verstehen, alles voneinander wissen und dennoch einander nicht erretten können...

»Du liebst Tengnagel?« fragte endlich Tycho. Er setzte sich nieder, seine Knie zitterten zu sehr.

»Ja.«

»Und hast du auch bedacht, ob ihr zueinander passet?« Wie ich und Christine zueinander passen, fiel ihm ein, während er noch die Frage stellte und er lachte so grimmig auf, daß Elisabeth jetzt doch laut zu weinen begann. Dieses Lachen verließ ihn von da an nicht mehr, brach in dieser Nacht immer wieder hervor. Er richtete Elisabeths Haupt auf, nicht zärtlich, sondern mit einem schnellen Griff, wie er vorhin die schlechten Verbände der Landsknechte zurechtgeschoben hatte, dann packte er sie an beiden Schultern und drückte sie in einen Sessel nieder: »Da, sitze bei mir, trinke mit mir! Was liegt denn daran, ob du und Tengnagel zusammenpassen! Was liegt eigentlich an allem! Leben oder Tod, Glück oder Unglück, an allem!« Er beschrieb mit der gereckten Rechten einen riesigen Halbkreis durch die Luft, als packe er endgültig die ganze Welt in ein Bündel, um es nachher wegzuschieben. Dabei lachte er so stark, daß sein gewaltiger Körper sich hin- und herschüttelte, doch das Gelächter klang nicht hell nnd laut, — es war so, als ob es nach innen in den Leib zurückschlage, als ob es in allzu massigen Wellen des Schmerzes ersticke, die es mit aller Kraft aufzulösen strebte.

Elisabeth verstand ihren Vater nicht mehr. Sie hatte ihn oft wütend, empört gesehen, niemals aber in diesem grausigen Humor. »Vater,« rief sie, für einen Augenblick alle ihre Geisteskräfte zu einer erzwungenen Nüchternheit zusammenraffend. »Vater, sei barmherzig, sie schießen auf meinen Bräutigam, sie töten ihn.«

Statt eine Antwort zu geben, erhob er sich wild und stieß das Fenster auf.

»Vater, Vater,« klagte sie und ihr eingefallenes, verblaßtes Gesicht wurde dunkelrot in dieser äußersten Erregung. Ja, es schien, als steige

das Blut bis hoch in ihre blonden Haare und weißlichen Augenbrauen empor, die jetzt wie in einem unnatürlichen Licht zu glänzen begannen, von lau einströmender Sommernacht umflossen.

»Dummes Kind,« fuhr er sie an, und wieder erklang sein gedämpftes, langhinrollendes Gelächter. »Merkst du denn nichts? Sie haben ja schon aufgehört zu schießen. Ich bin dazwischengefahren. Bis zum Morgengrauen ist Waffenstillstand, dann werden wir Unterhändler zu deinem — Bräutigam schicken. Wir werden um ihn werben, wir um ihn, wie um ein Bräutchen. Ja, ja, man wird ihn bitten, man wird sich entschuldigen. Jörgen hat Zimmerhaft und Tyge gehorcht. O ich habe eine starke Faust, ich bin weise, bin ein alter Rehbock mit guter Witterung. Aber was hilft's! Was hilft es denn! Da, sage ich, trinke mit mir.« Er schob ihr das Glas hin und ergriff die Kanne, aus der er einen langen Zug tat. »Schande, Erniedrigung, Schmutz, Zwietracht, Unsinn, Verdorren, Verbluten, Raserei, Finsternis, Zerfall, — so war mein Leben und so sehe ich es weiterhin vor mir. Ob ich weise bin oder nicht: es ist alles einerlei! Alles, was mein ist, muß untergehen. — Du liebst Tengnagel? Ich frage zum zweitenmal.«

»Vater, ja,« hauchte Elisabeth und faltete die Hände.

»Du sollst ihn also haben. Du sollst also mit ihm untergehen... Und wer kann mir sagen, ob es gut war, daß ich meine Söhne von der ärgsten Freveltat zurückgehalten habe? Vielleicht wäre es besser gewesen, sie hätten ihre blutigen Köpfe an den Palisaden gelassen und alles wäre verbrannt, du und ich und sie und Christine und Tengnagel, alles auf einmal und alle Wälder rings dazu. Siehst du dort, das Feuer glimmt nur noch ganz wenig, man wird den angrenzenden Wald schon retten, meine Bäume, die ich so liebe, deren Duft mich erfrischt, wenn ich sie zersägen lasse und mir neue Apparate baue. Aber auch hierüber sage ich jetzt: Was liegt daran? Auch mit neuen Apparaten werde ich das göttliche Gesetz in dieser schiefen Jammerwelt nicht erkennen. Alles ist unnütz! Aber es ist eben im Grunde auch alles unwichtig!«

»Vater! Vater!« wimmerte Elisabeth. Und noch leiser wimmerte etwas in der Ecke bei der Türe. Tycho sprang hinzu und zog seine ältere Tochter Magdalena hervor, die sich dort versteckt gehalten hatte. Sie war mit Elisabeth zugleich eingetreten.

»Ei, dein Schwesterchen hast du ja auch mitgebracht, Elis,« rief Tycho, förmlich belustigt und höhnisch, »sie sollte dich wohl schützen oder nein, sie sollte mir vorführen, wie weit man mit der Keuschheit kommt. Die eine verdirbt an ihrer Keuschheit, die andere an ihrer Unkeuschheit. Nicht wahr, das wolltest du damit sagen? Es ist wirklich einerlei, Verderben hier und dort, was ich auch tue. Die eine Blüte verwelkt, die andere wird gefressen. Ich bin ein glücklicher Vater und habe glückliche Töchter... Wein, Jeppe, mehr Wein.«

Der Zwerg kam eilfertig aus dem Vorzimmer, wechselte die Kannen.

»Wenn ich nur den Sinn von alldem wüßte.« Tycho krümmte seinen Rücken und bäumte sich wieder auf. »Den Sinn, mein Gott und Herr, den Sinn.« Er dachte nach. »Oder soll das der Sinn sein, daß ich mich mitten in diesen nichtswürdigen Geschehnissen als der Nichtswürdigste von allen fühlte, daß ich spüre, wie alles Unheil von mir ausgeht, ja daß in der ganzen Welt nichts Böses geschehen kann, ohne daß ich mitverflochten oder mitschuldig bin?... Ihr seht, meine lieben Töchter, daß ich ein Lump bin. Ein Verfluchter. Eine hündische, spitzbübische Seele. Habt ihr es nicht gewußt, habt ihr es noch nie bemerkt? Nun, das wäre also das Neue, daß ihr von heute an wißt...«

»Aber Vater, du bist doch so gut,« klagte Elisabeth. Und Magdalena küsste seine Hände.

»Gut? Ja, das habe ich selbst geglaubt. Bis heute habe ich es geglaubt. Und das eben war meine allerärgste Sünde. Ich war selbstgerecht, unbußfertig war ich, ich habe geglaubt, daß der alte Tycho, der alte Tycho...« Er konnte nicht weiterreden vor Schmerz. Nun trank er mehrere Gläser hintereinander aus. »Vorhin noch habe ich mir gedacht: geh du deinen Weg der Liebe zu Ende und Keplern laß seinen Weg gehen. Wie schweinisch war das gedacht, wie eitel und eingebildet, wie selbstgefällig. O pfui, ich ekle mich vor mir. Ich möchte eine lange Rede halten, aber vor vielen Zuhörern, meine Sünden alle beichten, öffentlich bekennen. Alle sollen sehen, was für ein Schurke ich bin! Nein, nein, nein, nur Galle, Leidenschaft, Hochmut ist in mir, gar nichts Gutes!... Weg der Liebe! Und wie falsch, wie lügnerisch das noch außerdem ist, ganz abgesehen

von aller frevelhaften Eitelkeit. War es denn etwa der Weg der Liebe, daß ich mich um dich, meine Elis, gar nicht gekümmert habe, daß ich plötzlich den Entschluß faßte, Kepler nachzuahmen ‹o ich eingebildeter, lächerlicher Tor!›, ihn ganz unrichtig und für mich unschicklich nachzuahmen, indem ich mich von meiner Familie absonderte, indem ich euch eurem Schicksal überlies? Nun, hier wird meine Schuld, mein Verbrechen, meine Lieblosigkeit ganz deutlich. Ich war es ja, der über dich zu wachen hatte, Elis, und ich habe aus Schlechtigkeit gerade an dir meine Kräfte gespart.«

»Aber du hast mich ja so oft nach meinem Leid gefragt. Ich war verstockt und wollte es nicht sagen.«

»Und warum habe ich nicht dreißigtausendmal gefragt? Warum habe ich nicht gefragt, bis meine Zunge blau und geschwollen war? — Meine Kinder.« Er zog sie von beiden Seiten eng an sich. »Ja, jetzt können wir wieder wagen, einander zu berühren, einander zu küssen, miteinander zu weinen. Denn jetzt ist plötzlich alles ganz ins Klare gekommen. Als ihr eintratet um mich zu bitten, da war etwas Falsches, Scheues zwischen uns. Jetzt aber kommt zu mir, ganz nahe zu mir, jetzt sehe ich es ja ein: ich bin es, der an euch gefrevelt hat und der euch abzubitten hat. Wollt ihr eurem Vater vergeben?«

Er riß seine Töchter heran, obwohl sie sich sträubten und vor ihm auf die Knie sinken wollten. Mit starken Armen hielt er sie fest. Nun aber erlag die aufs höchste erregte Elisabeth einer begreiflichen Verwirrung, sie konnte das fremdartige Benehmen ihres Vaters nicht anders deuten, als durch die Vermutung, Tycho habe trotz seiner Beteuerungen Tengnagel bereits umbringen lassen. »Er ist tot! Er ist tot!« schrie sie und eilte, sich losreißend mit gerungenen Händen ans Fenster.

Tycho erhob sich, seine Stimme war verändert, beinahe kalt und wieder von jener schneidenden, überraschenden Lustigkeit, die wie ein Sturmwind in einem Augenblick rund um die ganze Erde zu schweifen schien: »Ein Lügner bin ich nicht, Elis. Tengnagel lebt. Aber du hast Recht, ich sollte mit meiner Reue und Wiedergeburt nicht so viel Geschrei machen. Auch das ist unwichtig, auch daran liegt nichts. Das eben ist mein Hauptfehler, — nun aber

glaube ich schon, in dieser Stunde von einigen Hauptsünden gesprochen zu haben, auch das kommt nur daher, daß ich mich zu wichtig nehme. Jede Sünde ist eine Hauptsünde. Jeder Mensch ist eine Hauptseele. Und weg schon mit diesem lasterhaften Ich, diesem unbrauchbaren, verirrten Tycho. Wenn ich nun bereue, — was liegt daran! Irgendein Mensch bereut. Werde ich mich daran gewöhnen können, daß ich irgendein Mensch bin, ganz gleichgültig für mich und jedermann. Ob ich euch um Verzeihung anflehe oder nicht, — es ist unwichtig. Ich tue es, es ist meine Pflicht, ich dürfte es keinesfalls unterlassen. Aber wenn ich nun meine Pflicht tue, — ist es dann nicht doch ganz gleichgültig, weil es eben selbstverständlich ist? Das ist vielleicht das Letzte, was ich sagen kann: man muß seine Pflicht tun, aber das ist unwichtig, das darf einen nicht etwa stolz machen, nicht einmal erleichtern oder gar befriedigen, denn die ganze Welt bleibt ja noch da und ist böse und du hast dich um sie zu kümmern und wenn du tausend Pflichten erfüllst, so hast du immer noch tausendundeine Pflicht versäumt...«

Die letzten Sätze hatte er mit einer ganz sachlichen, einfachen Feierlichkeit nicht mehr an seine beiden Töchter allein, sondern auch an Kepler und Hagecius, die mit Longomontan und Müller eingetreten waren, gerichtet. Diese vier hatten ihn nach dem plötzlich abgebrochenen Gespräch lange genug zurückerwartet, dann überall im Schloß und Dorf gesucht und waren schließlich hierhergewiesen worden. Tycho aber ließ sich durch ihr Kommen nicht stören, er erkannte sie gar nicht, redete zu ihnen, wie er schon vorhin im Geiste zu einer Volksmenge geredet hatte.

Sein Blick war trübe, ins Unendliche gerichtet. Erschreckt über sein verstörtes Aussehen setzten sich die vier nieder und schwiegen. Tycho ging auf und ab, sprach bald wie ein Prediger, bald lachte er zornig auf, bald blieb er am Tisch stehen und trank. Auch ließ er von Jeppe Gläser bringen und befahl allen mit wütendem Ausbruch, ihm Bescheid zu tun. Plötzlich faßte er Kepler schärfer ins Auge: »Da bist du ja, meine liebe Zuchtrute Kepler. Auch dich habe ich um Verzeihung zu bitten, du guter Mann, ebenso wie meine Töchter.« Und zu diesen gewendet, die aufstehen und weggehen wollten: »Bleibt nur da, wir wollen die letzten Stunden der

Nacht gemeinsam verbringen. Ich verrate nichts, ihr werdet nicht erröten müssen. Aber ist es nicht besser, wenn wir alle beisammen sind? Vor dem Morgengrauen kann man nichts unternehmen, so lange haben wir Zeit, alles zu besprechen, dann aber fällt die Entscheidung. Schade, daß Christine nicht auch mit hier ist. Ruft meine Frau! — Nein, ruft sie nicht. Bleibt nur alle schön sitzen. Ihr würdet nicht zurückkommen, wenn ihr erst einmal draußen wäret. Ich traue niemandem. Ich weiß, es ist heute nicht sehr behaglich in meiner Nähe. Und deshalb befehle ich eben, bitte nicht, sondern befehle allen hierzubleiben. Bis zum Sonnenaufgang. Bei Sonnenaufgang geschieht die Abrechnung, wie ich bereits gesagt habe.«

Kepler, den Tycho die ganze Zeit über am Handgelenk festgehalten hatte, wollte sich losmachen. Nun wandte sich Tycho schroff an ihn: »Und bei dir beginnt die Abrechnung, meine Zuchtrute. Heute wirst du mir Bescheid tun müssen, nicht so wie an jenem Abend, da du mir den Trinkspruch versagtest. Es war dein erster Abend in meinem Hause, — ja, damals verjagten wir dem Junker Tengnagel, und damals schon begannen alle diese Verwirrungen, jetzt sehe ich es ein. Einerlei, auch dies ist unwichtig. Ich will mich nämlich ganz kurz fassen. Ich weiß ja, Kepler, meine Zuchtrute, die mir Gott gesandt hat: Du bist schuldlos an allem. Und wenn ich dich jetzt fragen wollte, was du an mir und meiner Tochter getan hast, was allnächtlich bei einem gewissen Fenster mit einem Seil geschehen ist: schuldlos bist du. Bleib nur, Elisabeth. Ich rede nichts mehr davon, es hätte keinen Sinn, Kepler behielte immer diese fleckenlose kindliche Stirn und alle Schuld bliebe nur, wie es auch recht ist, in meinem Innern zusammengeballt. Hat denn Kepler meine Ehre zu hüten? Und wenn er selbst das Seil gehalten hätte: schuldlos ist er. Unschuldiger Kepler, höre also wohl zu und trinke nur dabei — denn das alles ist unwichtig, man kann ruhig dabei trinken, höre zu, du bist schuldlos, aber du verzehrst mich, so wie die schuldlose Säure das Metall auffrißt, bei dem sie liegt. Wir dürfen also nicht beisammen bleiben, das ist die einfache, unaufgeregte und unwichtige Schlußfolgerung. Und auch darin liegt nur wieder meine Schuld, denn ich war es ja, der dich gerufen hat, und du bist nur gekommen, als ein schuldlos Gehorchender. Nun aber war meine Sünde,

daß ich Hilfe von dir erwartet habe, daß ich dich auf dem Wege zur Wahrheit und Seligkeit sah, und daß ich mich an dich halten, mich von dir führen lassen wollte. Zur Wahrheit aber kann niemand geführt werden, jeder muß seinen Weg allein gehen. — Unwichtig, selbstverständlich! — Nun siehst du, möglicherweise ist dein Weg der bessere, trotzdem kann ich aber nur auf meinem schlechtern, aber meinem Weg vorwärts gelangen. Und deshalb mußte mir daher, von wo ich die letzte Hilfe erwartete, das ärgste Unglück kommen. Ohne zu wollen, mußtest du mich züchtigen und verzehren. Von jenem Abend an, da du so einsichtig warst, keinen Trinkspruch auszubringen. Ich habe es mit Groll gefühlt und dieser Groll war wieder eine Sünde, den sollst du mir verzeihen. Dann aber sollst du, mit — samt deiner Schuldlosigkeit, dich aufmachen und mich nie mehr wiedersehen.«

»Ich wollte ohnedies um Urlaub bitten,« stammelte Kepler verwirrt, »um einige Angelegenheiten in Graz zu ordnen.«

Doch plötzlich mischte sich Hagecius ein: »Das geht nicht so, das darf nicht übereilt werden.«

Tycho rollte auf ihn zu und hätte sich bald wie ein niederstürzender Felsblock über ihn geworfen: »Was darf nicht übereilt werden?«

Das Männchen begann zu salbadern. Es sei doch nicht schön, wenn zwei viri egregii, die so lange zur Freude aller Musen gemeinsam gearbeitet hätten, wegen einer kleinlichen dissensio auseinandergingen. Jetzt eben rüste sich der Kaiser allbereits, aus Pilsen nach Prag zurückzukehren, es sei vorgesehen, daß er hierbei die arcem Benatek berühre und an den Arbeiten der beiden Freunde sich ergötze . . .

»Ihr wollt also einen Vortrag über die Freundschaft halten,« lachte Tycho aus vollem Halse und warf sich in einen Sessel, »da will ich gerne zuhören, der Gegenstand ist eines neuen Platon würdig und interessiert mich ganz gewaltig.«

Kepler war peinlich berührt: »Nein, wir wollen schlafen gehen und keinen Vortrag mehr anhören. Und morgen, so denkt Ihr es wohl selbst, Meister, soll der Abschied sein.«

»Ja, bei mir geht es toll her, lieber Kepler. Fechtübungen und Redeakademien in der Nacht, das ist wohl etwas ungewöhnlich. Du

wirst froh sein, wenn du dieser Unterbrechungen deiner Studien ledig wirst, nicht wahr?«

Tycho beugte sich vor, bis knapp vor Keplers Gesicht und sah ihn in knabenhaft herausfordernder Haltung scharf an.

Hagecius aber verstand immer noch nicht, daß zwischen den beiden Riesengeistern, die einander entgegengetreten waren, der letzte gewaltige Kampf zum Austrag kam. Diese beiden echten Menschen hatten einander kurz und mit schlichten Worten gesagt, wie es stand, er dagegen wollte nun in langer, kunstreicher Rede vertuschen, um das Eigentliche herumsprechen, vermitteln. Man konnte sich nichts Lächerlicheres denken als den Eifer, mit dem das dürre Kerlchen zum Frieden riet und den Gegensatz, der meilenhoch über seinem Kopf wetterleuchtete, zu durchschauen und zu meistern vorgab. Belustigt hörte ihm Tycho eine Weile zu, dann stieß er mit ihm an: »Wohlgesprochen, Doktor. Und eben deshalb bleibt alles bei dem, wie ich es angeordnet habe.«

Prustend, scharlachrot im Gesicht, tanzte Hagecius vom Sessel auf: »Dann verwehre ich es... habe geheimes Reskriptum... kraft kaiserlicher Autorität... Kepler darf nicht entlassen werden, sine approbatione judicis... habe geheime Akta.«

»In meinem Hause gibt es keine geheimen Akta,« brüllte Tycho. »Merkt es Euch, Ihr Meister der Freundschaft, daß man zu mir nicht kommt, um ohne Vorwissen Kundschaft zu treiben. Was gehen mich solche Dinge an, ich will nichts von Euren Geheimnissen wissen. Eines aber weiß ich jetzt mit schrecklicher Klarheit: Euch habe ich wahrhaftig für meinen Freund gehalten, Hagecius! So verlassen, so gesunken war ich schon, daß ich jedes gute Wort aus dem Dreck auffaffte, wo nur etwas zu meinem Nutzen geschah, wo einer aus irgendwelchen dummen Gründen zu meinen Gunsten sprach. So genügsam war ich aus lauter Selbstsucht und Wichtigtuerei. Euerer Disputation mit dem Ursus wegen habe ich schon für Euch gebrannt. O der eitle Narr, der ich war. Werde ich nun enlich das Echte vom Unechten sondern? Kepler sende ich von mir weg und Hagecius wollte ich als meinen Freund am Herzen bewahren? War ich wirklich so verblendet? . . . O glaubt mir, ich bin noch jetzt, noch in diesem Augenblick, verblendet. Aber ich habe den festen Willen,

streng zu sein und alles, was mich betrifft, für unwichtig zu halten. Und deshalb will ich euch alles dargelegen. Wir haben ja Zeit und eine gewaltige Lust kommt über mich, die Reihe der Vorträge, die mein Freund Hagecius begonnen hat, fortzusetzen. Aber ihr müßt trinken, wie ich trinke, sonst verstehen wir einander nicht mehr.«

Tycho stand nun in der Fensternische, deren Fußboden zu einer Art Podium erhöht war. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, stellte er mit Krachen einen Sessel auf dieses Podium, zog den Tisch an sich heran bis knapp vor die Nische und setzte auf dessen Fläche, die nun zu niedrig war, einen Fußschemel. Auf diese Weise war etwas wie ein Katheder fertiggestellt, hinter dem Tycho mit übertrieben gravitätischer Miene Platz nahm. Mit Entsetzen bemerkten die Anwesenden, die auf Tychos ironisch ernsthaften Wink aus ihren Sesseln eine Reihe in einigem Abstand von diesem seltsamen Vortragspult gebildet hatten, daß der Geist des alten Helden mehr und mehr außer Rand und Band kam. Man hätte das, was er nun trieb, für einen übermütigen Scherz halten können, aber der tiefe leidvolle Sinn, der in jedem der verzerrten Worte stak, brachte im Verein mit dieser grellen Lustigkeit den Eindruck des Wahnwitzes hervor. Die beiden Mädchen saßen denn auch blaß und gespannt da, jeden Augenblick bereit, hervorzuspringen und ihrem Vater wie einem Kranken Hilfe zu bringen. Auch Kepler, den Tycho immer im Auge behielt, hatte allen Unwillen längst vergessen und war von der fürchterlichsten Aufregung überwältigt, in seiner Not begann er leise, kindlich zu beten, die Nacht möge schnell zu Ende gehen und Tychos Wahn geheilt werden. Longomontan und Müller hatten den Kopf verloren, sie weinten, da sie ihren verehrten Lehrer in diesem rasenden Zustand festgehalten sahen. Nur Hagecius, der sogar mitten in dieser Auflösung aller Ordnung seinem Hang zum Zermoniell nachgab, machte den angestrengten Versuch, Tychos Worte als einen regelmäßigen lehrhaften Vortrag aufzufassen, der nichts Außergewöhnliches hatte, die Beleidigungen, die Tycho ihm lachend ins Gesicht geschleudert hatte, hatte er nicht recht verstanden, nun zog ihn überdies seine Neugierde heran und bald war er der einzige in dem aufgepeitschten Auditorium, der aufmerksam zuhörte.

»Ich habe nie die Ehre gehabt,« begann Tycho mit großartiger

Selbstverhöhnung, »an einer Universitas meine Lehre vortragen zu dürfen. Mit Freude nehme ich daher die gute Gelegenheit wahr, vor diesem ausgewählten Publikum meine Vorlesungen zu beginnen, in denen die Erfahrungen eines langen und, das darf man wohl sagen, mühsamen Lebens sich verkünden sollen. Ich nenne mein Kolleg daher auch, indem ich mir schon im Titel meine eben gewonnene, augenblicklich letzte Erfahrung zunutze mache: Erfahrungen eines unwichtigen Lebens. Unwichtig, man merke das wohl, es wird später erklärt werden. Ursprünglich wollte ich den Titel wählen: Ahasverus oder das Leben des ewigen Juden oder der Mißerfolge und der Unruhe. Doch davon bin ich abgekommen, wie ich überhaupt von den dichterischen Vergleichen und schönen zierlichen Worten abkommen will . . .«

Hier wurde Tycho unterbrochen. Ein Trupp Soldaten, besoffen und gröhlend, stürzte herein. Sie waren offenbar in der Verfolgung Jeppes begriffen, der knapp vorher mit frisch gefüllten Weinkannen gekommen war. Verhetzt und atemlos war er eingetreten, doch mit strenger Selbstbeherrschung versagte er sich diesmal, wie immer, jeden Nebenlaut, jede Bewegung, die nicht durch den Dienst gefordert war. Dieser arme Zwerg war das einzige Wesen, das sich Tycho geradezu willenlos unterordnete und es ängstlich vermied, ihm lästig zu fallen.

»Da kommen mir ja neue Hörer,« begrüßte Tycho die Soldaten. »Tapfere Söhne des Mavors, auch ihr könnt noch manches von mir lernen, obwohl auch ihr wie Ahasverus ruhelos das Land befahrt und der Schwären und Unbilden voll seid an Seel' und Leib. Setzt euch nur um mich her und hört mir zu. Bringt Stühle, Fensterbänke. Und nehmt Gläser, Wein, wir trinken und philosophieren.« Sein blasses verschwollenes Gesicht jagte ihnen Furcht ein, sie ließen sich auf der Erde nieder wie gebändigte Tiere und hörten dem seltsamen Redeschwall zu, der sie verwirrte. Von nun an wurde es aber unruhig. Andere Soldaten, die den ersten gefolgt waren, kamen herein, unterhielten sich laut, wurden von den Zuhörenden zurechtgewiesen. Viele gingen nach kurzer Zeit, da das Zimmer heiß und übervoll war. Zwei rauften schon in einer Ecke. Es zeigte sich, daß einige fromm waren und Tycho für einen Mönch hielten, von dem Ablaß

zu kaufen war. Da er nicht enden wollte, schrien sie ihm die Geldsummen zu, die sie boten. Der weißhaarige Feldhauptmann trat zuletzt ein, zog sofort Würfel aus der Tasche und verlangte mit lauter Stimme eine Trommel. Sie wurde geholt und bald wirbelten auf ihrem Fell die fleißigen Steinchen der Spieler. Alle tranken, als aber ein Lied angestimmt wurde, wies sie Hagecius giftig zur Ruhe. Man antwortete ihm mit unbändigem Gelächter und Fluchen. —

Von all dem ungestört setzte Tycho seine Vorlesung fort, er schien den Lärm überhaupt nicht zu bemerken. Er sprach davon, wie ihn seit seiner Jugend das Unglück verfolge, er sprach wohl eigentlich nur für sich, obwohl seine Stimme den gewohnten unermüdlichen Metallklang behielt. Dann aber verlor er sich für eine Weile ganz in ein sinnloses Gekicher. Scheinbar ohne inneren Grund begann er, immer noch kichernd, einen Professor der Rostocker Universität, bei dem er vor fünfunddreißig Jahren Medizin gehört hatte, nachzuahmen. Dann bot er seinen Zuhörern das Schauspiel, Gang und Redeweise seines ehemaligen Präzeptors Vedel darzustellen, der bestellt gewesen war, darüber zu wachen, daß der kleine Tycho nichts als Jura studiere, wie seine hochadelige Familie es wünschte. Natürlich mußte ihm Vedel bald streng verbieten, sich mit Astronomie zu befassen, so daß schon seine früheste Erinnerung an die Wissenschaft schmerzensvolle Hindernisse betraf. Damals hatte er sich einen faustgroßen Himmelsglobus, auf dem die wichtigsten Sternbilder eingezeichnet waren, für schwer erspartes Geld gekauft und nachts, wenn Vedel schlief, zog der Knabe diesen Schatz hervor, den er im Notfalle in der Hand verbergen konnte und lernte das, wonach es ihn drängte. »So schwer ist mir schon der Anfang gemacht worden,« rief Tycho, »und ebenso schwer ist es weiter gegangen. Alles mußte ich erkämpfen, um alles mich kümmern. Versah ich nur einen Augenblick das Richtige, so war das Unheil geschehen. Wie viele Leute sind Raufbolde ihr Lebtag, ich aber habe gleich in meinem ersten und einzigen Duell dieses da abbekommen.« Er hob den Zeigefinger steif zu seiner verkrüppelten Nase empor und machte eine Pause, in der seine Augen ganz leer und blaß wurden.

»Warum sage ich das alles?« rief er plötzlich und sprang auf.

»Warum sage ich das alles, Elisabeth?« Er zeigte mit dem Finger auf sie, wie ein Lehrer, der während des Vortrags eine Frage an einen Schüler stellt, um sich zu überzeugen, ob alle aufmerken. Und mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit spielte er seine burleske Rolle weiter, indem er nun, da Elisabeth nicht antwortete, auch den Ärger des Lehrers, der einen Unaufmerksamen ertappt hat, in seine Stimme legte: »Ich erzähle das alles nur, um zu zeigen, wie unwichtig es ist. Nun wohl, es ist mein Teil, mich um alles zu kümmern, alles zu erkämpfen oder besser gesagt, im Kampfe zu unterliegen. Aber das ist eben meine Pflicht, meine natürliche Anlage, im übrigen gar nichts Besonderes. Früher war ich stolz darauf, daß ich mir und allen Menschen rings um mich zu helfen wußte. Und noch heute weiß ich es, daß es richtig ist, allen zu helfen und auch für sich zu sorgen, damit man recht tüchtig helfen kann. Ich weiß, daß es richtig ist, diesen ungeheuren Schmerz zu spüren, angesichts der ganzen qualvollen Welt, die auf Hilfe und Erlösung wartet. Aber wehe dem, der in diesem Schmerze auch nur die kleinste Süßigkeit findet, der darauf stolz ist, zu helfen, der dies nicht als eine bittere peinvolle Notwendigkeit empfindet, sondern als einen endgültigen zufriedenstellenden Zustand, als ein Glück, eine Schwelgerei von Schmerz. — Ihr Soldaten,« er erhob nun die Stimme zu ihrer vollen Kraft, so daß sie schmetterte und Lärm und Unfug und Würfelspiel und alles Kommen und Gehen in dem engen Gemach hoch übertönte, »ihr Soldaten, seid ihr christliche Landsknechte oder wollt ihr Heiden gleichgehalten werden?«

Mit grinsenden Gesichtern blickten einige zu ihm auf, die Sache begann sie zu unterhalten. Sie stießen einander mit den Ellenbogen an und machten leise Späße. Nur der Hauptmann bestand darauf, sein Spiel mit den ihm zunächst Hockenden fortzusetzen. Die andern mahnten einander zur Ruhe und ließen nur flüsternd die Kanne im Kreise umgehen, so daß es ein seltsam stilles Saufgelage wurde.

Tycho schickte seinen Blick mit verhaltenem Zorn von einem zum andern, ließ ihn dann an einem jungen rotbackigen Burschen haften, ganz nach Art eines Professors bei einer allgemeinen Prüfung: »Nun, sage mir, bist du ein Christ oder bist du es nicht?«

Der Angerufene sprang auf und stellte sich gerade hin, als spreche

der Kommandant mit ihm. »Ich bin ein Christ,« erwiderte er mit unerwartet mißtönender, hoher Stimme.

»Dann sage mir: welches waren die letzten Worte, die Christus, unser Herr, am Kreuze kurz vor seinem leiblichen Tod gesprochen hat.«

Der junge Soldat verstummte und, als die Kumpane rings um ihn zu lachen anfingen, setzte er sich mit einer unwirschen Geberde wieder auf den Fußboden nieder.

Ein anderer meldete sich und sagte schüchtern: »Mich dürstet,« worauf ihm aber der Hauptmann sofort mit höllischem Spott die volle Kanne hinhielt. Alle nahmen es für eine gelungene Posse und brachen nun in tolles Gewieher aus. Auch Hagecius, der sich aus seinem Sessel zur Hälfte gegen die verlotterte Andachtsgemeinde hin umgedreht hatte, konnte sich nicht enthalten, ein trockenes Räuspern des Beifalls hören zu lassen. Tycho aber schien durchaus keinen Spaß verstehen zu wollen, immer noch blickte er, eine Antwort erwartend, die Reihen der Soldaten entlang und eine lange gereizte Pause entstand. Schon murrten einige ganz bedrohlich und man konnte nicht voraussehen, in welcher Form der nächste Augenblick die Spannung lösen würde. Da fanden Elisabeth und Magdalena, die wie gelähmt vor Angst dasaßen, einander innig an den Händen festhaltend, beide gleichzeitig die Sprache und von zwei schönen sanften Mädchenstimmen erzitterte die verdorbene Luft des Zimmers: »Es ist vollbracht.«

Nun aber war Tycho vollends entfesselt: »Nein, nein! Es ist nicht vollbracht, so soll es heißen. Es ist ein Fehler in der Überlieferung, das fühle ich ganz deutlich . . . Als der Herr seine Kraft erlöschen fühlte, da rief er aus: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und damit soll gesagt sein, daß er wohl wußte, ein unvollendetes Werk, eine unerlöste Welt voll von bösen Menschen und Missetaten zurückzulassen. Daran eben mag man die unsagbare Heiligkeit unseres Herrn ermessen, daß er selbst damals, als er schon am Kreuze hing, selbst damals, als er sich ganz und gar hingab, — immer noch zu wenig getan zu haben vermeinte. Auch als er für die Menschen starb, als er sich hinopferte, war er noch — mit sich und seiner Arbeit unzufrieden. Und deshalb waren seine letzten Worte keine Hymne, wie sie unsere wohlfeilen Dichterlinge an-

stimmen mögen, sie waren auch kein Abschluß, diese letzten Worte, kein Siegel, das vor lauter Befriedigung erkaltet und in schöner Rundung hart wird. Nein, diese letzten Worte waren ganz weich und zerbrochen, waren ohne jeden Stolz gesagt und des wahrsten Unglücks voll, ja schmerzhaft unglücklich und ins Leere verhaucht. Es ist nicht vollbracht, es ist nicht vollbracht, wehklagte der Herr. O weinet mit mir, denn es ist nicht vollbracht. Welch ein Born von Unglück, Mitleid, von Unzufriedenheit und trostloser nackter Verzweiflung liegt in diesen Worten. O könnte ich sie ganz ausschöpfen, könnte ich doch in ihre abgründigste schauerlichste Tiefe hinabsteigen. Mein Gott, es ist nicht vollbracht, warum hast du mich verlassen! — Ja, hievon sollt ihr lernen, von unserem Herrn Jesus sollt ihr dieses alleräußerste Selbstbewußtsein, das Bewußtsein der Nichtigkeit lernen. Das ist es vielleicht, weshalb ich so klug, so umsichtig, geschickt, sorgend und bewußt, so ganz ohne Selbstvergessen, so immerwach durch das Leben gegangen bin, um diesen jetzigen Augenblick zu erleben, den höchsten Punkt der Wachheit und Klugheit, in dem man zu sich selbst spricht: Opfere dich hin, stirb, aber wisse, selbst am Kreuze wisse es, — niemals ist es vollbracht. Nein, nein, nein, hilf und geh dabei zugrunde und wisse, daß du immer noch viel zu wenig geholfen hast. Sieh deinen Mißerfolg, sieh den Teufel, der triumphiert und dennoch, obwohl es sinnlos und vergeblich ist, hilf und hilf und hilf, ohne Dank, ohne Befriedigung, die Schamröte und das Schuldbewußtsein in der Seele, im Bewußtsein des Mißerfolgs hilf und hilf . . .«

Er wandte sich schnell gegen das Fenster in seinem Rücken. Der erste Schein der aufschimmernden Morgendämmerung war auf die Tischfläche gefallen und hatte ihn abgelenkt: »Ein neuer Tag, eine neue Pflicht. Und immer dieses Brennen in der Seele, nie zu löschen, dieser Schrei nach Erlösung, der keine Antwort findet . . .«

Er verstummte. Draußen begannen die Hähne zu krähen. Im grauen Licht, das von den fernen Waldsäumen wie eine leichte Ausdünstung die Himmelskuppel hinanstieg, wie um sie mit sanfter Gewalt zu sprengen, erhob sich ein kühler Luftzug und kam zum Fenster herein. Die Bäume im Park duckten sich rauschend und warfen dann, wieder aufgerichtet, ihre belaubten Äste mit Splittern und Gezisch

an die Wände des Schlosses. Im Zimmer dampften die niedergebrannten Kerzen aus . . . Jetzt erst sah man, wie weiß und schlaff Tychos Gesicht war. Schweißtropfen standen auf der Stirn, auf dem kahlen Kopf. Wams und Hemd schlotterten, weit aufgerissen, um die Brust, die sich mehrmals mit einem unendlichen Seufzer den kalten Lüften entgegenhob. Und nun sprach er leiser, immer noch dozierend und störrisch, doch gleichsam dem Ende seiner erzwungenen Verstellung sich nähernd: »Angesichts des neuen Tages erwacht aber auch die neue Hoffnung. Vielleicht ist nämlich gerade dieses Quälende in uns, das sich nie zufrieden gibt und das deshalb nie zur Ruhe kommen kann, das von Hoffnung zu Hoffnung, von Nichterfüllung zu Nichterfüllung hinstrebt, das meinen Stolz bricht und mir, selbst im Augenblicke, da ich Hilfe bringe, meine Schlechtigkeit zeigt, vielleicht ist gerade dieses »Es ist nicht vollbracht« das eigentlich Himmlische in uns. Der Stachel, der mich am Leben erhält. Die Quelle, die mich unversieglich speist. Ob ich helfe oder nicht helfe, immer geschieht zwar das Böse und niemals darf ich mich freuen. Niemals vollbringe ich es. Und dennoch zu helfen, dennoch, dennoch, — ist das nicht Gottes Sache, gerade dies — Gottes Sache . . .« Er murmelte nur noch: »Könnte ich es glauben, o könnte ich es doch glauben. —«

Nun erhob sich Kepler und trat auf Tycho zu, mit gewichtigen Worten: »Meister, es ist genug. Ihr seid müde.« Er hatte sich leise mit Hagecius beraten und sie waren übereingekommen, daß man Tycho zu Bett bringen müsse.

Tycho fuhr zusammen: »Nein, bis zum Sonnenaufgang, wie ich es gesagt habe . . . Wein, ich will Wein, Jeppe, Jeppe.«

Doch der Zwerg, der sich schon lange Zeit nicht hatte blicken lassen, erschien auch jetzt nicht. Tycho wiederholte unwillig seinen Ruf. Da erhob sich der weißhaarige Anführer und ging hinaus, wie um Jeppe zu suchen.

Am Himmel begann sich die Morgenröte auszubreiten. Von derselben Stelle am Horizont wie gestern abends der düstere Glanz des Feuers schien sie hervorzugehen, doch zog sie milde, durchsichtig und stark einher, nichts Erschreckendes war an ihr . . . Tycho empfing sie still mit seinen Armen, die auf der Tischfläche lagen, deutete

er unendlich zart eine Bewegung des Umarmens an. Endlich, nach langem Stillschweigen wandte er sich wieder den Menschen im Zimmer zu, jetzt aber nicht mehr fremdartig, sondern zu ihnen hinschmelzend von innerster Rührung übermannt: »O ja, meine Freunde, ich glaube es — ich horche in mein Inneres und glaube es — eine Ewigkeit ist es, die ich da aus meinen Pulsschlägen, aus meiner Sehnsucht heraushöre. — Ewig sind wir, unendlich sind wir mit unserer Demut, wir untröstlich Trauernden vor halbvollbrachtem Werk. In unseren furchtbaren Schmerzen sind wir unzerstörbar. — Da wir einander nie zu Ende helfen können: sagt Freunde, müssen wir nicht gerade deshalb ewig beisammenbleiben! So wie wir diese Nacht gemeinsam durchwacht haben, bis zum Sonnenaufgang: müssen wir nicht so bis zu jenem Aufgang der geistigen Sonne treulich beisammensitzen und einander lieben. — O meine Freunde, wie liebe ich euch. — Unglückliche Elisabeth, der ich nicht helfen kann. Magdalena, unrettbar Verlorene, ich klammere euch für ewig an mich, kraft meiner schmerzhaften vergeblichen Sehnsucht, euch zu retten, ich schmiege meine ewige Wunde an die euren — und du, mein Kepler, der mir nicht beistehen konnte, ewig von mir getrennt, — und du, vielkluger Hagecius, mit deinen nie erschöpften Hinterhalten — noch lange, lange Zeit müssen wir weiter miteinander spielen, noch ewig lange, ehe wir brüderlich zusammentreffen — und ihr liebe Schüler, und ihr ganz Fernen, ihr Kriegsleute, allen fühle ich mich heute so verwandt, wir verlassen einander nicht, mit unserem ungeheuren gemeinsamen Schicksal sind wir ja alle aneinandergekettet, — in diesem Augenblick, fühlt es doch, geschieht etwas, was uns für ewig vereinigt — hört ihr es nicht, wie die Ewigkeit hereinsaust, wie die Zeit still steht, — werdet ihr ihn niemals vergessen, diesen Augenblick?«

Er hatte den Tisch zurückgeschoben und kam von seinem Podium herunter, die Arme weit auseinandergereckt ... Und nun teilte sich der Haufen der Soldaten, in den schon seit einiger Zeit ein unruhiges Flüstern gefahren war. Es war so, als warteten alle auf ein Wunder, so wie Tychos angstvolle und doch verklärte Miene ein furchtbares Wunder heraufzubeschwören schien.

Die Türe öffnete sich. Zwei Soldaten brachten den Zwerg herein.

Sie trugen ihn. Er war tot, seine magern kleinen Händchen hingen aus den roten Schellenkleidern schlaff herab.

Der Fußschemel, der auf dem Tische stand, wurde umgedreht, so daß er mit den Beinen nach oben wies und war nun eben groß genug als Bahre für das arme Menschlein Jeppe, das mit kreideweißem Gesichtchen, die Arme über der hohen spitzigen Brust verschränkt, dalag, im ersten goldenen Strahl der aufgehenden Sonne und sich nicht mehr rührte.

Die Soldaten begannen unwillig zu murmeln: »Wer hat das getan?« Andere antworteten: »Der Hauptmann. Unten im Keller. Ich selbst hab' es gesehen, wie er ihn gewürgt hat. Vor einer Stunde. Und jetzt ist der Kerl eben davongeritten . . .«

»Wo habt ihr ihn gefunden,« fragte Tycho die Träger, mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß sie mit letzter Anstrengung die für lange Zeit letzten Worte sagte.

»Hier vor der Schwelle.«

Da trat er an den Leichnam heran, hob ihn aus dem Bettchen heraus und nahm ihn auf seine Arme wie einen Säugling. Dann tat er etwas, was er noch nie getan hatte. Er küßte den Zwerg und blieb dann niedergebeugt, eine Wange an die Wange der Leiche gelehnt. So schaute er in die Runde und es war keiner, der unter diesem vorwurfsvollen, unendlich schmerzerfüllten Blick nicht eben jenes über die ganze Welt hin sich ausstreckende Schuldbewußtsein, von dem Tycho gesprochen hatte, geradezu sinnlich empfunden hätte. In diesem Angenblick hatten alle den Zwerg ermordert, doch alle hatten auch um ihn gebangt, allen war er ermordet worden. — Gesprochen wurde nichts mehr. Es war nicht mehr nötig. Alle verstanden und ahnten, wie Tycho Mühe auf Mühe gehäuft hatte, um ihn aufzuziehen und wie er ihn vor einem jähen Tode doch nicht hatte bewahren können. Diejenigen, die Näheres über das Leben des Zwerges wußten, Elisabeth und Magdalena, erstarrten wohl gar bei dem Gedanken, daß Tycho damals Jeppe aus den Händen roher Söldner gerettet und nun mit seiner raschen Tat doch nur einen kurzen Aufschub des Verhängnisses erwirkt, das Kind gleichsam an dieselben Söldnerhände wieder verloren hatte. Wer aber nicht eingeweiht war, der sah doch den Zwerg im Keller hinstürzen, dann mühselig sich

die Treppe hinaufschleppen, tödlich verwundet und an der Türe des geliebten Herrn zusammenbrechen, den er nicht mehr erreichen konnte. —

So trat unter verschiedenen Gestalten die Fruchtlosigkeit menschlicher Liebe und menschlicher Wohltaten ergreifend nahe vor die Augen der Anwesenden, doch alle fühlten nicht nur das Weh, auch die Erhabenheit dieser Vorstellung . . . im Anblick Tychos, dessen müde und ganz auseinanderstürzende Stirnrunzeln, neben das Zwergenköpfchen gebettet, einen Schein der höheren, überirdischen Liebe auszuschicken begannen.

X.

Kaum eine Viertelstunde später stand Tycho bei den Vorposten, die Tengnagels Blockhaus immer noch umzingelt hielten. — Am Waldrand fand er jedoch seinen Sohn Tycho schon damit beschäftigt, die Rottenführer auszuzahlen und wegzuschicken. Stumm musterte Tycho die Veranstaltung und schritt dann, allen sichtbar, die Halde hinab, auf die Belagerten zu. —

Es war ihm klar geworden, daß es hier nicht anging, einen beliebigen Fürsprecher zu senden. Er selbst mußte zu Tengnagel gehen, als Anwalt seiner Familie, er selbst mußte sich um Elisabeths willen vor dem jungen Mann demütigen, das Knie vor ihm beugen, wenn es not tat, wie einst Priamos vor Achilleus. — Doch seltsam war es, daß nicht so sehr dieses strenge »Müssen« Tychos Gedanken erfüllte, wie ein ganz neuartiges Gefühl der Ausdehnung und Liebe, das eigentlich kein Wohlgefühl war und gar nichts von jenem »Stolze auf den guten Weg« hatte, den Tycho in dieser Schreckensnacht für immer abgeschworen hatte, vielmehr ward es genau so offenbar, als sei es schon seit jeher in Tycho dagewesen, nur entstellt und unter einem Wust falscher Empfindungen versteckt und eben deshalb, weil es nicht als etwas Hinzugekommenes, sondern als das Ursprünglichste, Natürlichste in ihm auftrat, das sich endlich von allem Beiwerk gereinigt hatte, war es mit nichts anderem zu vergleichen. Es belastete daher Tycho auch gar nicht, setzte ihn nicht in Erstaunen, beschäftigte ihn nicht einmal, sondern, während er den

Abhang hinunterging, hielt es sich unscheinbar und sanft im Hintergrund seines Gemütes und gestattete ihm nicht nur, eifrig an sein bevorstehendes Gespräch mit Tengnagel zu denken, sondern gab ihm auch noch nebstbei Zeit, die frische Luft des Gras- und Waldmorgens mit tiefen Zügen einzuatmen, die freilich durch den Tod des kleinen Krüppels unbegreiflich umschattet war.

Seinem Gefühl nach befand er sich übrigens in einer recht regelmäßigen, ja alltäglichen Stimmung, dennoch war, ihm verborgen, etwas ganz Ungewöhnliches in seinem Zustand, das sich darin äußerte, daß er überhaupt keine Furcht empfand, obwohl er sich geradenwegs dem durch den Nachtkampf erbitterten Feind näherte... Das Dach der Hütte war zur Hälfte abgebrannt und ein Posten, der zwischen den rußigen Balken den Kopf vorstreckte, legte sofort das Gewehr auf Tycho an. Tycho beobachtete es ganz genau, sah die schwarze Mündung des Rohres auf sich gerichtet, aber er machte keinen langsameren oder schnelleren Schritt, ging ruhig weiter, ja, obwohl er sich seiner Lage vollkommen bewußt war, hatte er durchaus nicht das Gefühl einer Gefahr. Er sah die ihm gegenüberliegende Bergumfassung der Isertales scharf abgehoben vor dem weißen Himmel, bei jedem seiner wiegenden, behaglichen Schritte ein wenig sinken und dann ein größeres Stück emporrücken. — Von dieser sanften Wellenbewegung des Berglandes, das allmählich auch von der rechten und linken Hand her über seinem Kopf zusammenschlug wie der Wasserspiegel über einem Ertrinkenden, fühlte er sich bedeckt, beruhigt, gleichsam der Landschaft anvertraut... Nun krachte der Schuß, — rauschend kam der Widerhall von den Bergen zurück und zog sich um Tycho zusammen wie ein Mantel. Er aber erschrak nicht, nein, jetzt, unter Lärm und weißem Dampf, erschien er sich erst recht gesichert und unberührbar... Einen Augenblick huschte das Gefühl vorbei, als könne er nun in seiner Sicherheit zum erstenmale Keplers Seele von innen verstehen, statt sie immer nur von außen als etwas Unheimliches zu bewundern... Doch hatte er keine Zeit, dies zu fassen, denn schon war er an der Umwallung angelangt. Man hatte endlich gesehen, daß er waffenlos war. Die Wache senkte das Gewehr und ließ, ohne daß Tycho ein Wort gesprochen hätte, die kleine Zugbrücke herab. — Tycho trat ein.

An den Schießscharten der Schanze lehnten in müdem Halbschlaf die Verteidiger, die Wangen wie an die Mauer geschmiedet. — Diese Wangen waren im frostelnden Morgenwind farblos und eingefallen, wie die von Toten, entstellt von der fürchterlichen, stundenlangen Anstrengung des Kampfes. — Sterbende und Schwerverwundete waren an die Wand der Hütte gelegt, auch übereinander geschichtet in Haufen. — Ihre zerfetzten Kleider, ihre blutenden und von Pulverrauch geschwärzten Gesichter und Hände hatten nichts Menschliches mehr, waren unbrauchbare zerbrochene Dinge geworden, — die armen Körper lagen denn auch wirklich so da, als sollten sie nach Erstürmung der Schanze als bloße Masse, als letzter Wall vor der Hütte benützt werden. —

Von all den elenden Gestalten die allerelendeste erhob sich nun aus einem Haufen von Kartoffelsäcken in der Ecke, wo sie halbausgestreckt gelegen war. — Es war Tengnagel, der heranwankte, die Augen unverwandt auf Tycho gerichtet, wie auf eine fürchterliche überirdische Erscheinung. — Seine Knechte mit ihren schlichten Helmen und braunen Kleidern sahen nicht halb so hergenommen aus, wie er, dessen immerhin kostbarere Tracht in jämmerlichen Stücken und Rissen, kotig, naß und verbeult um den Leib schlotterte. Der plötzliche Überfall hatte ihm keine Zeit gelassen, sich umzukleiden. So hatte er auf dünnen Sohlen, im Sammtbarett, mit geschlitzten Puffärmeln gekämpft. Nun bot er in Aufzug und leidender Miene das Bild äußerster Lebensnot. —

Tycho hatte augenblicklich alle die sorgfältigen Worte vergessen, die er sich unterwegs ausgedacht hatte. Ein leidender Mensch stand vor ihm. Es war gar nicht so schwer, ihn abzubitten, wie er es sich vorgestellt hatte. — In der Nacht hatte Tycho eben nur das Trostlose, Verzweifelte, Graue, der guten Tat gesehen. All dies fühlte er auch jetzt noch. Er war auch jetzt, während er auf Tengnagel zutrat, von der schließlichen Erfolglosigkeit menschlicher Hilfe überzeugt. Aber etwas, was er nicht hatte voraussehen können, kam lösend und erleichternd hinzu: die Tat selbt. Genau dasselbe war sie, wie die düsteren, verzichtenden Überlegungen der Nacht und doch etwas ganz anderes, sie zuckte ja von Leben und von lichten befreienden Wirklichkeiten da, wo die Überlegung nur verneint hatte. —

Ein Gefühl tapferer brüderlicher Herzlichkeit umströmte sie, und mochte es auch sinnlos, ja lächerlich scheinen, ein Aufwallen starker Liebe zu Tengnagel hin, dem Tycho nun seine Hand entgegenstreckte.

Aber Tengnagel wich scheu zurück, sah zur Seite, wie ein geschlagener Hund.

Freundlich wies Tycho auf die Hütte, in die er mit dem Junker eintreten wollte, um alles der Reihe nach zu besprechen.

Tengnagel sah ihn immer noch starr an, er verstand ihn nicht. Ihm war ja Tycho seit jeher der Mann des angesehenen, ungeheuren Namens gewesen, die Figur von überragender Größe und Bedeutung, der er sich ehrfürchtig zu beugen hatte. Auch alle die Monate seiner Verbannung hatte er nicht aufgehört, Tycho zu verehren und die nächtliche Beschießung im Grunde als ein gerechtes Strafgericht dafür hingenommen, daß er sich gegen seinen Meister aufgelehnt hatte. Nun mußte es seinen nach harter Schlacht ganz entkräfteten Geist schrecken, den Rächer plötzlich mitten in seinem Lager auftauchen zu sehen. Wie war er hereingekommen, ohne Waffen, ohne Parole? War es, um ihn zu holen, um die Strafe, gegen die er sich vergebens gesträubt hatte, mit göttlicher Obergewalt zu vollziehen? — Tengnagels Entsetzen sah schon ein feuriges Schwert gezückt. »Ich bin ohne Schuld an all dem, was geschehen ist,« stammelte er.

Jetzt erst bemerkte Tycho zu seinem unsäglichen Erstaunen, daß Tengnagel sich vor ihm fürchtete. Diese Erkentnis trieb ihm wieder jene Schamröte ins Gesicht, die ihn die Nacht heimgesucht hatte. O dieses Welttreibens schämte er sich, wie sehr, in dem die Menschen viehisch gegen einander gesinnt sind, so daß sie selbst noch vor dem Demütigen und Friedensbringer zittern, weil sie in sich selbst den Glauben an Frieden und ehrliche Freundschaft nicht mehr haben! »Auch ich bin ohne Schuld,« wollte er erwidern, doch stockten ihm die Worte. Ein ungeheurer Abgrund tat sich vor ihm auf: er sah sich in seiner Schwäche, in seiner Ausgeraubtheit und Erniedrigung, — und selbst vor ihm zitterte man noch! Welch' ein jammervolles Dasein mußte es sein, dem er noch Furcht einjagte! Dieses Mitleid mit Tengnagel gab ihm unversehens die einzig richtigen Worte ein, die auf den Versörten Eindruck machen konnten. Er sagte: »Ich habe Kepler weggeschickt. Er verläßt noch heute das Schloß.«

Erstaunlich, wie diese zwei Sätze Tengnagels Miene umwälzten. Sofort hatte er Vertrauen gefaßt und nahm stürmisch Tychos dargebotene Rechte. Und nun entlud sich seine Seele: »Ja, Kepler, Kepler, der ist an allem schuld. Ich habe es gewußt! O mein Tycho, mein Freund, wenn ich Euch wieder so nennen darf, nun verstehe ich ja den ganzen Vorfall. Mit einem Ruck ist alles klar. Ist gestern nicht Hagecius in Benatek angekommen?«

»Ja,« staunte Tycho.

»Dann ist es also sicher, ich habe ja seinen Wagen zu erkennen geglaubt, war mir dessen aber nicht so gewiß. Dennoch ahnte ich sofort Böses . . . Nun, Kepler weiß, warum er den Kommissarius zu fürchten hatte.«

»Welchen Kommissarius?«

»Nun, den Hagecius, wie ich sagte, ich werde euch später alles erklären. Später, später. Jetzt laßt mich nur aufatmen. — Kepler also hat sich mit der unmittelbar bevorstehenden Enthüllung seiner Umtriebe bedroht, keinen andern Rat gewußt, als Euch, mein Freund, entscheidend gegen mich aufzubringen. Er wußte, wer hinter Hagecius steckt.

»Ihr also habt mir den Hagecius auf den Hals gebracht?« Verlegen erwiderte Tengnagel Tychos Lächeln: »Gab es einen anderen Weg für mich? Vergebt es mir! Doch seht, daß mir beinahe auch dieser Weg versperrt worden wäre. Nachmittags kam Hagecius an, — drei Stunden später läßt Kepler die Kanonen gegen mich donnern. Im letzten Augenblick soll ich vernichtet werden.«

»Kepler — die Kanonen —?« Mitten im tiefsten Ernst schwebte ein Weilchen lang Ironie über Tychos Lippen, eine gerührte, einsichtsvolle, verzeihende Ironie. »Nein, was dieser Kepler nachgerade alles verschuldet haben soll! Es wird allmählich des Guten zu viel. Und nun gar auch noch Kanonen! . . . Mein lieber Junker, glaubt mir, Kepler ist reiner als wir beide. Seine makellose Reinheit ist es eben, die uns Sündern in die Augen sticht und so möchten wir ihn gern zum Sündenbock für unsere Fehler machen. Doch es scheint mir nun wirklich, daß wir alle den guten Kepler überschätzt haben. Wir haben ihn ins Maßlose aufgebauscht. Kepler ist eigentlich kein Mensch mehr, sondern ein Phantom. Kepler ist nichts außer uns,

wie ich jetzt verstehe, nein, jeder von uns hat seinen Kepler in sich und hat gegen ihn, gegen seinen inneren Kepler, die härteste Seelenprobe zu bestehen. O wie das schön ist, Tengnagel, mein Freund, jetzt erst fühle ich ja Gottes herbe Schönheit und Herrlichkeit in all dem. Unser Teufel ist Kepler und Erlöser zugleich, beides in Einem, mein Tengnagel. —«

In der Ferne erschollen, wie ein Leuchten im Wind, lustige Trompetenfanfaren. Tengnagel, dessen Miene sich bei Tychos letzten Ausrufungen wieder verdüstert hatte, griff an sein Schwert. Doch Tycho legte ernst und begütigend die Hand auf seine Schulter: »Sie blasen nicht mehr zum Angriff. Sie ziehen ab. Ich selbst verbürge es dir, denn mein Befehl ist es. Und wisse noch, nicht Kepler, meine Söhne haben den schnöden Überfall angeordnet. Wirst du es deinen Schwägern lange nachtragen, wenn Elisabeth für sie bittet?«

»Elisabeth!«

Tycho sah dem jungen Mann, der errötete, milde in die Augen: »Wir haben bis jetzt zu wenig von ihr gesprochen. Das Gespenst Kepler verdüstert unseren ganzen Gesichtskreis, wir beide beschäftigen uns zu viel mit ihm. Doch dieses soll das letzte Mal gewesen sein, daß wir unsere teuere Elisabeth vernachlässigen. Versprechen wir es einander.«

Mit solchen Worten führte er ihn zu weiterer Unterredung in die Hütte.

*

Als Tycho bald darauf mit Tengnagel wie mit einem gezähmten Löwen in das Schloß zurückkam, als die Braut diesem an den Hals flog und die kurz vorher noch so fehdelustigen Brüder ihm die Hand schüttelten, mit dem etwas verlegenen Scherz, nach dem gestrigen Polterabend werde nun die Hochzeit nicht mehr lange auf sich warten lassen, als Christines einfaches Herz für die große Freude keinen anderen Ausdruck hatte, als Tränen, da ging Tycho dem sofort anhebenden Festtrubel still aus dem Wege und mochte in seinem Arbeitsaal allein, wohl denken, daß erst dies der wahre Verzicht auf die Familie sei: den Schmerz und die Ängste der Seinen mitzufühlen wie eigenes Leid, ihre Freude aber ihnen nach ihrem Gutdünken zu überlassen. Dies war er denn auch zufrieden und, da

er nun eine entschiedenere Freiheit als sonst in sich verspürte, hielt er den Augenblick für gekommen, seine letzte Fessel zu brechen.

Er ließ also Kepler kommen und bat ihn, das wirre Zeug, das er die Nacht hindurch geredet habe, zu vergessen. Doch wolle er ihm nicht verhehlen, daß er auch heute, in aller Besinnung, es für geratener halte, wenn Kepler nach Graz zurückkehre und sich nach Erfüllung seiner dortigen Hoffnungen umsehe, denn leider sei in Böhmen für die nächste Zeit kein selbständiger Posten für ihn zu erlangen, wie ihm die Antworten des Kanzlers Barvitius genugsam andeuteten. »Dafür aber, mein Kepler,« fuhr er fort, »daß du fortan zu meiner Hilfe als Schüler mitarbeitest, dafür ist dein Können und dein großer Geist viel zu ausgebildet. Ich muß eingestehen, daß ich dich nichts mehr lehren kann, und längst hätte ich dir schon, gäbe es in unserer Gilde dergleichen, den Frei- und Meisterbrief erteilen müssen.«

Es entsprang nicht einer bloßen Höflichkeit, sondern Keplers innerster Überzeugung, daß er diesen Worten Tychos sofort widersprach. Er könne und müsse noch sehr vieles lernen, sagte er bescheiden und die Erfahrungen Tychos seien ihm im Wortsinne unentbehrlich.

»Wenn du mit meinen Erfahrungen meine Manuskripte meinst,« erwiderte Tycho nicht ohne Humor, »so wisse, daß ich dir gern alle, die ich dir geliehen habe, auf die Reise mitgebe. Du magst sie nach Gefallen weiter benützen. Meinst du mit ihnen aber das Tychonische System, — doch nein, du meinst es nicht.«

Kepler schwieg.

Immer noch lächelnd setzte Tycho fort: »Nun, du hast meine Weltansicht ja kennen gelernt, soviel eben an ihr zu lernen war. Ganz unrichtig ist sie nicht, aber wohl bedürftig und unvollkommen wie manche irdischen Dinge. Immerhin glaube ich nicht, daß du deine Zeit vergeuden wirst, wenn du dich mit ihr noch zuweilen weiter beschäftigst und mir über gewisse Streitpunkte, die uns in schönen Stunden angelegen waren, nun auch brieflich Fragen stellst und Rede stehst.« Er verfiel wieder in den heißen werbenden Ton, dessen er sich Kepler gegenüber nicht leicht enthalten konnte. »Manchmal waren wir einander doch so nah. Erinnerst du dich? Damals

etwa, als sich mein Irrtum wegen deines Briefes an den Ursus aufklärte . . .«

Kepler nickte, aber erst nach einer so schweren Weile Nachsinnens, als müsse er diese Tatsache gleichsam unter einem Berg von Vergangenheit hervorziehen.

»Oder damals, als ich dir das Bild des Tychoniden, mein Heiligstes, zeigte?

»Damals hatte ich Angst,« erwiderte Kepler leise, doch aufrichtig.

»Wann also geschah es, daß wir ganz eng beisammen waren, mein Lieber?«

»Ich habe Euch immer als meinen Meister verehrt, als den Phönix der Astronomie.« Kepler ergriff die Hand, die Tycho ihm hingestreckt hatte. »Meine Gefühle gegen Euch waren unabänderlich die gleichen. Mich Euch nahe zu fühlen, dazu freilich fehlt mir der Mut. Ich behielt immer das Bewußtsein, daß ich zu Euch emporzublicken habe . . .«

Tycho schüttelte den Kopf. Diese etwas inhaltlosen Huldigungen kannte er schon, ein einziges, bedeutungsvoll-lebendiges Wort wäre ihm mehr gewesen. Doch dies eben war Keplers in sich abgeschlossene, fremde Art. Tycho sah schon voraus, wie in Keplers Kopf eine einheitliche Vorstellung von der auf Schloß Benatek verlebten Zeitspanne sich bildete, aus der alle auffallenden Ereignisse gestrichen waren. Zum Schluß würde nichts übrig bleiben, als ein paar gute Sternbeobachtungen, ein Haufen von Logarithmen . . . Ihm fiel auf, daß sich Kepler nach den Begebenheiten der Nacht und dieses Morgens noch gar nicht erkundigt hatte. »Junker Tengnagel ist zurückgekehrt,« sagte er, wie um Kepler zu prüfen.

»Ich habe ihn bereits gesehen,« antwortete Kepler, sonst nichts.

»Es wird eben seine Verlobung mit Elisabeth gefeiert.«

Auf Keplers Gesicht drückte sich Freude aus. »Ich beglückwünsche Euch, Meister Tycho,« sagte er.

Welche Kluft zwischen uns beiden, fühlte Tycho. — Eine gewisse Sicherheit in mir habe ich ja nun auch erlangt, aber dieser geradezu blind — und — taube Mensch wird mich darin immer übertreffen. Nicht einmal das Bombardement in der Nacht hat ihn aufgeweckt, es ist doch ganz unbegreiflich, daß er nicht danach fragt. — Seine Gedanken nahmen plötzlich eine andere Richtung: »Der arme

Jeppe! Jetzt ist er dahin. War es nicht seltsam, mein Kepler, wie er sich immer vor dir gefürchtet hat!«

»Vor mir ganz besonders? Das habe ich wirklich nie bemerkt. Er war wohl überhaupt so eigentümlich, so...«

»So unvernünftig. Sag es nur. Ein unvernünftig Wesen war er, hat mich aber recht geliebt. Und vor dir ist er immer zurückgescheut. Ja, ja, so war es. Man sagte auch, er habe das zweite Gesicht. Vielleicht hat er eben seinen Tod vorausgesehen, — von dem Augenblicke an, da du bei uns eingetreten bist.« Tycho versank in Stillschweigen. Der Verlust des treuen schweigsamen Dieners kam ihm erst jetzt zum vollen traurigen Bewußtsein. Und hatte Jeppe mit seiner Angst nicht schließlich Recht behalten? Sein Tod war nur das letzte Glied in der Kette stürmischer Abenteuer gewesen, in die Keplers Ankunft das Haus gestürzt hatte... Und wieder betrachtete Tycho Keplers unscheinbare Gestalt und sein schmales Gesicht mit jenem unheimlichen Gefühl, daß ihn so oft ergriffen hatte. Wie still war dieser Mann, wie untätig und anspruchslos, doch rings um ihn gewitterte es... Nun preßte Kepler zwei Finger heftig an die Stirn, wie um sich aus seinem Träumen aufzuwecken, Tycho sah diese gewohnte charakteristische Bewegung und in demselben Augenblick wußte er, daß er sich von jetzt an noch oft nach ihr zurücksehnen würde. Denn er liebte Kepler, er stand wie unter seinem Zauber. Unwillkürlich machte er mit seinen eigenen Fingern an seiner Stirn die Handbewegung nach. Wollte er sie einüben? Das würde vielleicht ein Trost sein, für die lange leere Zeit, die bevorstand... Er lächelte. Auch Kepler lächelte zurück, ein ganz harmloses und doch so mächtiges, so magnetisches Lächeln. Es schien, als ginge in diesem Lächeln etwas Unaussprechliches zwischen den beiden hin und her, eine Frage, die noch nie gestellt, eine Antwort, die noch nie gegeben worden, ein gemeinsamer Seufzer, zart, säuselnd und doch ganze Welträume und die Zeit von Jahrtausenden in sich hineinreißend, wie jener gemeinsame Seufzer eines Liebespaares, in dem ein Kind erschaffen wird... Kein Wort, nichts... Dann erhob sich Kepler. Offenbar wollte er die letzten Abschiedsworte sagen. Doch beinahe gewaltsam riß ihn Tycho in seinen Sessel zurück. Plötzlich fielen ihm tausend Dinge ein, die er mit dem Freunde noch zu besprechen

hatte. Es galt ja einen Abschied für immer, für alle Ewigkeit, ohne Wiedersehen. »Wirst du mir schreiben?«

»Ja.«

»Oft und lange Briefe? Ich werde dir alles mitteilen, was ich forsche und sinne. Und du, wirst du antworten?«

»Ihr kennt mich ja, — meine allzugroße Trägheit.«

Tycho wich einen Schritt zurück ... Es war ein entscheidender Augenblick. Mit einem Male wurde es ihm klar, daß er eben wieder auf dem besten Wege zu jener »Aufbauschung« und »Überschätzung« Keplers war, die er vor einer Stunde unten in der Festung seinem Schwiegersohn vorgeworfen hatte. Ach, konnte man denn Keplers Harmlosigkeit nicht wirklich als etwas Harmloses hinnehmen? Mußte man aus seiner Sprödigkeit so viel Wesens machen? Und aus seiner Trägheit, wie er es nannte, kurz aus all diesen weltfremden Eigenheiten, die den weltläufigen Tycho so beirrten?... Plötzlich schrumpfte Kepler vor seinem Blick zusammen, er war ihm irgendwie bedeutungslos, ja noch mehr: er empfand ein Gefühl, das ihm Kepler noch nie eingeflößt hatte, — Mitleid mit dieser Seele, die ihm nun so beengt und einsam erschien, in ihrer Bewußtlosigkeit, in die er sich hinein versetzt spürte wie in ein Zimmer ohne Luft, ohne Fenster. Wie leer und finster war diese angeborene, nie in Frage gestellte Reinheit, wie verstand Tycho zum erstenmal den oft wiederholten Ausspruch Keplers, daß er sich immer unglücklich fühle! Bisher hatte er ihn für bloße Ziererei gehalten. O, wie weit war noch der Weg von dieser in sich selbst versperrten, unbewußten Unschuld Keplers zu einer reinen, sich hinopfernden, wissenden Offenheit des Herzens. Sah es nun nicht so aus, als sei Keplers Reinheit nur eine niedere Stufe, die in Tychos Weg zuerst wie ein Hindernis gelegt worden, an der empor er aber zu einer höheren Stufe, Kepler unerreichbar, emporgestiegen war?... Tycho war erschüttert. Er trat ans Fenster und starrte in die sonnige Landschaft hinaus. Diese plötzliche, neuerliche Umdrehung seines Verhältnisses zu Kepler konnte er nicht ertragen. Das Erbarmen, das er nun mit der gefangenen Seele des Freundes fühlte, kam wie ein stechender Schmerz, wie eine neue Scham und Schuld über ihn. Ach, wie schwach war dieser hohe Geist Keplers, wie ganz eingepreßt in sein Selbst, in seine Art un-

gewollter Rücksichtslosigkeit, die ihm als eine gewisse Trägheit zu Bewußtsein kam. Beinahe war es Tycho, als müsse er ihm dasselbe sagen, was er gestern seiner Tochter, heute Tengnagel gegenüber, vor diesen Menschen, die sich in ihrer Schwäche und Unerzogenheit vor ihm entblößten, gefühlt hatte: Ihr werdet noch viel Böses im Leben zu bestehen haben...

»Nun will ich also gehen,« sagte Kepler und scharrte mit dem Fuß.

Tycho umarmte ihn heftig: »Mein Benjamin, was könnte ich dir denn noch antun, welche Freude, welchen Wunsch erfüllen? Die Manuskripte, ja, nimm sie. Ich bin ja so glücklich, daß sie dir irgendwie helfen können... Doch warte, noch etwas!« Er eilte in die Bibliothek und kam mit dem »Commentariolus« des Kopernikus zurück, den er gleich am Ankunftstage Keplern verweigert hatte: »Nimm auch diese kleine Schrift. Ich schenke sie dir. Vielleicht findest du doch etwas nützliches in ihr.«

Kepler dankte erfreut, schien aber weit entfernt davon, zu ahnen, welche Überwindung Tycho in diesem Augenblick aushielt.

»Ich bin nicht mehr eifersüchtig, wie du siehst,« setzte Tycho hinzu, nachdem sie einander die Hand geschüttelt hatten. Und da Kepler auch jetzt von dem Kampf in Tychos Seele nichts merkte, war es Tychos letzter Gedanke, als Kepler schon in der Tür stand: daß er den jungen Gelehrten eigentlich die ganze Zeit über grundfalsch behandelt habe, daß er ihn mit geduldiger Unterweisung zu einer hellsichtigeren, selbstloseren Weltauffassung hätte erziehen sollen und daß es ein feiges schmähliches Unrecht sei, den noch so wenig Ausgebildeten jetzt wegzuschicken, nur der lieben Ruhe und Bequemlichkeit halber. Er mußte sich mit Gewalt alle die reifen wissenschaftlichen Ansichten Keplers, sein durchaus erwachsenes Auftreten und vor allem seine beispiellosen Erfolge in der selbständigen Forschung, wie auch im Urteil der Welt vor Augen führen, um sich klar zu machen, daß er nun aus Abschiedsrührung Kepler ebenso unterschätze, wie er ihn bis heute ins Maßlose vergrößert hatte.

*

Am Nachmittag reiste Kepler ab, mit herzlichen Empfehlungsbriefen Tychos versehen. Und die Einsamkeit, die jetzt um Tycho

eintrat, war nicht mehr die ohnmächtige, unnatürliche des Krankenzimmers, sondern brachte in hochsommerlicher Parkstille ein paar ganz gesammelte freie Stunden des Nachsinnens und bald auch neue Arbeitslust nachts an den Apparaten. Die Arbeit ging nun wirklich mit einem Glück vorwärts, dergleichen er seit langem nicht gekostet hatte. Das Theatrum astronomicum, die Allheit himmlischer und irdischer Gesetze, begann seine nicht mehr ganz traumhaften Wölbungen vor seinen Augen auszubreiten. Und nichts mehr konnte ihn stören. Neue Schüler waren eingetroffen, darunter solche, die er schon verloren gegeben hatte, wie Klaus Mule und der Friese David Fabricius. Aber weder ihre lernbegierige Zustimmung, noch ihre Widersprüche zogen ihn, wie ehedem, in Nebenbahnen. Er unterwies sie gütig und mit Eifer, behielt aber unregbar sein eigenes Ziel im Auge. Das tiefste Gefühl, das sie ihm einflößten, war das der Unersetzlichkeit Keplers. Doch auch dies brachte ihn nicht vom Wege ab, ebensowenig ein bösartiges Gerücht, das bald darauf von mißgünstiger Seite ausgestreut wurde: Kepler und Tycho seien nach erbittertem Streit voneinander geschieden, den ebendieselbe Seite natürlich dahin erläuterte, daß mit einem so wankelmütigen, eitlen und despotischen Manne wie Tycho niemand friedlich auskommen könne... Tycho kümmerte sich um diese Anschuldigung gar nicht. — Bald darauf traf in Benatek die Nachricht vom Tode des kaiserlichen Hofmathematikers Raymarus Ursus ein. Und sofort verstummten die Gerüchte von selbst. Ursus hatte also noch auf dem Sterbebette gegen Tycho intriguiert.

Die Hochzeit Tengnagels mit Elisabeth Brahe wurde pomphaft gefeiert. Zu diesem Fest begrüßte Tycho eine ganze Reihe böhmischer Barone als seine Gäste, wie den Hasenburger und den allmächtigen Wok von Rosenberg, einen eifrigen Alchymisten. Der Trubel verrauschte schnell. Tycho hielt keinen seiner adeligen und gelehrten Besucher zurück. Er hatte ihnen mit Würde und Anstand Gesellschaft geleistet, hatte seiner Tochter an ihrem Ehrentage durch fröhliches aufmerksames Gehaben die allergrößte Freude bereitet, nun aber wollte er gern wieder allein sein.

Das junge Ehepaar behielt zunächst auf Schloß Benatek Wohnung, wo Elisabeth ihrer Entbindung entgegensah. Von Zukunftsplänen

wurde wenig gesprochen. Eine Zeitlang wartete Tengnagel noch auf Antwort vom Kanzler Barvitius. Doch wie es schien hatte man seine Anzeige gegen Kepler einfach zurückgelegt, der Bericht des Hagecius mochte gar zu inhaltslos ausgefallen sein. Und die angebliche Konspiration Keplers mit den Reichsstädten hatte sich als eine harmlose wissenschaftliche Korrespondenz mit Professer Möstlin und seinen übrigen Freunden in Württemberg erwiesen. Als die Antwort immer noch ausblieb, wurde Tengnagel mißmutig. Seine Gedanken richteten sich nun wieder eifriger auf den Schutz Tychos, den er für seine Diplomatenanfänge in Anspruch nehmen wollte. Tycho sagte ihm freundlich alles zu, was er wünschte. Doch solange der Kaiser nicht nach Prag zurückgekehrt war, gab es da nichts zu tun.

Möchte es nun Tengnagels zeitweilige Ungeduld oder schon das von Tycho vorausgeahnte geistige Mißverhältnis zwischen den jungen Gatten sein: ihre Ehe war von Anfang an durch kleine oder größere Streitigkeiten getrübt. Tycho suchte ihnen auf den Grund zu kommen, so oft er durch Zufall von ihnen vernahm, doch war es, als ob gerade vor ihm die beide nicht hätten reden wollen. Kam er dazu, so verstummten sie. Vor anderen dagegen breiteten sie, wie es schien, ihren Zwist ganz unverhüllt aus. Bald erzählte ihm Christine, bald Magdalena, bald sogar seine Söhne, daß sie von Tengnagel und Elisabeth als Richter angerufen worden seien. Doch auch hier konnte er die eigentliche Streitsache nur undeutlich erfahren. »Eine Dummheit? Eine Neckerei!« hieß es, wenn er sich danach erkundigte. Bald setzte sich in ihm der Argwohn fest, daß diese Angelegenheit irgendwie mit ihm zusammenhänge. Nun beschwor er seinen Schwiegersohn, sich ihm anzuvertrauen. Er erinnerte daran, daß schon einmal großer Schaden daraus entstanden sei, daß man vor ihm ein Geheimnis gehabt hatte. Es war vergebens. »Elisabeth erlaubt es nicht!« war die einzige Antwort, die er von Tengnagel erzielte. Er ließ Elisabeth rufen. Sie leugnete alles. Und gleich darauf brach vor seinen Augen einer ganz geringen Sache wegen bitterer Wortwechsel zwischen dem Ehepaar aus, so daß man fühlte, wie weit die Verstimmung zwischen ihnen schon gediehen war.

»Ich habe es ja gewußt,« sagte sich Tycho, während er nachts

darauf den kleinen Sextanten, sein Lieblingsinstrument, einstellte. »Kann es mir noch deutlicher vor Augen gebracht werden, wie machtlos ich bin, mit all meinem guten Willen machtlos.« Es fiel ihm ein, daß er eigentlich erst jetzt seinen Wahl- und Wappenspruch verstehen gelernt habe: Nicht Macht, noch Reichtum, nur des Geistes Zepter dauern — des Geistes Zepter! Hier waren sie, ein paar Stäbe, ein Kreisbogen. Was bedurfte er mehr als sie, um alles Unglück seines Herzens zu vergessen, um sich bis an das dunkle Himmelsgewölbe auszuspannen und das fernste Zittern eines Sternes dort oben wie etwas Wichtigeres, ihm Zugehörigeres zu empfinden, als das noch so unruhige Pochen seines eigenen Blutes. O sein Blut war als weißes Sterngeriesel über den Himmel ausgegossen, dort oben lebte es wahrhaftig und ihm lieb, dort durchfloß es den heiligen Adern der großen Gesetze anvertraut, den unzerstörbaren, jugendlich brausenden Körper des Weltenraumes; hier unten zuckte es nur durch verwesliches Fleisch. — In solchen Augenblicken glaubte Tycho, daß wenigstens dieses eine Glück der Wissenschaft ihm unverlierbar sei. Auf alles, was man ihm rauben konnte, hatte er freiwillig verzichtet. Stolz meinte er: Dieses Letzte kann mir niemand rauben. — Doch gerade damals fielen erst die Hauptschläge gegen ihn, wie um ihm den letzten Irrtum zu benehmen. —

Die frische Belebung seiner Studien hatte ihn nämlich an seine großen Instrumente gemahnt, die immer noch von Hveen unterwegs waren und die er zu entscheidenden Punkten dringend benötigte. Er schrieb an die kaiserliche Kanzlei, man betrieb die Angelegenheit von neuem. So geschah es aber, daß die Kunde von dieser Bewegung auch dem gestrengen Herrn Kaspar von Mühlstein zu Ohren kam und dessen kreishauptmännischen Horizont mit der nicht ganz unberechtigten Sorge einnahm, die Ankunft der neuen astronomischen Leviatane werde doppelte Mauern einreißen und Geldansprechen hinter sich ziehn. Redlich bemüht, des Kaisers und der Stände Rentkassen zu sichern, traf der Brave seine Gegenanstalten und hatte den Erfolg, daß Tycho zugleich mit der Kunde davon, die sehnlich erwarteten Instrumente von Hveen seien nach zweijähriger Irrfahrt in Prag angelangt, die andere Botschaft erhielt, daß eben diese Instrumente nun auch in Prag bleiben müßten und ihm auf

keinen Fall in Benatek zur Verfügung stehen würden. Und so war es auch: die Instrumente wurden in das sogenannte »Belvedere« zu Prag geschafft, ein entzückendes Lustschlößchen, das Kaiser Ferdinand für seine Gemahlin von trefflichen italienischen Baumeistern hatte errichten lassen, das aber für astronomische Zwecke auch dann gänzlich unbrauchbar gewesen wäre, wenn seine Haupträumlichkeiten nicht ohnedies Kaiser Rudolfs Mineraliensammlung ausgefüllt hätte. In den edelgeformten Loggien des Belvedere wurden die Apparate ausgepackt und wie seltsame Schmuckstücke oder Schlachttrophäen aufgestellt, je eines zwischen zwei Säulen. Man mußte sagen, daß sie mit ihren eleganten Formen, rätselhaften Kreisen und sorgfältig blankgeputzten Metallstangen eine sehr repräsentative, interessante Verzierung des Baues abgaben. Es waren denn auch große Tage für das gebildete, schaulustige Prag. Zunächst wurden nur die Adeligen und die Professoren zur Besichtigung zugelassen, später auch die vornehmen Bürger, unter denen es eine starke Partei gab, die unter dem Vorwand der Mäßigung sich vom gemeinen Volke mit seinen unbegreiflich starren, hussitischen Idealen absonderte und nur noch auf eines hielt: in Dingen der feinen Lebensart mit dem Adel zu wetteifern. — Eine Zeit lang gehörte es zum guten Ton, von den neuen astronomischen Instrumenten zu sprechen und die Nachmittagspromenade zu ihnen hin zu lenken. Man erzählte von nichts als von Tycho, Tycho wurde förmlich modern, man gebrauchte nach Tunlichkeit sachkundige astronomische Worte und, wenn man in Gesellschaft der schönen, geistvollen Damen die Instrumente umstand, war des Rühmens kein Ende, ob all der zierlichen Schrauben und sinnreichen Hebel. Niemandem im lustigen, lebhaften Kreis fiel es ein, danach zu fragen, ob denn der Erfinder alle diese reizvollen Vorrichtungen nicht zu irgend einer wirklichen Benützung brauche und schon dringend vermisse.

Tycho indessen schritt bei dieser und jener Behörde brieflich ein, kam sogar selbst nach Prag, niemand wollte den Befehl zur Zurückhaltung der Instrumente gegeben haben, aber niemand fühlte sich andererseits ermächtigt, den Befehl zu widerrufen. Die staatsverwaltende Maschine hatte sich irgendwo an einer unsichtbaren Stelle festgehakt und war nicht wieder in Bewegung zu bringen. Bald

ahnte Tycho in dem Hauptmann die Ursache solcher Querzüge. Er ritt nach Brandeis. Kaspar von Mühlstein empfing ihn höflich, doch mit dem nicht ganz unterdrückten Hochmut des Beamten, der einmal seine Macht fühlen lassen und so recht darlegen kann, wie nutzlos jeder Widerstand, auch der des außergewöhnlichsten und nur einmaligen Astronomen, gegen ihn sei. »Nun seht ihr eben . . .« sagte er und »Das hätte ich Euch vorhersagen können . . .« und ähnliche vornehm verhaltene Redensarten. Nun hatte Tycho das Unglück, gar nicht verhalten sein zu können, sondern immer gerade in entscheidenden Momenten sich dem Irrwahn hinzugeben, man dürfe die wichtigen Angelegenheiten als Mensch zu Mensch offen und rückhaltlos besprechen. Er ging daher auf die Flausen des Kreishauptmanns gar nicht erst ein, sondern stellte nur mit laut erhobener Stimme dar, wie die Instrumente für ihn Lebensbrot und Herzschlag bedeuteten, worauf er um einen Befehl bat, sie zur Stelle schaffen zu lassen, denn für die Prager Maulaffen habe er sie nicht gebaut. Der Beamte hatte nun wieder seine lächelnde, ja liebenswürdige Art in Bereitschaft, um diesen Wunsch in aller Ruhe und, wie es sich ziemte, abzuschlagen. Nun riß Tycho die Geduld. »So hole ich mir sie selbst,« rief er und donnerte mit der Faust auf die Tischplatte. — Sein Benehmen stand leider nicht auf der Höhe wohlerzogener Kreishauptmannsvollkommenheit. Überhaupt hätte jeder, der zufällig zu dieser Unterredung hereingetreten wäre, ohne ihren Gegenstand genauer zu kennen, nicht geschwankt, wer von den beiden als der Würdevollere, in jeder Hinsicht seiner Verantwortung bewußte und durchaus ernstzunehmende, wer dagegen trotz seiner manchmal poetischen Ausdrucksweise als der sittenlose und pöbelhafte Tollkopf zu bezeichnen sei. Selbst als es soweit kam, daß Mühlstein in anstandsvoller Haltung Tycho die Tür wies, — nein, zu seinem unendlichen Bedauern und bei aller Anerkennung von Tychos Verdiensten weisen mußte, selbst in diesem Augenblick wäre der unbeteiligte Zuschauer natürlich durchaus auf der Seite des taktvollen Beamten gestanden.

Und jetzt tat Tycho das Unbesonnenste, was in seiner Lage überhaupt anzufangen war. Ohne sich weiter um eine Bewilligung Mühlsteins zu kümmern, gab er Auftrag zu großer Leutean-

werbung und begann, auch ohne die Instrumente zu haben, nur wie um den Hauptmann zum Äußersten zu reizen, den Bau eines phantastisch großen Observatoriums neben dem Schloß. Auf Anfragen erteilte er keine Auskunft, er baute und baute mit wahnwitziger Hast, wobei er weder die kaiserlichen Wälder noch die Steinbrüche schonte. Nun schritt Mühlstein ein, der sich ganz im Rechte fühlte und dabei wußte, daß ihm auch die Öffentlichkeit so sinnlosen Ausschreitungen gegenüber Recht geben würde. Er ließ eines schönen Tages Bauplatz und Schloß durch Wachen besetzen. Tycho schäumte. Seinen Knechten und Bauern verteilte er Waffen, bereitete einen Handstreich vor. Es zeigte sich nun, daß ebensowenig wie Elisabeth mit ihrer Liebe, Tychos Söhne mit ihrem Aufruhr und Söldneraufgebot in jener Schreckensnacht etwas ganz aus der Art Schlagendes unternommen hatten. Tycho war sich allerdings dessen nicht bewußt, wie er seine Söhne gleichsam nachahmte. Um so lebhafter drängte sich diese Ähnlichkeit den friedliebenden Bauern und Bürgern des Bezirkes auf. Und bald flogen Beschwerden nach Prag, daß die Landschaft kaum erholt von dem Scharmützel unter Anführung der Kinder dieser unruhigen Familie nun wiederum deren Oberhaupt mit kriegerischen Vorbereitungen beschäftigt sehe. Tycho war beinahe fertig zum Losschlagen: da traf ein Brief des Kanzlers Barvitius ein, der ihm auftrug, sofort Benatek zu verlassen und mit seiner Familie nebst Gefolge, Schülern, Büchern und Geräten dauernd nach Prag zu übersiedeln. Beigefügt war, daß der Kaiser den großen Gelehrten in seiner Nähe haben wolle, da er nun gleichfalls nach Prag zurückkehre.

Tycho schmeckte sehr gut den bittern Kern dieser Pille aus der Verzuckerung heraus. Man war des Zwiespalts zwischen ihm und dem Hauptmann, der eigentlich schon seit Tychos Ankunft in Benatek ununterbrochen währte, müde geworden, wollte ihn aus der Welt schaffen, ohne Tycho zu beleidigen, jedoch auch ohne ihm entschieden Recht zu geben... Sein Selbstgefühl war gekränkt. Er hatte erwartet, daß man den Beamten fortschicken würde. Nun war in diesem Streite er selbst unterlegen. — Freilich lag ja auch wieder eine Ehrung darin, daß er jetzt seinen Titel eines Hofastronomen wahr machen und wirklich in den nächsten Kreis des Kaisers gezogen

werden sollte. Aber für Tycho, der bisher mit Regenten beinahe auf gleich und gleich gestanden war und ihre Besuche in seiner selbständigen gelehrten Residenz empfangen hatte, wie sie die seinen in ihren Palästen, war es doch zugleich eine Minderung des Standes, künftighin nur ein Anhängsel des Hofstaates zu bilden ... In jüngeren Zeiten hätte er sich auch nicht gefügt, so hatten ähnliche Konflikte in Dänemark seinen Bruch mit dem König herbeigeführt. Nun aber war ihm aus seinem Trotz, vielmehr aus seiner schwierigen Mischung von Trotz und überkluger Besinnung, sein Leben lang so viel Übles erwachsen, daß er nachgab und sich in das Unvermeidliche schickte. Unter solchen Umständen hatte es natürlich keinen Sinn mehr, den Bauplatz mit Gewalt zurückzuerobern. Er entließ die Leute und begann umfassende Vorbereitungen für die eilige Übersiedlung. So kamen trübe Tage für ihn. Er war ja, schon als er nach Böhmen kam, ein alter, gebrochener Mann gewesen, die mißlichen Ereignisse hier brachten ihn um seine letzte Widerstandskraft, die noch oft genug aufgeflackert war.

Der große Umzug war, selbst wenn Tycho den Groll niederzwang, an sich widerwärtig genug. Die freie, schöne Luft der Waldungen galt es aufzugeben, den unabhängigen, einsamen und doch auch nach Belieben geselligen Wohnsitz mit dem Wirrwarr der Residenzstadt zu vertauschen, sich in späten Jahren in ein rasselndes, verwickeltes Berufsleben einzupassen. Tycho hatte immer den Aufenthalt auf dem Lande geliebt, ihn niemals dauernd aufgegeben und so seine Lebensgewohnheiten vollständig in ihn verwachsen lassen. Seine Kinderjahre auf dem Landgute Tostrup, seine Manneszeit auf der salzluftigen Meeresinsel Hveen: all dies war Offenheit und große Natur gewesen, ihm durchaus heilsam und angemessen, ein klares Leben mit dem Kommen und Gehen der Jahreszeiten, die sein oft erhitztes Blut mit ihrem ruhigen Wechsel zu kühlen hatten. Und namentlich jetzt, im Beginn des Herbstes, brauchte er die Welt der Pflanzen und Bäume um sich. Diese Zeit des Verfalls brachte mit ihren ersten Nebeln und Nachtfrösten stets auch traurige Gedanken. Er litt mit der Natur, wie er sich im Sommer mit ihr gefreut hatte, in jedem Blatt, das vergilbt niederfiel, fühlte er sich sterben. Und in dem Einfall, den er einmal scherzhaft geäußert hatte, daß er

große Treibhäuser für die Laubbäume bauen wolle, damit sie überwintern, lag ein gut Teil Ernst verborgen. Er hat wirklich oft den zwingenden Eindruck, daß er auch den Pflanzen in ihrem Todeskampf Hilfe und Rettung schuldig sei. Das Einzige, was ihn in dieser überempfindlichen Stimmung noch aufrecht zu erhalten pflegte, war eben das widerholte Versenken in den Anblick der Bäume, das stete anschauliche Bewußtsein ihrer Lebenskraft inmitten all der Melancholie. Wie schwer war es gerade jetzt, von ihnen Abschied zu nehmen, ihren Trost für immer zu entbehren und nur das Zerstörende der Jahreszeit zu fühlen! In luftigem, papierdünnem, raschelndem Hellgold schimmerten die Ahorn-, dazwischen glühte, noch vergänglicher, wie für den Moment berauscht, das Rot der Kastanienbäume. Tycho durchschritt langsam die feuchte Parkallee, erstieg den Hügel und blieb lange an dem kleinen Grabdenkmal stehen, das er dem Zwerg errichtet hatte.

In diesen Abschiedstagen traf ein Brief von Kepler ein. Auch diesem war es nicht gut ergangen. Die Verfolgungen in Graz hatten bald nach seiner Rückkehr wieder begonnen, er war als Protestant für »relegiert und ausgeschafft« erklärt worden, mit der Bestimmung, binnen fünfunvierzig Tagen die steirischen Lande zu verlassen. Die Anstrengungen, durch seinen alten Lehrer Möstlin oder durch den bayrischen Kanzler Herwart in München einen anderen Wirkungskreis zu finden, hatten keinen Erfolg. Den guten Rat einiger ahnungsloser Freunde, nach Italien zu gehen und dort Medizin zu studieren, konnte er füglich bei Seite lassen. Dies alles teilte er in seiner gewohnten sachlichen Art Tycho mit und erbat zum Schluß als etwas ganz Naheliegendes, Selbstverständliches, ohne besonderen Wortaufwand, wieder nach Benatek zurückkehren zu dürfen. —

»Endlich ein Trost in allem Leid,« sagte Tycho, nachdem er den Brief mittags im Kreise der Seinen freudestrahlend vorgelesen hatte. Er hatte sich keinen Augenblick besonnen, Kepler zustimmend zu antworten. Alle Bitterkeit, alle Kränkungen dieses Verhältnisses waren wie ausgelöscht. Tycho fühlte genau dieselbe Sehnsucht nach Kepler, dieselbe Hoffnung wie vor seinem ersten Zusammentreffen mit ihm. Nichts schien sich verändert zu haben. Dasselbe Gesetz, das sein Herz ehedem zu Keplers jugendlichem Stern mächtig hingezogen

hatte, waltete noch immer. »Nun wird meine Übersiedlung nach Prag wenigstens den einen Vorteil haben,« sagte er heiter, »daß ich dem Kaiser und seiner Kanzlei unaufhörlich in den Ohren liegen kann. Kepler und kein anderer bekommt die Stelle des Ursus, dafür werde ich sorgen.

Tengnagel hatte schon von dem Augenblick an, da Tycho den Brief zu lesen begann, erregt mit Elisabeth geflüstert. Jetzt sprang er ganz erbost auf und lief hinaus. Elisabeth eilte ihm nach.

Tycho blickte alle am Tisch Zurückgebliebenen der Reihe nach an, eine Erklärung heischend. Dann erhob er sich entschlossen und folgte den beiden. —

Draußen auf dem Gang begegnete er schon dem Junker, der, ein Papier in der Hand schwingend, ihm entgegenrannte. Elisabeth hing an seiner Seite, wurde von ihm auf dem Boden mitgeschleift, während sie sich an seine Schulter, an seinen Arm anklammerte. Sie schrie und schien ihn vergebens zurückhalten zu wollen. — Nun aber war es jedenfalls zu spät. Tycho stand schon vor ihnen und nahm das Blatt aus Tengnagels Hand: »Was ist es?«

»Ein Brief Keplers, der dich über die wahre Gesinnung dieses angeblichen Freundes aufklären wird.«

»Ein Brief an dich?«

»Nein, an seine Frau. Ich fand ihn auf seinem Schreibtisch . . .«

»Er hat ihn gestohlen,« rief Elisabeth dazwischen, »und schämt sich nicht, ihn zu benützen.«

Tengnagel sah sie strafend an: »Nein, ich schäme mich nicht, alles für die Wahrheit und für meinen Freund und Vater Tycho zu tun.«

»So habe ich ehemals auch gesprochen,« sagte Tycho ernst, wie in lautem Selbstgespräch, »wenn es galt, irgend etwas Unlauteres vor mir selbst zu verteidigen. Für die Wahrheit, sagte ich, für die Freundschaft — und suchte meinen Nutzen dabei. Kann das aber die rechte Wahrheit, die rechte Freundschaft sein, die unbilliger Mittel benötigt? O wir sind sehr unvorsichtig.« Er hatte in tiefem Nachsinnen die Hand mit dem Briefe gesenkt und dachte nicht daran, ihn zu lesen.

»Lies den Brief nicht,« schmeichelte Elisabeth, »gib mir ihn, daß ich ihn zerreiße.«

»Elis hat immer gesagt, der Brief würde dir gefährlich werden,« ließ sich Tengnagel vernehmen. »Nun siehst du es, dieser Brief eben war und ist der Grund aller Unruhe zwischen uns beiden. Denn ich dagegen behaupte immer, daß nichts dir so gefährlich sein könne, wie die Unwahrheit.«

»Das nenne ich widerum wohlgesprochen,« erwiderte Tycho lachend. »Ja, Elisabeth hat mir nie viel zugetraut. Nun wollen wir es aber einmal erproben.« Und er hob die Hand mit dem Brief.

»Nein, nein, Vater!« schrie Elisabeth in höchster Angst. »Lies den Brief nicht! Franz sinnt Böses gegen Kepler, weil... Vater, du wirst auch für Franz bei der kaiserlichen Kanzlei sprechen, nicht nur für Kepler. Habe ich nicht recht?«

»War es das, mein Sohn?« Ohne jeden Vorwurf blickte Tycho den Junker milde an. Es war so, als verstünde er aus sich selbst, aus seinen vielen Verirrungen hervor, jeden menschlichen Fehler. Im Augenblick hatte sich ihm die eigentümliche Verbindung offenbart, in der bei Tengnagel Freundschaft und Selbstsucht sich paarten, ohne daß diese Freundschaft hierdurch ihre Echtheit einbüßte. »Du brauchst deshalb nicht bange zu sein, weil ich mich für Kepler verwenden will. Ich habe Raum genug im Kopf und im Herzen, um an dich und an Kepler gemeinsam zu denken.«

Unwillkürlich machte Tengnagel eine Bewegung, als wolle er Tycho den Brief nun wegnehmen.

Da erst wurde Tycho ernst: »Jetzt willst du mich also auch verschonen? So arg ist es? Nein, da muß ich doch wirklich sehen...« Er las die ersten Zeilen und erblaßte. Plötzlich sah er auf, warf einen verstörten Blick auf die beiden und eilte in sein Zimmer, wo er sich einschloß...

Was er in der Hand hielt, was ihm wie ein Messer in die Finger schnitt, war die erste Niederschrift jenes Briefes, den Kepler am Morgen nach seiner Ankunft in Benatek für seine Frau entworfen und dann nicht abgeschickt hatte. Tycho sagte sich sofort, daß der Brief nicht für ihn bestimmt war, vielmehr aus dem Geiste der Empfängerin, an die Kepler damals dachte, zu beurteilen sei und daß damit eine gewisse Grelle und Eindringlichkeit der Ausdrücke wohl entschuldigt werden müsse. Aber es waren ja nicht die Aus-

drücke, die ihn kränkten, nicht das kleinliche Mißtrauen Keplers gegen ihn, das vielleicht nur durch ein Mißtrauen der Frau angeregt war und darauf antwortete, auch nicht die Ausfälle gegen Bankettieren, Zechen, Zeitvergeuden, schlechte Behandlung der Schüler und Ähnliches. Ihn betraf im Grunde nur die kleine beiläufig hingeschriebene Stelle, wo Kepler Tychos System ganz einfach als »falsch« bezeichnete. Da war es also schwarz auf weiß, das Einzige, Schlimmste, wovor er sich eigentlich die ganze Zeit über gefürchtet hatte, da stand es mit einer Unabsichtlichkeit und Unwichtigkeit, die jeden Zweifel ausschloß... Tychos Schrecken wurde durch wilden Ingrimm abgelöst. In demselben Augenblick also, in dem er Kepler mit Freude und Begeisterung einen entscheidenden Dienst erweisen wollte, in demselben Augenblick dachte Kepler kühl und kritisch an ihn. Noch mehr: So hatte er immer gedacht, so hatte er in all den geisterfüllten Sternennächten stumm auf ihn herabgesehen, hatte alles, was an seiner Seite geschah, für falsch, vielleicht für lächerlich gehalten. Und wenn es nun wirklich falsch gewesen wäre, sann Tycho, oder zum größten Teile falsch? Ein Abgrund brach auf, Tycho bedeckte seine Augen mit den Händen und dennoch fühlte er sich stürzen, bodenlos tief, so tief wie noch niemals zuvor...

Es mochte eine Stunde oder mehr vergangen sein, als es an die Tür pochte. Elisabeth rief ihn

Tycho saß, Kopf und Oberleib rücklings über den Tisch hingestreckt, in einem schlafähnlichen Zustand. Er gab leise Antwort und bat, man solle ihn noch eine Weile lang allein lassen. In ihm begann es sich zu ordnen. Seine Lehre konnte nicht falsch sein, aber es mochten ihr falsche, verfälschende Bestandstücke beigemengt sein, die ihre Reinheit beeinträchtigten. Aber selbst diese falschen Stücke hatten nun für Tycho Sinn. Sie waren nun ebenso viele Zuchtruten, die ihn ruhelos durch Europa peitschten, Zuchtruten wie Kepler, wie Christine und Hagecius und Elisabeth, wie alles, woran er litt und was ihn durch Leiden auf die eigentliche Wahrheit hinwies. »Meine falsche Lehre, o ist sie mir nicht als mein Kreuz mitgegeben auf meinen mühseligen Irrfahrten, diese falsche Lehre, ist sie mir nicht zugeteilt, damit ich mich an ihr rastlos emporbaue und auf das letzte falsche Glück verzichten lerne, damit ich sie über-

winde und abstreife, o ist nicht gerade die falsche Lehre mein Weg zu Gott?«

Er öffnete getrost und ging zu den Seinen. Elisabeth weinte, Tengnagel blickte gedrückt drein. »Tengnagel hat Recht gehabt,« sagte Tycho mit fester Stimme. »Nur die Unwahrheit kann mir gefährlich werden. Ich danke ihm, dafür daß er mir diese Gefahr gezeigt hat.«

»Und Kepler?« fragte Elisabeth angstvoll.

Tycho faßte sich schnell: »Der Brief ist durchgestrichen und nicht abgeschickt. Offenbar ist Kepler selbst darauf anderer Meinung geworden.«

»Er kommt also?»

»Käme er nur!« sagte Tengnagel reuig, mit drolliger Niedergeschlagenheit, »ich würde ihn diesmal gut willkommen heißen.«

Tycho reichte beiden lächelnd die Hände: »Meine Gefühle gegen Kepler sind unveränderlich und überdies unwichtig. Wichtig ist nur Eines: die göttliche Wahrheit.«

*

Der erste weniger regnerische Tag wurde zur Überführung der Bücher und Instrumente aus Schloß Benatek nach Prag bestimmt. Die Familie war mit einigen Schülern und einem Teil der Dienerschaft bereits vorausgefahren. Tycho aber ließ es sich nicht nehmen, den Transport der ihm so teuren Gegenstände persönlich zu überwachen.

Es waren fünf hochbepackte Leiterwagen, die den langen Weg zu machen hatten. Hinter ihnen fuhr Tycho, da er der allgemeinen Neugier entgehen wollte in einer geschlossenen Kutsche. Doch steckte er jeden Augenblick den Kopf heraus, um sich zu überzeugen, daß alles gut von statten gehe. Hielt der Zug aus irgend einem Grunde an, so öffnete er den Schlag und stieg aus, um in der Rastpause jeden der Karren von neuem sorgfältig zu besichtigen. Langsam wurde die schlechte holprige Straße zurückgelegt. Erst gegen Abend erreichte man die Höhen von Potschernitz und Wysotschan. Müde und traurig blickte Tycho in den dunklen Kessel von Prag hinab. Beim Anblick dieser zusammengepferchten, von einer schalen Luft überdeckten Häusermasse überkamen ihn böse Anhnungen, — als

sei er hierher gekommen, nicht um zu leben, sondern um allda zu sterben. »So sehe ich nun meinen letzten irdischen Aufenthalt,« murmelte er. Und doch hatte er gerade jetzt das Allerdringendste auszuführen, seine Lehre von den letzten Irrtümern zu befreien, die ihm neulich durch Keplers Brief in ahnungsvolles Bewußtsein gerufen worden waren. Dieser Brief brannte in seiner Seele, stellte ihm beständig die große Aufgabe vor Augen. Doch während er noch an diese dachte, fiel ihm ein ‹und die dumpfen Abendglocken erklangen im Tale dazu›, daß ihm ein baldiger Tod nach dem Abscheiden seines Zwerges prophezeit war. —

Als die sonderbare Karawane in die ersten finsteren Gassen einfuhr, begann ein kalter Regen zu fallen. Man mußte Halt machen und die Schutztücher aufziehen. Es gelang nicht ganz, namentlich der Metallbogen des Mauerquadranten war nicht zu überdecken. Das Verweilen hatte schnell einen großen Haufen Volk angesammelt, der von nun an dem Zug das Geleit gab. Die Aufmerksamkeit war ohnedies durch ein umlaufendes Gerücht von Tychos Einzug geweckt und, da der Kaiser noch immer in Pilsen Hof hielt, hatte niemand daran gedacht, durch geeignete Vorkehrungen, Straßenabsperrung oder Aufstellung von Wachposten, Tychos Arbeit zu erleichtern. Der Pöbel war denn auch nicht im Zaum zu halten. Hatten die Adeligen und vornehmen Bürger ihre Augenweide an Tychos Apparaten gefunden, so wollte jetzt das Volk an die Reihe kommen und sein Fest haben, wobei es den Oberhäuptern an Aufdringlichkeit und innerlicher Teilnahmslosigkeit nicht nachstand. Bald stauten sich die Zuschauer, der Zug konnte oft nicht weiter. Witzworte erschollen, die Mädchen kreischten und Tycho, der aus der Kutsche hervorwetterte, wurde wie ein Wundertier angeglotzt. Die Pferde wurden unruhig. Auf der steinernen Brücke brach eine Radachse. Jetzt erst zeigten sich, während der Haufen untätig die Unfallsstätte umlagerte, auch einige Wohlmeinende, die den Kutschern beim Abladen halfen und einige Handkarren herbeischafften, auf denen die Last des einen verunglückten Wagens über den Rest des Weges weitergebracht wurde. Namentlich ein gutmütiger junger Fleischerbursch tat sich hervor, der, als die Schutzdecken bei den verteilten Ladungen nicht mehr ausreichten, seinen eigenen weißen Rock auszog, und, ohne ein Wort

zu verlieren, ein Instrument hineinpackte. Es war Tychos kleiner Lieblingssextant. Trotz des Regens ging nun auch Tycho zu Fuß und trug gemeinsam mit dem Burschen den Sextanten bis vor die Tür des Gasthofes. Ganz erschöpft vor körperlichen und seelischen Anstrengungen lehnte er sich wankend an den Pfosten. Als er sich nach einer Weile umsah, um dem freundlichen Gesellen zu danken, hatte der längst seinen Kittel genommen und war verschwunden.

*

Tychos geringste Erwartungen wurden durch die Verhältnisse in Prag unterboten. Man hatte ihm den »Gasthof zum goldenen Greif« als Wohnung angewiesen, ein enges Haus in einer engen Gasse, die den beinahe ironisch klingenden Namen »Neue Welt« führte. Der schmale Durchblick auf den kaiserlichen Hirschgraben konnte ihn nicht trösten, brachte ihm vielmehr die Kargheit seines gegenwärtigen Sitzes und das weite gesunde Land in schmerzliche Erinnerung. Bald nach seiner Ankunft brach denn auch wieder die tückische Krankheit über seinen geschwächten Körper herein, er trotzte ihr, blieb aber nur mühsam aufrecht, um die harte Einquartierungsarbeit zu Ende zu bringen. Tengnagel half ihm brav, wiewohl ihn jetzt sein neugeborenes Söhnchen und die Wöchnerin viel beschäftigten.

Auch Barvitius zeigte sich günstig, ja, er tat einen entschiedenen Schritt, indem er das Haus des verstorbenen Prokanzlers Curtius von Senftenau auf dem stillen Lorettoplatz kaufte und für Tycho einrichten ließ. Aber diese Arbeit war nicht in kurzer Zeit fertigzustellen, vorläufig wurden nur ein paar Diener und einiger Hausrat dort untergebracht, so daß Tycho der Verdruß nicht erspart blieb, sich zu gleicher Zeit auf vier Wohnsitze zerfallen zu sehen: die Familie lebte mit ihm im Gasthof, einige Schüler waren noch in Benatek, Teile des Hausstandes lagen im Lorettohause und, was das Schlimmste war, für die Instrumente war weder im Gasthaus noch in dem neuen Bau ein passender Platz vorgesehen, so daß sich Tycho von ihnen trennen und sie ins Belvedere zu den anderen unbenützbaren wandern lassen mußte. An eine gedeihliche Arbeit wäre jetzt nicht zu denken gewesen, selbst wenn sich nicht von Morgen bis Abend ein ununterbrochener Strom von Besuchern in die Türe des berühmten

Mannes ergossen hätte, — endlich hatte man ihn ja in Prag zur Hand und mußte nicht erst eine beschwerliche Reise tun, um ihn zu sehen. Neben willkommenen Freunden wie dem Professor Jessenius, dem Rektor Bachacek und dem stets liebenswürdigen Baron Hofmann, stellte sich zuerst der unerträgliche Schwätzer Hagecius wieder ein, der Tychos grobe Worte ganz vergessen zu haben schien, dann folgte eine Schar lästiger Protektionsjäger, denn Tychos Gefälligkeit gegen jedermann war bekannt. Die ärgste Behelligung waren Neugierige, die nicht duldeten, daß man die Türen und Fensterläden schloß und die darob sogar mit den Dienern Streit anfingen, neben ihnen die Schar von Adepten, die mit List und Gewalt ins Haus eindrangen, alle Ecken nach dem »großen Elixier« absuchten, um schließlich ihrer gläubigen Kundschaft zumindest etwas abgebröckelten Ziegelstaub als das göttliche rote Pulver nach Hause zu bringen. — Tychos seelische Spannkraft war diesen Strapazen stets wechselnder Menschen und neuer Bekanntschaften nicht mehr gewachsen, er verlor das innere Gleichgewicht. Manchmal warf er alle hinaus und zog nur einen beliebigen dummen Studenten in ein stundenlanges Gespräch, um vor den anderen Ruhe zu haben. Er konnte dann sehr sarkastisch werden, wenn er dem jungen Mann das Studium der Astronomie warm ans Herz legte und das glückliche Schicksal des Gelehrten pries.

Zur Verzweiflung hatte er ja allen Grund. Man hatte ihm in den Kanzleien die Einrichtung einer Sternwarte als Ersatz für Schloß Benatek versprochen, denn an einen Umbau des Belvedere oder des neuen Wohnhauses für Beobachtungszwecke war nicht zu denken. Wie es aber zu gehen pflegt, daß solche großartige Pläne zwar am Anfang die freudigste Zustimmung finden und eine Zeitlang auch gut fortschreiten, bald aber in der Ausführung auch an geringen Hindernissen sich verschleppen: so stockte auch diese Angelegenheit bei ihren ersten Schritten in die Wirklichkeit. Schließlich erklärte Barvitius, man müsse vorläufig den Gedanken ganz fallen lassen, es sei kein Geld da. — Am Abend nach dieser Unterredung lief Tycho vor das Stadttor und auf den Feldern begann er laut mit Gott zu hadern. »So habe ich noch nicht all mein Gift ausgeschwitzt, daß du mich in diese letzte Pein wirfst? Sage mir, was du mir tun willst und dann werde ich dich fragen: Warum, o Gott, warum?

Soll mir das Notwendigste entzogen werden? Willst du mich an den Anfang meiner Studien zurückschleudern, da ich nur einen Handglobus besaß und kein anderes Werkzeug? Soll ich ganz gedemütigt, nackt und bloß, wie du mich geschaffen hast, vor deinem Himmel stehen und warum schindest du mir grausam die Haut vom warmen Leib hinunter?«

— Die Sterne funkelten, ihm schien es, als blinzelten sie ihn höhnisch an. Nun war er wehrlos gegen sie, man hatte ihm seine Angriffswaffen genommen, nun konnte er ihnen nicht mehr mit Kreisen und Stäben zu Leibe rücken. — Lachend spreizte er die gehobenen Finger aus, bewegte sie wie Schenkel eines Zirkels und versuchte mit diesem allereinfachsten Instrument Sternabstände zu messen und zu vergleichen. Die Füße rammte er fest in die Schollen, die Hände ließ er über das dunkle Firmament hinzucken. Es lag ein verwirrter hoffnungsloser Trotz, eine böse Auflehnung in seinen Gebärden, die er stundenlang fortsetzte.

Einige Tage später traf der Kaiser in Prag ein. Sofort bat Tycho um eine Audienz. Er wollte sich seinem Beschützer zu Füßen werfen und weinend um Rettung flehen.

XI.

Die Nachricht von der Rückkehr des Kaisers hatte den Verkehr auf dem Hradschin, der zu jener Zeit auch sonst der belebteste und wichtigste Stadtteil war, verdoppelt. Eine Karosse dicht hinter der anderen drängte sich die enge, steile Spornergasse, dann im Winkel abbiegend die lange Schloßrampe längs des felsblockartigen Palais der Rosenberge hinauf. Oben wimmelte der Platz vor dem Eisengitter wie auch der äußere Burghof von minderen Gespannen und neugierigen Zuschauern, während die Kutschen des hohen Adels und der ausländischen Geschäftsträger im zweiten und dritten Hof vorfuhren.

Der Kaiser bewohnte den inneren Flügel längs des Hirschgrabens, da er in seiner Menschenscheu selbst den Anblick der Stadt und das aus dem weiten Talkessel emporsteigende Gesumme verabscheute. Daß sie nicht bis zu ihm vordringen würden, wußten alle die diplo-

matischen Agenten nahezu mit Bestimmtheit. Trotzdem fehlten sie keinen Tag mit ihrer Aufwartung und entfalteten auch jedesmal, mit einer gewissen Absichtlichkeit, gleichsam im Namen ihrer Auftraggeber, den größten Pomp. Der Wagen des spanischen Gesandten, Don Guillen de San Clemente, dessen zu allem entschlossenes, kluges Rabenprofil Aufsehen erregte, sauste sechsspännig im gestreckten Galopp bis knapp vor das kaiserliche Portal. Niemals verfehlte Baugy im Zuschnitt seines Wamses die neueste Laune seines königlichen Herrn, Heinrich IV. von Frankreich, vorzuführen, die Abgeordneten der ungarischen und mährischen Stände dagegen, ebenso die Ambassadeurs Sigismund Bathorys von Siebenbürgen ließen, um jede Mode unbekümmert, mit einem gewissen Trotz die alten Goldschnallen und Agraffen ihrer Nationaltrachten blitzen. Aber alle diese, die in den Vorgemächern der Majestät ihr buntes, prahlerisches Bild ausstellten, kamen nicht um des Kaisers willen, der längst der politischen Unterhandlungen müde geworden war, sie waren da, um einander machtvoll und sichtbar gegenüberzustehen, zugleich um die letzten Gerüchte zu erfahren, schädliche Neuigkeiten zu vertuschen und mit erfundenen zu drohen, um in Gruppen zusammenzutreten und aus dem Gewirr von absichtlichen Täuschungen, ungenauen Meldungen und Mutmaßungen die Grundlage künftiger Bündnisse herauszutasten. Es wurde sogleich bemerkt, wenn sich etwa der päpstliche Nuntius den Abgesandten der deutschen Reichsstädte näherte und niemandem entging es, wenn einer von den Versammelten sich in einen bestimmten Seitenflügel entfernte, um bei den allmächtigen Geheimräten Trautson und Rumpf vorzusprechen.

So war diese tägliche Auffahrt beim Kaiser eigentlich nur ein Vorwand für Konspirationen und gleichzeitig ein genauer Überwachungsdienst, den die rivalisierenden Mächte gegen einander eingerichtet hatten. — Bei gutem Wetter setzte sich dieses Treiben, das zwischen Herumlungern und Geschäftigkeit eine schwer bestimmbare Mitte hielt, auch noch in den zugänglichen Teil des kaiserlichen Gartens fort. Dann mischten sich angesehene Bürger der Stadt, aber auch Priester, Sektierer, Gemeine, unter die Ausländer und Parteihäupter, dann hallten die Alleen alter Akazienbäume, deren Grün sich in den wölbigen Bronzeschenkeln de Vries'scher Göttinnen ab-

spiegelte, recht unheidnisch von glühenden Religionsgesprächen und weder das schimmernde Metall amerikanischer Vögel in den Volieren, noch das Brüllen der schönen Löwen im Käfig, noch irgendeine andere Nachahmung heiterer italienischer Renaissancefülle konnte darüber hinwegtäuschen, daß hier ein karges, ernstes und ebensosehr auf sein irdisches wie auf sein Seelenheil bedachtes Volk sich zu entscheidenden Kämpfen tief vorbereitete. — Böhmen war damals durch einen seit den Hussitenstürmen ununterbrochenen, fast zweihundertjährigen Frieden reich geworden, aber dieser Reichtum war gleichsam noch nicht in festen Händen. Im Dunkeln rangen unheimlich-schweigend die Mächte gegen einander, nichts war geklärt und bei strengerer Auslegung bestehender Gesetze hätten eigentlich neun Zehntel der Bevölkerung als Ketzer jeden Besitz verlieren müssen. So kam es, daß alle auf der Hut waren, jeder fürchtete, um das Seine zu kommen, jeder hoffte aber auch, durch einen kühnen Griff fremde Gerechtsame zu gewinnen. Es war im Ganzen eine Zeit, in der man sich öffentlich zeigen, Lärm machen und an jedem schicklichen Ort seine Ansprüche verteidigen mußte, eine laute Zeit um den stummen, unsichtbaren Kaiser. Und gerade in der nächsten Nähe seiner Stille ging es am lautesten zu, denn schließlich war doch er zwar nicht der Beherrscher der kämpfenden Gewalten, aber doch das Zünglein an der Wage, das den Ausschlag gab.

Tycho, der zunächst zum Belvedere gefahren war, um dort nochmals gleichsam sein ganzes Unglück in der nutzlosen Schaustellung der Instrumente zu überblicken, kam durch den Park und über die sogenannte »Staubbrücke« zu den Wartegalerien. Eine Gruppe adeliger Machthaber sprach ihn an: die Grafen Mathias Thurn, Kinsky und Budowec. Bald näherten sich andere und ein großer Kreis der vornehmsten Männer, die alle ihre aufrichtige Freude bezeugten, umstand den berühmten Astronomen. Tycho antwortete nur gleichgültig. Die Zeiten waren lange vorbei, in denen solche äußerliche Ehrungen sein Herz erfreut hatten. Jetzt hatte es mit aller Leidenschaft nur mehr für das Eine Wesentliche, für die Erforschung des göttlichen Weltgesetzes Platz. Was verschlug es da, daß diese Herrlein rühmend durcheinander schwatzten, daß die einen kindische Fragen stellten, die andern ihn mit aller Würde ihres geglätteten Auftretens

auf ihre Schlösser einluden, daß neue Hoffnungen lockend und ungewiß sich erschlossen. Tycho wußte wohl, daß er zu alt und zu schwach war, um sich auf dergleichen einzulassen, für ein ziellloses Abenteuern blieb ihm keine Zeit mehr, seine Kräfte mußten insgesamt für das Höchste genutzt werden, sollte es überhaupt von ihm erreicht werden. Was wußten denn diese glänzenden Männer von ihm, war er ihnen mehr als ein beliebiger, geschickter Quacksalber! Nur einer in der ganzen Welt wußte etwas von ihm und der schrieb solche Briefe mit Nebenbemerkungen über die »falsche Lehre!« — Plötzlich fühlte sich Tycho beengt in dieser Gesellschaft, in der ihm Ruhm genug, aber keine Wirkung beschieden war, er verneigte sich und begrüßte die zweite, weniger prächtige Gruppe des Wartesaals: die Künstler.

Zu diesen trat eben der junge Kupferstecher Ägidius Sadeler, rotbackig und vergnügt. Er erzählte, daß er den Auftrag in Aussicht habe, die Mitglieder der moskovitischen Gesandtschaft, die man binnen kurzem bei Hofe erwarte, für die kaiserliche Galerie abzukonterfeien.

Tycho schüttelte ihm herzlich die Hand: »Das ist schön. Ihr seid glücklich! Ihr könnt arbeiten!«

»Nun, so beneidenswert wie Ihr bin ich deshalb noch lange nicht,« gab Sadeler recht unfreundlich zurück.

Tycho musterte ihn mit einem langen fragenden Blick.

Mürrisch stieß der Bursche etwas von der besonderen Gunst hervor, in der Tycho bei Hof und Volk stehe.

»Aber begreift doch,« erläuterte Tycho, sich zur Ruhe zwingend, »daß es darauf nicht so sehr ankommt, als auf wirkliche Arbeit. Und eben die Möglichkeit, zu arbeiten, hat man mir genommen.« Er erzählte ausführlich die Geschichte von den Instrumenten, es kam ihm in diesem Augenblick sehr darauf an, allen seine furchtbare Lage klar darzustellen. »Man muß mir helfen,« schloß er klagend, »es ist höchste Zeit, sonst gehe ich zugrunde.«

Da lachte Sadeler auf: »Euch helfen, Meister Tycho! Verzeiht, aber das finde ich wirklich spaßhaft. Ihr solltet Hilfe nötig haben, der Ihr wie ein Fürst Hof haltet und alles im Überfluß habt? Ihr, der berühmteste Mann unserer Zeit!«

Das ist mein Schicksal, sagte Tycho dumpf vor sich hin, — mein Fluch, daß niemals jemand mir helfen wird, niemals einer mich für elend und hilfsbedürftig hält, mag ich auch zusammenbrechen. Was müßte ich tun, um diesen da meine Not zu beweisen? Soll ich mir die Kleider vom Leibe reißen?

Sadeler hatte mit einem andern aus der Schar geredet und wandte sich nun leichthin mit einem Lächeln, das in Tychos Augen ein Grinsen war, zurück: »Ihr seid wohl etwas zu wehleidig, Meister...«

»Ja, zu wehleidig,« fuhr Tycho los, »und zu eitel, nicht wahr, und zu klug, zu gescheit, zu berechnend! — Das wolltet Ihr doch noch hinzufügen, nicht wahr? Verzeiht, daß ich Euch das Wort abgeschnitten habe. Fahrt fort!«

Erschreckt von diesem Ausbruch, war der Kupferstecher zurückgewichen und log: »Nein, ich wollte gar nichts hinzufügen...«

Tycho suchte sich wieder zu beherrschen: »Ich weiß, es geht ein Bild von mir um in der Welt, ein Wolkengebild aus Vorurteilen, und das verdunkelt mein wahres Wesen ganz und gar. Nichts kann ich tun, ohne daß es mißdeutet wird. Sagt mir doch nur das eine, mein Freund: was müßte ich noch erleiden — zu all dem, was mir schon zugestoßen ist —, damit Ihr mir das Recht zusprächet, als Mann und nicht als ein Wehleidiger Schmerz zu empfinden? Was müßte noch geschehen?... Wißt Ihr etwa nur zum Beispiel, wie der Herr von Mühlstein mit mir umgesprungen ist?«

In demselben Maße, in dem Tycho vergebens um seine Fassung rang, hatte sich der junge Mann von seinem Schrecken wieder erholt und zeigte nun eine salbungsvoll ernste Miene, von der aber dieselbe glatte Einsichtslosigkeit abzulesen war, wie von seinem leichtsinnigen Lächeln vorhin: »Ja, ich habe davon gehört. Aber, glaubt mir, es ist ganz gut, wenn dem Menschen nicht alles nach Wunsch geht. Es wird Euch eine heilsame Lehre sein.«

Angewidert kehrte Tycho ihm den Rücken. — Moralpredigten von solch einem oberflächlichen, neidischen Burschen, das fehlte noch! Was er in heißesten Schmerzen, im Verbluten innig erlebte, seine innerste Entwicklung zu Gott sollte von diesem geschickten Streber ihm wichtigtuerisch angepriesen, am Ende noch in den Fortschritten begutachtet und gebilligt werden. Nein, dagegen lehnte sich alles in ihm

auf: Lieber ein Sünder bleiben, wenn die Tugend etwas ist, was einem wohlgefällt...

Tychos Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblick höchsten Zornes von drei sonderbaren Gestalten ergriffen, die aus den inneren Empfangsräumen des Kaisers kamen. Es waren Juden, wie man an ihren schlichten langen Kleidern und den gelben breitkrempigen Hüten erkannte: der Rabbi Löwe ben Bezalel nebst zwei Begleitern, dem soeben die unerhörte Auszeichnung widerfahren war, vor den Kaiser berufen zu werden. Tycho, der schon bei seinem ersten Aufenthalt in Prag unbefangen genug gewesen war, den gelehrten Rabbiner der Prager Gemeinde in seiner Wohnung aufzusuchen, besann sich auch hier keinen Augenblick, dem schnell dahinschreitenden Greis, der sich offenbar der plötzlichen Stille und der deutlichen Verachtung aller Anwesenden möglichst rasch zu entziehen suchte, freundlich entgegenzugehen, ihm die Hand zu reichen und ihn zu allgemeinem Erstaunen in die Vorhalle zu begleiten, indem er sprach: »Ich hoffe, daß Ihr bei der Majestät des Kaisers Gnade gefunden habt und beglückwünsche Euch dazu.«

Der Rabbi schaute um sich und atmete auf, da er die Höflinge nicht mehr sah. Die fleckige Röte seiner Wangen verriet, daß er eben eine bedeutungsvolle Stunde hinter sich hatte, und wie es großen Männern ziemt, bemühte er sich auch gar nicht, seine Aufregung zu verbergen, so daß sein langer weißer Bart und die braunen Augen mit ihrer stillen Würde zu seiner hastigen Stimme gar nicht passen wollten. Er erzählte, daß ihn Fürst Bertier, der Vertraute des Kaisers, sehr freundlich empfangen und in einen Saal geführt habe, wo er ihn mit auffallend lauter Stimme nach gewissen kabbalistischen Methoden fragte. Die laute Stimme habe auch einen guten Grund gehabt, denn der Kaiser sei hinter einem Vorhang verborgen gewesen und habe die ganze Unterredung angehört. Zum Schlusse habe sich dann der Vorhang überraschend geteilt, der Kaiser sei hervorgetreten, habe von Angesicht zu Angesicht einige Fragen an ihn gerichtet und sich dann wieder hinter den Vorhang zurückgezogen.

»Und das war alles?« sagte Tycho und konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

Der Rabbi erwiderte das Lächeln mit einem traurigen Kopfnicken:

»Ich verstehe Euch wohl, Herr de Brahe, wir brauchen darüber nicht viele Worte zu wechseln. Euch scheint es eine kleine Gunst. Ich aber danke dem Ewigen, gepriesen sei er, daß zum erstenmal seit Jahrhunderten ein Mächtiger der Erde sich herbeiläßt, unsere Lehre zu erforschen. Möge hierdurch mein bedrücktes Volk erhöht werden, um aller Menschen willen, wie geschrieben steht: das Wort des Herrn wird wieder von Zion ausgehen und die Lehre von Jerusalem.«

Tycho betrachtete erstaunt den Mann, dem das Volk den ehrenden Beinamen des »Bescheidenen« aber auch des »hohen Rabbi Löw« gegeben hatte. Er verstand nun diese Verbindung und, da er in seiner aufgerüttelten Seele alles mit sich in Bezug zu setzen neigte, sah er plötzlich in diesem Juden ein edles Beispiel der Festigkeit und des Stolzes bei äußerer Erniedrigung. Mit welcher Natürlichkeit nahm der Rabbi für seine gering geschätzte Nation gar ein Lehramt vor der ganzen Menschheit in Anspruch! Dies nun fand Tycho freilich etwas übertrieben, doch hätte er gern mehr davon erfahren. Er bedauerte in diesem Augenblick wieder einmal, daß er so wenig von jüdischen Sitten und Denkwürdigkeiten wußte, obwohl er schon mehrmals mit Juden in Verkehr getreten war und sich stets für dieses seltsame Volk interessiert hatte. So nahm er die letzten Worte des Greises auf und fragte: »Bedrückt? Wer bedrückt denn Euer Volk so sehr?«

»Da mögt Ihr Euch freilich nicht leicht hineindenken können,« erwiderte Rabbi Löwe. »Die Geschichte der Völker ritzt in ihre Tafeln unsere Prüfungen nicht besonders tief ein, so werden sie denn leicht ausgelöscht. Wir aber können nicht vergessen, was unsere alte Gemeinde Prag, die man eine »Mutter in Israel« nennt, erduldet hat. Wir lesen ja Jahr für Jahr am Versöhnungstag das Klagelied des gelehrten Abigdor Kara, eines Vorgängers in meinem Amte, — seine Verdienste mögen uns beistehen in dieser Welt und in der künftigen Welt! Und worüber klagt er? Darüber, daß der Pöbel in die Judenstadt eindrang, »mit Axt und Beil bewaffnet, als gelte es einen Wald zu fällen«, wie es in dem Liede heißt. Und weiter heißt es: »Die Bewohner fanden sich mit Familie und Gesinde im Gotteshause ein und an heiliger Stätte fielen sie durch Schwert und Flamme.« Es heißt auch noch: »Wir bejammern den Tod des frommen Rabbi, seines Bruders und einzigen Sohnes, kein Weiser, kein Gelehrter er-

steht wie er, mit ihm ging Würde und Glanz zu Grabe! Um der sicheren Schändung zu entgehen, gab er, der geistige Lehrer, der Hochgeachtete seines Volkes, seiner Familie und sich mutvoll den Tod.«

Gierig hörte Tycho zu. Und nun erschien ihm wirklich das Volk der Juden, heimatlos und flüchtig wie er, stets angefeindet wie er, in seiner Lehre mißverstanden wie er und dennoch an ihr festhaltend, ausgeraubt und verwundet wie er, dieses Volk der Mißerfolge, förmlich als ein Symbol seines eigenen Lebenswandels. Es fiel ihm ein, daß er sich schon früher einmal mit Ahasverus, dem ewigen Juden, verglichen hatte. Heute aber mußte sich das Rätsel lösen, das fühlte er, von diesem Rabbi hatte er Auskunft über die Wurzel seines Schicksals zu erbitten, über den Grund all seiner verfehlten Unternehmungen, über alle Kränkungen, Beleidigungen, Gefahren innen und außen, die er seiner Lehre wegen erlitt, und heftig rief er aus: »Nun sagt mir aber, wie ist es möglich, soviel Leid zu erdulden? Wie ist es möglich, dies alles auszuhalten? Und all dies um ein Nichts, um ein paar Buchstaben?«

»Es ist gar nicht die Frage, wie wir es aushalten,« sprach der Alte mit weicher Stimme, die sich während des Gespräches mehr und mehr besänftigt hatte, »wir haben eine Lehre: Gott ist nicht um des Gerechten willen da, um ihm zu dienen und ihn zu stützen, sondern der Gerechte ist da, um Gott zu dienen und um ihn zu stützen.«

»Steht das wirklich in Euren Büchern?« rief Tycho, in seinen geheimsten Ahnungen angerührt.

»An vielen Stellen. So ist uns im Traktat Berachoth überliefert, daß der Hohepriester einmal in das Innerste des Innern eintrat, um Räucherwerk darzubringen, da sah er den Ewigen, gepriesen sei er, auf einem hohlen Stuhle sitzend, geschmückt mit seinem Namen »Akatriel«, das ist »Der in Unendlichkeit Gekrönte«, und der Ewige sprach: Jischmael, mein Sohn, segne mich! Und als der Priester ihn zu Ende gesegnet hatte, da neigte Gott, der Herr der Heerscharen, das Haupt gegen ihn. Hieraus lernen wir zweierlei: daß der Herr den Tempel gewürdigt hat, sich in ihm niederzulassen, und daß er den gerechten Menschen sogar würdigt, ihm, dem Heiligen, die Wohltat eines Segens anzutun.« Rabbi Löwe war eifrig geworden und dabei in jene seltsam singende Betonung der Sätze gekommen, mit

welcher der Talmud vorgetragen wird. Er hatte, wie in Verzückung, die Augen halb geschlossen, und wiegte den Oberkörper in langsamen Rhythmen hin und her. Sein Antlitz drückte zugleich Inbrunst des Gefühls wie Scharfsinn der Unterscheidung aus, welch letztere aber keine leere Spitzfindigkeit, sondern freudige Sorgfalt war, der Erhabenheit des Gegenstandes angemessen. So war hier im Dienste Gottes aus dumpfer Innigkeit und Bewußtheit, aus ebendenselben beiden widerstrebenden Richtungen, die Tychos Seele zerrissen, eine lebendige Einheit geworden, die sich unmittelbar auf Tycho übertrug und ihn als etwas Naheverwandtes schon durch den bloßen Tonfall der Worte überzeugte. »Ist denn Gott nicht allmächtig?« zitterte Tycho. »Bedarf es unserer Hilfe, unseres Segensspruches?«

Rabbi Löwe fuhr fort: »Auf eben dieses weist Rabbi Tarfon hin, indem er die Worte der Schrift anführt: Bauet mir ein Heiligtum und sodann will ich da wohnen. — Und sodann! Das heißt also: nicht ehe das Heiligtum für meinen Dienst entstanden ist. Wenn Ihr aber wollt, so sage ich: das, was Rabbi Tarfon sagt, ist mehr als das vorige. Denn vom Hohepriester wurde nur ein einmaliger Segen verlangt, vom ganzen Volk aber die große Arbeit des Baues. — Woraus aber kann man ersehen, daß der Ewige, gepriesen sei er, unsere Hilfe nicht nur befiehlt, sondern auch klagt, wenn sie nicht geleistet wird? Wir haben die Lehre: Als Rabbi Josi einmal auf Reisen war und in den Ruinen Jerusalems betete, da hörte er ein Bath Kol, eine göttliche Stimme, girrend wie eine Taube, und sie sprach: Bei deinem Leben und bei dem Leben deines Hauptes! Nicht in dieser Stunde allein spricht es so, sondern Tag für Tag dreimal spricht es so: Wohl dem Könige, den man preist in seinem Hause. Was aber bleibt dem Vater, den seine Kinder verlassen haben?« — Des Rabbi Augen weiteten sich und leuchteten bei diesen Worten in heiligem Weh auf, von Tränen erfüllt. — Beide Männer standen einander stumm gegenüber, sie fühlten miteinander. Endlich setzte der Rabbi noch hinzu, indem er unmerklich lächelte? »Verzeiht, es war nicht nötig, vor Euch, einem Weisen, so viele Worte zu machen. Ich bin ein alter Mann und vergesse, was ich selbst einmal geschrieben habe: Die Weisheit aller Völker ist vom Ewigen, der sie ihnen von seiner Allweisheit mitteilt.«

Tycho drückte ihm die Hand. Ein Kammerdiener war an der Türe der Galerie erschienen, das Zeichen, daß er sich für die Audienz fertigmachen solle. Nur kurzer Abschied und Dank war noch möglich. Bald darauf trat Sadeler vergnügt aus dem Kabinett des Kaisers, er hatte den erwarteten Auftrag erhalten. Im Vorbeigehen blickte Tycho in das frische, vom Glück des Augenblicks prangende Gesicht des jungen Künstlers, doch es war überstrahlt von der unendlichen Versöhnung, die sich für Tychos Augen aus dem kampfgefurchten Greisenantlitz des Rabbi über die ganze Welt hin ausgegossen hatte. Mit diesem Gefühl trat Tycho hinter dem Diener in die inneren Gemächer des Kaisers ein.

In dem ersten gingen zwei Hellebardiere, vollständig gerüstet, vergoldete Römerhelme auf den Köpfen, schweigend auf und ab. Sonst war es leer.

Es folgte ein Korridor, mit hohen türartigen Fenstern und vielen Spiegeln, die Wände weiß getüncht, mit silbernen Kerzenhaltern und Jagdtrophäen. Es war dies jener Gang, dessen Fensterläden, wie das Gerücht ging, stets geöffnet waren, damit das Volk, wenn sich der Kaiser einmal in der Zeit in den Staatsrat begab, mit eigenen Augen sehen könne, daß er noch lebe.

Durch zwei dunklere Kabinette, in denen wieder Trabanten Wache hielten, kam Tycho in einen kleinen, ganz mit roter Seide ausgeschlagenen Raum, in den gleich darauf von der anderen Seite der Kaiser eintrat und ihm entgegenging. Tycho verneigte sich tief. Der Kaiser machte noch einen Schritt, blieb aber dann in einiger Entfernung von ihm stehen, ohne ihm die Hand zu reichen. Dabei wich er etwas zur Seite und, indem er sich über eine glänzende Tischplatte aus Achat beugte, fragte er mit langsamer scheuer Stimme: »Ich hoffe Euch, Professor Brahe, in unserem Prag schon recht wohl eingerichtet.«

Tycho verneigte sich nochmals und schwieg eine Weile, als wollte er dem Verklingen der zarten Stimme lauschen. Diese Stimme, das Zur-Seite-Weichen des Herrschers, seine befangene Bewegung über den Tisch hin, alles rief ihm die Worte des Rabbi ins Gedächtnis zurück: Wie schwach ist Gott. Wir müssen ihn stützen. Wehe dem Vater, den seine Kinder verlassen haben. — Tycho hatte vorgehabt,

sein ganzes Leid in wilder rücksichtsloser Beschwerde vor den Kaiser hinzuströmen. Mit einem Male fühlte er, daß sein Unglück noch gering war, neben dem des Mannes, der einen ganzen Staat, eine Welt voll solchen Unglücks zu ertragen, zu lenken hatte. Und von dem hatte er Abhilfe fordern, den hatte er beinahe anklagen wollen! Er fand plötzlich nicht den Mut, mit seinen kleineren Schmerzen herauszurücken und brachte die Geschichte seiner Übersiedlung in einen knappen sachlichen Bericht, an dessen Schluß er nur erwähnte, daß ihm allerdings noch einige Desiderata blieben.

Wie rührend aufmerksam hörte der Kaiser zu! Er unterbrach Tycho mit keinem Wort, hielt aber den Blick seiner großen traurigen Augen immer auf ihn gerichtet. Sichtlich zwang er sich, zuzuhören. Und auch als er nun erwiderte, Tycho möge sein Anliegen in einem Promemoria aufsetzen und dieses dem Geheimsekretär Barvitius überreichen, kamen diese Worte wie abgezwungen, widerwillig von seinen zur Schweigsamkeit geformten Lippen und von keinem Lächeln begleitet, wie es sonst ein Gewähren umspielt. Diese Lippen hatten wohl überhaupt noch nie gelächelt... Tycho war erschüttert und begriff nicht, wie er es eigentlich hatte wagen können, in dieses Reich majestätischen Ernstes und Weltregiments sich einzudrängen. Er fühlte nur, daß seine Audienz beendet war und verneigte sich nochmals bis zur Erde.

Nun aber tat der Kaiser ein Übriges. Milde hinter dem Tisch hervortretend, sagte er, daß er sich freuen werde, von jetzt an näheren Umgang mit dem großen Meister der Sternkunde zu pflegen. Er bezeichnete gewisse Stunden, in denen Tycho täglich unangemeldet zu ihm Zutritt haben sollte. — Während er nun ausführlicher sprach, betrachtete Tycho ehrfurchtsvoll die kleine, aber schön gewachsene Gestalt des Monarchen, die, ganz in schwarzer Seide erstrahlend, den kurzen edelsteinbedeckten Dolch an der Hüfte, natürlichen Adel ausdrückte. Sein Gesicht war farblos, wie Hirschleder zart, von unendlich melancholischem Ausdruck, den die schlaff hängende Unterlippe und das vorgeschobene Kinn mit dem reichen, feingekräuselten Bart wie in einer Miene unveränderlichen Bedauerns und Mitleids festhielt. Tycho, in dessen aufgeregtem Kopf sich die Herrschergestalt des Kaisers mit dem hilfsbedürftigen Gotte des Rabbi mehr und

mehr zu mischen begann, war gerade von dieser deutlichen Offenbarung des Mitleids beseligt. Er antwortete bald mit aller Innigkeit und Freude. Und auch der Kaiser schien Gefallen an ihm zu finden, das Gespräch wurde wärmer, schließlich folgte Tycho einer einladenden Handbewegung des Kaisers. Nun setzten sie die Unterredung fort, indem sie langsam durch die anstoßenden Säle schritten.

Sie befanden sich in der berühmten kaiserlichen »Kunstkammer«, die ein Fremder nie zu sehen bekam. Hier erst wich der starre Ausdruck aus dem Antlitz des Herrschers, er hatte nun die zufriedene Haltung des Sammlers, der seine Schätze zeigt. Mit Muße erklärte er, als warteten nicht Minister und Gesuchsteller draußen, die deutschen, niederländischen und welschen Gemälde, die bis an die Decke hinauf, selbst längs der Pfeiler und Säulen, zum Teil auch über die Fenster hinweg aufgehängt waren. Und in zahllosen Vitrinen unten drängten sich wie Schaum, kostbare Kristallbecher, Perlen, Silberschalen. Der sogenannte deutsche Saal, ursprünglich zu Ballfesten bestimmt, war ebenfalls ganz mit Kunstgegenständen und Kuriositäten angefüllt, selbst in den Korridoren und Stiegengängen strahlte Poliertes, Gedrechseltes, Getriebenes, Mosaik und Elfenbein, ausgestopfte Kolibripracht und Pelzwerk durcheinander, so daß einem das stumme Gleißen zum Schluß wie lautes Stimmengewirr um die Ohren sauste. — »Nein, Gott ist wirklich nicht allmächtig,« ging es dabei durch Tychos Kopf, den diese unbeherrschbaren Zusammenhäufungen an das Chaos der Welt gemahnte. Auch dem Kaiser schien es inmitten seiner Kostbarkeiten, die er vielleicht schon lange nicht in ihrer Masse überblickt hatte, bange zu werden. Er schüttelte den Kopf, wie ermattet, und ging bald still längs der Schaustücke weiter, ohne Kraft, bei einem einzelnen zu verweilen. All dies war danach angetan, in Tychos taumelhaft empörten Sinnen das Ineinanderspielen von kaiserlicher oder oberster Weltherrschaft zu fördern, so daß er endlich, einen Zweifel aussprechend, der sein ganzes Forscherleben bezeichnete, demütig, doch ganz unzeremoniell fragte: »Majestät, ist ein Gesetz in all dem oder keines?«

Der Kaiser blieb stehen: »Ihr fragt nach dem Gesetz, das ich beim Sammeln einhalte? Das haben schon manche gefragt und nicht jedem konnte ich antworten. Ich weiß auch, daß es manchem da draußen

nicht billig scheint, wie ich nur für diese Dinge hier lebe und ihre Zänkereien verabscheue...«

»O man vergleicht Euch den Fürsten Medici in Florenz, den Gönnern der Künste,« warf Tycho in ehrlicher Bewunderung ein. Er verstand den Mann, durch dessen hoheitsvolle, beherrschte Stimme ein unfaßbares Gefühl von Schwäche zitterte.

Rudolf aber wehrte heftig ab: »Nein, Medici nicht! Die waren weltlich und fanden schon im Leben einen Sinn, den ihre Kunst nur schmücken sollte. Ich aber versperre meine Kunst, ich halte sie rein, denn ich habe im Leben keinen Sinn gefunden, nichts, was man schmücken und ehren sollte. Muß ich Euch an Euer Wappen erinnern, Meister Brahe: Nicht Macht, noch Reichtum, nur der Künste Szepter! — Etliche kommen zwar mit ihren religiösen Anliegen und stellen die über alles. Lug und Trug! Ich kenne meine Stände. Ihnen ist die Gewissensfreiheit ein Vorwand, um viel gröbere Freiheiten zu erzwingen, die Geldeswert haben, sie vermischen den heiligen Geist und ihren Kehricht. Ich aber,« und nun erhob der Kaiser das Haupt, »ich suche die Vollkommenheit in diesen Steinen und Metallen und auf bemalten Linnen, wie Ihr sie in den Sternen sucht. Es gibt nur eines, um dessentwillen es sich lohnt zu leben: das Vollkommene... Da habt Ihr das Gesetz, nach dem ich sammle.«

Der Kaiser war vor eine kleine Marmortafel getreten. Sie hing über einem Glassturz, der einen Klumpen gediegenen Goldes bedeckte und zeigte an, daß dieses »alchemistische Gold« durch die Kraft des Polen Sendivoj entstanden sei. Fragend blickte der Kaiser auf Tycho, der verlegen schwieg, dann setzte er niedergeschlagen fort: »Auch in den Künsten ist das Vollkommene nicht oft anzutreffen. Ich weiß, daß man mich betrügt. Dort dieses Fell hat mir ein ungarischer Magnat mit dem Beisatz geschickt, es sei vom Himmel gefallen. Der Herr von Rosenberg hat mir einen Stein, der wächst, verehrt. Auch besitze ich Premysls Herzogsmütze und andere ungeschickt gefälschte Rarissima. Man wird belogen, ich weiß es. Auch in den Künsten ist es kaum anders als in der Politik. Dornig ist die Straße zum Vollkommenen. Ach, hätte man es einmal erlangt, ... so wie meine Großmuhme Johanna in ihrem schönen Gatten es zu besitzen glaubte —.« Der Kaiser flüsterte nur noch und Tycho er-

schrak über den Glanz des Wahnsinns in seinen Augen. »— o ich verstehe sie wohl! Wenn das Vollkommene nun stirbt, das unersetzlich Schöne, wie könnte man es je vergessen, ... in einem gläsernen Sarge möchte man es sich nachführen lassen, bis an sein Lebensende...«

Sie waren in eine offene Galerie getreten. Die goldbraunen, herbstlichen Akazienwipfel des »Hirschgrabens« berührten die Steinbrüstung. Zauberhaft ergriff der faulige, kühle Geruch Tychos Gemüt, die verworrenen Reden des Kaisers stimmten so trauervoll zu diesem Bild des Welkens. — In einem Frostwind schauernd stöhnte der Kaiser: »Ich wollte meinen Untertanen ein Beispiel sein. Unsere Zeit ist voll Unrast, Selbstsucht, Fruchtlosigkeit. Ich wollte zeigen, daß man einhalten muß, sich besinnen, nach innen leben, lieber allein sein als im Rate der Bösen, einzig begierig, das Vollkommene aufzufinden. — Doch ich bin zu schwach dazu.«

Zu schwach!

Das war das Wort, auf das Tycho gewartet hatte und nun brauste eine mächtige Stimme in ihm los: »— Ja, Gott ist krank, Gott ist abgeplagt, er kann nicht mehr weiter.

Und der Herbst ringsum, — das Vergehen, das Fallenlassen, — eine Krankheit Gottes, nicht sein böser Wille ist es.

Warum habe ich den Herbst und Sterben und Krankheit gehaßt! Für bösen Willen Gottes hielt ich sie. Aber jetzt sehe ich: sie sind nur seine Ermüdung, aber seine Liebe bleibt ewiglich.

Jetzt bereue ich, jetzt bin ich mit Gott versöhnt! In der Trübe dieses Herbsttages wird er mich zu sich führen, dessen bin ich gewiß.«

— Der Kaiser berührte Tycho an der Schulter, da erst erwachte er aus seiner Entrückung. Sie kehrten in das Innere des Palastes zurück. Da sahen sie in einem hellen Zimmerchen eine Staffelei und neben ihr einen großen Mann, über dessen Kahlkopf ein paar graue Locken hintänzelten. Es war der Hofmaler Bartholomäus Spranger, den Rudolf so schätzte, daß er ihn stets nahe seinen Privatgemächern, förmlich unter seinen Augen arbeiten ließ. Lebhaft trat der Kaiser an das Gemälde heran, um sogleich einige Stellen, die er geändert haben wollte, mit einem Pinselstiel zu betupfen, andere zu loben.

Auch Tycho trat grüßend näher. — Der Maler war unordentlich gekleidet, in einem hemdartigen, mit Farbenklexen bespritzten, offenen Überwurf, ohne die übliche steife Halskrause. Sein dickes, blasses Gesicht, in dem nur die Nase Farbe hatte, sah wie übernächtig aus, man hätte ihn für einen herabgekommenen Wüstling halten können, obwohl er, wie bekannt, ein wackerer Kleinseitner Bürger war. Und dieser alte Herr saß vor einer Leinwand, auf der er fünf oder sechs nackte Mädchen und braune muskulöse Burschen in den verfänglichsten Stellungen unter dem Vorwand irgendeiner Allegorie: »Die Tugend besiegt Neid und Hoffart,« gruppiert hatte. Die blühenden Mädchen, weiß mit rosa Punkten auf den Brustspitzen, hielten Waffen, Posaunen in Händen, ein kleiner Eros war damit beschäftigt, die runden Schenkel der einen, die sich unter dem Zuspruch ihres Liebhabers noch sträubte, von einander zu trennen ... Auf Tycho machte das Bild mit seinen hellbläulichen, frostigen Tinten, mit seiner traditionellen, ohne jeden herzlichen Einfall abgeleierten Ausführung einen unendlich geistlosen, widerlich süßen, ja lasterhaften Eindruck. Welch eine ungesunde Verirrung: der ehrsame Bürgersmann, die Mäßigung in Person, muß die Maske der Unzucht anlegen, um dem tugendhaften, strengen, niemals lachenden Kaiser zu gefallen! Wie von nichts anderem ging für Tycho von dem Gegensatz dieser frivolen Figurinen und der beiden alten Männer, die sie kennerhaft besahen und befingerten, das Gefühl des Kraftlosen, Greisigen aus. Plötzlich schien es ihm, als gebe es hier in der Burg überhaupt nichts Jugendliches. Auch die traurigen Zimmer mit ihrem teuren, alten Gerümpel, das er eben gesehen hatte, bekamen in seiner frischen Erinnerung schon etwas Schlaffes, Verfallenes, Verrunzeltes. Wackelten die Kästen nicht allesamt wie trostlose krumme Rücken und flochten sich nicht die nassen Wände entlang irgendwelche seltsam weiße Pilzfäden wie ein ungeheurer Greisenbart? O Gott selbst war ein Greis, dachte Tycho jetzt, Gott ist hier in diesem öden Schloß Hradschin wie in seinen letzten Zufluchtsort eingeschlossen und wartet auf sein Ende ... Tycho merkte kaum, daß er längst mit dem Kaiser durch andere Säle weiterschritt. Vor seinen Augen sank Gott aus den Wolken immer tiefer zu den Menschen herab, hatte sich schon ganz auf der Jammer-Erde niedergelassen, streckte ihm schon, beinahe wie

ein alter Bettler, den er täglich vor dem »Greif« antraf, mit halbgebrochenem Blick die roten, krummen Hände entgegen...

Endlich schrak er auf. Er war hinter dem Kaiser in dasselbe rotausgeschlagene Zimmer eingetreten, in dem die Audienz begonnen hatte. Und nun merkte er, daß er eigentlich fast schon entlassen sei. Dabei aber hatte er die Angelegenheit, um derentwillen er hergekommen war, während seines stundenlangen Beisammenseins mit dem Monarchen durch kein Wort gestreift. Nur wie in göttlichen Träumen war er durch die Zimmer gegangen. »Da sagt man noch, daß ich zu klug sei,« grollte er vor sich hin. In demselben Augenblick aber kam auch schon wie mit plötzlichem Versinken alles Schwärmerischen die andere, nüchterne Seite seiner Veranlagung hervor und er setzte nun die Worte, in denen er den Kaiser an seine Versprechungen wegen einer Sternwarte in Prag erinnerte, sehr besonnen und wirkungsvoll.

Der Kaiser nickte denn auch, jedoch nicht so entschieden und freundlich, wie Tycho eigentlich nach so langen Vertraulichkeiten erwartet hatte. Die Einrichtung einer Sternwarte, sagte der Herrscher, sei allerdings in Aussicht genommen, für die nächste Zeit aber scheine ihm der Ausbau einer pyronomischen und alchemistischen Küche dringender, ganz abgesehen davon, daß diese geringere Aufwendungen heische und sogar Gewinn in Aussicht stelle. Er würde daher wünschen, daß ihm Tycho zunächst seine Kenntnisse auf diesem Gebiete zu Diensten stelle. — Also abgewiesen, entscheidend und endgültig gescheitert, meinte Tycho bitter zu sich selbst. Der Boden zitterte unter seinen Sohlen. Kaum vermochte er mehr der raschen Abwechslung von Gefühlen an diesem bedeutungsvollen Nachmittag standzuhalten und wankte auch schon zur Türe. Aber in seinem Kopf arbeitete durch alle Aufregung hindurch sein helles Pflichtbewußtsein wie ein tickendes Uhrwerk und mahnte ihn an Kepler. »Wie gut ist es, nämlich gut für Kepler, daß ich so klug bin,« fiel ihm ein. »Er an meiner Stelle hätte wohl meiner vergessen, das heißt, es wäre ihm schon vorher gar nicht eingefallen, für mich etwas zu unternehmen.« Zugleich gedachte er aller Schmach und zuletzt dieses Briefes, den Kepler geschrieben hatte. Welche Herzlosigkeit! Aber unberührt von dem Toben in ihm brachte er dem Kaiser die wohlbegründete, sorgfältig durchdachte Bitte vor, ihm zur Erleichterung seiner Arbeiten den jungen

Astronomen Kepler beizugesellen, diesen auf die freigewordene Stelle des kaiserlichen Mathematikers Ursus zu berufen, dem bisherigen Gehalte der Stelle aber mit Rücksicht auf die Teuerung in Prag noch hundert jährliche Gulden beizufügen.

»Kepler,« erwiderte der Kaiser und lehnte sich dabei wieder an sein Achattischchen, »ich habe den Namen gehört. Es ist der Assistent, der mit auch auf Benatek gehaust hat. Man hat mir aber wenig Gutes über ihn berichtet.«

Tycho horchte auf: Wie? Wenig Gutes? Über Kepler, von dem alle Welt entzückt ist, den sie über mich stellt? — Er glaubte, falsch gehört zu haben, und trat unwillkürlich einen Schritt näher an den Kaiser heran. Das Parkett krachte unter seinem unbeherrschten Tritt.

Der Kaiser sprach in seiner schleppenden Art weiter: »Man hat ihn sogar einer Konspiration gegen meine Regierung beschuldigt. Euer eigener Schwiegersohn ...«

»Tengnagel! Ja, die beiden haben einen Streit miteinander gehabt. Die Anschuldigungen sind ganz grundlos.«

»Mag sein. Ich habe auch nur eine leichte Untersuchung angeordnet und schnell wieder niedergeschlagen. Aus Rücksicht auf Euch. Ich konnte nicht glauben, daß Ihr meinen Feind als Gast beherbergen würdet.«

Unter dem mißtrauischen Blick des Kaisers verstummte Tycho. Jetzt erst fühlte er, in welcher Gefahr er geschwebt war. Und wiederum wäre es Kepler gewesen, dem er auch diesen ärgsten Schaden, den Gnadenstoß, den Verlust der kaiserlichen Gunst, zu verdanken gehabt hätte. Der wütende Gedanke daran verschlug ihm die Rede.

Nach einer Pause fuhr der Kaiser fort: »Doch ärger als diese Vermutungen ist, daß die Rede geht, er habe sich unflätig über die Astrologiam geäußert, treibe auch diese Kunst überhaupt nicht. Ihr seid zu duldsam, Meister Tycho, und werdet nie von jemandem übel reden. Ihr sorgt für Eure Schüler, selbst wenn sie von Euch abfallen. Seht, ich weiß von den vertrauenswürdigsten Personen, daß dieser Kepler den Kopernikanischen Schrullen mehr anhängt als Eurer eigenen wohlgeratenen Diataxis mundi.«

Tycho nickte stumm. Durfte er nicht nicken? Der letzte Satz, den der Kaiser eben ausgesprochen hatte, war ja durchaus richtig, war

peinvolle, quälende Wahrheit. Warum hätte er nicht nicken dürfen? Der Kaiser hatte richtig gesprochen. Kepler war Tychos wissenschaftlicher Gegner, kein Zweifel. Und dieser Kepler, von allen vergöttert, stand, wie sich plötzlich herausstellte, nicht in kaiserlichem Wohlwollen. Teuflisch lohte da Schadenfreude in Tycho auf: war das nicht Rache für alle Qualen, die Kepler ihm, bewußt oder unbewußt, aus Gleichgültigkeit oder absichtlich, jedenfalls aber bis ins Mark seines ganzen Lebenswerkes zugefügt hatte! Mit einem Male waren alle guten Geister, alle Selbstüberwindungen und Triumphe in Tychos Brust von einem wahren Hexensabbat prasselnder Versuchungen übertäubt. Eine tiefe, ehrliche, starke Wollust war da, glühende Eigenliebe überflammte, vergoldete alles... Ein Ausgleich, ein Ausgleich für alles Böse, frohlockte Tycho, für alles Böse, das ich je erlebt habe, entschädigt mich dieser hoch emporgehobene Augenblick meines Lebens. Ja, die ganze Welt schüttet ihr Glück vor Keplers Füße und mich hat sie seit jeher verunglimpft. Aber zum Ausgleich, zur Gerechtigkeit ist gerade der oberste Gipfel der Welt für Kepler unzugänglich und mich bewillkommnet er in kaiserlicher Gnade. Nun, das ist Gott, das ist die Gerechtigkeit Gottes, das ist der Sinn meines Daseins, die Rechtfertigung, der Himmel...

»Wenn Ihr auf Eurer Bitte besteht,« schloß der Kaiser, »so will ich sie gern gewähren. Aber dieser Kepler ist mir von allem Anfang an nicht lieb und, wie gesagt, ich täte es nur Euch zu Liebe.«

Tycho hatte die Rede des Kaisers unwillkürlich mit einem leisen fröhlichen Brummen begleitet. Ich brauche nichts zu tun, als zu schweigen, sagte er sich, ich brauche nichts gegen Kepler zu reden, im Gegenteil, ich habe das Meinige getan und ihn vorgeschlagen, mehr konnte ich nicht tun. Es wäre sogar gefährlich, wenn ich mehr täte. Ich darf gar nicht weiter für ihn reden. Es brächte mich selbst in Verdacht. Nein, der Kaiser hat ihn abgelehnt, unter vier Augen abgelehnt, es ist nicht meine Schuld. Nun kommt eben die Reihe der Mißerfolge an Kepler...

Der Kaiser sprach wirklich schon ein Abschiedswort, nun streckte er sogar seine Hand aus, Tycho ergriff leicht die weißen, kalten Finger und beugte ein Knie, indem er sie küßte. Dann bewegte er sich, die Schritte rückwärts setzend, der Türe zu, ohne ein Wort

über die Lippen zu bringen. Der Kaiser sah schon, als wäre Tycho gar nicht mehr anwesend, auf die glänzende Tischplatte herab...

Es war gewiß etwas ganz Ungebräuchliches, was sich nun ereignete. Tycho hatte schon das Holz der Türe berührt, da zog er die Hand zurück, als hätte er glühenden Stahl angegriffen und zugleich zwang ihn die übermächtige Aufregung auf die Knie, so daß er weinend und am ganzen Leibe bebend zusammenstürzte... Aber schon im nächsten Augenblicke hatte er sich aufgerafft, es war überhaupt nur, als ob er gestolpert wäre. Ruhigen Antlitzes und mit ganz leiser Stimme näherte er sich noch einmal dem Kaiser, der erstaunt die Augen erhob. »Ich muß noch etwas richtigstellen,« jammerte Tycho, wie seiner selbst nicht mächtig. »Ich muß bekennen... ja bekennen.«

Ungeduldig schlug der Kaiser seine Lippen mit zwei Fingerspitzen.

»Majestät waren nicht gut unterrichtet. Kepler ist vollkommen.« Als wäre damit alles gesagt, verstummte Tycho, er konnte auch nicht weiterreden.

»Ihr wollt ihn also doch haben, wenn ich recht verstehe?«

Und nun achtete Tycho nicht mehr, daß der Kaiser die Stirn runzelte, daß vielleicht seine ganze Stellung in Frage kam, wenn er mit diesem Feuer für den mißliebigen Kepler eintrat. Ohne Bedenken brach es aus ihm hervor: »Kepler ist der bedeutendste, — nein, Majestät, das ist zu lau gesprochen, — er ist der einzig bedeutende Gelehrte der Zeit. Er ist schlechtweg die Vollkommenheit selbst, die blütenreine, fruchtbare, unverletzliche Vollkommenheit. Eure Majestät suchen ja das Vollkommene. Hier bietet es sich dar. Und so erbitte ich für ihn noch mehr als den Mathematikerposten. Es muß alles entschieden werden. Ich fühle, daß ich nicht mehr lange zu leben habe.« Tychos Stimme zitterte, der Kaiser schien erst jetzt zu merken, daß es um eine Herzenssache Tychos ging, seine unwirsche Miene glättete sich, mit freundlichen Augen blickte er auf den blassen, mit sich selbst ringenden Mann und bat ihn, die traurigen Gedanken zu verscheuchen.

»Es ist kein trauriger Gedanke,« sprach Tycho, »es ist mein seligster Gedanke, wenn ich hoffen darf, daß Eure Majestät meiner Bitte Gehör geben will. Wenn ich sterbe, so mögen nicht meine Söhne, auch Junker Tengnagel nicht — sie alle haben sich ja um die

Sternkunst bemüht, aber sie sind nichts gegen den Genius Kepler —, möge also nur Kepler, einzig und allein Kepler, der Erbe meiner Stellung sein wie meines geschriebenen und gedruckten Nachlasses, meiner Instrumente und all dessen, was Eure kaiserliche Huld an wissenschaftlichen Mitteln mir gewährt. Dann will ich gern sterben, denn dann weiß ich mein Werk in guten, ebenbürtigen Händen...«

»Kepler ist also Eurer Ansicht anhängig und meine Nachrichten gehen fehl?« fragte der Kaiser voll Teilnahme.

»Fehl und nicht fehl. Es sind schwierige Dinge, in manchen sind wir uneins, auch habe ich Einwände gegen ihn, aber die sind nicht von der Art seiner Verleumder und überhaupt nur dann möglich, wenn man ihn zunächst vollkommen anerkennt.« Tycho zögerte, aber plötzlich sagte die innere Stimme, die ihn schon bis hierher gebracht hatte: Jetzt oder nie ist es Zeit zu bekennen, jetzt oder nie, rückhaltlos bekennen. — Und so fuhr er mit Festigkeit fort: »Was den Punkt der Astrologie betrifft, so sind wir allerdings völlig einer Meinung. Es ist eine allgemeine Verwandtschaft und göttliche Einwirkung des Kosmos wohl zuzugeben, aber sie liegt nicht in den einfachen Prophezeiungen der Horoskope...«

»So denke ich ja auch,« unterbrach der Kaiser, lebhafter als während des ganzen Gespräches, und ein ganzer Schwall von verworrenen Ideen, von Hoffnungen und Neugierde stieg förmlich sichtbar, wie Gewölk am Himmel, in seinem Gesicht auf. »Erzählt davon! Doch nein... Ihr seid müde!«

Tychos abwechselnd blasses und blutgerötetes Gesicht, die tiefen Ringe unter seinen nassen Augen gestatteten in der Tat keine andere Deutung. »Ich bitte um gnädigen Urlaub Eurer Majestät,« brachte er eben noch mit Mühe heraus.

»Ihr habt ihn. — Und Kepler ist von diesem Augenblick an mein Hofmathematikus.« Der Kaiser neigte leicht das Haupt und zog sich gemessenen Schrittes zurück. »Wir sehen einander bald wieder,« sagte er noch an der Schwelle des Nebenzimmers. —

Tycho durchschritt die zwei dunklen Kabinette, den weißen Gang, das Zimmer mit den beiden Hellebardieren. Plötzlich war es ihm als hätte er den ganzen Vormittag zwischen diesen zwei glänzenden Lanzenspitzen zugebracht, zwischen ihnen eingeklemmt und so herum-

gewirbelt, daß sie abwechselnd je nach dem Auf und Ab seiner Gefühle zustießen und nachließen... Er eilte durch die Vorsäle, er sah niemanden. Schon war er im Freien. In seiner Betäubung schlug er die seinem Heimweg entgegengesetzte Richtung ein, am Dom vorbei, längs der inneren Bastionen an der mächtigen Festungsmauer. Viele Bekannte grüßten ihn in den Burghöfen. Er stürmte besinnungslos weiter, kam zur Georgskirche, zur Daliborka. Der Herbstregen fiel in feinen Tröpfchen, die Efeuranken mit vergilbten und roten Blättern schwangen sich im Winde wie lange Pendel, peitschten die Schloßmauer. Tycho merkte nichts. Erst als er an der Brüstung bei der Schloßstiege angelangt war und nur den ausgebreiteten grauen Abendhimmel vor sich sah, da schrak er auf und in einem gewaltigen Schrei löste sich auf diesem einsamen Platze, an den Mauerzinnen der Burg, seine ganze Spannung.

Und nun war es ihm auch ganz klar, daß dies — und nicht die Verblendung vorhin — die höchste Stunde seines Lebens war. Denn nun wußte er zum erstenmal in seinem Leben, wozu er eigentlich so klug, so tüchtig und geschäftig war, welchen Sinn diese verführerischen Gaben für ihn haben sollten. Nicht für sich selbst sollte und durfte er klug sein, das fühlte er jetzt in einer grenzenlosen Wonne, — sondern im Namen Gottes, zur Aufrichtung und Erlösung der Welt.

»O dieses Glück! Für mich habe ich beim Kaiser nichts durchgesetzt, für Kepler aber alles, was ich wollte. O wie rein das ist, wie übersichtlich und sinnvoll: klug sein für andere, nicht für sich.

Ich bin am Werke Gottes. Ich diene. Ich spüre die süße Last der Verantwortlichkeit für alles, was geschieht.

Ich bin klug im Dienste Gottes. Und dazu paßt es so gut, daß ich nun auch fühle, wie Gott meiner Dienste bedarf, wie Gott auf mich und meine Klugheit, auf mein Opfer wartet.

Von oben aus den Wolken streckt Gott die Hand aus und von der Erde empor halte ich meine Klugheit hoch über mich, reiche sie hinauf zur Hilfe für meinen Herrn.

Ach, wie hat mich diese Klugheit doch geplagt mein Leben lang, wie hat sie mich auf Irrwege gelockt, so daß ich ihrer schon überdrüssig wurde und ihr fluchen lernte.

Hat mich nicht die Klugheit in unerträgliche Gesellschaft gebracht, hat sie mich nicht in schwächliches Nachgeben und Bedingen verstrickt, hat sie mich nicht zu tausend nichtigen Beschäftigungen überredet?

Und dennoch habe ich sie ertragen, die Böse, Doppelzüngige, Giftige! Und dennoch habe ich sie nicht ungeduldig weggeworfen, wie ein falsches Geldstück! Sondern ich habe geahnt, daß auch die Klugheit heilig ist und daß ihre ureigentliche edle Natur noch zum Vorschein kommen wird! Und so habe ich gewartet und ausgeharrt in meinen Qualen der Klugheit.

O Preis der großen ewigen Klugheit, Preis meinem Trieb, die Dinge zu ordnen und alles mir bewußt zu machen, Preis meinen Irrtümern und dem richtigen Weg zu guter Letzt! Denn nun ist meine Klugheit an ihrer richtigen Stelle, dort, wo Gott seine treulichen Mitkämpfer braucht und mit solch blinden, dumpfen Kepler-Menschen nichts anzufangen weiß.

Ich lobsinge meinem Gotte. Er liebt die Besinnungslosen, aber mehr noch die, welche beides in sich haben, Stürmen und Nachdenken, die auf keines von beiden verzichten wollen und die mit doppelter Last, keuchend vor seinem Thron anlangen.

Ich lobsinge meinem Gotte. Er hat mich anstößigen Menschen zu sich geführt, er küßt mich ins Gesicht, da, mitten auf meine zerbrochene Nase!

Ich lobsinge meinem Gotte. Wie konnte ich ihn mit einem Bettler vergleichen, der um meine Hilfe bettelt! Ich helfe ihm ja, aber wer hat mich zu seiner Hilfe hinaufgezogen, wenn nicht er?

Ja, ich helfe mit meiner Kraft dem Weltregiment nach. Aber hat es denn meine Kraft bewirkt, daß ich helfen kann?

Nein, da ist wieder Gott. Gott unter mir, der mir geholfen hat, wie Gott über mir, dem ich helfe. Da ist Gott eigentlich schon überall, der Machtvolle wie der Machtlose, der Helfende und der, dem geholfen wird.

Wohl mir, daß ich Gott erkenne, daß er mir nicht mehr ferne ist! Erhaben und hilfsbedürftig zugleich steht er vor mir, mit seinem ungeheuren Antlitz, wild und mild, das eine Auge befiehlt und das andere scheint zu bitten oder zu danken. O wie kenne ich dieses

Antlitz! Wie hat es mich begleitet mein Leben lang bis zu dieser Stunde!« —

Und plötzlich wußte Tycho, woran dieses Antlitz ihn erinnerte. An etwas ganz Vertrautes, ja, Familiäres. An seinen eigenen Vater, mehr noch, an eine bestimmte Begebenheit, eine bestimmte Wintergegend. Ja, einmal — Tycho war damals ein Knabe von sieben Jahren gewesen, auf dem Gute Tostrup — war der Vater über den frischgefrorenen Schnee hingestürzt und Tycho, der noch im Stehen kleiner war als der riesenhafte Vater im Kniefall, hatte ihm die Hand gereicht, ihm aufgeholfen. Und ebendieselbe Miene, mit der der Vater damals aufgestanden war, strahlte ihm nun aus Gottes Glorienschein entgegen, eine Miene, die zornig war und vor der man erschrak, die zu sagen schien: »Hilf mir, du mußt mir helfen, es ist ja deine Pflicht und du kannst nie genug für mich tun,« und doch zugleich auch »wie brav ist es, daß du mir hilfst. Das will ich dir nie vergessen, das freut mich, mein guter Sohn«. — »Mein guter Sohn, mein Sohn,« schluchzte Tycho, so sehr er bemüht war, seine Rührung niederzukämpfen und sich zum harten Kampf im Dienste Gottes, wie er jetzt bevorstand, zu rüsten. Aber die Vorstellung, daß Gott ihn wie ein liebes Kind ansah, daß Gott nichts gegen ihn hatte, trotz des gewaltigen, schrecklichen Aussehens, trotz göttlicher Hoheit, — daß Gott eben in der merkwürdigen Art eines Vaters, der zufällig gestürzt ist, aus empörten und doch zugleich auch weichen, erniedrigten und zugleich erhöhten, streng abwartenden und doch auch allgütig vorauswissenden Augen schaut, — diese Vorstellung war stärker als seine Fassung. Alles zerfloß, alles ballte sich zu neuen Gestalten. Und wenn Tycho nun durch den Schleier seiner Tränen auf die Stadt hinabsah, — durch Gott hindurch war nun auch diese fremde, geräuschvolle, verständnislose Stadt seine Freundin und Vertraute geworden. Der schöne Strom, Abendnebel und blasse Türme, Gassen und Menschen, — vom Vater kam das alles her. Daß unter diesen Menschen, die doch durchaus nicht lauter Schufte, sondern auch redliche, begabte und innige Leute waren, das Leben so hart und glücklos zu tragen war, daß seiner guten Absicht von Seite hochachtbarer, freundlicher Mitmenschen Unrecht geschah, — auch dieses Wirrsal, das ihn tagtäglich beunruhigt hatte, war für ihn heute gänzlich auf-

gelöst und in der väterlichen Miene geschlichtet, die Gott ihm zeigte, in dieser seltsam unergründlichen Miene, die Hilfe zurückstieß, stolz aufbrauste und dennoch so sehnsüchtig Hilfe erwartete ... Ganz entzückt, feuerdurchflossen sah Tycho zum Himmel empor. Dort oben drangen durch den Nebel, obwohl die Sonne noch gar nicht untergegangen war, zuerst schwache Strahlen durch, dann waren wie mit einem Schlage — seltsames, erhabenes Schauspiel! — alle, alle Sterne da! Und diesmal war es kein höhnisches Funkeln und Blinzeln mehr wie in den letzten Nächten, da er sie ohne Instrumente hatte betrachten müssen, sondern wie große, weiße Schneeflocken standen alle Sterne am grauen Himmel. Und mit derselben Kraft, mit der sie durch die trübe Abendwolkenschicht durchgesickert waren, vergrößerten sie sich nun unaufhaltsam, sandten ihr weißes, rötliches, blaues Licht, zuerst in Strahlen, dann in großen Fächern aus, die wieder funkenartig zusammenflossen und zuletzt in stürmischer Bewegung zu großen Kreislinien sich anordneten. Längs dieser Kreise aber begannen die Sterne sich zu bewegen, so wie es sich Tycho vor Himmelskarten tausendmal vorgestellt hatte. Er hielt den Atem ein, eine warme, allerletzte Erhebung durchrieselte ihn. Er sah ja das, wonach er sich seit so vielen Jahren gesehnt und fruchtlos zerarbeitet hatte: den wahren Lauf der Sterne, der mehr war als astronomisches Wissen, nämlich eine offenbare Darstellung des göttlichen Gesetzes n der Weltordnung, ein höchster Zusammenhang, die begriffene Einheit des Geschaffenen, niedergelegt in flammenden Zeichen. Wie ein Kind erfreut blickte Tycho auf dem ruhelos bewegten, rollenden, in lauten Akkorden tönenden Firmament umher und konnte sich nicht sattsehen. Dort drehte sich der Mars, dessen Bewegung er nie hatte ergründen können, in seiner einfachen, schönen, sanften Bahn. Es war wie das ruhige Ein- und Ausatmen eines schlafenden Säuglings. Nebenan hatten sich Sternbilder, die ihn so oft verwirrt hatten, zu den lieblichsten Gruppen zusammengefunden. Sie vertauschten ihre Plätze, sie schwebten aneinander vorbei, sie hielten einander gleichsam bei den Händen, sie spielten und kamen in wunderbarer Ordnung wieder zurück. Und die Himmel öffneten sich tiefer, die Milchstraße entfaltete sich, blähte sich auf wie ein riesiges weißes Tuch im Winde, ganz ungeahnte Welten rückten schnell heran. Noch eine Drehung

des Ganzen, noch ein leises Beben durch das Weltall hin: da war alle Mannigfaltigkeit verschwunden, der ganze Standpunkt gleichsam hatte gewechselt und nun umkreisten alle Gestirne, unsagbar einfach hingestellt, in einem einzigen glühenden Ringe die demantene Weltachse. — So war Tycho begnadet, mit bloßen Augen das zu sehen, was er mit seinen kunstreichsten Instrumenten nicht hatte erzwingen können: die Wirklichkeit, die unsterbliche Vollendung seines Systems, das wahrhafte Theatrum astronomicum. Und indem auch noch die letzte Materie, Ring und Weltachse, hinschmolz, war er schon in eine Aureole von Göttlichkeit entrafft und mit dem Wesen, das er erkannt hatte, von Angesicht zu Angesicht vereinigt. Eine gewaltige Stimme erscholl durch die posaunenden Akkorde der Sphären: »Tycho, mein Knecht.« Da breitete er die Arme aus: »Hier bin ich,« und stürzte bewußtlos nieder.

XII.

Um Mitternacht fand ihn die Ablösungsronde und brachte ihn in sein Haus, wo die angstvolle Familie wachte. Kurz vorher war Kepler mit Frau und Kind eingetroffen und hatte sich sofort in Tychos Wohnung begeben. Nun mußte er zu seinem Entsetzen sehen, wie man seinen Beschützer und Freund auf der Bahre hereintrug.

Tycho fieberte. Hagecius, der noch in derselben Nacht am Krankenlager erschien, beschuldigte das vernachlässigte Nierenleiden der üblen Wendung, ließ Blutegel ansetzen und verordnete abkühlende Mittel. Gegen Morgen erholte sich denn auch Tycho ein wenig, er sah mit ruhigen Augen um sich und begrüßte Kepler durch ein freundliches Kopfnicken. — Kepler hatte ein Gastgeschenk mitgebracht, die lange versprochene Apologie Tychos gegen den Ursus, mit der er sich die ganze Zeit über in Graz befaßt hatte und die denn auch wie alles, was von Kepler kam, eine geniale Arbeit mit überraschenden neuen Zukunftsausblicken geworden war. Er war ebenso natürlich, wie er sie in Benatek ohne bösen Willen in der Fülle Tychonischer Anregungen unterlassen hatte, in Graz, wo ihm zu einem originalen

Forschen die Sammlung fehlte, auf diese mehr historische Beschäftigung verfallen und hatte in der Tat ein Werk ganz nach Tychos Sinn und noch über dessen Erwartungen hinaus zustande gebracht. Aber Tycho betrachtete nur mit leisem Lächeln das Titelblatt, dann glitt sein Finger, der schon zwischen die Seiten des Manuskripts eingedrungen war, wieder auf das Kissen herab. Seine Gedanken gingen andere Wege: »Gesegnet, gesegnet diese Stunde! Mein Kepler, so habe ich dich wohl auch begrüßt, als du zum erstenmal bei mir eintratest. Aber das war noch nicht der rechte Segen. Damals war ich verblendet, damals glaubte ich, du seist als mein irdisch Verbündeter und Helfershelfer gekommen und deshalb segnete ich diese Stunde. Nun hast du dich mir im Irdischen gar nicht verbündet, hast mir vielmehr nur die Schmerzen noch gemehrt. Aber gerade dadurch hast du mir geholfen. Ja, jetzt erkenne ich es, du warst das Werkzeug Gottes, um mich zu reinigen. Gesegnet jede Stunde, da du bei mir eintrittst! Jetzt erst kann ich es mit ganzem, dankbaren Herzen sagen! Jetzt erst sehe ich ein, daß du mein wahrer Freund gewesen bist!« ... Dies alles jedoch glaubte Tycho nur zu sprechen. In Wirklichkeit bewegte er kraftlos, ohne Ton, die Lippen. Eine tiefe Ohnmacht umfing seine Sinne ...

Indessen hatten sich neben der Familie Tychos auch die näheren Bekannten an seinem Bett versammelt, denn die Kunde von der unerwarteten Erkrankung des großen Mannes war schon in die Stadt gedrungen. Nun erst zeigte sich, welche Bedeutung Tychos Namen im Volk hatte. Gegen Mittag konnte die enge Gasse kaum mehr passiert werden, Kopf an Kopf drängten sich unten die Massen, bis weit in die benachbarten Straßen und Plätze hinein, alle verharrten ängstlich, rücksichtsvoll in leisem Flüstern. Der Eilbote des Kaisers, der jede Stunde erschien, um für seinen Herrn Erkundigungen einzuziehen, wurde ehrerbietig durchgelassen, hinter ihm schloß sich das Gedränge eisern wieder zusammen. — Bezeichnend für Tychos Beliebtheit war es, daß sich sehr bald das Gerücht verbreitete, sein Feind Raymarus Ursus habe ihn vergiftet. Hagecius selbst mußte sich am Fenster zeigen und das Volk beruhigen, indem er daran erinnerte, daß Ursus schon lange tot sei.

Tycho kam noch mehrmals zu sich, doch fühlte er den Tod nahe

und begehrte, von Frau und Kindern Abschied zu nehmen. Er tröstete sie mit schlichten Worten des Gottvertrauens, dann ermahnte er seine Söhne, Tengnagel und die wenigen Schüler, die ihm geblieben waren, ihre Studien beharrlich fortzusetzen ... Diese Anstrengung schien seine letzten Kräfte aufgezehrt zu haben, denn sein Atem ging nun unregelmäßig und beruhigte sich nur schwer. Er sprach nichts mehr. Nur durch einen Wink rief er Kepler in seine Nähe, faßte dessen Hand und ließ sie nicht mehr los. Seine Augen blieben geschlossen, das Fieber verstärkte sich. Vor seinem innern Auge aber erschien wieder die Vision des ausgestirnten, feurigen, bewegten Himmels wie gestern. Gottes Stimme klang an sein Ohr und in die erhabene Verheißung mischten sich freundliche Bilder, Erinnerungen an seine Kindheit, an seine schöne Zeit auf der Insel Hveen. Ja, so wie er sich früher in einigen wenigen kleinen Landschaften des Erdballs glücklich und zu Hause gefühlt hatte, so war ihm jetzt die ganze Welt zur Heimat geworden. Trunken, losgebunden schweifte sein Geist durch ferne Sonnensysteme und überall war Tostrup und die Insel Hveen, überall ordneten sich Gesetze, überall winkten neue Aufgaben, neue schöne Wirkungen. So regten sich tausend ungeahnte Kräfte in Tycho, während er in den Augen der Umstehenden erlöschend, fast ohne ein Lebenszeichen dalag. Klein und nichtig kam ihm neben dem, was er jetzt sah, alles vor, was er gearbeitet hatte. An der Grenze der beiden Welten stehend, der endlichen und der unendlichen, wurde er wieder mutig, jung und tatenlustig und wenn er sich auf das, was als gelehrte Hinterlassenschaft nach ihm zurückblieb, umschaute, wurde er auch unzufrieden. So kam es, daß ihn noch einmal die Angst aus der göttlichen Umarmung riß und ihm den Schrei abzwang: »Ob ich nur nicht fruchtlos gelebt habe.« —

Die Nacht auf den 24. Oktober brach herein und die ganze Nacht lang wiederholte Tycho, aus dem Todeskampfe auffahrend, diesen Schrei noch mehrmals: »Ne frustra vixisse videar!« — Alle im Zimmer lagen auf den Knien, von der Straße her kam das summende Gebet der Volksmenge, der Schein der Fackeln, das Weinen der Kinder. In der Morgendämmerung hatte Tycho nochmals einen freien Augenblick, die Schmerzen verschwanden. Da öffnete er die Lippen und

bat Kepler, der nicht von seinem Bett gewichen war: er möge doch alles, was er künftig schreiben würde, in einem System, dem tychonischen, nicht im kopernikanischen, darstellen. Ein eigentümliches Lächeln erhellte dabei seine Züge. Er hatte ja längst alle Eitelkeit, alles kleine Abwägen von Erfolg und Mißerfolg hinter sich und so meinte er natürlich mit seinem System nicht mehr jene irdischen Versuche, sondern die alles umfassende, göttliche Sicherheit des wahren Gesetzes, der er sich nun selig teilhaft fühlte. Auch in dieser wollte er Kepler zu seinem Schüler machen, wie er ihm in vielem andern den rechten Weg gezeigt hatte. Doch er kam nicht mehr dazu, dies zu erklären, und so mußte Kepler seine Worte notwendig mißverstehen. — Es waren Tychos letzte Worte, die mit dem naheliegenden falschen Sinn auf die Nachwelt gekommen sind. Bald darauf verschied Tycho in den Armen Keplers und seines älteren Sohnes.

Seine Überreste wurden unter großer Feierlichkeit und Teilnahme des Hofes wie der Bevölkerung in der Teynkirche am Großen Ring zu Prag beigesetzt. Daselbst ist sein Grabmal nahe am Hauptaltar bis auf den heutigen Tag zu sehen, eine Reliefplatte aus rötlichem Marmor mit dem Bildnis Tychos in voller ritterlicher Rüstung, mit der Linken einen Globus liebkosend, in der Rechten sein Schwert. Auch der Wahlspruch fehlt nicht: Nec fasces, nec opes, solum artis sceptra perennant.

*

Die Geschichte der astronomischen Wissenschaft hält übereinstimmend das Zusammentreffen der beiden großen Männer, das wir nicht ohne einige Freiheit hier zu schildern versucht haben, für eines der folgenschwersten und segensreichsten Ereignisse in der Entwicklung dieser Disziplin.

Es ist bekannt, daß Kepler einige Jahre später auf Grund der eigenen und der tychonischen Beobachtungen jene berühmten, umwälzenden Keplerschen Gesetze abgeleitet hat. Dabei kam dem stets Glücklichen zugute, daß in der Zwischenzeit seit Tychos Tod das Fernrohr erfunden worden war, das ganz neue Arten der Naturauffassung ermöglichte.

Kepler, dessen Charakter an Lauterkeit und Größe der Außerordentlichkeit seiner Begabung gleichkam, war sich übrigens seiner Dankesschuld gegen Tycho stets gern und voll bewußt. Sowohl in seinen »Rudolfinischen Tafeln« wie in dem eigentlichen Fundamentalwerk über die Marsbewegung, auch an passenden Stellen anderer Schriften, vergaß er niemals, auf Tycho, den er den »Phönix der Astronomie« nennt, als auf seinen Meister und den eigentlichen Bahnbrecher hinzuweisen.

GLOSSEN

Rede an einen Ofen.

Ich hielt einmal eine Rede an einen Ofen, und ich will sie, so gut ich sie noch auswendig weiß, hier niederschreiben. Ich ging eines Tages unruhig in meinem Zimmer auf und ab. Allerlei Gedanken bestürmten mich. Ich hatte mich gewissermaßen verirrt, verloren, und da gab ich mir nun redlich Mühe, mich wieder zurechtzufinden, was mich einige und andere Seufzer kostete, wobei ich mir nicht zu verhehlen vermochte, daß ich mich ängstigte. Da sah ich, wie der Ofen in seiner unerschütterlichen, ofenplattenhaften Ruhe höhnisch lächelte. »Dich greift nichts an«, rief ich ihm voll Zorn und aufrichtiger Entrüstung zu, »keiner Erregung bist du unterworfen. Unruhe plagt dich nicht, und die Verlegenheiten suchen dich nicht heim. Du Klotz, du fühlloser Tölpel, nicht wahr, du bildest dir weiß Wunder was auf deinen Wert ein, weil keine Fähigkeit in dir ist, dich zu bewegen. Weil du ein unempfindlicher grober Tropf bist, kommst du dir groß vor. Eine schöne Größe. Und weil du keinerlei Anfechtung kennst, meinst du das Muster eines Mannes zu sein. Herrliche Männlichkeit. Nichts fühlen, sich in einer Brummbären- und Elefantenhaftigkeit spreizen, das ist wohl deine Auffassung vom Mann. Weil du noch nie, so lang du lebst, irgend etwas Tieferes gedacht hast, erfrechst du dich, die auszulachen, welche sich herumzuschlagen haben mit allerlei Bedenken und Gedanken, du bist mir der Rechte. Du hast der Welt bis jetzt noch gefehlt. Auf dich und deinesgleichen kann sich wahrhaftig die Welt verlassen, darum, daß du nicht zu ringen, zu kämpfen brauchst, glaubst du dich vollkommen. Weil du dich nie herbeigelassen hast und dich nur dort gezeigt hast, wo Menschen, wo Herzen auf die Probe gestellt werden, wähnest du dich frei von Schwäche und nimmst dir heraus, auf diejenigen mit dem Finger zu zeigen, die, weil sie auf dem Kampfplatz aufzutreten wagen, Schwächen und Fehler offenbaren. Kraftstrotzender Feigling, der nicht wagt sich zu rühren, um ja nicht einsehen lernen zu müssen, wo seine Gebrechen sitzen. Schäme dich, daß du noch nie dich auch ein wenig hast schämen müssen, der keine ehrliche Hingabe an eine redliche Sache kennt, dem das Herz verfettet und der gute Wille erstickt ist. Wisse, daß es mir an irgend einer Reputation weniger liegt als an meiner Aufgabe, welche mir wichtiger erscheint als der plumpe Ruhm, nie gefehlt zu haben. Wer nie fehlt, hat auch nie irgend etwas Gutes getan.«

Robert Walser.

Der Bon Sens.

Was schon vor dem Kriege in manchen Kreisen eine gewisse Popularität genoß, die Verachtung des bon sens, feiert Orgien in der Vermystifizierung des Krieges. Weil das Ganze des Lebens einer rationellen Erklärung immer unzugänglich ist, deshalb brauchen doch nicht alle Erscheinungen des

Lebens dem bon sens unzugänglich sein, ja es gibt Gebiete, wo er und nur er allein am Platze ist. In Sachen des Glaubens zum Beispiel. Ich bin sehr geneigt, alle mystischen Spekulationen über den Glauben, alle Vernebelungen des Glaubens für eine sehr kühle Verstandesarbeit im Grunde ganz Ungläubiger zu halten. So wie viele Theorien nicht dem Bedürfnis einer Aufhellung eines Phänomenenkomplexes dienen, sondern dem der Verdunklung, die national-ökonomischen z. B. Der Glaube ist eine sehr »praktische«, menschliche und simple Sache, woran die Ausnahmen mancher Zustände besonderer Personen nichts ändern. Große Glaubenszeugen wie Franz, Ignaz, Katharina von Siena sind in ihrem Tun und Reden so eminent auf das Leben wie es ist eingestellt, als einem Selbstverständlichen, sind so voller bon sens, weil sie eben im Glauben drinnen stehen, d. h. im lebendigen Leben, und aus ihm heraus schalten. Die aber draußen stehen, meinen, sie müssen von ihrem Menschenverstand ⟨den sie und weil sie ihn meist unwürdig anwenden⟩ absehen, und können das, da ihnen die Gnade nicht ward, nur mit verzweifelten Anstrengungen eben dieses Verstandes. Man kann nämlich höchst verständig unverständig sein und mit so hergerichtetem Verstande eine kühle Verständigkeit in glühenden Vokabeln produzieren: moderne Mystik der Draußenstehenden. Die Kirche hat immer den ihr innewohnenden bon sens gezeigt, indem sie sich gegen diese sonderbaren Heiligen etwas ablehnend verhielt, grob gesagt ist ihr ein statischer Seelsorger lieber als die ekstatischeste Jungfrau, vor der sie immer etwas verlegen ist.

Nur dort, wo sich der bon sens verwissenschaftlicht und »erklären« will, wird er zum öden Rationalismus, schrumpft er zu anmaßender Vernünftelei ein. Der bon sens ist Verhalten, nichts weiter. Macht er sich zur theoretischen Einstellung dem Gesamten des Lebens gegenüber, so ist er schon nicht mehr da. Damit eine Theorie wird, ist eine Hypothese nötig, und der bon sens ist nur unhypothetisch vorhanden.

Sicher ist das Denken eines Menschen wesentlicher als seine Lebensführung, und Diskrepanzen zwischen den beiden sagen nichts gegen das Denken und höchstens dies aus, daß dieser Mensch von innern und äußern Umständen bedrängt ist, deren er nicht so Herr werden kann, daß seine Lebensführung konform seinem Denken verläuft. Von diesem letztern weiß ich, und das ist mir wertvoll, von seiner Biographie brauche ich nichts zu wissen. Heutiger Mystagogen Lebensverlauf ist nur etwas allzuhäufig und auffällig von aller ihrer gelehrten und bekannten Mystik so fern und dem Bankkonto mit so intensivem Interesse und der guten Kapitalsverzinsung mit solchem Verständnis zugetan, daß dieser Widerspruch mir bestätigt, daß es sich hier um lauter Draußenstehende handelt, die am geschlossenen Tore mit falschen Schlüsseln probieren, und die, ist das Tor schon offen, von der ganz alltäglich gekleideten Menge drinnen nicht ohne Lächeln über ihr Fastnachtskostüm eingelassen werden. Es gibt aber unter diesen Mysten auch welche, die sich mit ihrem seltsamen Aufputz verdunkelten Verstandes nicht in der rechten Gesellschaft bei diesen ganz vernünftigen Leuten zu finden glauben, die in der all-gemeinen Kirche sitzen. Die spielen dann als Esoteriker ihr eigenes Religionsstück, hauchen »Kierkegaard« oder flüstern »Buber«.

Nie war uns diese Mystik weniger nötig als heute, nie war uns bon sens nötiger als heute. *Franz Blei.*

Abschied von Lichtenstein.

Ich schreibe Ihnen, lieber Lichtenstein, ganz der so glückbringenden Täuschung hingegeben, der Adressat wäre noch der Empfänger. Man muß doch irgendwie mit Ihnen abschließen. So viel Macht haben die Wirklichkeit und ihr schamlosester Komplize, von dem Sie einmal sagten, er wäre kein Erlebnis, auch in unserem Königreiche, daß wir sie offiziell anzuerkennen genötigt sind.

Lieber Freund, man sieht Sie hier unten nicht richtig. Man hält Ihre Dichtungen von Art der »Dämmerung« für Ihre wesentliche Kundgebung, obwohl es doch nur Ihre genialste war. Dort ritten Sie eine Hälfte des Lebens nur den Geist — bis an das bald erreichte Weltende. Dort waren Sie ein Seiltänzer auf einer Seite des Seins und konnten sich schnell die letzte Spannung leisten. Schließlich ein bequemes non plus ultra. »Es gibt keinen Körper,« behaupten Sie, »es gibt nur Geist.« Die Dämmerung ist ein früher Schluß, weil Sie wegließen. Und zwar gerade das, womit Sie Ihre Behauptung bewiesen: am Sinnlichen. Am Rande radikalster Verneinung des Gestaltlichen durchschießt die Freude am Gestalten Ihre Gedichte und wird Ursache ihrer erstaunlichen Vollkommenheit und, gar nicht selten, verlockender Spielerei.

In Ihren der Welt geöffneten Schöpfungen aber ist kein Widerspruch. Wo Ihr ganzes Ich auf der Erde erschien, waren Sie nicht einseitig, sondern allempfindlich. Hier waren Sie von allen Dingen berührt, wenngleich Sie für sich die dunklen wählten. — In Ihrer Prosa ändert sich die Handlung nur, damit Sie dasselbe anders ausdrücken können, es geht nicht aufwärts. Ihre Erzählungen sind Variationen über dasselbe Thema. Wurden nur aus »technischen Schwierigkeiten« keine Gedichte. Vielleicht war dieses ewige Fördern aus dem »Nein« Ihre Beschränkung. Ein Gedächtnisfehler. Doch niemand kann sagen, wie Ihnen, dem Fünfundzwanzigjährigen, sich die Schranken noch geweitert hätten.

Manchmal wurde Ihr Ich nicht zur Welt. Dann wurde Ihre Angelegenheit nicht unsere. Aber wo Ihr fest Hingestelltes und Ihr fließendes Ich sich in der Durchdringung die Wage hielten — bislang nur in wenigen Dichtungen — lag Ihre wertvolle unausgeschöpfte Ferne.

Ich weiß nicht, ob Sie ein Großer geworden wären, lieber Lichtenstein, aber ein Heiliger waren Sie bestimmt. Und ein Besessener — wer kann das auseinanderhalten?

Heilig und besessen waren Ihre überhellen Augen, die zu viel sahen, weil sie immer auf dieselbe Stelle bohrten, die wütend brannten vom Sehensschmerz und sich dennoch immer wieder stahlhart und glaszerbrechlich der mit Bajonetten anstürmenden Welt stellten, eher brachen, als daß sie sich verschleiert hätten.

Ein Besessener, hörten Sie bei dem leisesten Wind das ganze Weltgebäude knacken. Seine Proportionslosigkeit schrieen Sie heraus mit Perversionen, Irrenhäusern, Anatomien. Seine Schiefheit und Zwecklosigkeit konnten Sie nicht breit genug malen am grauesten, gelbsten Alltag, Familienszenen und Sonntagnachmittagen. Sie rächten Ihre Leiden, indem Sie sie zu Worte ballten, die Sie den leidenlosen Bürgern an den Kopf warfen, daß sie aufwachten. Das war keine ethische Absicht, nur der soziale Wille jeder Kunst, dieses: »Die anderen sollen mitmachen, was ich fühle«. Wenn Ihr Schmerz zur Wut schwoll, daß Sie einhackten rechts und links, dann saß jeder Hieb noch in Ihrer eigenen Seele.

Sie wurden schmerzlos, indem Sie ihn noch einmal empfanden. Vor Wut schmissen Sie mit Kot. Ihnen glitten die Verse nicht goethisch ineinander, sie krachten zusammen. Wie in dieser Zeit der Gottabwesenheit, in der die Grenzen zwischen den Dingen fielen, in wahlloser Unzucht das Weiße neben dem Schwarzen liegt.

Sie waren ein Heiliger, weil Sie noch im Dreck beteten. Sie schmunzelten sich nicht ins Zynische hinüber, wie jene Witzeboxenden und doch schwächlichen Hirnathleten, mit denen man Sie »desselben Stiles« halber zusammenstellt. Kein Wertvoller hat sein Lüstchen am Hinterteil der Welt. Sie waren ethisch, weil Sie welt-lich empfanden. Sie hatten die große Ergebenheit.

Die wurde Ihnen auch zum Thema. Dann löste sich das Steinerne Ihrer Verse, das Schlagende wie das Starre. Die Welt wurde Ihnen sanft. Ihre weitgeöffneten Augen füllten sich mit der Dämmerung, die weich wie Sterben und Zerbrechen ist. Ihre Sehnsucht macht immer ein paar Schritte nach dem Himmel zu. Ihre Verse der Selbstauflösung sind Gelübde der Frommheit. Sie waren nicht gläubig in Unterordnung. Sie hatten die Gläubigkeit derer, die sich selbst wie Weihwasser an die Welt versprengen.

In zwei Worte konnten Sie ein melancholisches Gesicht hämmern. Ergreifend nackt liegen Sie vor mir, wenn Sie das »Brave Abendrot« wie einen Sanitätsrat behandeln.

Ich sehe Sie, den grauen Felsenkopf blutig geritzt vom Gesehenen, ungeheuer fremd und hilflos wie ein Kind sterbend zwischen Soldatengeschlachte und Körperelend, Sie, der Dichter der Sinnlosigkeit, erschlagen von dem Weltunsinn selbst. Ihr Tod ist eine groteske Gebärde auf dem Hintergrund des gigantischsten Körpertriumphes im Knäuel eines Kampfes, der doch ums Fressen geht, Ihr Tod, irgendwie groß, widerspruchsvoll und zum Davonlaufen schmerzlich — wie ein Lichtensteinsches Gedicht. Ihr Tod wie Ihre Verse: zum Lachen, zum Brüllen, zum Weinen.

Empfangen Sie meinen letzten Brief.

Immer

Ihr *Alfred Lemm.*

Datterich.

Alfred Kerr für seinen blutvollen Instinkt in Sachen E. E. N.

Kann etwas leichter sein, als mittags, das Gesicht gegen den Himmel schwebend, zu liegen. Zwischen Himmel und Gesicht hängt das Glasdach eines Ateliers. Kann etwas leichter sein, als daß Märzgewitter klingend darüberspielen, Hagel auf dem Dach sich zerhaut, der aus dem Imaginären kommt und mit einem Mal ganz nahe wie ein Tier in wütendem Bündel gegen das Gesicht stürzt. Aber das Glas schwebt ihm entgegen, leicht und glänzend, und das Eis zerknackt sich an ihm mit klirrendem Anprall. Es lautet, als beiße der Hagel sich toll die Zähne aus und unser Gesicht liegt lächelnd darunter. Gewitterschläge schwingen und stehen überall in der Luft. Regenbogen laufen über das Kristall des Ateliers, einer Blase von Glas gegen die süße Wut der Gewitter aufgebeult und mit einem Male dann wieder lichter Ballon und breiter Schmetterling in seidiger Sonne schwimmend, von strahlendem Himmel gehalten. O Leben unserer beiden jungen Dichter, das diesen Tagen glich wie ein Tanz einem andern und jeder kurze Rausch den ungeheuren Räuschen dieses Seins. Georg Büchner, erster und liebster der Darmstädter Dichter, dessen Kunst ein zuckendes Tremolo von Faust-

schlägen war über einem schlanken Stück Jugend und der aus der fabelhaften Explosion seines vierundzwanzigsten Jahres wie ein metaphysisches Projektil in rasende Unendlichkeiten geschleudert wurde. Und dann, Genosse seiner Stadt und Zeit, trunkener Bruder seines maßlosen Suchens, stiller und seßhafter Mensch, Ernst Elias, Hauslehrer und Theologe, immer gefüllte nie zerplatzende Petarde im sonntäglichen Raum der kleinen Stadt, aber immer geschwellt und ewige Drohung, auf einem schmalen gezäunten Steg Leben lavierend, manchmal von Räuschen überschaukelt, taumelnd durch Wein und Bürgertum, und im achtundzwanzigsten Jahre sanft hinausgehoben über die breite Dürftigkeit des Lebens, das mit groteskem Schweigen und wahnsinniger Komik gefüllt war bis zum obersten Rand. In Darmstadt heißen sie solche, die mit neidisch-verkrampften Fingern gierig und bebend nach dem Glas haschen, eh es noch die Tischkante berührt, deren Hände tanzen den ganzen Tag vor zitternder Sehnsucht und die sich erst beruhigen im Griff des Römers, solcher Leute Zustand heißen sie Datterich. Ernst Elias Niebergall hat seine verschwiegene Tragik, seinen unheimlichen Humor, in ein Stück hineingeschrieben, dessen Mittelpunkt, Helden und Partikulier er Datterich nannte. So heißt auch das Stück ‹Inselbücherei›, das zu herrlich war, als daß man es über hundert Jahre hätte vergessen können. Es kann sein, daß man das Stück sieht fünfmal, fünfmal in vier Wochen, es kann sein, daß das Falsett begeisterungsfähiger Weiber in Lerchentönen schluchzt, das Herz muß folgen, denselben Takt, denselben Takt.

Hier schwankt das bürgerliche Leben in jeder Breite voll Tollheit, Dürre, klebend, saftig wundervoll in allen Gängen bewegt gleich einem rasch durchhauenen Ameisenbau in der Vielheit der Gestalten hin und her. Luft vom Anfang vorigen Jahrhunderts, dick und bleischwer, weht mit Figuren belebt, die taumeln. Niemand kennt mehr diese Butzenscheiben und guten Stuben und blankgefegten Dielen der Kneipen, die das Geschehen der Dinge, diese Menschen einschließen. Überall hier kämpfen Außenseiter des Bürgerlichen den uralten Kampf ihrer ewigen Legion gegen die starre Barrikade der kleinen Stadt. Typen, Typen, Typen ... es ist unsäglich, es ist berauschend, Saft, Blut, aufspritzende Kraft, trunkenstes Sein ... das Leben ist zu rund, ist zu massiv, als daß es töten könnte. Wie Geigenstriche rennen die Streiche der Kneipenhocker über die biedere Physiognomie der Stadt. Ihre Sprache hat eine Gedrängtheit von lapidarem Humor, ihre Geste hat das Groteske des Tragischen, ihre Hose die Seßhaftigkeit der langen Nächte und des gering gebliebenen Horizonts. Aber in der nichts Weites und Glühendes gewohnten dürftigen Enge ihrer Seelen und Gesichte heult mit dunkler Ewigkeit die klingende Fronde. In ihren Herzen vagabundiert die Endlosigkeit der Welt, während sie skaten und saufen. Ihre Lüge ist Geistigkeit, ihre Kehlen, die strotzend voll Musik liegen wie die Bäuche der Baßgeigen, legen jedes Wort hin wie einen Stein, so fest, und fassen alle Sachen ihres gewöhnlichen Lebens in Worte von ungewöhnlichster Gewalt. All ihre Anstrengungen scheinen nur Kämpfe gegen Kellnerinnen, Schuster, Vorstöße gegen Beamte, Metzger, Barone, aber im tieferen Grunde ist es gegen die unerhört schöne Borniertheit des schlechthin Bürgerlichen der Anprall der fabelhaft heißen Welle der Phantasie. Zwischen den großen Fugen liegen die kleinen Entreakte von Liebes-

lauten gelispelter Derbheit, Duelle der Drechsler, Politik im Mikrokosmos des Weindorfs, nächtliche Parke und Philomelen, von bourgoisen Blicken gestreichelt, bourgoisen Rahmen eingeordnet und doch in einem tollen Wirbel darüberhinaus sich hängend wie schwere Goldreinettes über Landschaftswegen. Manchmal aber stürzt alles in einen bachantischen Strudel des Geschehens, der Rede, der mitlebenden Szene. Worte fallen, platzen. Gesten explodieren, die gefesselte Seele des Stücks entzündet sich über die Enge des spießerischen Raumes hinaus, brennt immanent dem Milieu, strahlt von innen, glüht, johlt, die Szene biegt sich wie unter dem Gestampf eines schweißig ringenden Paares, die Bühne birst vor der Kraft und steht am Ende dampfend da und erledigt von der Wucht des Gewesenen.

Durch den unermeßlichen Strudel in Emotion gebrachter und glühender bürgerlicher Weltatome aber schwingt sich wie ein Sommermond schön, tragisch, toll und hundsföttisch die Figur des Datterich. Er hält gleich einer überlegen parodierenden Gerechtigkeit die sechs Bilder des Stücks in seinen Händen, doch sie werden seinem Gleichgewicht zu schwer und ziehen ihn nach der Seite und lassen ihn eine Weile in hellen Zirkusrädern hinrollen, bis er in einer Minute neuer Balance in eine große Pose zurückfällt. Am Ende schlägt sich das Stück mit allen Agierenden in einem bunten und prachtvollen Rad noch einmal vor ihm auf und er hält Abrechnung mit der Welt, den Kopf in den Nacken gelegt, die Hand leis bewegt von oben nach unten. Er ist überlegen in allem Angeborenen und vom Blut Bedingten, himmlischer Gegenpol des Städtischen, Verschwisterten, Engzusammengebauten, siegreich, glänzend, allein. Kurz darauf aber jagt ihn am letzten Horizont des Stücks die harte Realität eines Fußtritts aus der Bahn. So schwenkt auch hier in einer höheren Bedeutung der tolle Kreislauf des Lebens den Helden in einer entzückenden Miniatur aus dem Hochgefühl in die Beschämung, denn es ist gut und recht so, daß ein Wechsel sei.

Datterich ist alles, was das Leben schön macht: er ist Romantik, ist geistvoll, ein Schwein, verkommen, voll boshafter Lyrik und pragmatischen Sentiments, Filou, brennend vor Unternehmen, ein Hund, voll Ehre bis unter den Fingernagel, ohne Geld und das Leben wie auf einem Carrussel mitfahrend, auf dem Gelage, Wind und Abenteuer ist. Seine Gestalt erscheint komisch und heldisch aber unethisch am Ende, weil sie alles hat, nur nicht das letzte und trübste Requisit des Nichts-Als-Bürgerlichen: Güte aus Sentimentalität. Durch das Transparent von Spießigkeit und feineren Weinen ist er ein Fenster auf die tragische Narrheit des Lebens, das leichter und klüger scheint wie das der Buffons des Briten und vor allem — viel zu massiv, als daß es töten könnte.

Schneidet man ein Filet von gutem Ochsen, rasch auf heißestem Rost gebraten, blank auf, läuft der Fleischsaft hellrot heraus. Das ist die Sprache des Stücks, Dialekt, Darmstädtischer, stumpfer, modulationsloser wie der des Elsaß, mehr in allen Kapriolen der A und O aufsteigend und fallend, nicht schillernd, unmusikalisch, aber schwielig und breit und ungeheuer spießisch, derbblutig doch ohne Elan. Und wie das klingt ... und drüber hinaus, wie die Drähte laufen vom Lokalen zum letzten Seelischen und vom Dialekthaften plötzlich ins bitter Schmerzende und um alles schließlich Funken der großen Fahrt aufsprühen in der rasenden Bewegtheit, der latenten

Seinsrealität in allem Fließenden . . . wie die Sätze jagen, Schlag um Schlag, Schläuche gefüllt mit Drastik, Urtum, Bauernhaftigkeit und derbem Leben . . . wie das Ganze so muskelhaft ist, daß es die besten Spieler unserer Zeit mit den redlichsten Darstellungen nicht verhunzen können — — — man muß das sehen, es ist mit der verzweiflungsvollsten Wucht noch immer nicht zu sagen.

Daß das Stück Lokalposse heißt, ist eine Bescheidenheit, die sich nach sechs Sätzen von selbst auffrißt. Denn hebt man das kriwwelnde Gehäuse tiefsten Bürgertums unter eine rasche Lupe, stürzt in einem jähen Aufrauschen die Welt mit größtem Geschehen unter das Glas und mit einer schreckhaften Blässe erkennen wir keine Gebundenheit mehr an Zeit, Ort und Sprache, sondern alles Zierliche und Kleine hängt mit einem Male in ungeheueren Dimensionen mit gewaltigen Mäulern schlukkend und saufend an den breiten Mutterbrüsten der obersten Welt.

Ernst Elias N. wurde geboren Achtzehnhundertfünfzehn ‹Säkular!› und starb mit achtundzwanzig Jahren. Neben anderem liebte er Wein.

Kann etwas leichter sein, als an Dichter denkend, mittags, das Gesicht gegen den Himmel schwebend, zu liegen. Zwischen Himmel und Gesicht hängt das Glasdach eines Ateliers. Märzgewitter stehen wie wilde Hummeln über dem seidigen Blau im Horizont. *Kasimir Edschmid.*

Berliner Kunstausstellungen.

Das schöne Bild entsteht als ein Wunder, abseits von aller Erfahrung, von aller Schulung und Belehrung. Die Herrlichkeiten von »Kinderzeichnungen« beweisen es. Niemals hat H. T. einen Brand gesehen, aber er malt ein Feuer — — — elementar gewaltig. Er hat nie etwas vom »Kreislauf des Lebens« auch nur gehört, aber er gestaltet ihn: der Hirsch geht stolz durch den Wald, die Bäume strahlen die Äste aus und die Sonnenstrahlen fahren ihnen entgegen. Ein Regenbogen wölbt sich über dem Wald, mit dem einen Schenkel steht er über einem Flusse, aus dem ein dunkler Riesenfisch sehnsüchtig in sein buntes Rund steigen möchte. Ein Reh trinkt lieblich aus dem Wasser. Der Boden des Waldes ist durchsichtig: man sieht alle Wurzeln und Fasern unter der Erde. Man sieht die Häschen und Käfer am Boden, und außerhalb des Regenbogens, hoch in der Luft, dem großen dunklen Fisch weit ab, schmettert ein Vogel auf dem Baume ein helles reines Lied.

Ein Wunder. Aber das Wunder besteht nicht darin, daß der Schöpfer ein Junge von 8 Jahren ist. Das Alter spielt in der Kunst gar keine Rolle. Das Wunder ist nur das allgemeine Wunder aller Kunst. Vielleicht wäre es noch größer, wenn der Schöpfer dieser Bilder 30 oder 40 wäre. Der Begriff der »Kinderzeichnung« ist im Grunde genommen außerkünstlerisch. Sobald die Kinderzeichnung künstlerisch ist, wird das Alter ihres Schöpfers ein äußerlicher Nebenumstand, nicht wichtiger als Raffaels Haarfarbe oder Dürers tägliche Ausgaben auf der Niederländischen Reise. Selbstverständlich sind diese wahrhaft künstlerischen Zeichnungen unter den Kinderzeichnungen genau so selten wie die künstlerischen Schöpfungen in der Produktion der 30 jährigen.

*

Der beste Beweis dafür ist die interessante Ausstellung »Krieg und Schule« in der alten akademischen Hochschule für Musik. Hier sind aus allen Klassen aller

Schultypen des Reiches Schülerzeichnungen, -aquarelle und -klebearbeiten zusammengetragen, die — was zunächst gleichgültig ist — sämtlich den Krieg zum Gegenstand haben. Es sind viele Hunderte von Kindern, aber es ist, soweit ich das Riesenmaterial durcharbeiten konnte, nur ein Künstler unter ihnen: der Schüler E. S. aus der dritten Klasse der 9. Berliner Gemeindeschule. Eine ausgesprochen zeichnerische Begabung. Wie er in großen Formaten die Striche ruhig und logisch zusammenschließt ist vollkommenster Stil der Bleistiftarbeit. Das wäre schon viel, aber noch nicht Kunst. Zu den Wundern der Kunst gehört es, wie dieser Stil der klaren Parallelstriche in seiner Diszipliniertheit und geradezu automatischen Sicherheit der erschütternde Ausdruck wird für die mechanische Unerbittlichkeit des Krieges. Dieser prachtvolle Zeichner stellt seine Soldaten mit Vorliebe in trockenen Parallelismen auf und Parallelismen sind die winkligen Bewegungen ihrer Gelenke, wenn sie stürmen, nach Fliegern feuern, marschieren und fallen. Von allen Darstellungen des Krieges, die ich sah, sind diese Zeichnungen die wahrsten und die packendsten. Das ist der Krieg!

Ich möchte den Herren Schlachtenmalern aus der Akademie, die an Ort und Stelle arbeiteten, das Studium dieser Zeichnungen empfehlen, das Studium der Arbeiten eines Jungen, der in seinem Leben kaum mehr gesehen haben dürfte, als die Parade auf dem Tempelhofer Felde. Was haben dagegen die Herren Professoren Dettmann, Rhein, Fabian, Vogel nicht alles mitgemacht! Überall ist Herr Dettmann dabei gewesen, dort, wo die Pläne geschmiedet werden und dort, wo die Menschen zerrissen wurden, und doch ist vom Krieg in ihnen nicht eine Spur. Wenn man einen Beweis braucht, daß Kunst von der Vision lebt, nicht von der Kenntnisnahme sichtbaren Materiales, daß Kunst ein Wunder ist und nicht ein Trick, so liegt er hier bereit.

*

Die anderen Arbeiten der Schulausstellung sind zum überwiegenden Teil Zeichenlehrerprodukte. Als Symbol hängen am Ehrenplatze einige tatsächlich zunächst verblüffende Exempel dieser Spezies, die sozusagen die Renommierstücke sind und auch schon der Ehre der Abbildung in »Kunst und Künstler« teilhaftig wurden. Sie gehören allerdings mit Notwendigkeit in jene Zeitschrift, weil sie ‹scheinbar› ein Triumph des Impressionismus sind. Man sieht sehr deutlich aus dem gesamten Material der Ausstellung, daß die jetzige Generation der Zeichenlehrer »impressionistisch« ist. Dieser Stil ist jetzt also schul- und stubenrein geworden. Verwunderlich ist das nicht. Der Impressionismus ist auf den Reiz von Zufälligkeiten gestellt — also auf das gerade Gegenteil alles dessen, was die ursprüngliche Kinderzeichnung so anziehend macht — und so muß den Ehrgeiz strebsamer Zeichenlehrer die Möglichkeit wecken, mit grauem Tonpapier, mit gehöhtem Weiß und mit einigen gangbaren Naturalismen »raffiniert« malerische Blätter zu erzielen, die leider — als Seifenblasen verpuffen. Gestaltet und empfunden ist in ihnen wenig oder nichts. Ihre malerische Haltung ist überhaupt keine Leistung, sondern Schein von einem Schein. Der alte Zeichenunterricht, den wir noch hatten, nach Gyps, akademisch zopfig, trostlos hausbacken, war gewiß nichts Gutes, aber er ist wesentlich sympathischer als dieser Schul-Impressionismus, der noch dazu von aller Pädagogik erheblich weit entfernt ist.

* * *

Wie aber soll der Zeichenunterricht sein? Er ist am übelsten, wenn er im Sinne hat, Künstler zu verfertigen. An der trostlosen Begriffsverwirrung, die Dinge wie Geschicklichkeit, Richtigkeit, Schönheit, Natur und Natürlichkeit und Kunst ewig durcheinandervoltigiert, ist der Zeichenunterricht zu einem sehr großen Teil mitschuldig. Die durchschnittliche Kinderzeichnung eines noch nicht Eingeschulten — in der Ausstellung nur durch ⟨zum Teil sehr schöne⟩ Arbeiten aus Kindergärten vertreten ⟨Pestalozzi-Fröbel-Haus⟩ — ist mehr wert als der ganze Zeichenunterrricht. Sie ist in sehr vielen Fällen natürlich, liebenswürdig, bei aller Typik auch erfinderisch und lebendig und nicht selten von einem prächtigen Instinkt für gewisse elementare Forderungen der Schönheit ⟨wie Füllung der Fläche, Aufteilung, Farbwahl⟩. Jedenfalls ist sie niemals Kitsch. Mit diesem Begriff werden die Kinder erst durch den Zeichenunterricht vertraut gemacht — und, da der Zeichenunterricht sehr lange dauert, sehr gründlich vertraut gemacht.

Und Vorteile des Zeichenunterrichts? Ich wüßte keine. Besser wäre es, die Jungens zu lehren mit Zirkel, Reißbrett und Lineal vernünftig umzugehen, und auf den höheren Lehranstalten, in den Lyzeen, könnte mit größerem Vorteil das Photographieren gelehrt werden.

*

Die erwähnten Renommierstücke der Schulausstellung führen den Impressionismus ad absurdum. Wodurch unterscheiden sich diese Blätter mit Wasser, Bäumen und Uniformen, Wolken und Häusern von jenen Bildern eines Hübner, Kardorff, Rhein, die Jahr für Jahr in den offiziellen Kunstausstellungen hängen? Sie sind noch nicht ganz so sicher, aber es steht absolut nichts dem im Wege, daß sie es mit den Jahren werden. Diese Tertianer und Quartaner des Fichte-Gymnasiums können alle guten Mutes die Akademie besuchen, und wenn sie es nicht an Ausdauer und an Überwindung der Langweile fehlen lassen, können sie alle, ausnahmslos, den Villa Romana-Preis gewinnen.

Welchen ungeheuren Respekt muß man da nicht bekommen vor den Zeichenlehrern dieser jungen »Sezessionisten«! Zwei dieser Lehrer stellen gerade bei Gurlitt aus: Liebermann und Corinth. ⟨Zweite Ausstellung der verdienstlichen »Kriegshilfe«.⟩ Es wäre nicht nötig, von dieser Ausstellung meist bekannter Bilder hier zu sprechen, wenn sie nicht mit ihren umfangreichen Kollektionen beider Maler deutlicher als die Jahresausstellungen den Beweis lieferte, um wieviel besser Corinth als Maler ist denn Liebermann. Liebermanns Bilder geben die Anatomie eines Gehirnes, das den Strom flieht, aber sich festsaugt an allem, was »gestückelt« ist, seien es Gärten mit regelrechten Beeten, Tennisplätze mit der Aufteilung der Netze, regelmäßige Reihen von Bäumen, alte Männer, die vegetierend in sich versunken sind, Arbeiter, die in stummer Tätigkeit nicht rechts oder links blicken oder sei es schließlich das Holland mit den Einschnitten seiner Alleen und Kanäle. Niemals reichen sich auf Liebermanns Bildern die Menschen und die Dinge die Hände. Entweder wird ein Einzelnes vor einer Wand isoliert ⟨Reiter am Strande als Beispiel⟩ oder es werden starre Einzelwesen aneinander gereiht. Abgrenzen und Einteilen — das ist die elementare Zwangsläufigkeit dieses Geistes.

*

Der »Sturm« hat uns nun in drei Ausstellungen mit der Kunst der holländischen Malerin Jacoba van Heemskerck be-

kannt gemacht. Im »Herbstsalon« des Jahres 1913 war Jacoba van Heemskerck mit einigen unauffälligen, aber im geheimen sehr lebendigen und schönen Bildern vertreten. Wir sahen dann neuere Arbeiten in der Dezember-Ausstellung desselben Jahres. Die Zurückhaltung in der Farbe war gewichen, der Charakter der Bilder war entschiedener, mutiger geworden: das Temperament der Malerin begann sich zu öffnen. Mußte man nach jener Ausstellung auf die fernere Entwicklung der Heemskerck freudig gespannt sein, so bedeuten die letzten Arbeiten, jetzt wiederum im »Sturm« ausgestellt, dennoch eine Überraschung: so Prächtiges konnte man nicht erwarten! Die Ausstellung als Ganzes gibt das seltene Glück, das stolze und freie Aufgehen einer künstlerischen Natur erleben zu können. Der Mut überwand die fast schüchterne Zurückhaltung, und nun kommt zu dem Mute, der sich sein Recht verschaffte, der Jubel, frei und Herr der Welt zu sein. Die Farbe, bis dahin noch immer temperiert, hat alle Schalen abgeworfen und steht prangend, siegend da. Alle Dinge sehen glücklich aus, von jeder Kleinlichkeit befreit, in starken Konturen sicher ruhend. Sie atmen tief und scheinen sich zu umarmen.

Jacoba van Heemskerck hat für ihr Lebensgefühl ein schönes Symbol gefunden: die Insel, um die Segler in einem sicheren und ruhig stolzen Rhythmus fahren. Wie menschlich echt die Arbeiten der Künstlerin geblieben sind, beweist am besten die Tatsache, daß sie bei aller Bestimmtheit und bei aller Frische nicht im geringsten »Männlichkeit« erzwingen. Sie sind weder damenhaft noch unweiblich, was man leider nur von den Leistungen sehr weniger Künstlerinnen sagen kann.

In den Bildern und prächtigen Zeichnungen der Jacoba van Heemskerck ist Meeresluft, und eine Geistesverwandtschaft mit dem Normannen Fernand Léger.

Dr. Adolf Behne.

Die Politik der Dichter.

Wenn die Dichter den heutigen politischen Läuften fern bleiben, so scheint dies schon darum an der Politik und nicht an den Dichtern zu liegen, weil, dies ist nun genug beklagt worden, die Gesamtheit der Intellektuellen es nicht anders tut. Zwar ist am Charakter der Dichter meist nicht mehr viel zu verderben, aber sie haben irgendein Gefühl, sich vor Schmutz bewahren zu wollen, und stürzen sich, statt in die großen bürgerlichen Auseinandersetzungen, in Intrigen und »Literaturpolitik«, die mit der Politik zwar zusammenhängt, aber ein Gebiet kleiner und persönlicher Kämpfe ist. Dies zeigt einen politischen Trieb der Dichter, und es liegt eben in Deutschland so, daß gerade alle Geistigen, durch kein Klassenbewußtsein verbunden und durch Negation vereinzelt, sich der politischen Öffentlichkeit fernhalten. Unser Volk ist, trotz aller oft formulierten Wünsche, weit davon, politisiert zu sein, nicht einmal die ‹wirklich› Gebildeten sind es, nicht einmal, wie die Ereignisse jedes Tages erweisen, die Regierenden sind es.

Denn unter Politik ist im ersten, tiefen, umfassenden Sinne eine Energie, eine Dichtung, eine Gesinnung zu verstehen, dann erst ein Handeln und ein Beruf. Und in diesem Sinne sind die Dichter wahrhaft politisch. Wenn wir von der selbstsüchtigen Beziehungslosigkeit der ursprünglichen künstlerischen Kraft absehen, ist Wirkung die einzige soziale Bedeutung des Dichters, und der Wille zur Wirkung

seine stärkste Beziehung auf das Leben und zu den Lebenden. Die im Ursprung ganz zwecklose dichterische Äußerung hat in der Erscheinung den einzigen Zweck, zu wirken, zu bewegen, zu verführen, und noch das zarteste lyrische Gedicht des Esoterischen ist ein Stück unabsichtlicher Demagogie.

Und gar der Epiker und Dramatiker, an Zuständen, an Menschen und menschlichen Beziehungen leidenschaftlich interessiert, stößt fast überall an die »politischen Probleme«. Sehen wir doch auf die politischen Dichter: ich will nicht an Uhland und Herwegh erinnern, die liberale Männer, aber keine Politiker waren, nicht an Schenkendorf und seine Gleichen, die Patrioten, aber keine Politiker waren, nicht an Schiller, der politisch teilnahmsvoll, Politiker in eben der Art seines Dichtens war. Aber vielleicht hat der Politiker Björnson den Dichter, in dem er wohnte, erdrosselt, und wenn Ibsen eher Moralist als Politiker war, was für ein Politiker war dafür Strindberg! Ich erinnere daran, daß Hebbels im Grunde einziges Problem das einzige politische Grundproblem ist, daß die Hermannsschlacht und der Prinz von Homburg nicht nur patriotische, sondern auch sehr politische Dramen sind. Und wenn das eine große politische Drama des Deutschen — verständlich genug bei seiner politischen Schwerfälligkeit und Gleichgültigkeit — und vor allem seine große politische Komödie noch nicht geschrieben sind, so haben wir genug Dichtwerke der eigentlichen politischen Art und genügend Politik in jedem Dichter.

Es liegt zu zwei Dritteln an den Vorgängen und Verhältnissen, daß der Dichter in die Opposition gedrängt wird, und zum Drittel an seinem Wesen, daß er sich dort festsetzt. Er, der bei aller etwaiger Liebe zum allgemeinen Menschen ein gut Teil Verachtung gegen jeden einzelnen aus der Masse trägt, den Schmerz dazu verhärtet hat, seine Stellung außer allen Kreisen zu bejahen und stolz vor seiner Einsamkeit zu heucheln, er, der allein den Mut zu jeder Willkür kennt, tritt in die Reihen der Oppositionsbataillone und beginnt, ein resignierter Anarchist, das organisierte Volk anzubeten und das leer schallende Wort Demokratie für den Namen seines Ideals zu halten.

Er steht, lässiger als die andern, auf der Barrikade. Er hat sich am Rufe Revolution entzückt, und hebt, betrunken von den rauhen schwellenden Buchstaben, die rote Fahne in seiner ungewöhnten Faust — und nun hütet Euch, es kann geschehen, daß er, jäh ernüchtert oder gerade im Übermaß des Rausches, sich kehrt und den Genossen der Barrikade breit die Zunge herausbleckt, wenn er auch kaum auf sie schießen wird.

Denn er ist der Revolutionär in allen Lagern, der Unzufriedene mit allen Zuständen, glaubt an alle Ideale und hat zu allen Göttern gebetet. Wie der Tritt und Schwall der Massen seine Leidenschaft erregt, bewundert er die klare kalte Gewalt der Reaktion, und er, dem die Erscheinung gar zu teuer ist, oft wichtiger als der Sinn, trägt die Culotte des Marquis so gern und so gut wie die Haube des Jakobiners, die harte Geste Cäsars ist ihm so lieb wie die schwärmerische des Republikaners. Die Männer des Esprits haben gewiß die Revolution geschürt, vielleicht den Brand gelegt, aber Voltaire plauderte gern mit dem König, Rousseau schenkte Gräfinnen seine traurige Verehrung, und Beaumarchais wußte, wie sie alle, auf dem alten Vulkan lustig genug zu tanzen. Später vertrug Heine den Aristokratismus seines

Geistes gut mit dem sonderbaren St. Simonismus seiner letzten Jahre.

So war es und so ist es. Der Dichter liebt mit dem Auge das Seiende wie mit dem Geiste die Zukunft, und mit dem regsamen Trotze, was hinter der Zukunft sein wird. Und wenn ein Dichter sich Sozialist oder Sozialdemokrat nennt — freilich scheint die Zeit vorüber, da die Dichter sich, weil der Sozialismus gleich ihnen in der Opposition stand und der Kapitalismus ihnen als Feind gemeinsam war, für Sozialisten hielten — dann wird er doch beim Alkohol wenigstens bleiben.

Denn die Geschichte besteht aus einer Reihenfolge von Zuständen, und Bewegung und Geschehnis der Politik dienen ihr nur als Mittel, den neuen Zustand zu erreichen. Der Dichter, der immer Unruhige und in allen Zuständen Unzufriedne, ist der Politiker dieser Mittel, die er, das Ziel im Glücke des Erlebens bald vergessend, überschätzt. Der Bürger verlangt, daß das für ihn Gute, das Nützliche, geschieht, um im erreichten Zustande des Behagens wieder auszuruhen. Der Philosoph will das objektiv Gute, das Wahre, getan und erreicht wissen, um dann die in sich und um ihn kreisende Harmonie tätig anzuschaun. Bewahre uns Gott vor diesem Erreichen des geliebten Ideals, vor dem Tod im Absoluten, denkt der Dichter — denn er will vor allem, daß überhaupt etwas geschieht, um der Kraft in den Taten willen, und um der Seligkeit im Rausch der Vorgänge. Auch Schickeles Radikalismus ist mehr nach seinem Ursprunge aus der Leidenschaft des Dichters, als nach der Klarheit eines wirklichen Ziels orientiert, und betont sich um so mehr, als ihn hier und da Resignation trübt. Wie auch in Heinrich Manns politischen Aufrufen ein Pessimismus gärt, der sich gegen die Masse, da der Geist nicht realisierbar ist, mit gleicher kalter Wut wie heute gegen die Macht kehren würde.

Und nur darum hat Plato recht, die Dichter von der Ordnung des Staats zu verbannen, die er verblendet in die Hand der Philosophen spielen will, der Philosophen, die an der Lebendigkeit der Staaten schon genug verdarben. Hier kann der Dichter gegenwirken, der Staat kann ohne ihn nicht auskommen. Er braucht die treibende Unruhe im Getriebe, er sollte Revolutionäre anstellen, zweideutige, die verzweifelt gegen alle Seiten sich empören. Dies ist die Politik des Dichters, nutzt ihn und hütet Euch vor ihm, dem Ferment jedes Gemeinwesens, dem Ruin jedes Parlaments. *Rudolf Leonhard.*

Nachwort des Herausgebers.

Rudolf Leonhard liegt in einem Lazarett, wo er die langen Stunden zur Sammlung benützt. Er hat alte Manuskripte durchgesehen, eins davon schien ihm, obwohl lange vor dem Krieg geschrieben, in erhöhtem Maße zeitgemäß: dieses . . Darf ich dazu sagen, daß ich mir von einer Beteiligung der Künstler, wie aller andern »Intellektuellen«, an der Politik nur etwas verspreche, wenn sie sich im politischen Leben ebenso disziplinieren, wie jeder andre? Sie brauchen sich keiner Partei zu »verschreiben«. Aber solange Parteien über den Apparat der Willensermittlung ⟨oder Willensbestimmung⟩ verfügen, die man Wahlen nennt, Wahlen aber über die Gestaltung der Politik entscheiden, solange braucht der Geist die Partei mindestens ebenso sehr, wie die Partei ihn. Der Gedanke, aus den Dichtern, aus den »Intellektuellen« eine neue Partei von Dilettanten und Gespenstern zu machen, den könnte nur ein größenwahnsinniger Literat aus-

hecken, der vom Mechanismus des politischen Lebens keine Ahnung hätte. Das Ergebnis wäre immer wieder das bekannte Redekränzchen. Vielmehr gilt es, sehr bescheiden in Reih und Glied zu treten, ein Stück Arbeit zu übernehmen und es nach besten Kräften auszuführen. Der Adler des Zeus selber muß sich, auf diesem Gebiet, in eine Gans verwandeln — nicht, damit nun etwa alle Gänse sich für Adler halten, sondern damit die dummen Widerstände gegen die Entwicklungstendenz vom Gänsischen zum Adlerhaften in der Kraft der glänzenden Vorkämpfer dahinschmelzen.

Mögen wir das Endziel auch nicht klar erkennen — offen gestanden: es bekümmert mich wenig, daß ich ein Ideal nicht in die präzise Form einer Gesetzvorlage verwandeln kann — zwischen dem Horizont, wo wir es vermuten, und uns, die wir hier stehen, liegt ein Weg, zu dessen Bewältigung die Anstrengungen von drei, vier oder zehn Generationen vielleicht nicht genügen. Schwärmt, deklamiert in den Horizont, spiegelt Euch sogar, meinetwegen, im »Geist«, mit einer zynischen Vertraulichkeit, wie in Eueren selbstverfaßten Waschzetteln, aber, wenn Ihr schon den Geist marschieren lassen wollt, so beginnt doch, bitte, damit, daß Ihr Euch selbst in Bewegung setzt. Schwätzt nicht, handelt — und wäre Euer Handeln auch etwas, was jeder Parteisekretär ebenso gut verrichtete: Eure Arbeit füllt eine Lücke, oder sie ist besser, wärmer, beredter, geduldiger, als die des Berufsmäßigen — und daran allein möge man in der Politik den Dichter, den Intektuellen erkennen.

Anders verhält es sich mit starken Individuen, die neben den Parteien, außerhalb der politischen Tages- und Jahresarbeit, als »Einpeitscher« wirken. Ihrer können nie genug sein, der Freischärler des Geistes, der unerbittlichen Ausrufer ihres Ideals, der Schlangenbeschwörer und Geheimpolizisten im Dienste der Menschlichkeit. Aber sie sind selten, und wenn Schwächlinge ihre Rolle übernehmen, wirkt sie teils komisch, teils ekelerregend. Deshalb solle man diese Rolle nicht propagieren, umsomehr aber den Parteigänger, der dem Geiste dient mit seiner Hände Werk und seinem geduldigen Herzen, eine kluge Stirn in der Masse, ein heller Rhythmus im dumpfen Marsch der vielen.

R. S.

Ein neuer Bildhauer: Gustinus Ambrosi.

Der Bildhauer Gustinus Ambrosi, trotz seiner zweiundzwanzig Jahre Schöpfer hunderter von Skulpturen: Bildnissen, Ideen, Visionen, Dichter bedeutender und schöner Verse, ist wohl die genialischeste künstlerische Kraft und Erscheinung der neuen Generation in Österreich. Sein Wille, zu schaffen: Dauerndes, Überlebendes, Werke, gründet auf dem Besitztum eines gemeisterten Handwerks, aber er geht hervor aus einem hohen und einsamen Geiste. Dort die Kunst fortsetzend, wo Rodin von ihr abgelassen hatte, das Vorbild des Michelangelo immer vor der Seele, der fernen Erinnerung an Griechenland nie entrückt, zeigt er sich stets des Höchsten gedenk und gewillt.

Er sah einmal als Knabe einen Arbeiter von einem Baugerüst abstürzen und, auf dem Pflaster aufschlagend, das Genick brechen. Nach zwei Jahren schuf er den »Mann mit dem gebrochenen Genick« aus der Erinnerung hervor als das Primordium seines Werks. Diese Skulptur, an Rodins »L'homme au nez cassé« gemahnend und doch schon frei in der Sphäre eines neuen Geistes, weist die tiefe Beziehung zu Mi-

chelangelo im Grundgefühl auf. Beeinflussungen durch Rodin lassen sich in anderen frühen Arbeiten und namentlich in Skizzen leicht erkennen und feststellen. Aber indem er sich an Rodin zunächst anschloß, tat er nur den ersten Schritt, um sich von ihm zu sich selbst wieder zu entfernen.

Für das, was Ambrosi will und gibt, ist vor allem ein Moment der Beziehung kennzeichnend. Es kann von einer transszendentalen Plastik gesprochen werden, sowohl im einfachen, als auch im philosophischen Verstande des Worts. Die Beherrschung des Handwerklichen und Technischen ist das starke Fundament: in der Selbstverständlichkeit, darüber ganz zu gebieten, wendet er seine gesamte schöpferische Leidenschaft zur Hervorbringung von Wirkungen auf, die dieser einfachsten aller Künste unendlich fernab zu liegen scheinen. Das rein skulpturale Problem genügt ihm nicht, er sucht das allgemeine, das geistige, das bedeutende und zu deutende mit auszudrücken. Nicht der Natur noch einer fremden, vorbildlichen Kunst entspringt sein Werk, sondern der Idee, und es will auch wieder nur die Idee. In ihr erscheint es, weder allegorisch noch symbolisch, völlig konkret, doch den Betrachter zwingend, sie zu erkennen, im Gedanken mitschaffend Teil an ihr zu nehmen, sie innerlich fortzusetzen, zu erleben. Diese Welt ist eine philosophische, die geleistete Aufbietung von Kunst nur das Mittel zu ihrer Nachgestaltung. Der Sinn der Plastik, durch den Stoff, der ihn ausdrückt, sonst ein dem Gesetz der Schwere dienender, irdischer, erscheint hier ungeahnt gewandelt und erhöht.

Im Portrait zeigt sich diese Art besonders bedeutsam. Das Idealbildnis Nietzsches stellt wahrhaftig das Haupt des Übermenschen dar, wilde Felsnatur überschattet vom Geist, die Augen sind nicht gestaltet, aber der Blick, die Stirn herrscht vor, ein arbeitendes Werk, der Sturzbach des Schnurrbarts drückt zugleich die tiefe Bitterkeit und den Zorn des Mundes aus. Auch in der Büste Strindbergs lassen sich die Absichten erkennen, das Wesen dieses prometheischen Menschen, seinen Geist und sein Schicksal, durch die Betonung der einzelnen Gesichtspartieen: der Stirn, der Augen, der Wangen, des Haares, anzuahnen, wiederzuschaffen, ins Bild zu zwingen. — Bei den wirklichen Portraits erweist sich dieser Sinn als ein außerordentlich forschender, deutender, ja visionärer, seherischer. Die Treue wird der Erscheinung gewahrt und mancher geringe Zug mit Bedeutung verzeichnet, betont, gleichwohl ist stets versucht, die Beziehungen des Gesichts, Sinn und Geschick, Vergangenes und Abgründiges, Zeichen und Träume der Seele mit aufzuzeigen. Den Büsten der Dichter, Musiker, Philosophen und Schriftsteller war freilich eine solche Aufgabe schon durch den darzustellenden Menschen vorgeschrieben: dennoch ist in allen diesen Gesichtern die Idee der Persönlichkeit, der innere Charakter, die dunkle Seele lebendig. Der Kopf Richard Straußens gemahnt noch an den Nietzsches, der Franz Servaes', vortrefflich durchmodelliert, an die Strindbergbüste, Anton Wildgans, Rudolf Hans Bartsch, Franz Theodor Csokor blicken uns wie aus ihren Dichtungen an. Die allerbedeutendste Portraitbüste Ambrosis ist aber die Gerhart Hauptmanns, die dieses vertraute Antlitz nun in einem anderen Wesen zeigt: mächtig in die Vision eingebannt, mit aller innerer Kraft ihr zu folgen bemüht, Gewaltsamkeit verratend mit der riesigen Stirn, dem Mund, der tiefen Falte, den herabgezogenen Brauen, dem wildaufstehenden Haar. Der Kopf ist

geneigt, so daß die Stirn ganz vortritt, hoch und weit ausgewölbt, Zeichen des Schöpfertums und des Leidens. — Doch auch das Stille, Liebliche und Zarte ist diesem Bildhauer nicht fremd (Walter Pater sagt einmal, daß Michelangelo über das Liebliche nicht minder als über das Gewaltige geboten habe), er hat eine Anzahl wundervoller Kinderbildnisse geschaffen. Als eines der entzückendsten sei jenes kleine lächelnde steirische Bürgermädchen hervorgehoben, das dasteht, als ob es gerade der schelmischen Anrede eines Erwachsenen zuhörte, und dabei eine Hand auf den nackten Arm gelegt hat.

Dieses in seinem Grunde dichterische Element zeigt sich in den freien Kompositionen natürlich am kühnsten und reinsten. Als eine der frühesten Schöpfungen Ambrosis, noch von Rodin merklich abhängig, doch ganz gewaltig erschütternd, weist es der »Kain«, der sich in Reue über den Mord der Verzweiflung preisgibt, mit den gekrampften Fingern sein Haupt umpressend. Nur ein Dichter konnte den Gedanken finden, einen Zyklus steinerner Menschen zu schaffen: diese tastende Blinde, den faunischen Kopf des Krüppels, das jammernde Gesicht der »Bettlerin«. Das Übermaß des »Moses« ist wohl bewußt michelangelesk. Das Fragment »Ruhelose Seele« aus dem »Grabmal Kleists« hat, obgleich es auch nicht durchaus original wirkt, etwas von der Landschaft der Mark an sich: etwas von dem Erschütternd-Heroischen, das Kleists Geheimnis ausmacht, zugleich ein Sinnbild des Tragischen, des erhaben Untergehenden.

Die stärksten dieser, leider sämtlich nur Skizzen gebliebenen, Kompositionen sind eine »Erschaffung Adams« und ein »Stürzender Ikarus«, jene durch eine außerordentliche philosophische dieser durch eine außerordentliche bildhauerische Leistung hervorragend. Ikarus ist im Sturze dargestellt, er überschlägt sich in der Luft, der Leib fällt über, der Kopf ist eingebeugt, die Füße zerren die Schwere nach, der eine Arm, starr niedergreifend, sucht den Grund, der andere nach dem Gleichgewicht. Die Bewegung ist prachtvoll, ganz überzeugend, über alles Transitorische triumphierend. Selbst der Stein, der zur Stütze dienen soll, ist so geformt, daß das Stürmische und Sturzhafte zum Ausdruck kommt. Man vergißt, daß er es ist, der ja diese Bewegung erst ermöglicht, indem er der Figur den Sockel abgibt, der Luftzug scheint längs der Einhöhlung herabzusausen, gleich wird der Körper, sich noch mehrmals überschlagend, an ihm nieder in die Tiefe kollern. Das Gesetz der Schwerkraft, dem die Skulptur am unbedingtesten untersteht, ist zum erstenmal von Päonios mit der herrlichen schwebenden Nike überwunden worden. Hier erscheint es beinahe ausgeschaltet. Über die Standfestigkeit hinaus vermochte die Plastik nur eben noch den Flug anzudeuten: mit diesem Ikarus ist ihr zum erstenmal das Bild des Sturzes gelungen.

Die »Erschaffung Adams« ist das für Ambrosis Art und Weg bezeichnendste Werk. Die qualvolle Gestalt eines Mannes — die übrigens gleichfalls Rodinsche Lebenszeichen trägt — windet sich unter dem Zwang einer riesigen Faust, die aus der Luft auf sie herabstößt: der erste Mensch wird von Gott ins Dasein gestoßen. Mit Bewußtheit hat Ambrosi das biblische Motiv in ein philosophisches umgesetzt. Bei Michelangelo ist die biblische Erzählung treu wiedergegeben: der Augenblick des Übergangs von göttlichem in irdisches Leben ist seine ungeheure Vision, Rodins »Hand Gottes« ist eine Legende, Am-

brosis Schöpfung aber ist mehr als nur ein Bild und ein Traum: sie ist zugleich Rede, Anklage, tiefe Weisung. Gott schafft den Menschen, obwohl es seiner Allwissenheit nicht verborgen sein kann, daß er mit ihm auch das Elend gründet. — Ein Steinbild des Weltleids ist hier gesetzt.

Felix Braun.

Das Wiegenlied.

Es war um die neunte Abendstunde, als wir durch B. ritten. Der Mond thronte hoch in voller Glorie über den anderen Sternen. Längs einer aus unbehauenen Feldsteinen geschichteten Mauer gleißte das harte weiße Band eines Baches. Es war eine vollkommene Ruhe auf den Straßen, über den Gärten, deren schwarzes starres Geäst wie verschnörkelte Monogramme in das Dunkelblau der Nacht gestrichelt war.

Wir ritten zu vieren, aber der Hall der aufschlagenden Hufe tönte durch die herrische Einsamkeit wie verzehntfaches Geschmetter. Es war nicht unsere Absicht, in diesem Städtchen ein Quartier für die Nacht zu suchen, dennoch verspürten wir Lust nach einem friedevollen Umwärmtsein, wo man etwas plaudern konnte, eine Zigarre ruhig rauchen, ein paar Grüße an irgendwen daheim schreiben.

Wir spähten jetzt tiefer in die abgeblendeten Zeilen der Häuser. Es blinkte kein Fenster vom Erdgeschoß bis in den Giebel hinauf. Nicht der Schatten einer Katze huschte über den Weg. Man fühlte, wie die Straßen sich nach unserem Durchbruch wieder schlossen und wie ganz hinten zwei zusammengerückte Giebel eine einzige harte Wand bildeten.

An einem dieser sarghaften Tore zu klopfen dünkte uns grausam. Wie man in einem der breiten Chausseegräben am Ausgang der Stadt eine Stunde sich strecken könnte, die Arme, die wundgeriebenen Schenkel —: daran dachten wir nun schließlich alle. Denn die vollkommene Lautlosigkeit ringsum wirkte einschläfernd. Wenn nur ein Brunnen geplätschert hätte, oder eine Sternschnuppe aus dem perlenden Flor der Gestirne gerollt wäre. Vielleicht war es frevelhaft, in solchen Augenblicken den weißen zugvogelhaften Schwung der Schrapnelle herbeizuwünschen. Und wir taten es doch mit einer nervösen Verbissenheit.

Aber da lagen auf einmal die blonden Strähnen eines Lampenlichtes quer über den Weg. Und wir sahen in dem beinahe letzten Hause zwei Fenster zur ebenen Erde ganz hell.

Ich sprang von dem Pferd und klirrte schnurgerade auf das Tor zu. Klopfte ... Klopfte zum zweiten Male schon stärker. Und, ärgerlich schon, noch ein drittes Mal.

Nach einer Pause knarrte das Fenster, ging um Fingersbreite auf, und eine hustenzerstörte Mannsstimme meldete sich auf wallonisch: »Qu'est ci?«

Ich trat nahe heran und setzte dem Menschen, dessen halben Kopf ich nur sehen konnte, unser Vorhaben auseinander. Da wollte er das Fenster wieder schließen, ich hatte aber den Arm schon hineingeklemmt.

Miteins hörte man da drinnen das Geflüster von zwei Stimmen, die tiefe, brüchige des Alten und eine celloweiche Mädchenstimme.

Danach erschien der halbe Kopf wieder an dem Fenster und sagte, daß er jetzt aufmachen würde. Es klangen auch schon Schlüssel und das zweiflüglige Tor sprang auf.

Wir banden unsere Pferde an ein paar Haken, die da in der Wand des ungedielten Flures staken.

Die Tür zu der Stube stand auf, und das Licht schien uns grell entgegen.

Es war niemand in dem Zimmer. Ein eiserner Ofen glühte furchtbar, und oben auf der Platte sang ein berußter Teekessel.

Der Mann, den wir uns jetzt näher betrachteten, war bartlos, mit einer starken Adlernase und ergrautem Haupthaar. Er hieß uns an den Tisch setzen und stellte sich selbst mit dem Rücken an eine Tür, die in ein zweites Zimmer mündete.

Gleich beim Eintritt war uns ein eigentümlicher Geruch entgegengeschlagen, der an die betäubende Luft überfüllter Spitale erinnerte. Die Hitze verstärkte diesen Eindruck noch.

Dem Alten, der die Tür mit dem Rücken krampfhaft deckte, war unser spähendes Herumschauen sichtlich unangenehm und aufreizend, und er erzählte ganz unbefragt, daß hier ein paar Tage lang Schwerverwundete gelegen hätten.

Auf seiner Stirn stand deutlich gegrellt, daß er gelogen hatte. Das beunruhigte uns, machte uns mißtrauisch. Wir standen jetzt auf und suchten da und dort in den Ecken, hinter den Möbeln, unter dem Tisch, deckten den Ofen auf.

Plötzlich hörten wir ein Rascheln nebenan, wie wenn ein schwerer Gegenstand über die Erde geschleift würde. Einer von uns ersuchte den Alten, die Tür freizugeben. Er sträubte sich, überschüttete uns mit Flüchen und bekam einen Tobsuchtsanfall. Zwei mußten ihn halten. Wir zogen die Pistolen.

Noch ehe wir aber die Tür öffneten, stand da im Türrahmen ein Mädchen in einem lang herabfallendem weißen Gewand und aufgelöstem Haar. Jeder Zug in ihrem Gesicht war Stein. Und sie hob die Hand und winkte uns, zu folgen. Schlafwandlerisch.

Der Raum, den wir nun betraten, war etwas kleiner als der vordere. Zwei Kerzen brannten in einem silbernen Leuchter und der Schein schmiegte sich über ein weißes nierdiges Bett, das in der Ecke stand.

Der Geruch, den wir vorn verspürt hatten, mußte von hier ausgegangen sein, denn es war fast unmöglich, tief Atem zu holen. Und die Luft hinter dem Licht leuchtete tief wie alter Honig.

Wir traten langsam an das Lager. Und da lag ein junger wachsgelber Mann und atmete nicht mehr. Um die Stirn war ihm ein Leinwandstreifen gebunden, der rot durchblutet war. Auf dem Stuhl neben dem Bett häuften sich die versengten, schmutzigen fast faulen Fetzen einer belgischen Korporalsuniform.

Wir entblößten unsere Häupter, und das Mädchen stand am Kopfende des Totenbettes und bohrte ihre Augen tief und unbeweglich in das Gesicht des Entschlafenen wie unter den Kräftekreisen einer Hypnose.

Wir gingen auf Zehenspitzen aus dem Zimmer. Und draußen gestand uns der Alte mit einem grausam gekrümmten Lächeln, daß der Sohn hier schon vier Tage tot läge.

Drinnen sang eintönig die Stimme des Mädchens ein Wiegenlied. Unsere Gehirne zogen alle Instinkte des Grauens und alle Ströme des Herzens an sich.

Und wir ritten die ganze Nacht hindurch mit tief in die Mähnenhaare gesenkten Gesichtern.

Paul Zech.

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 322 735 604